Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08176105 2

Digitized by Google

Digitized by Google

Grenzboten
*DF

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

56. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1897

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
324096A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1897. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen und Marine

Der Personenwechsel in den Reichsämtern. S. 1.
Zur Polenfrage. Von Georg Schiele. S. 7.
Statistisches zur Lage der Landwirtschaft. S. 33.
Das ungeschriebne Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs. Von E. Kempin. S. 54.
Freiwillige Sammlungen bei der Post. S. 84.
Zu den diesjährigen Kaisermanövern. S. 97.
Neue Beweise für den landwirtschaftlichen Notstand. S. 145.
Die belgische Frage. Von Harald Arjuna. S. 193.
Die Alten und die Jungen in der Flottenfrage. Von G. Wislicenus. S. 241.
Ein Grundübel in der Strafrechtspflege. Von einem Gefängnisbeamten. S. 249.
Zur Beförderung und Verabschiedung der Offiziere. S. 290.
Der Kern der Apothekerreformbewegung. S. 303.
Miquel und Bennigsen. S. 337.
Reserve- und Landwehroffiziere. S. 346. Vgl. S. 619.
Aus unsrer Ostmark. S. 390. 439.
Evangelisch-sozial. S. 434.
Die Reichsdeutschen und die Deutsch-Österreicher. S. 481.
Rente und Rohertrag. S. 486.
Einiges von der deutschen Rechtseinheit. Von O. Hagen. S. 403. 543.
Das politische Papsttum. S. 529.
Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzers. Von Hans Glagau. S. 534.
Zu dem Streit über die preußische Staatseisenbahnverwaltung. S. 559.
Der Zusammenschluß der kontinentalen Mächte. S. 577.
Die Hochwassergefahr und ihre Bekämpfung. Von Ernst Kirchberg. S. 594.

Litteratur und Kunst

Platens Tagebücher. S. 71.
Dichter und Kritiker. S. 133.
Ästhetisches. S. 174.
Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen. S. 211.
Jeremias Gotthelf. Von A. Bartels. S. 268. 317. 409. 502.
Karl Otfried Müller. Von K. Wernicke. S. 369.
Jakob Burckhardt. S. 385.
Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897. 1. Berlin. S. 417.
Moderne Novellen. S. 464.
Idealismus und Akademismus. S. 552.
Der dramatische Konflikt. S. 613.

Verschiednes

Vererbung. S. 15. 59. 122.
Zur Psychologie der Tierspiele. S. 27.
Zum Heimatschutz. S. 49.
Lazzaroni. Von Max Stock. S. 106.
Religionsunterricht. S. 150. 201. 259.
Die Poesie des Sternenhimmels. Von A. Biese. S. 160.
Die Psychologie der Kinderstube. S. 220.
Volk und Jugend. Von W. Münch. S. 307. 354. 401. 457.
Vom Idealismus in der Wissenschaft. S. 511.
Die älteste Besiedlung Deutschlands. Von Otto Kaemmel. S. 605.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

In Verlegenheit. S. 39. — Ein Urteil über die Gymnasiallehrer. S. 41. — Drei Madonnen. S. 42. — Aus dem königstreuen Pommern. S. 88. — Zur Frauenfrage. S. 90. — Postkarten mit Ansicht. S. 141. — Reaktion in Sicht? S. 185. — Das italienische Heer und der Dreibund. S. 187. — Die Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz. S. 190. — Waadtland und Reichsland. S. 192. — Bureaukratismus. S. 192. — Agrarstatistisches aus Rußland. S. 227. — Der staatswissenschaftliche Universitätsunterricht. S. 231. — Vogel-Strauß-Politik. S. 278. — Zur wirtschaftlichen Erschließung Deutsch-Ostafrikas. S. 280. — Die Lehrerbesoldung an den höhern Schulen. S. 282. — Zur Frauenfrage. S. 284. — Taubenschießen. S. 287. — Giebt es ein Recht? S. 288. — Bei Wasser und Brot. S. 329. — Ein unvorhergesehenes Kartell. S. 379. — Berlepsch, Rottenburg und Genossen. S. 426. — Österreichisches. S. 429. — Zur Wassergesetzgebung. S. 431. — Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich. S. 472. — Gleichheitswahn. S. 474. — Das konservative Frankreich. S. 516. — Die Zionisten. S. 517. —

Digitized by Google

Zur Geschichte des Deutschtums in Nordamerika. S. 519. — Politische Partei und Berufsstand. S. 565. — Bevölkerungsvermehrung und Bevölkerungsverteilung in Deutschland. S. 568. — Die Eisenbahnunfälle. S. 571. — Das Autorrecht an Briefen S. 572. — Die Politik der Sammlung in England. S. 623. — Einiges von den „Nichts-als-Konsumenten. S. 627. — Ein Ausgleichsvorschlag zur Militärstrafprozeßordnung. S. 631. — Jakob Burckhardts litterarischer Nachlaß. S. 632.

Besprochne Bücher

Weismann, Das Keimplasma. — Aufsätze über Vererbung. S. 15. 59. 122.
K. Groos, Die Spiele der Tiere. S. 27.
Untersuchungen über die Lage des Handwerks. S. 44.
Die Tagebücher des Grafen August von Platen. S. 71.
H. Müller, Die schweizerischen Konsumgenossenschaften. S. 92.
J. Wernicke, System der nationalen Schutzpolitik. S. 93.
W. Ruland, Die Handelsbilanz. S. 95.
P. Model, Die großen Berliner Effektbauten. S. 96.
A. D. White, Neu-Deutschland. S. 96.
W. Arent, Deutscher Musenalmanach. S. 134.
E. Mouton, L'art d'écrire un livre. S. 139.
G. Waniek, Gottsched. S. 142.
A. Philippi, Die Kunst der Renaissance in Italien. S. 144.
K. H. von Stein, Vorlesungen über Ästhetik. S. 175.
O. Knille, Wollen und Können in der Malerei. S. 178.
W. Schäfer, Die zehn Gebote. S. 211.
A. Voegtlin, Das neue Gewissen. S. 212.
W. Raabe, Unsers Herrgotts Kanzlei. S. 215.
F. von Saar, Novellen aus Österreich. S. 216.
S. Bauditz, Wildmoorprinzeß. S. 217.
J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit. S. 222.
W. Sombart, Ideale der Sozialpolitik. S. 233.
K. M. Ehrmann, Wie wars, und was wird werden? S. 234.
W. Pastor, Wanderjahre. S. 234.
A. Seydel, Die humanitären Bestrebungen der Gegenwart. S. 234.
J. Pierstorff, Die Karl-Zeiß-Stiftung. S. 236.
J. C. Cree, Eine Kritik der Theorie der Gewerkvereine. S. 237.
W. Ph. Englert, Arbeitergeistliche. S. 238.
O. Ritschl, Nietzsches Welt- und Lebensanschauung. S. 238.
F. Tönnies, Der Nietzsche-Kultus. S. 238.
Reisehandbücher. S. 239.
K. Weinhold, Deutsche Frauen im Mittelalter. S. 332.
F. Tetzner, Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung. S. 332.
H. Dechent, Susanna von Klettenberg. S. 334.
F. Thalmayr, Goethe und das klassische Altertum. S. 334.
K. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen. S. 334.
Drach, Das Geheimnis vom rechten Steinmetzengrund. S. 382.
Lipperheidische Sammlung für Kostümwissenschaft. S. 383.
A. Holm, Köst und Kinnerbeer. S. 383.
J. Schiller, Shakespeare als Mensch und als Christ. S. 384.
H. Conrad, Shakespeares Selbstbekenntnisse. S. 384.
C. Flaischlen, Professor Hardtmut. S. 464.
K. Martens, Die gehetzten Seelen. S. 464.
C. Liebich, Im Abgrund. S. 465.
V. Chiavacci, Der Weltuntergang. S. 465.
S. Barazetti, Mammon. S. 466.
N. Krauß, Lene. S. 466.
G. von Ompteda, Maria de Caza. S. 467.
M. von Munkacsy, Erinnerungen aus der Kindheit. S. 470.
R. von Seydlitz, In Licht und Sonne. S. 471.
W. Krag, Der lustige Leutnant. S. 471.
K. Küchler, Von nordischen Gestaden. S. 472.
H. Welschinger, Le Roi de Rome. S. 478.
H. Schell, Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts. S. 479.
H. M. Larsen, Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum. S. 480.
P. Deussen, Jakob Böhme. S. 480.
A. Hagen. Eine Gedächtnisschrift. S. 513.
W. A. Fritsch, Geschichte des Deutschtums in Indiana. S. 520.
L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. S. 522.
K. Knortz, Individualität. S. 526.
E. Kraepelin, Zur Überbürdungsfrage. S. 526.
Th. Birt, 1797 und 1897. S. 527.
H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze. S. 527.
A. F. von Schack, Gesammelte Werke. S. 552.
H. von Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat. S. 575.
B. Rogge, Aus sieben Jahrzehnten S. 576.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 27

Ausgegeben am 8. Juli 1897

Inhalt: Seite

Der Personenwechsel in den Reichsämtern . . . 1
Zur Polenfrage. Von Georg Schiele 7
Vererbung 15
Statistisches zur Psychologie der Tierspiele . . . 27
Zur Lage der Landwirtschaft 33
Maßgebliches und Unmaßgebliches: In Verlegenheit — Ein Urteil über die Gymnasiallehrer — Drei Madonnen 39
Litteratur 44

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Raude erbeten.

Soeben ist erschienen:

Wildmoorprinzeß

Roman

von

Julius Baudiß

übersetzt von

Mathilde Mann

Preis: schön gebunden 6 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

Der Personenwechsel in den Reichsämtern

Es ist ein Irrtum, den Personenwechsel in den Reichsämtern des Auswärtigen und des Innern als einen Sieg der preußischen Agrarier, der Reaktion, der „Bismarckschen Fronde“ zu bezeichnen und zu beklagen. Weder der Ersatz des Freiherrn von Marschall durch Herrn von Bülow, noch der des Herrn von Bötticher durch den Grafen Posadowski ist, mit ruhigem Blute betrachtet, so zu deuten. Man sollte den Agrariern nicht den Gefallen thun, ihren Jubel über den angeblichen Sieg für aufrichtig zu nehmen. Daß sie sich freuen, wenn Marschall und Bötticher gehen, das ist ihnen zu glauben; aber daß sie es wären, die den Kaiser dazu vermocht hätten, ist ebenso unwahr, wie daß sie sich unter den neuen Staatssekretären sicher fühlten, weil nun ihr Weizen blühte. Solcher Siegesjubel gehört einfach zu den erprobten Hilfsmitteln der Parteiagitation; es ist ganz vortrefflich für die Propaganda unter den Bauern und Kleinbürgern, wenn man ihnen sagt: Seht, nun haben wir doch den Kaiser eines bessern belehrt! Wir haben vor Herrn von Marschall die größte Achtung gewonnen und bedauern sein Scheiden aus dem Reichsdienst aufrichtig. Aber das hat seinen Grund doch, ehrlich gestanden, nicht in seiner Leistung als Leiter der auswärtigen Politik im eigentlichen Sinne. Was ihm, dem frühern Vertreter des badischen Großgrundbesitzes, die Sympathien weiter Kreise des deutschen und preußischen gebildeten Bürgertums gewonnen hat, das war, ganz abgesehen von seinem energischen Vorstoß gegen die Mißstände in der preußischen politischen Polizei, vor allem seine Abwehr der „agrarischen Übergriffe,“ soweit sie Angriffe gegen die Handelsvertragspolitik des neuen Kurses waren. Herr von Marschall hat in dieser Frage in ehrlicher Entrüstung über Junkerprätensionen, die ihm von Hause aus fremd waren, den preußischen Rittergutsbesitzern ebenso die Zähne gezeigt, wie es vor neunzig Jahren der

Digitized by Google

westdeutsche Junker, Freiherr vom Stein, gethan hat, indem er es schlechterdings nicht verstehen wollte, wie preußische Grundherren vom Staat wirtschaftliche Vorteile zum Nachteil andrer Stände verlangen könnten. Das war sicher ein dankenswertes, hellleuchtendes Beispiel in dieser dunkeln Zeit. Aber mit der Leitung der auswärtigen Politik des Reichs hing es doch nur sehr mittelbar zusammen. Man mußte sich sagen, daß die staatsmännischen Tugenden des badischen Freiherrn viel mehr im Reichsamt des Innern und in dem preußischen Ministerium für Landwirtschaft und für Handel und Gewerbe einem Bedürfnis entsprochen hätten. Von diesen Stellen aus hat das Auswärtige Amt seine Informationen über die wirtschaftlichen Interessen, die bei der Handelsvertragspolitik und dergleichen in Frage kommen, zu erhalten, und an diesen Stellen hat es eben leider seit Jahren an selbständigen Überzeugungen wie an ihrer energischen Vertretung gegenüber den „agrarischen Übergriffen“ in bedenklichem Grade gefehlt. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Herr von Marschall den Kampf herzlich satt hat, und daß er, überdies körperlich leidend, den Dienst gern quittirt. Wir sehen aber auch keinen Grund ein, warum ihm der Kaiser auf sein Abschiedsgesuch mit einem „Niemals“ hätte antworten sollen, wenn sich unter den deutschen Diplomaten von Fach für die Aufgabe der auswärtigen Politik eine bedeutende Kraft als Ersatz bot. Daß Herr v. Bülow eine solche Kraft ist, wird allseitig anerkannt, und wir müssen nach allem, was man zur Zeit in Erwägung ziehen kann, den Kaiser zu dieser Wahl, zu dieser Personalveränderung aufrichtig beglückwünschen.

Oder sollte uns etwa der Umstand davon abhalten, daß die Wahl des Herrn v. Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen, wie es den Anschein hat, unter der Billigung des Fürsten Bismarck erfolgt ist? Man braucht den Haß, mit dem Leute und Organe Bismarcks Herrn v. Marschall wie Herrn v. Bötticher seit der Zeit verfolgt haben, wo der eiserne Kanzler stürzte, wahrhaftig nicht beschönigen zu wollen, und man kann sich doch darüber freuen, daß endlich wieder einmal gerade auf dem Gebiete, auf dem es am dringendsten not thut, in einer wichtigen Personenfrage Rücksicht auf die Anschauungen und Wünsche des Alten im Sachsenwalde genommen wird und genommen werden konnte. Wir rechnen es dem Kaiser als hohes Verdienst an, daß er sich zu dieser Rücksicht auf den Mann entschlossen hat, mit dessen Namen sich thatsächlich eine Fronde in Preußen decken zu dürfen glaubt, aus der heraus selbst gegen die Person des Monarchen in nichtswürdiger Weise alles erdenkliche Gift gespritzt worden ist, kaum weniger als gegen Marschall und Bötticher, und wir wünschen aufrichtig, daß dieser neue Versuch, zu einem modus vivendi zu gelangen, bessern Erfolg haben möge als die bisherigen. Nichts wäre erwünschter, als daß Fürst Bismarck in dem neuen Staatssekretär des Äußern das Medium fände, durch das er seinen unschätzbaren Rat befruchtend auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wirken lassen könnte, solange ihn

Digitized by Google

der Himmel noch erhält. Daß Fürst Hohenlohe selbst den Botschafter v. Bülow als den künftigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Friedrichsruh gleichsam vorgestellt hat, ist jedenfalls von der größten, erfreulichsten Bedeutung, was nur ungesunder Pessimismns oder Mangel an Patriotismus bestreiten kann.

Das wird auch dadurch nicht hinfällig, daß man, wenn die Bismarcksche Presse den Standpunkt Bismarcks zum Ausdruck bringt, zur Zeit auf sozial- und wirtschaftspolitischem Gebiet einen Einfluß Bismarcks auf die Regierung nicht wünschen kann. Aber nach allem, was bekannt geworden ist, können wir auch in dieser Richtung keinen Grund zu Befürchtungen entdecken. Der Ersatz des Herrn v. Bötticher durch den Grafen Posadowski ist sicher nicht im Sinne einer Wendung der Politik zum sozialen und wirtschaftlichen Rückschritt zu deuten, wie er augenblicklich als Bismarcksches Programm ausgegeben wird. Wir möchten die guten Dienste des Herrn v. Bötticher vor und nach 1890 nicht verkannt sehen. Es war schließlich nicht sein Fehler, daß kein Kanzler da war, der ihn richtig zu benutzen wußte. Aber Herr v. Bötticher ist nicht der Mann, der in der innern Reichspolitik wieder feste Überzeugungen und Grundsätze zur Geltung bringen könnte, gerade er war am wenigsten geeignet, den verfahrnen Wagen ins Gleise zu bringen, er, der Virtuose in der Art von Politik, die man mit dem Ausdruck „Fortwursteln" zu bezeichnen pflegt. Wer sich die Mühe giebt, etwas tiefer in die Maschinerie des zu gewaltigem Umfang angeschwollnen Reichsamts des Innern hineinzusehen, der muß uns Recht darin geben, daß es ohne ernstliche Schädigung des Gemeinwohls so nicht mehr weiter gegangen wäre. Hier thun Reformen im großen Stil dringend not, Reorganisationen an Haupt und Gliedern, damit nicht die Schablone, der Büreaukraten- und Subalternengeist unheilbar einreiße. Von Herrn v. Bötticher die Lösung dieser Aufgaben zu hoffen, hatten wir und mit uns sehr viele längst aufgehört. Ein persönlicher Vorwurf gegen ihn soll damit nicht ausgesprochen sein. Jeder dient nach seinen Gaben, und kein gerechter Beurteiler der Entwicklung unsrer Verhältnisse wird dem scheidenden Staatssekretär des Innern große Gaben und große Dienste absprechen. Aber den Aufgaben, die jetzt das Gemeinwohl gebieterisch stellt, entsprechen seine Gaben nicht. Freilich wissen wir nicht, ob der in Aussicht genommne Ersatzmann die heute unerläßlichen Gaben hat, aber wir haben auch keinerlei Anhalt, das Gegenteil anzunehmen, und niemand hat, wie es scheint, einen Bessern vorschlagen können. Die Staatsmänner sind eben heute weiße Sperlinge.

Aber vor allem sind nns heute auf dem Gebiete der innern Politik, dem sozialen und wirtschaftlichen namentlich — im Unterschiede von dem der auswärtigen, wo gerade jetzt nur unpraktische Raisonneure verlangen können, den Schleier von den verfolgten Zielen gelüftet zu sehen —, die hinreichend bekundeten Grundsätze des Kaisers selbst die Gewähr gegen den Sieg des Rückschritts. Es

Digitized by Google

wird endlich einmal Zeit, daß sich das gebildete Bürgertum im Reiche darauf besinnt, daß soziale Reformen nicht getrennt von der geschichtlichen Entwicklung, nicht ohne klar erkennbare, in ihren praktischen Folgen zu beurteilende Ziele, nicht im Sinne einseitiger Doktrinäre und Modepolitiker, nicht unter Verzicht auf die Gerechtigkeit gegen alle Stände und Klassen vom Staate und seinem verantwortlichen Oberhaupte verfolgt werden können. Unglaubliches ist in dieser Beziehung in den letzten Jahren in gedanken- und zielloſem Politisiren, Drängen, Lärmen und Nörgeln geleistet worden, und das nicht etwa bloß von den Sozialdemokraten und von den zur Unzufriedenheit erzognen Arbeitern, sondern gerade von Männern in besserer Lage, in Amt und Würden, Professoren und Doktoren, Angehörigen des gebildeten Mittelstandes überhaupt. Der Gedanke, daß in der praktischen Staatskunst gewissenhaft jeder Schritt vorwärts und vollends öffentlich verkündete Ziele auf ihre Wirkungen unter den heute gegebnen Verhältnissen, bei dem heute vorhandnen Bildungsstande der Massen, bei den heute herrschenden Rechts- und Sittlichkeitsanschauungen des Volks geprüft werden müssen, scheint diesem gebildeten Mittelstande in erschreckendem Maße verloren gegangen zu sein. Kongresse von hervorragenden Vertretern der sozialen Bildung verlaufen seit Jahren in zunehmendem Maße in nutzlosen Verhandlungen, ohne daß der praktische Politiker, der ernsthaft die Förderung des Gemeinwohls und besonders des Wohls der arbeitenden Klassen verlangt, auch nur die geringste Belehrung aus den weisen Reden und Gegenreden entnehmen könnte, was die Herren eigentlich und wie sie es erreicht sehen wollen, ohne thatsächlich das oberste zu unterst zu kehren, ohne den offenbarsten Umsturz unsers ganzen Kulturlebens. Es ist doch wahrhaftig eine unverantwortliche Oberflächlichkeit, wenn gebildete Männer den, der diesem Treiben entschieden absagt, und sei es der Kaiser selbst, ohne weiteres der Verleugnung des sozialen Fortschritts, des Umkippens, wie man zu sagen pflegt, zu Gunsten des sozialen Rückschritts zeihen. Auf Einzelheiten gehen wir nicht ein, die Zukunft wird noch genug Gelegenheit geben zum Kampf gegen die sozialpolitischen Übertreibungen, Einseitigkeiten, Ungerechtigkeiten und Narrheiten. Nur auf die ungeheure Gefahr sei hingewiesen, die in dieser Haltung gerade des gebildeten Mittelstandes liegt, heute, wo der Kaiser auf ihn mehr als jemals rechnen können sollte zur Abwehr der Rückschrittler. Die Leute verrennen sich blind in verbitterte und verbitternde Opposition und erschweren die Lösung der gewaltigen Aufgaben, die der Staatsleitung obliegen, bis zur Unmöglichkeit. Ernst genug hat der Kaiser in seiner jüngsten programmatischen Äußerung in Bielefeld diesen Modepolitikern eine Lehre gegeben, aber eine Geschichtsfälschung ist es, wenn man in die Äußerungen eine Verleugnung der sozialreformatorischen Ziele legt, zu denen er sich vor sieben Jahren bekannt hat, und zu deren Anbahnung er die Staaten der zivilisirten Welt aufgerufen hat.

Digitized by Google

Aber auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht ist es eine beklagenswerte, gefährliche Verirrung, wenn man, namentlich in kaufmännischen und industriellen Kreisen, die neuesten Vorgänge so auffaßt und darstellt, als ob der Kaiser selbst jetzt ins agrarische Fahrwasser eingeschwenkt wäre. Am allerwenigsten berechtigt der Personenwechsel in den Reichsämtern zu dieser Deutung. Der Wagen ist auf diesem Gebiet in den Sumpf gefahren bis an die Achsen, das sieht der Kaiser sicher am besten ein. Wer hilft ihm, ihn herausholen? Wer sind die Kapazitäten in Handel und Industrie, die von den eignen Standesgenossen selbst als die „kommenden Männer" für diese Aufgabe anerkannt würden? Wo sind die Größen der volkswirtschaftlichen Wissenschaft, die der Nation für fähig gelten, praktisch Hilfe zu leisten? Eine Krisis sondergleichen ist vorhanden, nicht der Minister, nicht bestimmter Grundsätze und Programme in der Regierung, eine Krisis der Anschauungen und Grundsätze überhaupt im ganzen Volke und am allermeisten in der gebildeten Welt. Der Kaiser hat diesen Prozeß zu bewachen und, soweit möglich, zum guten Ende hin zu leiten. Das ist eine einfache und unumstößliche Thatsache, nicht etwa die Konsequenz eines übertriebnen Monarchismus in unserm Kopfe. Man kann diese extrem monarchische Zuspitzung der Lage grundsätzlich beklagen, aber leugnen kann man deshalb die Thatsache nicht und ebenso wenig die weitere, daß der Kaiser in echter Hohenzollernart sich dieser Aufgabe voll bewußt ist und alles, er persönlich sein ganzes Ich, einsetzt, um ihr gerecht zu werden, skeptisch nach links und rechts den sich ihm aufdrängenden widersprechenden Ratschlägen gegenüber. Nur wer sich diese ganze Lage vor Augen hält, wird die einzelnen Vorgänge richtig beurteilen können, freilich auch oft genug sich des Urteils vorläufig zu enthalten haben, was heute dem gebildeten Deutschen besonders schwer fällt, aber gerade von dem Gebildeten vor allem verlangt werden muß. Es ist überaus traurig, daß wir auch hier, in den wirtschaftlichen Fragen, den gebildeten Mittelstand, Kaufleute und Industrielle, blind den Feldzeichen einer grundsätzlichen Opposition gegen die Staatsgewalt zuströmen sehen, statt mit dem Kaiser den Kampf gegen die Zerfahrenheit und Verworrenheit, die Einseitigkeiten und Übertreibungen in allen praktischen Fragen aufzunehmen.

Wir denken nicht daran, uns damit des Rechts der Opposition gegen falsche Maßnahmen der Regierung, auch gegen unrichtige Entscheidungen des Kaisers selbst und der verbündeten Fürsten zu begeben. Aber das verlangen wir von jedem gebildeten Manne, daß er, wenn er opponirt, sich den Standpunkt und die Lage des Gegenteils gewissenhaft klar macht. Würde dieser Pflicht von den sozial- und wirtschaftspolitischen Nörglern und Lärmmachern von heute entsprochen, man würde zu dem Schlusse kommen, daß wir nach allem, was in der Gegenwart einen Anhalt zur Beurteilung der Lage bietet, auch heute noch zu der Politik des Kaisers Vertrauen haben können und Vertrauen haben müssen. Ohne dieses Vertrauen sehen wir keinen Ausweg aus der Krisis, und

Digitized by Google

verdammt sei deshalb der, der leichtfertig das Vertrauen untergräbt. Fehler im einzelnen macht auch der, dem man im ganzen vertrauen muß. Bekämpfen wir die Fehler, ohne das berechtigte Vertrauen zu stören, dann wird der Himmel das deutsche Volk am sichersten davor bewahren, sein Vertrauen zur Hohenzollernpolitik jemals getäuscht zu sehen.

Es ist natürlich, daß bei einer Besprechung des Personenwechsels in den Reichsämtern am meisten die äußerlich absonderlichste Personalveränderung erwähnt wird, die Bestellung eines Kavallerieoffiziers zum Staatssekretär des Reichspostamts. Was die Sache anlangt, so stehen wir nicht an, die Möglichkeit zuzugeben, daß ein Nichtpostmann als oberste Spitze der Reichspost unter Umständen vortreffliche Dienste leisten, ja notwendig sein kann, gerade so, wie ein Kavallerieoffizier unter Umständen der beste Reorganisator der Artillerie werden kann. Ob für die Reichspost solche Umstände vorliegen, ist nicht bekannt. Die Person dagegen ist in Berlin hinreichend bekannt, und deshalb die Personenfrage für uns vorläufig ein Rätsel. Podbielski hat sich, soviel wir wissen, abgesehen von seiner militärischen Laufbahn bis zum Regimentskommandeur — die Brigade hat er nur einige Monate kommandirt —, hauptsächlich ausgezeichnet als Geschäftsführer des Unionklubs in Berlin und neben dem eigentlichen Organisator, einem Hauptmann von Wedel, als Mitarbeiter bei der Gründung und Entwicklung des Offiziervereins, eines Handelsgeschäfts in großem Maßstabe. Sport und Kaufmannschaft vereint war äußerlich erkennbar die Vorschule dieses Offiziers für seine neue Laufbahn. Wo immer er mitwirkte, hat es Podbielski, wie versichert wird, geschickt verstanden, sich großen Einfluß und Anerkennung am gehörigen Ort zu verschaffen, und daß er das auch als Staatssekretär des Reichspostamts zunächst in einem gewissen Sinne verstehen wird, daran wird nicht gezweifelt. Er soll ein Mann von ganz ungewöhnlicher Klugheit sein; das besondre Wohlwollen des Kaisers soll er früher nicht gehabt haben. Wir hoffen, daß er seine außergewöhnliche Begabung uneigennützig in den Dienst der Reichspost stellen, namentlich, daß er für die große Armee seiner Untergebnen werkthätiges, von Herzen kommendes Wohlwollen zeigen wird. Die Aufgabe ist schwer, aber vielleicht wird er sie besser lösen, als viele heute meinen. Wenn nicht, dann möge Lucanus bald seines Amtes walten!

Digitized by Google

Zur Polenfrage

Die Gefahr der Polonisirung des platten Landes ist groß. Nach unsrer Schätzung sind auf den hiesigen kleinern und größern Gütern im Sommer etwa zur Hälfte polnische Leute in Arbeit, von denen die meisten im Frühling kommen und im Herbst wieder gehen. Aber manche bleiben; und so kommt es, daß auch im Winter wohl ein Viertel der landwirtschaftlichen Arbeiter Polen sind, wozu alle zählen, die entweder einen polnischen Namen tragen oder nicht ordentlich deutsch sprechen können. So steht es im Herzen der preußischen Monarchie, in der Altmark, wenigstens in dem Teil, wo wenig Dörfer sind.

Ist es nicht wunderbar, was der Verfasser des Artikels über die ostdeutsche Landwirtschaft erzählt, daß ein absoluter König, dem es doch eigentlich gleich sein könnte, über was für Kreaturen er herrschte, wenn sie nur gehorchten, gesagt hat: Menschen halte ich für den größten Reichtum, aber bei Leib- und Lebensstrafe keine Polen, sondern nur deutsche Leute? So sehr dachte und handelte er im Dienste des Volkes. Ist es nicht noch wunderbarer, daß es heute unter Volksvertretern, die die Ehre haben, an der königlichen Last des Regierens teilnehmen zu dürfen, Parteien geben soll, die beim Anblick dieser Völkerwanderung kein Gefühl der Verantwortlichkeit beschleicht? Gerade heute, wo jeder Deutsche mitwählen darf, wo wir eine Verfassung haben, die nur dann ein Segen sein kann, wenn sie bei einem geschulten, maßvollen und in seinen Hauptwünschen einigen Volke liegt, gerade heute kann es nicht gleichgiltig sein, was für Elemente einwandern. Erst freilich sind die polnischen Tagelöhner stumm und gehorsam. Aber schon das nächste Geschlecht wird die ohne alles Verdienst und Würdigkeit gewonnene Freiheit austoben in allen Thorheiten einer unreifen Demokratie. Nehmen sie erst am politischen Leben teil, werden sie jedenfalls keinen Zuwachs zu dem besonnenen und konservativen Teile der deutschen Arbeiter bilden.

Was sind die Ursachen der Poleneinwanderung? Sind die Polen billigere Arbeiter? Ohne Zweifel beanspruchen sie weniger, und doch behaupten die meisten Besitzer, und nach unsrer Erfahrung die, die rechnen können, daß sie für die Herren keineswegs billiger seien als die einheimischen Arbeiter. Erstens kämen die Vermittlerkosten hinzu, sodann der Transport, drittens kauft der Besitzer die Katze im Sack; er weiß nicht, ob er Säufer- oder Spitz-

Digitized by Google

buben bekommt. Viertens hat er die Sorge: werden sie auch kommen? Und wenn sie da sind: werden sie auch nicht weglaufen? Denn es kommt öfter vor, daß eines Morgens, wenn die Arbeit beginnen soll, die dreißig Polacken ausgerückt sind. Irgend welche Versprechungen eines Landsmannes: auf dem und dem Gute sei Arbeitsbedarf und besseres Leben, oder irgend eine ungeschickte Grobheit ihres Aufsehers, dessen Sprache sie nicht verstehen, hat die Leutchen, die natürlich von Vertragstreue nichts wissen, veranlaßt, sich in der Nacht aufzumachen und vielleicht einige Stunden mit der Eisenbahn zu fahren. In einigen Tagen werden sie polizeilich zurückgebracht; aber von dieser Unterbrechung kann der Besitzer tausend Mark Schaden haben. Natürlich hat die Arbeit mit Polen auch ihre Vorteile. Sie sind gehorsamer und bescheidner, wohnen schlechter, beköstigen sich selbst, und ein Aufseher, zuweilen auch ein Pole, ist bei der Arbeit für alle verantwortlich. Außerdem behaupten die Landwirte, daß zur Rübenkultur die Polen unentbehrlich seien, weil bei der mühsamen Arbeit des Rübenziehens die Einheimischen nicht mitmachen wollten, und ein Polenmädchen hierbei mehr leiste als zwei hiesige Arbeiter. Aber sie bedauern das, denn Summa Summarum: einheimische Arbeiter wären den Herren lieber.

Die Dinge liegen nämlich in der That nicht so, daß die Polen zuziehen und die Deutschen auf die Straße werfen, sondern umgekehrt: der Deutsche zieht ab, und der Pole dringt nach. Es liegt keine Unterbietung vor, sonst müßten die außer Arbeit gesetzten einheimischen Leute wenigstens restweise auf dem Lande zu sehen sein; das ist aber nicht der Fall. Manchem Rittergutsbesitzer, der bis jetzt grundsätzlich nur mit Einheimischen gewirtschaftet hat, wird es immer mühsamer, sie sich zu erhalten. Es besteht Arbeitermangel. Dafür giebt es zwei Beweise. Erstens sind die Löhne der Knechte und Tagelöhner gegen früher gestiegen, nicht nur dem Gelde nach, worauf nicht viel zu geben wäre. Wer Gelegenheit hat, alte Leute zu fragen, die selber als Knechte groß geworden sind, der wird die Antwort erhalten, daß die jungen Leute heute viel besser leben können als früher. Eine Ware steigt aber nur dann im Preise, wenn sie selten wird. Zweitens ist der Mangel an weiblichen Arbeitskräften, an Mägden, hierzulande jedem Auge sichtbar. Denn obwohl in jedem Herbst viele Polenmädchen als Mägde beim Bauern bleiben, so können sie doch die Lücken nicht füllen. Die Mägde fehlen nicht nur auf den Rittergütern und bei den Herrschaften, sondern besonders auf den großen Bauernhöfen. Man kann nicht sagen, daß sie deshalb fehlten, weil sie es da zu schlecht haben würden. Sie würden die reichlichste Kost haben, sie würden dieselbe Arbeit haben, wie die Frau und die Bauerntochter. Wo eine erwachsene Tochter im Hause ist, da braucht der Bauer natürlich keine Magd. Aber ich habe erlebt, daß Bauersleute ihre Tochter nur deshalb nicht zum Dienst außer Hause geben konnten, wie sie gern gethan hätten, weil keine Magd zu haben war, und ich habe ferner erlebt, daß Bauern ihre lungenkranke Tochter, die sie zur Schonung zu Verwandten gegeben hatten, wiederholen

Digitized by Google

mußten, weil die Arbeit drängte, und keine Magd zu haben war. Warum sollte denn der Posten für die Tochter des Tagelöhners zu schlecht sein, der für die Tochter des Bauern gut genug ist?

Unser Schluß ist also der: nicht weil die Polen billiger sind, werden sie geholt, sondern weil die einheimischen Arbeiter kostspieliger und seltner geworden sind. Das ist ja an und für sich ein erfreuliches Zeichen. Es beweist, daß lohnende Arbeitsgelegenheit für die Deutschen im Inlande und Auslande reichlich vorhanden gewesen ist. Es wird ihnen somit wohl nicht schlechter gegangen sein als in frühern Zeiten. Aber über die unangenehmen Folgen, die Teilnahme der Slawen an der deutschen Arbeitsgelegenheit, an dem Ertrag der deutschen Erde, sollte man sich doch Gedanken machen.

Der Verfasser des genannten Aufsatzes hat noch eine zweite Ursache der polnischen Wanderung angeführt, den im Sommer gesteigerten Bedarf an landwirtschaftlichen Arbeitern. Der Landwirt ist kapitalistischer Unternehmer geworden. Das ist nicht seine Schuld, im Gegenteil, es ist seine Pflicht. Er hat sich nicht um sozialpolitische Folgen zu kümmern, sondern er soll vor allem seinen Geldverpflichtungen nachkommen. Heute, wo er schlecht steht, soll er sich vor allem vorm Bankrott retten. Mensch, bezahle deine Schulden! das ist bürgerliche Moral. Er drischt und pflügt also womöglich mit Maschinen und sucht die Arbeit so zu verteilen, wie sie ihm am billigsten ist. Dazu braucht er aber im Sommer mehr als noch einmal so viel Arbeiter als im Winter. In der Nähe großer Städte sind die natürlich leicht zu haben. Dort kann man aus der Menschenmasse schon reichlich schöpfen, ehe sie ebbt. Wo Hausindustrie ist, da ist auch am Orte der Bedarf zu decken. Aber wo Gut an Gut liegt — und solches Land muß es auch geben, wenn die Riesenstädte leben wollen —, da ist es ebenso selbstverständlich, daß dieser enorm gesteigerte Bedarf nicht gedeckt werden kann. Wie soll es denn die Bevölkerung machen, wenn sie sich mit einemmale verdoppeln soll? Hätten wir nicht die Freizügigkeit, so würde die Bevölkerung annähernd auf der doppelten Höhe bleiben müssen. Die Herren müßten notgedrungen ihre Leute durch den Winter bringen, sonst hätten sie ja im Sommer nicht genug. Hätten wir nicht den Überfluß an Arbeitsgelegenheit in den Städten, so würden auch die freien Arbeiter bei ihren Brotherren bleiben müssen. So aber ziehen sie weg, und sind sie einmal weg, so haben sie keine Veranlassung, wiederzukommen;*)

*) Es findet allerdings auch eine Rückwanderung von den Städten aufs Land statt. Meist sind es vierzehnjährige Knaben, namentlich Waisenkinder, die auf weite Entfernungen, von einer Provinz in die andre, als Pferdejungen auf die Güter oder als Lehrjungen zu kleinen Schmieden und Müllern verhandelt werden, was zuweilen zu ihrem körperlichen Wohl ausfällt. Aber auch erwachsene junge Leute, Handwerksgesellen, Fabrikarbeiter gehen im Sommer sozusagen zur Wanderschaft aufs Land ohne Vermittlung. Meist sind es nicht die besten Leute, wie man sich denken kann, sie sind schon deshalb weniger wert, weil sie nichts von der Landwirtschaft verstehen.

Digitized by Google

denn wo sie im Winter Arbeit haben, da haben sie im Sommer erst recht welche und werden sich hüten, zu wechseln. Die Folge ist, daß die Herren auf dem Lande nicht würden ernten können und ihre Wirtschaft anders einrichten müßten, wenn nicht glücklicherweise der Agent wäre. Der Agent ist der wohlthätige Mann, der den fruchtbaren Strom der lebendigen Arbeitskraft von da aus, wo er im Überfluß ist, dahin lenkt, wo er zu versiegen droht. Nebenbei ist er auch Geschäftsmann und nimmt seine Ware daher, wo er sie am billigsten und bequemsten erhalten kann, nämlich aus den polnischen Dörfern diesseits und jenseits unsrer Ostgrenze.

Was ist nun dagegen zu machen? Am nächsten läge es ja, den Zuzug der russischen Arbeiter zu verbieten. Dieser geht erstens in großen Trupps und auf weite Entfernungen vor sich, und zweitens tritt er wie eine breite kurze Welle vom Jenseits auf das Diesseits unsrer östlichen Grenze. Über der ersten Bewegung hält schon jetzt die Regierung, wie wir bemerkt zu haben glauben, aufmerksam Wacht. Die Behörden sorgen dafür, daß diese Leute nicht länger, als ihr Paß erlaubt, im Lande weilen. Aber die andre Bewegung läßt sich nicht verhindern. Flüssige Medien gehen nun einmal im Strome von den Gegenden des höhern nach denen des niedern Druckes. Es würde kostspielig, vielleicht unmöglich sein, einen so breiten Strom abzudämmen.

Die Quelle der slawischen Wanderung sprudelt eben nicht jenseits, sondern diesseits unsrer Grenzen. Die Polonisirung unsers platten Landes geht schon länger vor sich, als seitdem russische Arbeiter nach Brandenburg und Sachsen kommen. Es wäre verdienstlich, aus dem Geburtenüberschuß der polnischen Landesteile die Mächtigkeit der Wanderung und damit der Rassenverfälschung in unserm Norden zu berechnen.

Dieser Zug nach dem Westen ist nun sicherlich nicht eine transcendentale Macht, gegen die nicht anzukämpfen wäre. Könnte man diese Länder durch eine Binnenlandgrenze vom deutschen Arbeitsmarkte aussperren, so könnten wir erleben, daß sich der Strom umkehrte und nach Osten zu fließen anfinge. Aber eine solche Barriere ist leider heute bei uns politisch unmöglich.

Aber müssen es denn gerade die polnischen Landesteile sein, wo die Landwirtschaft ihr großes Pumpwerk anlegt, wo fort und fort ein Minimum der Bevölkerungsspannung hergestellt wird, in das die Flut notgedrungen unter der nahen Grenze nachquellen muß, wie unter einem schwachen Deiche? Es mögen Geschäftsrücksichten sein, die den Vermittler veranlassen, gerade dort seinen Bedarf zu decken. Sollten aber in den Dörfern des Harzes, des Thüringer Waldes, Schleswigs, Baierns oder in den Tiroler Bergen nicht ebenso gut Menschen zu finden sein wie in Posen und Westpreußen? Als Napoleon vor einem seiner großen Feldzüge von seinen Ministern gefragt wurde, wo er dazu die Menschen herbekommen wollte, antwortete er: Les femmes en font plus que j'en use, und er hat Recht gehabt. Denn es wird

Digitized by Google

behauptet, daß Frankreich nach allen seinen Kriegen nicht weniger Einwohner gehabt habe als vorher. Und da sollte Germania, die man wegen ihrer Fruchtbarkeit auch schon Germinania genannt hat, nicht genug Söhne für die eigne Erde haben? Freilich kann den preußischen Polen nicht verboten werden, sich Arbeit zu suchen, wo sie wollen; aber man kann die gewerbsmäßige Vermittlung polnischer Arbeit verbieten.

Solche Maßregeln würden nur eine fatale und doch eigentlich nicht fatale Folge haben. Die Löhne würden zunächst proportional den Schwierigkeiten der Neuerung steigen. Nun haben die landwirtschaftlichen Arbeitgeber schon jetzt durch die Arbeiterwohlfahrtsgesetze großen Schaden gehabt, mehr als die industriellen. Denn ein Fabrikant, der vielleicht nur den dritten Teil seines umlaufenden Kapitals in Arbeitslöhnen anlegt, das andre in Rohmaterial, trägt die erhöhten Kosten der Arbeit natürlich leichter als ein Landwirt, bei dem es umgekehrt ist. Unter den heutigen Verhältnissen würden sie die neuen Lasten nicht tragen können, würden bankrott werden, und wie der Verfasser des genannten Aufsatzes betont, in erster Linie die Rittergutsbesitzer.

Er opfert die Rittergüter leichten Herzens. Er will Bauernkolonisation. Aber die ist ein langwieriges Ding. Er meint freilich, man könne zur Zufriedenheit beider Teile Rittergüter in Bauerngüter verwandeln. Aber ich glaube, daß nur bankrotte Rittergüter mit dauerndem Erfolg zu Bauerngütern gemacht werden können, daß nur auf jungfräulichem, auf relativ unbelastetem Boden Kolonisation möglich ist. Sollte wirklich ein großes Gut einen mit allen Kenntnissen der modernen Wissenschaft arbeitenden Landwirt, auch wenn er standesgemäß lebt, schwerer tragen können als etwa zehn Bauernfamilien? Der Großbetrieb ist doch sonst sparsamer. Wird ein großes Gut in immer kleinere Wirtschaften geteilt, so trägt (oder bringt) es in Summa immer weniger Arbeitslohn und immer mehr Rente. Nehmen wir an: hundert Arbeiter seien nötig, um auf einem Gut einen bestimmten Ernteertrag zu erzielen. Zuerst besteht dann der Ertrag des Landes in Rente für einen Besitzer und in Arbeitslöhnen für neunundneunzig Arbeiter. Werden von den hundert Arbeitern dreißig zu bäuerlichen Besitzern des Landes, so braucht das Land nur noch Lohn für siebzig Arbeiter zu bringen. Alles andre heißt Rente, obwohl es eigentlich Rente und Arbeitslohn ist. Weil es aber Rente heißt und Geldertrag bedeutet, so bestimmt es den Preis des Landes. Wird noch weiter aufgeteilt, so verschwindet der Arbeitslohn, während der Besitzer und sogenannte Rentner schließlich schlechter steht, als vorher der Lohnarbeiter. Er kommt auf sein Existenzminimum. Dies wirtschaftliche Idyll nennt man Zwergwirtschaft, worüber wir bei Friedrich List nachzulesen bitten. Da ist es möglich, daß auch noch die in der Hausindustrie gewonnenen Löhne dem Boden als Verdienst angerechnet werden und seinen Preis bestimmen. Bei dieser Art von Kleinbetrieb, die man besser Schollensklaverei nennt, ist freilich der höhere

Digitized by Google

Wert und also Rentenertrag des Bodens kein Wunder. Steht aber auch der Ernteertrag beim Kleinbetrieb höher? Wenn es Aufgabe einer guten Volkswirtschaft ist, möglichst viel Güter für das Volk herzustellen, so ist es doch wahrscheinlich, daß die rationelle Arbeit des Rittergutsbesitzers fruchtbarer und darum wertvoller ist. Erzeugt er mehr Korn, so nährt er auch mehr Leute, trotzdem daß er weniger beschäftigt als der Kleinbetrieb. Denn ungegessen bleibt nichts.

Freilich mag es wünschenswert sein, auf bankrotten Rittergütern im Osten einen neuen Bauernstand aufzubauen. Aber der braucht lange Zeit. Unterdessen könnte längst unser Landvolk polnisch oder katholisch geworden sein. Alle Rittergüter auf einmal durch Chikanen der Gesetzgebung in den Bankrott zu stürzen, um Platz für Bauern zu gewinnen, das wäre ein Plan von so teuflischer Größe, daß ich ihn auch unsern Demokraten nicht zutraue, geschweige denn seine Ausführung. Außerdem wäre eine solche Unternehmung, wie der Verfasser selbst sagt, ohne Revolution unmöglich. Zunächst ist die konservative Partei oder sagen wir: der konservative Teil des Volkes der einzig regierungsfähige. Er allein fühlt die Verantwortung für den Schutz des Landes nach außen und auch der Ordnung im Innern, er allein hat Verständnis für die Nöte einer Regierung und deren Motto: Gut oder schlecht, regiert muß werden. So große, weitausholende Aktionen könnten zunächst nur mit, nicht gegen die konservativen Junker gemacht werden. Will man also die Polenpolitik nicht ganz aufgeben, so wird man einen Weg suchen müssen, den die Junker mitmachen können, ohne die Beine zu brechen, was man doch nicht gut verlangen kann.

Verspräche man den Landwirten höhere Preise, so würden sie ohne Zweifel mitmachen. Sie würden für den Schutz der nationalen Arbeit sorgen, nicht nur in dem bisherigen, sondern im vollen Sinne des Wortes; denn zur deutschen Landwirtschaft gehört auch ein deutscher Arbeiter. Freilich, Kornzölle im Interesse der Arbeiter, das klingt fast wie Verrat und Betrug; und doch bitte ich die Freunde der Arbeiter, wieder einmal zu überlegen, ob denn wirklich Kornzölle eine Last für das Volk sind. Wenn bei uns der Roggen künstlich gesteigert würde, würde denn nicht ebenso viel Korn im Lande gebaut werden wie heute? Würde die für den einheimischen Markt arbeitende Industrie, die die überschüssige Ernte in Zahlung nimmt, nicht ebenso viel Arbeiter unterhalten können? Würden diese Arbeiter nicht ebenso viel Güter, nämlich Kleider, Bier und Cigarren herstellen als vorher? Das Volk würde also auch ebenso viel konsumiren. Nichts ist trügerischer in volkswirtschaftlichen Betrachtungen als die Zahlen, die Geld bedeuten. Was hat es zu sagen, wenn der Roggen gegen die ausländische Ware Gold das doppelte gilt, zumal wenn die meisten Waren mit ihm steigen, und man vom Auslande nichts nötiges braucht? Wenn es ebenso viel Roggen giebt, so

Digitized by Google

muß auch ebenso viel gegessen werden. Das gilt von den andern Gütern auch. Für ein Volk, bei dem sich Gewerbe und Landbau im Gleichgewicht befinden, bei dem die Industrie ebenso viel Arbeiter beschäftigt, als von dem Überschuß der Landwirtschaft an Fleisch, Korn, Holz, Kohlen usw. leben können, ist es gleichgiltig, ob der Roggen hundert oder zweihundert steht. Den kleinen Leuten muß ja doch werden, was sie brauchen.

Wir haben nun freilich eine Exportindustrie, die ihre Aufträge vom Ausland erhält und ihre Bezahlung vom Ausland erhält, nämlich in Lebensmitteln für ihre Arbeiter. Diese verursacht, daß bei uns etwa ein Vierzigstel Getreide mehr gebraucht wird, als wir bauen. Sie ernährt also den vierzigsten Teil des deutschen Volkes. Ihr würde natürlich der Zoll zur Last werden. Aber wird sie darum weniger einführen? Will sie weiter Waren ausführen, so muß sie auch Getreide einführen, nicht nur weil sonst ihre Arbeiter auswandern würden, sondern auch weil sie das in Zahlung annehmen muß, was die andern übrig haben, nämlich Getreide. Der Handel im ganzen genommen ist immer Tauschhandel. Führte die Exportindustrie weniger Lebensmittel ein, so hieße das: sie beschränkt ihren Betrieb. Das würde Arbeiter brotlos machen, wenn nicht zugleich durch Absperren der Fremden die Arbeitsgelegenheit vermehrt würde. Die Exportindustrie wächst aber und wird weiter wachsen; nicht durch die Billigkeit der Arbeit bei uns — da würde sie bald sterben müssen —, sondern durch die Thatkraft und Klugheit ihrer Betriebsleiter und durch die wachsenden Bedürfnisse der in Kultur tretenden überseeischen Länder. Man kann wohl das Vertrauen zu ihr haben, daß sie auch weiter siegreich bleiben wird. Die Exportindustrie ist das sorgloseste und verschwenderischste Kind der alma mater Volk. Adam Smith betont, daß die im auswärtigen Handel angelegten Kapitalien für den Volksreichtum weniger sicher, also weniger wertvoll seien, als die im Landbau angelegten. Wenn irgend ein Zweig der nationalen Arbeit Lasten tragen kann und soll, so ist es dieser, der dem unsichersten und einträglichsten und zugleich einem immer wachsenden Erwerbe nachgeht.

Die Agrarier wollen freilich die Zölle, um reicher zu werden, um wieder mehr zu haben als jetzt. Aber wenn der kleine Mann nur das Seinige hat, so kann es uns gleich sein, ob die Landbarone oder die Schlotbarone reicher sind, oder ob einer dem andern etwas abgeben muß. Die großen Vermögen sammeln sich doch nicht nach Verdienst, sondern bald hier bald dort, wie Staubhäufchen im Winde. Man kann auch nicht behaupten, daß der Gutsbesitzer weniger würdig wäre. Wenn er verschuldet ist, so ist er darum noch nicht schuldig. Eine Verschuldung von sechzig Prozent ist eigentlich beim Grundbesitz ganz natürlich. Wenn ein Vater sein Gut an drei Kinder vererbt, so hat der neue Besitzer bloß ein Drittel, und wenn dieser wieder vererbt, so hat der Enkel schon bald gar nichts mehr. Dagegen hilft keine innere Politik außer

Digitized by Google

der, die die Bauern von jeher getrieben haben, der Politik der reichen Heirat. Freilich sind unsre Güter in den letzten hundert Jahren so im Werte gestiegen, daß der Sohn mit dem Drittel ebenso reich war wie der Vater mit dem Ganzen. Dadurch sind ungeheure Vermögen entstanden, die durch Heirat und Erbschaft in andre Berufe, besonders in Beamtenberufe übergingen. Ohne die würde vielleicht der Staat seinen Beamten und Offizieren den doppelten Gehalt haben zahlen müssen. Aber nun hat das Steigen aufgehört, und diese Vermögen sind für die heutige Landwirtschaft verloren, oder vielmehr sie liegen ihr noch zur Last. Ein kleines Gut in hiesiger Gegend, das vor einem Menschenalter mit 90000 Thalern gekauft wurde, findet heute für 60000 keinen Käufer mehr. Da ist es klar, daß die meisten heutigen Besitzer, wie sie sind und sein müssen, nämlich Drittelbesitzer, ohne alles Verschulden abgesägt sind.

Ich möchte auch der Ansicht widersprechen, daß bloß der Großbesitzer von der Besserung der Preise Vorteil habe. Wenn wir einmal unter Getreide nicht bloß Roggen und Weizen verstehen, sondern alles, was zu den Erzeugnissen der Landwirtschaft gehört, also auch Fleisch, Butter, Käse, Eier, Gemüse und Honig, so arbeitet auch der kleinste Bauer für den Markt. Es gab freilich eine Zeit, wo er den Markt nicht brauchte, damals, als er seine Kleider noch selber spann, webte und färbte, sein Holz selber schlug, seine Möbel selber zimmerte. Aber diese Zeit ist eben vorbei. Heute kauft er das alles auf dem Markte, Kohlen, Petroleum, Kleider, Schuhe, Möbel, Tabak, Kaffee, Zucker und wer weiß was noch. Will er etwas vom Markte holen, so muß er auch etwas hinbringen, natürlich nicht Geld, sondern Ware. Auch der kleinste Bauer muß, wenn er überhaupt von seinem Gute leben kann, wahrscheinlich die Hälfte seiner Ernte zu Gelde machen. Wie könnte er auch sonst Steuern zahlen und Schulgeld zahlen und seine Töchter ausstatten und den Sohn bei den Soldaten erhalten? Wenn er aber nicht so viel zu verkaufen hat, wenn er gar Korn kaufen muß oder Fleisch oder Margarine, dann muß er eben noch andre Einnahmequellen haben. Er geht vielleicht aufs Gut oder auf die Fabrik, oder er treibt Hausgewerbe, oder er vermietet an Sommerfrischler. Jedenfalls ist er kein Bauer mehr. Der richtige Bauer ist genau so interessirt, wenn auch nicht gegen die Weizeneinfuhr, so doch gegen billige Einfuhr von Vieh, von Margarine, von Eiern, von Obst, wie jeder Rittergutsbesitzer auch.

Wer aber gar nicht an den Kornpreisen interessirt ist, das ist der deutsche Arbeiter. Sein Anteil am Arbeitsertrag steigt und fällt mit dem Überfluß an Arbeitsgelegenheit. Daß ihm nicht genommen werde, was es an Arbeitsgelegenheit im Vaterlande giebt, daran ist er interessirt. Er hat ein Recht auf Arbeit, nämlich auf die Arbeit an dem deutschen Acker, der von seinen Vätern mit ihrem Blute verteidigt worden ist. Er braucht sich nicht gefallen zu lassen, daß Polen und Italiener an der deutschen Arbeit teilnehmen.

Digitized by Google

Wenn er aber so leichtsinnig ist, über den Löhnen der Exportindustrie den Landbau zu verschmähen, so heißt das so viel als: er giebt sichres Brot auf, um ein wenig besser, aber gefährlicher von dem Brot und Lohn Amerikas oder Rußlands zu leben. Ist das zu seinem Vorteil?

Seehausen Georg Schiele

Vererbung

Als wir die Aufsätze über den Neudarwinismus (in Heft 24, 25 und 26 der Grenzboten) schrieben, hatten wir die wichtigsten Arbeiten Weismanns noch nicht gelesen; es sind dies: Das Keimplasma und die letzten sieben von den 1892 in einem Bande erschienenen Aufsätzen über Vererbung und verwandte biologische Fragen.*) Und es ist uns lieb, daß wir sie erst nachträglich gelesen haben, denn wir haben für unsre in jenen drei Aufsätzen entwickelten Grundansichten in den genannten Hauptwerken Weismanns die glänzendste Bestätigung gefunden und können uns wieder einmal der beruhigenden Gewißheit erfreuen, daß wir, auf eignen Füßen wandelnd und mit den eignen Augen sehend, die richtige Fährte nicht verfehlen. Wir hatten u. a. die Meinung ausgesprochen, wenn nur die Zelle und die übrigen Geheimnisse des organischen Lebens als gegeben angenommen würden, so könne man sich ja immerhin den Verlauf der Entwicklung so denken, wie ihn die ältern oder die neuern Entwicklungstheoretiker beschreiben. Und was sagt Weismann? „Wenn ich den Versuch wage, über die Zusammensetzung des Keimplasmas etwas auszusagen und daraus die Erscheinungen der Vererbung abzuleiten, so möchte ich vorausschicken, daß es nicht etwa meine Absicht ist, damit eine Erklärung des Lebens zu versuchen. Man muß unterscheiden zwischen einer Theorie des Lebens und einer solchen der Vererbung. De Vries hat sehr gut hervorgehoben, wie(?) zwar die erstere für jetzt unmöglich ist [für immer, sagen wir], wie(?) es aber keineswegs unmöglich erscheint, zu einer befriedigenden Erklärung der Vererbungserscheinungen zu gelangen, wenn man die Grunderscheinungen des Lebens: Ernährung, Assimilation, Wachstum als gegeben annimmt."

Das wäre die Bestätigung der einen von unsern Ansichten; ehe wir erörtern, wie auch die übrigen von Weismann bestätigt werden, wollen wir

*) Wir werden diese beiden Bände beim Zitiren K und V nennen.

Digitized by Google

vorher dessen Lehre von der Vererbung, die wir damals nur im äußersten Umriß gegeben hatten, so vollständig darstellen, wie es im Umfange eines Grenzbotenaufsatzes möglich ist. Die Vererbungssubstanz steckt im Kern der Eizelle, und bei zweigeschlechtiger Fortpflanzung im Kern sowohl der Ei- als der Spermazelle. Sie besteht im Chromatin, das so genannt wird, weil es leicht färbbar ist, wodurch es im Mikroskop deutlich sichtbar wird. Es darf, wie überhaupt das Protoplasma, nicht als eine Eiweißmodifikation bezeichnet werden, einmal weil es außer dem Eiweiß noch andre Stoffe enthält, sodann „weil wir nur totes Protoplasma chemisch untersuchen können, d. h. ein solches, das gerade seine wichtigsten Eigenschaften verloren, folglich sich in einer für uns nicht weiter zu ergründenden Weise verändert hat“ (K 51). Jedes Protoplasma, also auch das Chromatin ist lebendig, es wächst und es wirkt mancherlei. Es ist demnach eine uns unbekannte und unerforschliche Gruppirung von chemischen Elementen, die dazu befähigt ist, Lebensträger zu sein. Daß dieses Chromatin auch der Träger der Vererbung ist, wird hauptsächlich aus dem Umstande gefolgert, daß mit ihm bei der Befruchtung die auffälligsten, augenscheinlich planmäßig geordneten Veränderungen vor sich gehn, während sich an dem übrigen Stoff der Zelle nichts wesentliches ändert. Man hat die Befruchtung des Eies bei niehreren niedern Tieren belauscht, unter denen Ascaris megalocephala, der Pferdespulwurm, das wichtigste ist, weil seine Chromatinkörper verhältnismäßig groß und deutlich erkennbar sind. Das Chromatin ist für gewöhnlich in Gestalt winziger Körnchen im Eikern zerstreut. Die Befruchtung wird dadurch vorbereitet, daß sich die Körnchen aneinanderlegen und einen mehrfach gewundnen Faden (bei andern Tieren größere Körner oder Kügelchen) bilden. Der Faden zerreißt, und seine Teile lagern sich in Gestalt von Schleifen oder Stäbchen im Äquatorgürtel der Kernkugel. Dasselbe thun im andern Falle die Kügelchen. Ein Teil dieser Chromatinkörper oder Chromosomen wird aus dem Ei ausgestoßen. Man nennt die ausgestoßnen Massen Richtungskörperchen; sie werden außerhalb des Eies aufgesogen und verschwinden. Wenn der Samenfaden, dessen Inhalt dem des Eikerns gleichgestaltet ist,*) in das Ei eindringt, so erscheinen zwei winzige helle Körperchen, Zentrosomen genannt, die den Verbindungs- und Teilungsprozeß leiten. Sie führen das Sperma und den Eikern einander zu. Die Chromatinstäbchen beider legen sich neben einander. Es sind ihrer stets gleichviel in beiden, bei Ascaris je zwei. Das Kernhäutchen löst sich auf, die beiden in den Polen stehenden Zentrosomen verspinnen einen Teil der Eisubstanz zu Fädchen, die strahlenförmig von ihnen ausgehen und die Figur einer Spindel oder eines Doppelkegels bilden, in dessen Äquator nun die Chromatinkörper beider Teile,

*) Der Unterschied zwischen dem Spermaköpfchen und dem Ei besteht darin, daß jenem die zur Ernährung des Keims bestimmte Dottermasse fehlt, weshalb es viel kleiner ist.

Digitized by Google

des Spermas und des Eies, neben einander liegen, und zwar in Gestalt zweier Gürtel, da sie sich durch Längsspaltung verdoppelt haben. Nun ergreifen die Zentrosomen mittels der Fädchen die Chromatinkörper, und jedes zieht die des ihm zunächst liegenden Gürtels an sich. Damit ist die Teilung der Mutterzelle in zwei Tochterzellen eingeleitet, mit der die Bildung des Embryos beginnt. Nachdem die neue Zelle fertig ist, zerfallen die Chromatinstäbchen wieder und die Zentrosomen verschwinden, bei jeder weitern Keimbildung tritt der Teilungsapparat aufs neue in Thätigkeit. In den Eiern und Samenzellen der höhern Tiere ist die Zahl der Chromatinstäbchen viel größer als bei Ascaris, meistens über acht. Die Stäbchen des väterlichen Elements tragen nicht etwa männlichen, die des mütterlichen Elements nicht etwa weiblichen Charakter; wenn, was bei Geschöpfen niedrer Gattung möglich ist, der Zellkern aus dem Ei entfernt und ein Spermafaden hineingebracht wird, so entwickelt sich daraus ein vollständiges Tier; andrerseits kommen viele Fälle von Parthenogenesis, von Entwicklung vollständiger männlicher und weiblicher Tiere aus unbefruchteten Eiern vor: die Drohnen kriechen ja gerade aus den unbefruchteten Eiern der Bienenkönigin aus. Auch enthält und vererbt das männliche Element die weiblichen und das weibliche die männlichen sekundären Geschlechtscharaktere; Kastraten behalten die Stimme und die bartlose Gesichtshaut des Weibes, und alte Hennen bekommen die Stimme, die Sporen und das kriegerische Temperament des Hahns. Die schöne Sopranstimme der Mutter kann durch den Sohn auf die Enkelin, der schöne schwarze Bart des Vaters durch die Tochter auf den Enkel vererbt werden (K 467 und 481). Weismann zieht daraus den Schluß, daß die Chromatinstäbchen geschlechtlos sind, oder vielmehr, daß sowohl die väterlichen wie die mütterlichen die Anlagen zu beiden Geschlechtern enthalten. Die Befruchtung ist daher nach ihm weder ein Mittel, in der Eizelle schlummerndes Leben zu wecken, denn das Leben ist, wie die Parthenogenesis beweist, schon darin, noch wird sie durch die Polarität und Ergänzungsbedürftigkeit der beiden ja ganz gleichartigen und gleichwertigen Keimhälften gefordert (V 686), sondern sie ist, wie wir bereits erwähnt haben, nur zu dem Zwecke von der Natur eingerichtet, zwei verschiedne „Vererbungstendenzen“ zu vereinigen und so eine größere Mannichfaltigkeit zu erzeugen. Dasselbe geschieht schon bei der Konjugation der Infusorien, die darin besteht, daß zwei vollständige Tiere mit einander zu einem neuen Tiere verschmelzen. Die Absicht der Natur ist darauf gerichtet, einerseits das Leben zu vervielfältigen, andrerseits immer neue und höhere Formen zu erzeugen. Das erste geschieht auf den untersten Stufen dadurch, daß das noch ganz strukturlose oder höchstens einzellige Tierchen in zwei zerfällt, und so immer weiter. Dabei kann aber keine große Mannichfaltigkeit entstehn, weil die Tochterzelle der Mutterzelle, von der sie ja eben nur eine Hälfte ist, in allem vollkommen gleicht. Daher richtet die Natur den Zellkern als Vererbungssubstanz ein, der die durch

Digitized by Google

äußere Einflüsse im Zellkörper hervorgebrachten Veränderungen miterleidet, und wenn nun zwei solche Zellen zu einer verschmelzen, so kommen zwei verschiedne Vererbungssubstanzen zusammen, die in gemeinsamer Thätigkeit der neuen Zelle eine etwas andre Struktur geben, als die beiden Stammzellen hatten. Aber die Konjugation, die Verschmelzung zweier Tiere zu einem, wirkt der andern Grundabsicht der Natur, der Vermehrung des Lebens, entgegen, indem ja dabei das Gegenteil einer Vervielfältigung eintritt. Deshalb erstrebt sie eine Einrichtung, bei der einerseits verschiedne Vererbungstendenzen verbunden werden, andrerseits aber statt der Vermindrung der Zahl der Tiere eine Vermehrung eintritt. Das wird durch die geschlechtliche Zeugung erreicht. Die Keimzelle, die den Vererbungsstoff enthält, schafft sich einen Leib, dessen eigentlicher und Hauptzweck darin besteht, die Samen- oder die Eizelle zu tragen, zu nähren und zur Zeit der Reife ihren Vererbungsstoff mit dem eines andern Leibes zusammenzubringen. Bei manchen niedern Tieren treten Umstände ein, wo der Bestand der Art bedroht sein würde, wenn ihre Vermehrung bloß durch die von mancherlei Zufällen abhängige Begattung bewerkstelligt würde; daher vermehren sich solche Tierchen viele Generationen hindurch parthenogenetisch, und nur von Zeit zu Zeit kriechen Männchen aus, um durch Amphimixis, wie Weismann die Verbindung zweier Vererbungsträger nennt, dafür zu sorgen, daß nicht mit der Zeit alle Mannichfaltigkeit verloren geht. Das ist z. B. auch bei der Reblaus der Fall, wo nach ungeheurer Vermehrung durch mehrere parthenogenetische Generationen ein Geschlecht von Männchen und Weibchen auskriecht, die kein Maul haben, weil sie keins brauchen, denn unmittelbar nach dem Begattungsakt müssen sie sterben; ein befruchtetes Ei zu liefern, war ihr einziger Daseinszweck. (V 756).

Ein Chromatinstäbchen von Ascaris sieht in der vergrößerten schematischen Zeichnung, die die Forscher davon entwerfen, so aus wie eine Glasröhre, die mit aufeinanderliegenden Kugeln gefüllt ist, deren Durchmesser gleich dem innern Durchmesser der Röhre ist. Die Kugeln berühren einander nicht unmittelbar, sondern je zwei sind durch schwächer gefärbte Masse von einander getrennt. Weismann glaubt, daß nicht das ganze Stäbchen, sondern jede seiner Kugeln Träger der Vererbung sei. Er nennt jede solche Kugel ein Id und erklärt die Vielheit der Ide daraus, daß jeder Ahn seinen Beitrag in Gestalt eines solchen Kügelchens hinterlassen hat. Die Ide bestehen also aus Ahnenplasma. Weil in jedem Chromatinstäbchen mehrere Ide vereinigt sind, so heißt das Stäbchen bei ihm ein Idant. Der Idant ist also gewissermaßen ein historisch gewordnes Gebäude, aber auch schon das Id ist „ein komplizirtes Gebäude, das von alter Zeit her übernommen wird, dessen Steine aber lebendig sind, wachsen und sich vermehren können, und die dann Verschiebungen und Spaltungen der Mauern hervorrufen, bei denen die in ihnen liegenden Anziehungskräfte mitspielen. Die historische Überlieferung der Keimplasmaarchitektur bildet

Digitized by Google

die Grundlage der ganzen ontogenetischen Idioplasmaentwicklung," d. h. der Entwicklung der Masse, die den Aufbau des Körpers des Einzelwesens leitet (K 87). Jedes Id, mag es vom Vater oder von der Mutter stammen, vermöchte für sich allein den Körper des Tieres aufzubauen, aber es müssen mehrere Ide zusammenwirken, damit durch Mischung etwas neues herauskommt; andernfalls würde das Kind dem Erzeuger oder der Mutter vollkommen ähnlich, ja identisch mit ihm oder ihr sein. Das Wort Mischung ist nicht so zu verstehn, als ob die väterliche und die mütterliche Vererbungssubstanz zusammenflössen und eine chemische Verbindung mit einander eingingen. Sie bleiben gesondert und lagern sich neben einander, ebenso die aller Ahnen, sodaß auch welche von den allerältesten Ahnen aus dem Tierreich noch unverändert im menschlichen Chromatin vorhanden sein können. Die Mischung besteht nur in der Verbindung ihrer Thätigkeiten, deren Erzeugnis dann allerdings meistens den Charakter einer Mischung zeigt. Den Namen Id hat Weismann Nägeli entlehnt. Dieser hatte bereits erkannt,*) daß irgend etwas vorhanden sein müsse, das jeder der so verschiednen Zellen, wie Blutzellen, Nervenzellen, Muskelzellen, den Zellen der Haare, der Knochenmasse, ihre eigentümliche Struktur und chemische Beschaffenheit verleihe; er nannte dieses Etwas Idioplasma, im Unterschiede vom Morphoplasma, der Hauptmasse der verschiednen Körperteile, und dachte es sich als ein den ganzen Leib durchziehendes und alle seine Zellen verknüpfendes Netz. Die Vorstellung vom Netz verwirft nun Weismann zwar, aber das Idioplasma nimmt er als bewiesene Thatsache an. Idioplasma ist aber nicht gleichbedeutend mit Keimplasma. Keimplasma kann nur solches Plasma genannt werden, das alle zur Leitung des Aufbaues des Leibes erforderlichen Bestimmungskörperchen, Determinanten, wie sie bei Weismann heißen, enthält, und solches tritt nur in der Eizelle in Thätigkeit, obwohl es auch in vielen von den übrigen Zellen, wenigstens zeitweise vorhanden ist.

Eine Determinante ist also ein Körperchen, das den Bau eines Körperteils von eigentümlicher Beschaffenheit leitet, der sich unabhängig von den andern Teilen verändern kann. An einer Stelle der Haut eines Menschen kann ein Mal entstehen, und dieses Mal kann durch ein paar Generationen vererbt werden und dann wieder verschwinden. Diese Hautstelle muß also ihre eignen Determinanten im Keimplasma haben, die auf äußere Einwirkungen so oder anders reagiren, ohne daß die übrigen Determinanten in Mitleidenschaft gezogen werden. Eine einzelne Schuppe eines Schmetterlingsflügels kann erblich variiren, ohne daß sich ihre Nachbarinnen mit ändern, jede scheint also ihre eigne Determinante zu haben, das macht für eine gewisse Schmetterlingsart

*) Sehr viele Forscher, deren Leistungen Weismann alle gewissenhaft anführt, haben seine Theorie vorbereitet und zu ihrer Ausarbeitung beigetragen.

Digitized by Google

240000 Beschuppungsdeterminanten. Weismann sucht durch Rechnung klar zu machen, daß in einem Id einige Millionen Determinanten Platz haben. Und ließe es sich auch nicht klar machen — sie müssen einmal hineingehen, also gehen sie hinein. Sehr viele Zellen, wie die Gehirnzellen, erfordern jede ihre eigne Determinante, weil ihre ganz eigentümliche Bestimmung auch einen ganz eigentümlichen Bau erfordert. Dagegen kommen vielleicht alle Blutkörperchen mit einer gemeinsamen Determinante aus, weil sie gleich gebaut sind. Demnach giebt es Determinanten für einzelne Zellen und solche für kleinere oder größere Zellengruppen.

Beim Wachstum des Embryo nun verhält sich das Idioplasma, das aus Zellenidioplasma und Keimplasma besteht, folgendermaßen. Ist eine neue Zelle entstanden, so spaltet sich die für diese Zelle, die Determinate, bestimmte Determinante ab und löst sich in ihre Biophoren auf. Die Biophoren, die Lebensträger, sind, wie bereits gesagt worden ist, die kleinsten lebendigen Teile, Molekelgruppen, die so eingerichtet sind, daß sie Leben einer ganz bestimmten eigentümlichen Art zu erzeugen oder Leben zu empfangen und weiter zu befördern — wie immer man sich das denken mag — imstande sind. Die Biophoren verteilen sich in der Zelle und besorgen deren Bau. Der für diese Zelle nicht nötige Teil des Idioplasmas wandert weiter zur nächsten Zelle, wo er wieder eine Determinante verliert, und so fort bis zur Oberhaut, deren Zellen je nur noch eine Determinante, ihre eigne, erhalten. Die Zellen der Zwischenstationen enthalten, solange der Aufbau dauert, zweierlei Idioplasma: aktives und inaktives, gebundnes; jenes ist eben ihre eigne Determinante, dieses die Gesamtheit der übrigen Determinanten, die sie bloß weiter zu geben haben. Dafür, daß jede Determinante an den Ort ihrer Bestimmung gelange, muß durch den Bau, die Struktur oder, wie es Weismann am liebsten nennt, die Architektur des Keimplasmas gesorgt sein, das demnach ein wahrer Mikrokosmus ist. Doch darf man sich darunter nicht etwa ein Miniaturbild des fertigen Tier- oder Pflanzen- oder Menschenleibes denken; wenn schon im Embryo die Teile nicht durchweg so gelagert sind wie später im fertigen Kinde, so werden noch weniger die den Bau beherrschenden Körperchen im Keimplasma genau dieselbe Lage einnehmen wie später im Embryo; das Id zeigt ja auch nicht die Gestalt des Embryo oder des fertigen Tieres. Aber durch die Lage jeder Determinante im Id ist die Lage ihrer Determinate im fertigen Leibe bestimmt. Dabei muß noch daran erinnert werden, daß jede Zelle oder Gruppe gleichartiger Zellen nicht eine Determinante erhält, sondern mehrere, da ja jedes Id, jedes Ahnenplasma eine entsendet; der Zellbau ist demnach das Werk mehrerer oder vieler Werkmeister, die, je nachdem, einander fördern oder einander in den Haaren liegen. Steht einer größern Anzahl von gleichartigen, einander sehr ähnlichen Ahneniden eine kleinere Anzahl von anders gearteten gegenüber, so unterliegen diese in dem Kampf ums Dasein, der auch in dieser

Digitized by Google

unterhalb der Schwelle mikroskopischer Sichtbarkeit liegenden Welt noch tobt, und die unterliegenden Determinanten und Biophoren haben bei der Abstempelung der Zelle mit einem bestimmten Charakter nichts zu sagen.

Nun soll doch aber auch wieder Keimplasma in einer Samen- oder Eizelle abgesondert werden, was ja nach Weismann das allerwichtigste ist, da der Leib, dieser bloße „Auswuchs," ganz gut entbehrt werden könnte, wenn nur eine möglichst große Menge von Kombinationen verschiedner Ahnenplasmen auf andre Weise zu erreichen gewesen wäre. Daher muß ein Teil des Keimplasmas unverändert und unvermindert, also im gebundnen Zustande und ohne Abspaltungen zu erleiden, durch eine Reihe von Zellen befördert werden, bis er in eine Zelle gelangt, wo er sich ganz allein befindet, und diese Zelle wird dann eine Samen- oder Eizelle. Die Zellfolge, durch die er sich bewegt, heißt Keimbahn. Die niedern Tiere und die Pflanzen haben viele Keimbahnen; es befindet sich an vielen Stellen ihres Körpers Keimplasma, aus dem, durch Knospung, eine neue „Person," wie Weismann zu sagen pflegt, derselben Art hervorgehen kann; bei den höher organisirten Wesen dagegen findet sich nur eine, nicht zu lange Keimbahn. Die Keimbahnzellen enthalten also nach Weismann zeitweilig zweierlei Idioplasma, ihr eignes und Keimplasma. Wir möchten glauben, daß man von dreierlei sprechen müsse: es stecken doch, solange eine solche Zelle als Durchweg dient, darin: ihre eignen Determinanten, die Gesamtheit andrer zum Aufbau von Körperzellen dienenden Determinanten, die sie weiter zu geben hat, und das Keimplasma. Der Sicherheit wegen wollen wir die Hauptstelle über den Gegenstand (K 241 bis 242) im Wortlaut wiedergeben:

„Wenn die Vererbung auf der Anwesenheit einer Substanz beruht, dem Keimplasma, und wenn dieses das neue Individuum dadurch ins Leben ruft, daß es den Teilungsprozeß der Ontogenese*) leitet, indem es sich in gesetzmäßiger Weise verändert, so fragt es sich, wie es sich dann doch wieder in den Keimzellen des neuen Individuums einstellen kann. Die Vererbung der Eigenschaften des Elters auf das Kind kann nur darauf beruhen, daß die Keimzelle, aus der das Kind entsteht, genau die gleichen Ide von Keimplasma enthalten kann, die in der Keimzelle enthalten waren, aus der der Elter sich entwickelte; nun erleidet aber das Keimplasma zahllose Veränderungen während der Entwicklung des Eies zum Elter, wie ist es also möglich, daß dennoch dieselbe Substanz wieder in den Keimzellen des Elters enthalten sein kann? Es liegen offenbar nur zwei Möglichkeiten vor; entweder sind die Veränderungen, die das Keimplasma während des Aufbaues des Körpers erleidet, von solcher Art, daß sie wieder rückgängig gemacht werden können, entweder

*) Die Leser wissen ja wohl, daß die Biologen die Entstehung des Individuums Ontogenese und die der Art Phylogenese nennen.

Digitized by Google

kann also das Idioplasma aller oder wenigstens eines Teiles der Körperzellen wieder in Keimplasma zurückverwandelt werden,*) von dem es ja indirekt herstammt, oder, falls dies nicht möglich ist, das Keimplasma der Keimzellen des Kindes muß sich direkt von dem der elterlichen Keimzelle herleiten. Die letztere Ansicht ist die, die ich schon vor mehreren Jahren aufgestellt und als die Hypothese von der Kontinuität des Keimplasmas bezeichnet habe. Eine dritte Möglichkeit giebt es nicht, da eine völlige Neubildung des Keimplasmas ausgeschlossen ist."

„Die Hypothese beruht auf der Anschauung eines Gegensatzes von Körperzellen und Fortpflanzungszellen, wie wir ihn thatsächlich bei allen Tier- und Pflanzenarten beobachten, von den höchst differenzirten bis herab zu den niedersten Heteroplastiden**) unter den koloniebildenden Algen. Ich nehme an, daß Keimzellen sich nur da im Körper bilden können, wo Keimplasma vorhanden ist, und daß dieses Keimplasma unverändert und direkt von jenem abstammt, das in der elterlichen Keimzelle enthalten war. Es muß also, nach meiner Auffassung, bei jeder Ontogenese ein Teil des im Eikern enthaltenen Keimplasmas unverändert bleiben und als solcher bestimmten Zellfolgen des sich entwickelnden Körpers beigegeben werden. Das beigegebne Keimplasma befindet sich im inaktiven Zustand, sodaß es das aktive Idioplasma der Zelle nicht hindert, ihr einen mehr oder minder spezifischen Charakter aufzudrücken. Dasselbe muß sich aber auch ferner noch dadurch von dem gewöhnlichen Zustande des Idioplasmas unterscheiden, daß es seine Determinanten fest zusammenhält und sie bei den Zellteilungen nicht in Gruppen in die Tochterzellen verteilt. Dieses Nebenkeimplasma wird also in gebundnem Zustande durch mehr oder minder lange Zellfolgen hindurch weitergegeben, bis es schließlich zuerst seine Inaktivität in irgend einer von der Eizelle mehr oder weniger weit entfernten Zellengruppe aufgiebt und nun der betreffenden Zelle den Stempel aufdrückt. Diese Versendung des Keimplasmas von der Eizelle bis zu der Keimstätte der Fortpflanzungszellen hin geschieht in gesetzmäßiger Weise und durch ganz bestimmte Zellfolgen hindurch, die von mir als Keimbahnen bezeichnet werden. Sie sind nicht äußerlich kenntlich, lassen sich aber von ihren Endpunkten, den Keimzellen aus rückwärts bis zur Eizelle zurück erschließen, vorausgesetzt, daß der Zellenstammbaum der Embryogenese bekannt ist."

Was durch alle Geschlechtsfolgen hindurch unverändert bleibt, das ist selbstverständlich nicht die Substanz des Keimplasmas, die ja samt der ganzen

*) Solche Zurückverwandlung erklärt Weismann für undenkbar, weil ja das Idioplasma jeder Zelle nur einzelne Determinanten enthalte; es müßten also alle einzelnen Determinanten aus dem ganzen Körper wieder zusammenströmen und sich aufs neue vereinigen.

**) Die Polyplastiden oder mehrzelligen Wesen scheiden sich in solche, deren Zellen alle gleichartig sind, Homoplastiden, und solche, die verschiedne Arten von Zellen haben, zunächst somatische oder Körperzellen und Fortpflanzungszellen; das sind eben die Heteroplastiden.

Digitized by Google

Körpersubstanz dem täglichen Stoffwechsel unterliegt; aber wie der Körper trotz unaufhörlichem Stoffwechsel der Form nach derselbe bleibt, so bleibt auch die Struktur und Schöpferkraft des Keimplasmas im Strom des Stoffwechsels dieselbe. Bei den Pflanzen und vielen niedern Tieren ist aber dem Körperplasma noch eine andre Portion gebundnes Idioplasma beigemischt: das für die Wiedererzeugung verlorner Glieder erforderliche Nebenidioplasma mit seinen Ersatzdeterminanten. Den Eidechsen wächst der abgebrochne Schwanz wieder nach, und der Salamander vermag ein verlornes Bein bis sechsmal hintereinander wieder zu erzeugen. Die Knochen- und Hautzellen, von denen das Wachstum der verlornen Teile ausgeht, müssen demnach mit Ersatzdeterminanten für alle einzelnen Teile, z. B. für ein Bein mit seinen Gelenken, Knochen, Muskeln, Zehen usw. versehen sein, und zwar so vielfach, als die Wiedererzeugung des Gliedes möglich ist. Dem Rumpfe wächst ein neuer Schwanz, nicht aber dem Schwanze ein neuer Rumpf einschließlich des Kopfes. Dieses kommt jedoch bei manchen Ringelwürmern vor, die, zerschnitten, sowohl den vordern wie den hintern Teil wieder zu einem vollständigen Tiere ergänzen; hier müssen also sehr viele Zellen sowohl für das Kopfende wie fürs Schwanzende Ersatzdeterminanten haben. Polypen ergänzen nicht allein das Vorderteil und das Hinterteil, sondern auch das Seitenteil, wenn sie der Länge nach durchschnitten werden; sie brauchen also dreierlei Ersatzdeterminanten. Die Pflanzen haben weit weniger Regenerationskraft als manche Klassen der niedern Tiere, weil sie sie, wie Weismann ausführt, nicht brauchen. Das verletzte Blatt braucht sich nicht zu ergänzen, weil die Pflanze jederzeit genug neue Blätter treibt. Es wäre also kein Vorteil für die Pflanze, wenn sie ein Loch im Blatte auszufüllen vermöchte. „Sie kann an vielen Orten Knospen zur Entfaltung bringen und gewinnt dadurch viel mehr, als durch die Vervollständigung einzelner Blätter für sie zu gewinnen gewesen wäre. Sie konnte der Regeneration entbehren, da sie die weit ausgiebigere Knospung hat“ (K 178). Natürlich erfordert auch die Knospung ein Idioplasma an der Stelle, von wo sie ausgeht; nach Weismann ist das Knospenidioplasma auch dann, wenn es die vollständige Pflanze hervorzutreiben vermag, mit dem Keimplasma nicht völlig identisch, sondern enthält die Determinanten in etwas andrer Gruppirung, weil der Schoß nur dann Wurzeln treibt, wenn er von der Stammpflanze getrennt wird, die Wurzeln also später als die übrigen Teile, während bei der Entwicklung aus dem Keime das umgekehrte der Fall ist (K 219 bis 220). Wir erlauben uns dabei die vom streng darwinischen Standpunkte aus ketzerische Bemerkung, daß den höheren Tieren und dem Menschen die Regenerationskraft versagt bleiben mußte, weil ihr Besitz ein Anreiz zu den furchtbarsten Grausamkeiten sein und den Menschen noch mehr sittlich herunterbringen würde, als er schon oft herunterkommt; übrigens ließe sich vielleicht mancher gern einen neuen Kopf wachsen; freilich würde dieser nach der Determinantenlehre wohl nicht anders ausfallen als der ursprüngliche.

Digitized by Google

Es ist wiederholt erwähnt worden, daß nach Weismann die Amphimixis, d. h. die ungeschlechtliche oder geschlechtliche Verbindung zweier Keime zur Erzeugung eines neuen organischen Wesens, den Zweck hat, eine möglichst große Mannichfaltigkeit zu erzeugen. Je mehr verschiedne Individuen der natürlichen Zuchtwahl, der Auslese im Kampf ums Dasein dargeboten werden, desto leichter finden sich darunter auch solche, die neu entstandnen Lebensbedingungen gut angepaßt sind; diese sehen sich dann im Kampf ums Dasein begünstigt und gelangen durch allmähliche Steigerung ihrer nützlichen Eigenschaften dazu, neue Arten zu bilden. Diese Mannichfaltigkeit wird nun durch die Amphimixis in der Weise erzeugt, daß immer mehr Ahnenide zusammenkommen, die unendlich viele, oder um naturwissenschaftlich genau zu sprechen, Millionen verschiedner Kombinationen mit einander bilden können; Weismann berechnet, daß, wenn jedes der Eltern zwölf Idanten hat, 8074×8074, also über 64 Millionen verschiedne Kinder möglich sind (K 326). Freilich hat die Anhäufung von Ahneniden ihre Grenze in jener wunderbaren Welt, die kleiner ist als ein Stecknadelknopf. Daher wird bei jeder Befruchtung durch die erwähnten Reduktionsteilungen die Hälfte der Idanten, daher auch der Ide, ausgeschieden, sodaß, wenn Vater und Mutter je 16 Idanten haben, das Kind nicht 32, sondern ebenfalls nur 16 Idanten bekommt. Diese Ausscheidung kann nicht schon auf den untersten Stufen erfolgt sein, wo jedes der Eltern nur ein Id mitbrachte; denn da wäre entweder das eine väterliche oder das eine mütterliche Id von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt worden und gar keine Mannichfaltigkeit entstanden, sondern erst in späterer Zeit, wo die Anhäufung unbequem zu werden anfing. Indem sich die Idanten bei dem Befruchtungsprozeß noch außerdem durch Längsteilung verdoppeln, so daß zwei Ausscheidungen notwendig werden, wird die Zahl der Kombinationen noch weiter erhöht. Darnach kann es nicht vorkommen, daß ein Kind sämtliche Idanten beider Eltern enthielte. „Betrüge z. B. beim Menschen die Zahl der Idanten in dem befruchteten Ei 32, so würden von Seiten jedes Elters 16 Idanten bei der Befruchtung zusammentreten. In diesen 16 könnten höchstens 16 von einem Großelter herstammen, nämlich nur dann, wenn von dem andern Großelter gar keine Idanten in die betreffende Keimzelle gelangt wären. Es ist offenbar mehr als ungenau, wenn die praktischen Züchter bisher die Vererbungskraft eines Elters einfach gleich $1/2$, die eines Großelters auf $1/4$, die des Urgroßelters gleich $1/8$ usw. gesetzt haben. Diese Zahlen können nicht einmal das Minimum oder Maximum angeben, in dem der betreffende Vorfahr mit seinen Vererbungsanlagen im befruchteten Ei vertreten sein kann. Der Elter ist allerdings immer mit $1/2$ vertreten, allein schon beim Großelter schwankt die Vertretung, und zwar in dem oben angenommnen Falle zwischen 0 und 16“ (K 336). Es können z. B. bei der Reduktionsteilung der mütterlichen Idanten sämtliche Idanten der Mutter der Mutter ausfallen

Digitized by Google

und sämtliche Idanten des Vaters der Mutter zurückbleiben. Unter den zurückbleibenden Iden mit ihren Determinanten entspinnt sich nun, wie bereits bemerkt wurde, ein Kampf, in dem die Mehrheit der homodynamen Determinanten siegt. Weismann unterscheidet homologe und homodyname Determinanten. Homolog sind die für dieselbe Körperstelle bestimmten; darunter giebt es homodyname, d. h. solche, die dieser Körperstelle denselben Charakter aufzuprägen vermögen. Überwiegen z. B. unter den Färbungsdeterminanten der Iris in den väterlichen Iden die braunen,*) während es in den mütterlichen braune, blaue, graue und grüne in gleicher Anzahl giebt, so werden die braunen Determinanten im Kinde die Mehrheit haben, werden die verschiedenfarbigen Minderheiten nicht zur Wirksamkeit kommen lassen und den Sprößling braunäugig machen. Da nun im Laufe der Geschlechtsfolgen die Ide immer verschiedner werden, so wird eine immer geringere Anzahl homologer Determinanten die Mehrheit bilden können gegenüber einem Heer von einzelnen Kämpfern, von denen keiner Bundesgenossen hat, und so ist zu erklären, daß manchmal eine zufällige, aus väterlichen und mütterlichen Determinanten zusammengesetzte kleine Mehrheit den Typus eines Onkels, einer Tante oder eines weit entfernten Urahnen ergiebt. Selbstverständlich nimmt die Wahrscheinlichkeit eines solchen Rückschlags mit der Entfernung vom Ahnen stetig ab.

Ob der Idant immer aus denselben Iden besteht, oder ob nach jeder Auflösung des Idanten die Ide bei der Wiedervereinigung ihre Plätze in den Idanten wechseln und anders zusammengesetzte Idanten bilden, das ist weder durchs Mikroskop noch auf andre Weise zu ermitteln (Weismann hält das zweite für unwahrscheinlich V 733). Die Gelehrten der Weismannschen Schule sind noch nicht einmal einig darüber, ob wirklich die Kügelchen der Chromatinstäbchen oder nicht vielmehr diese selbst als Ide anzusehen sind, sodaß also die Kategorie „Idant“ ganz ausfallen würde (K 391). Im ersten Falle, wenn sich die Ide jedesmal zu andern Idanten umgruppirten, würden die Ergebnisse der Teilungen und Ausscheidungen noch mannichfaltiger ausfallen können. Aber auch die Ide bleiben nicht unverändert. Auf ihrer Veränderlichkeit beruht die Möglichkeit der Entstehung neuer Gattungen. Die Mehrzahl der Ide enthält nach Weismann sämtliche Artdeterminanten, sodaß jedes solche Id für sich allein sämtliche Charaktereigenschaften der Art hervorzubringen imstande ist. Von den übrigen Iden aber wird das eine „etwa nur unveränderte Determinanten der Stammart enthalten, während ein andres schon eine größere Übereinstimmung mit den reinen Iden der heutigen Art zeigen mag, aber doch noch einige alte Determinanten beibehalten hat und so fort. Eine derartige allmähliche Umwandlung der Ide in Bezug auf eine größere

*) Die Determinanten selbst sind natürlich weder braun noch blau; Weismann drückt sich nur der Kürze wegen so aus.

Digitized by Google

Anzahl von Determinanten muß wohl den Prozeß der Artbildung ausmachen, und es entspricht durchaus dem Prinzip der Variation, wenn wir annehmen, daß gerade wie bei den für uns sichtbaren Lebenseinheiten, den Einzelligen, den Personen und Stöcken die Abänderung bei einzelnen Individuen in verschiednem Grade und verschiedner Richtung auftritt, dies auch bei den unsichtbaren niedern Lebenseinheiten, dem Id und dem Biophor der Fall sei. So wird also die [von Weismann vorläufig gemachte] Annahme, daß das Keimplasma einer Art in Bezug auf die Artcharaktere aus lauter identischen Iden bestehe, genau genommen nicht richtig sein können; dasselbe muß sich vielmehr zusammensetzen aus einer Mehrzahl von vollständig abgeänderten und mit der neuen Art Determinanten versehenen Iden, und einer Minderzahl nur unvollkommen oder wohl auch gar nicht abgeänderter Ide der Stammart. Die Zahl der letztern wird durch Selektion der Individuen im Laufe der Zeiten allmählich abnehmen, und damit werden die neuen Artcharaktere mehr und mehr ihre ursprüngliche Veränderlichkeit verlieren. Durch Naturzüchtung wird das Keimplasma mehr und mehr von seinen nur wenig oder noch gar nicht in der neuen Richtung abgeänderten Iden befreit, indem die minder gut angepaßten Individuen eben die sind, in deren Keimplasma noch eine größere Zahl nicht umgewandelter Ide enthalten ist. Da nun diese, die Individuen, nach und nach im Kampfe ums Dasein ausgemerzt werden, so wird sich die Zahl der nicht abgeänderten Ide in den folgenden Generationen immer mehr verringern müssen, und dieser Züchtungsprozeß des Keimplasmas wird erst zum Stillstand kommen, wenn die Zahl der nicht oder unvollkommen abgeänderten Ide so klein geworden ist, daß ihr Einfluß in Bezug auf die Ausbildung der für die Art wesentlichen Charaktere verschwindend klein geworden ist" (K 355 bis 356). Woher sollen aber die „neuen Artdeterminanten" kommen, wenn nicht von den Veränderungen, die das sie enthaltende Individuum unter neuen Lebensverhältnissen erleidet? Ist das aber der Fall, dann werden eben solche Veränderungen des Individuums erblich, indem sie mit dem Individuum zugleich auch seine Vererbungssubstanz umwandeln. Nur auf diese Weise ist besonders auch das Auftreten neuer und das Verschwinden alter Glieder zu erklären. Wo ein Bein wächst, das vorher nicht vorhanden war, da müssen auch Determinanten für dieses Bein wachsen, und wo ein Bein verkümmert und zuletzt verschwindet, da müssen auch die Beindeterminanten verkümmern und verschwinden. Die Vorfahren der Schlangen sollen bebeinte Reptilien gewesen sein, die nach Weismann ihre Beine verloren haben, weil sie ihnen beim Kriechen durch enge Spalten hinderlich waren. Gut! Wenn aber die Verkümmerung der Beine nicht in jedem Individuum eine entsprechende Verkümmerung der Beindeterminanten zur Folge gehabt, d. h. wenn nicht jedes solche Reptil die bei ihm eingetretene Verkümmerung vererbt hätte, dann würde alle Selektion, d. h. aller Untergang der gut bebeinten Exemplare nichts

Digitized by Google

genützt haben, auch die am schlechtesten bebeinten, ja die ganz beinlosen Tiere würden ihre Beindeterminanten vererbt haben, und ihre Jungen wären immer wieder mit Beinen auf die Welt gekommen, gerade so, wie die Kinder solcher Katzen, die ihre Schwänze verloren haben, mit vollständigen schönen Schwänzen geboren werden, sodaß in Gegenden, wo schwanzlose Katzen beliebt sind, jede Generation die schmerzhafte und zugleich die Katzenehre kränkende Operation der Schwanzabhackung aufs neue zu erdulden hat. Man hegt dort nämlich den Aberglauben, daß schwanzlose Katzen besser mausen, einen Aberglauben, der in den besser unterrichteten Katzenkreisen nur verachtungsvolle Heiterkeit hervorrufen würde, wenn nicht der Unwille über die dumme Grausamkeit der Menschen überwöge. Anders als in dem soeben dargelegten Sinne vermögen wir auch K 104 bis 105 nicht zu verstehen, wo gesagt wird, daß die zur Bildung neuer Arten führende Veränderung der Ide mit der Abänderung einzelner Biophoren beginnt und so allmählich die aus den veränderten Biophoren zusammengesetzten Determinanten umgestaltet, was dann, wenn die Veränderung immer weiter um sich greift, zuletzt den vollständigen Umbau des ganzen Ids zur Folge hat.

(Fortsetzung folgt)

Zur Psychologie der Tierspiele

eine der philosophischen Teilwissenschenschaften ist so wenig imstande gewesen, die neuere Entwicklung des ihr zu Grunde liegenden Lebensgebietes zu begreifen wie die Ästhetik. Sie allein hat geglaubt, ausschließlich normativ bleiben zu dürfen, sie allein sich geweigert, den demütigenden Schritt auf die Stufe des bloßen Verstehenwollens künstlerischen Lebens mitzumachen. Desto weiter muß sie nun ausholen, wo sie sich endlich zu dem längst gebotenen Fortschritt entschließt. In seinen „Anfängen der Kunst" hat E. Grosse die künstlerischen Äußerungen der primitivsten Völker der Erde dargestellt und nach ihrem psychologischen Gehalt zu beurteilen gesucht, noch weiter zurück greift das neue wichtige Buch von Karl Groos: Die Spiele der Tiere.*) Wir wollen versuchen, von seinem Inhalt und seiner Methode in einer knappen Skizze eine Vorstellung zu geben; wer den ganzen Reichtum des Stoffes und die ganze

*) Jena, Gustav Fischer, 1896.

Digitized by Google

Feinheit der Beobachtungen darin nacherleben will, den müssen wir an das Buch selbst weisen.

Groos hat seine Arbeit in fünf Kapitel geteilt, und zwar so, daß im dritten und vierten der eigentliche Gegenstand vorgetragen, in den umrahmenden Abschnitten den tiefern psychologischen Bahnen des tierischen Spieles nachgegangen wird. Wir wollen den Inhalt des ganzen Buches in der Hauptsache im Anschluß an einige Beispiele aus den Mittelkapiteln entwickeln.

Wallace erzählt einmal von einem ganz jungen Orang-Utan: „In den ersten paar Tagen klammerte er sich mit allen Vieren an alles, was er packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältig vor ihm in acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgend etwas festhielten, und ich mich ohne Hilfe unmöglich von ihm befreien konnte. Wenn er aber ruhig war, wirtschaftete er mit den Händen in der Luft herum und versuchte, irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Stock oder einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesem und einem Fuß zu fassen, so schien er ganz glücklich zu sein. In Ermanglung von etwas anderm ergriff er seine eignen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er fast beständig seine Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar unter der entgegengesetzten Schulter.“ Das ist im Grunde derselbe Spieltrieb, der sich bei Kindern in einer Menge von Erscheinungen äußert, die sich am besten als ein kindliches Experimentiren auffassen lassen, und deren Lustgefühl jedenfalls mit darauf beruht, daß das junge Wesen Freude an seiner Macht, am Ursacheſein empfindet. Dieser Art von Spiel steht das Bewegungsspiel nahe. Wer hätte nicht schon in einem zoologischen Garten gesehen, was für Vergnügen die Affen und manche Vögel daran haben, sich zu schaukeln? Dem Kanarienvogel hängen wir einen Ring in seinen Käfig, um ihm das Schaukelspiel zu ermöglichen. Und daß es viele Vögel auch draußen im Freien lebend lieben, sich an schwankende Zweige zu hängen, um sich daran zu schaukeln, bezeugt uns Naumann. Hat nicht auch das unaufhörliche Auf- und Abgehen des Tigers im Käfig, das stumpfsinnige Hin- und Herwiegen des Vorderkörpers der Bären Spielcharakter? Schon der Rhythmus, der dabei waltet, scheint darauf hinzudeuten. Ein viel stärkerer Reiz tritt neben den der bloßen Bewegungslust in den Jagdspielen vieler Tiere. Allgemein bezeichnen wir es als Spiel, was die Katze mit der Maus treibt. Der künstlerische Keim der bewußten Selbsttäuschung ist stärker entwickelt, wo es sich nur um eine Scheinbeute handelt, gleichviel ob mit einer lebenden oder leblosen Scheinbeute gespielt wird (ein Hund mit dem andern, das Kätzchen mit dem Garnknaul). Von dem Puma und seinem hochentwickelten Spieltriebe erzählt Hudson: „Er bleibt im innersten immer ein Spielkätzchen, das sich königlich bei seinen Scherzen unterhält, er amüsirt sich, wenn er — was oft der Fall ist — allein in der Wüste lebt, stundenlang durch Scheinkämpfe oder Versteckspiele mit Genossen, die nur in seiner Phantasie da sind; oder er legt

Digitized by Google

sich auf die Lauer und bietet seine ganze wunderbare Strategie auf, einen vorüberfliegenden Schmetterling zu haschen." Die Jagdspiele zweier Foxterrier untereinander sind oft schon halbe Kampfspiele. Auch die Neckereien vieler Tiere sind wenigstens Vorstufen zu Kämpfen oder treten da auf, wo die Kampflust selbst sich nicht auswirken kann. „Ein Waschbär, schreibt Beckmann, der nebst andern gezähmten Vierfüßlern auf einem Gehöfte gehalten wurde, hatte eine besondre Zuneigung zu einem Dachse gefaßt, der in einem kleinen eingefriedigten Raume frei umherwandelte. An heißen Tagen pflegte Grimmbart seinen Bau zu verlassen, um auf der Oberwelt im Schatten eines Fliederbusches sein Schläfchen fortzusetzen. In solchem Falle war der Schupp sofort zur Stelle; weil er aber das scharfe Gebiß des Dachses fürchtete, hielt er sich in achtungsvoller Entfernung und begnügte sich damit, jenen mit ausgestreckter Pfote in regelmäßigen Zwischenräumen leise am Hinterteile zu berühren. Dies genügte, den trägen Gesellen beständig wach zu halten und fast zur Verzweiflung zu bringen. Vergebens schnappte er nach seinem Peiniger; der gewandte Waschbär zog sich beiseite auf die Einfriedigung des Zwingers zurück, und kaum hatte sich Grimmbart wieder zur Ruhe begeben, so begann der Waschbär seine Thätigkeit aufs neue." Sind beide Parteien zum Kampfspiel bereit, so entsteht, namentlich unter jungen Tieren, die schönste Katzbalgerei. Namentlich an jungen Hunden hat Groos hübsche Beobachtungen darüber gemacht. Er berichtet: „Junge Foxterriers suchen sich gewöhnlich beim ersten Ansturm umzurennen. Andre bäumen sich gegeneinander auf und kämpfen, auf den Hinterbeinen stehend, mit Vorderpfoten und Zähnen. Sowie einer umgeworfen wird, legt er sich augenblicklich auf den Rücken, um das Genick zu schützen, und hält den Gegner mit allen vier Pfoten geschickt von sich ab. Dieser, ebenso gewandt, stellt sich mit ausgespreizten Füßen über den strampelnd daliegenden Feind und hindert ihn am Wiederaufstehen. Sind die Hunde von verschiedner Größe, so legt sich der größere oft von vornherein auf den Rücken und wehrt mit lässigen Bewegungen den Kleinen ab, der ihm unter wütendem Gebrumm von allen Seiten her an die Kehle zu kommen sucht. Die großartig ruhigen Bewegungen eines mächtigen Leonbergers im Gegensatze zu der Keckheit und Heftigkeit eines kleinen Seidenpintschers, der ihn auf diese Weise angriff, haben mir oft einen entzückenden Anblick geboten."

Bei all den bisher besprochnen Spielarten liegt das Wesentliche des Genusses in einer Selbstdarstellung des Einzelwesens. Anders bei der Baukunst. Man wird zwar auch hier nicht leugnen können, daß die Freude an der eignen Leistung, die Auswirkung des Ich im Sinne einer Selbstdarstellung beteiligt ist — man denke an Lotzes feine Bemerkung, daß wir unser Ich z. B. tastend bis an das Ende unsers Spazierstocks ausdehnen —, aber der Genuß erscheint vielmehr an das Objekt gebunden, und der an diesen arbeitende und schaffende Trieb ist die Lust an der Ausschmückung. Es ist sehr schwer, etwas

Digitized by Google

von den „Kunstbauten“ der Tiere als Erzeugnis des Spieltriebs nachzuweisen. „Die Bauten der Biber, Füchse, Dachse, Maulwürfe, Fischottern, Kaninchen usw., die Laubdächer mancher Affenarten, die Nester der Stichlinge, Igel, Eichhörnchen, Zwergmäuse und Vögel dienen unmittelbar ernsten Zwecken und haben daher keinen Spielcharakter.“ Vielleicht liegt er aber den Diebsgelüsten der verschiednen Rabenarten zu Grunde. Ihre bekannte Gewohnheit, allerlei kleine glänzende Gegenstände in ihre Nester zu tragen, erklärt sich am einfachsten aus einem instinktiven Triebe der Tiere, ihre kleinen Bauten zu schmücken. Romanes hat bemerkt, daß sich bei gewissen Vögeln eine ausgesprochne Vorliebe für besondre Gegenstände zeigt; die syrische Spechtmeise sammelt schillernde Insektenflügel, der große indische Fliegenschnapper abgestreifte Schlangenhäute, und am merkwürdigsten verfährt der Bayavogel Asiens, „der nach Vollendung seines flaschenförmigen, in Kammern abgeteilten Nestes die Innen- und Außenseite davon mit kleinen Thonklümpchen spickt, auf denen das Männchen sodann Leuchtkäfer befestigt, augenscheinlich zu keinem andern Zwecke, als um damit einen glänzenden Dekorationseffekt zu erzielen.“ Ein ästhetischer Genuß des Schönen liegt, wie Groos richtig bemerkt, in diesen Fällen noch nicht vor. Es wirkt in ihnen nur der Reiz von etwas sinnlich angenehmem; die eigentlich künstlerische Thätigkeit der innern Nachahmung, der behandelnden Einfühlung in das Objekt fehlt. Man wird mit Groos hier nur von einer Vorstufe des ästhetischen Genusses reden können.

Fast noch schwerer ist es, Pflegespiele, etwa wie sie die Mädchen mit Puppen treiben, bei Tieren nachzuweisen. Wenn eine Katzenmutter ihren Bemutterungstrieb von ihren eignen vier Jungen ausdehnt auf sechs eben ausgekrochne Küchlein, drei junge Enten und ein junges Rotschwänzchen, die sie alle in ihren Korb zusammenschleppt, so bleibt immer noch die Frage, ob es nicht eine durchaus ernsthaft empfundne Pflege gewesen sei, die sie den fremden Jungen hat angedeihen lassen. Ein entschieden spieliges Pflegen und Hätscheln aber hat Brehm, der Verfasser des Tierlebens, einmal an einem Pavian namens Perro beobachtet, den er bei der Einfahrt in Alexandria an einem langen Seil an den Wagen gebunden hatte. „Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, die vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste erzürnt durch die Frechheit des Affen, fuhr wütend auf diesen los, und Perro mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter, und ihm blieb keine Zeit übrig hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gepackt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den obern Arm und die Brust, zog mit

Digitized by Google

demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und verteidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine Angreiferin. Sein mutiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß ihm keiner sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsre Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Tiere, das gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andre Übergriffe, die wohl an einem jungen Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß; dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, das wir dem jungen Hunde brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungrige Pflegekind auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten." Gerade dieser letzte Zug läßt das vorhergehende Pflegen und Hätscheln als reine Spielerei erscheinen, der sich hier übrigens die Experimentirlust in einer für das arme Hündchen peinigenden Weise beigesellt. Die Erscheinung, daß bei verschiednen Vogelarten halberwachsene Tiere neugeborne Geschwister mit pflegen, darf wohl auch als Spiel aufgefaßt werden; freilich ist dabei der Nachahmungstrieb mindestens ebenso wichtig wie der Pflegeinstinkt.

Der Nachahmungstrieb, ein in der Entwicklungsgeschichte darum so wichtiger Instinkt, weil er eine große Menge Arbeit unwillkürlich leisten lehrt und dadurch der bewußten Willens- und Intellektthätigkeit viel Kraft für andre Zwecke erspart — wie ihn denn in der That die klügsten Geschöpfe am stärksten entwickelt zeigen, Affe und Mensch —, auch der Nachahmungstrieb äußert sich spielend, d. h. ohne ernsten Anlaß. Das Lustgefühl, das dabei eintritt, ist die uns bekannte Freude am Können, hier namentlich eine Freude am Auchkönnen oder sogar Besserkönnen. Ich erinnere mich lebhaft, mit welchem Genuß ich als Schulknabe in der Turnstunde die Weit- und Hochsprünge meiner Kameraden zum großen Teile innerlich begleitete. Diese innere Nachahmung eines Vorgangs außer uns, die Einfühlung in das Objekt, das dazu notwendige Leben in einem Doppelbewußtsein mit dem Gefühl des Schaffens des Scheines, d. h. also immer wieder mit dem Urlustgefühl des Ursacheseins, der That, der Freiheit, das ist der Kern der ästhetischen Leistung. Im Keime birgt ihn auch das Nachahmungsspiel der Tiere. Es bedarf nur des Hinweises darauf, wie wichtig er für die Ausbildung der Einzelwesen wie der Gattungen ist, was für Künste Vögel mit seiner Hilfe entwickeln (z. B. die sprechenden Papageien und Raben), welche merkwürdigen Massenspiele von Tieren (z. B. das Gewoge eines Mückenschwarmes) durch ihn geleitet werden.

Auch Neugier faßt Groos als eine spielige Thätigkeit auf, und zwar bezeichnet er sie als spielend ausgeführte theoretische Aufmerksamkeit, wobei er

Digitized by Google

theoretische Aufmerksamkeit als die auf eine Ideenassoziation gerichtete von praktischer oder motorischer, auf eine Bewegung gerichteter und ästhetischer, auf einen Gefühlserguß gerichteter Aufmerksamkeit unterscheidet. Wir kennen Züge der Neugier von Affen, Hunden, Kühen, Pferden, Ziegen, Katzen; eine reizende hierher gehörige Geschichte erzählt Beckmann von dem schon erwähnten Waschbären, der mit einem Dachs auf Neckfuß lebte. „Eines Tages ward es dem Dachse doch zu arg, er sprang grunzend auf und rollte verdrießlich in seinen Bau. Der Hitze wegen streckte er den Kopf aber bald wieder aus der engen Höhle heraus und schlief in dieser Lage ein. Der Schupp sah augenblicklich ein, daß er seinem Freunde die üblichen Aufmerksamkeiten in dieser Stellung unmöglich erweisen konnte, und wollte eben den Heimweg antreten, als der Dachs zufällig erwachte und, seinen Peiniger gewahrend, das schmale, rote Maul sperrweit aufriß. Dies erfüllte unsern Schupp dermaßen mit Verwunderung, daß er sofort umkehrte, um die weißen Zahnreihen Grimmbarts von allen Seiten zu betrachten. Unbeweglich verharrte der Dachs in seiner Stellung und steigerte hierdurch die Neugierde des Waschbärs aufs äußerste. Endlich wagte der Schupp, dem Dachse vorsichtig von oben herab mit der Pfote auf die Nase zu tippen — vergebens, Grimmbart rührte sich nicht. Der Waschbär schien diese Veränderung im Wesen seines Gefährten gar nicht begreifen zu können, seine Ungeduld wuchs mit jedem Augenblicke, er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen. Unruhig trat er eine Weile hin und her, augenscheinlich unschlüssig, ob er seine empfindlichen Pfoten oder seine Nase bei dieser Untersuchung aufs Spiel setzen solle. Endlich entschied er sich für letzteres und fuhr plötzlich mit seiner spitzen Schnauze tief in den offnen Rachen des Dachses. Das folgende ist leicht zu erraten. Grimmbart klappte seine Kinnladen zusammen, der Waschbär saß in der Klemme und quiekte und zappelte wie eine gefangne Ratte. Nach heftigem Toben und Gestrampel gelang es ihm endlich, die bluttriefende Schnauze der unerbittlichen Falle des Dachses zu entreißen, worauf er zornig schnaufend über Kopf und Hals in seine Hütte flüchtete. Diese Lehre blieb ihm lange im Gedächtnis, und so oft er an dem Dachsbau vorüberging, fuhr er unwillkürlich mit der Tatze über die Nase." Spielend ausgeübter praktischer Aufmerksamkeit (die Katze auf der Lauer) sowohl wie theoretischer Aufmerksamkeit spielartigen Charakters sind Tiere fähig; ob auch ästhetischer Neugier? Groos erinnert zur Beantwortung dieser Frage an eine Erscheinung, in der Schopenhauer die menschlichste Eigenschaft sah, die sich bei Tieren finde: den zum Fenster hinausschauenden Hund.

Wir übergehen das interessante Kapitel, in dem Groos die Liebesspiele der Tiere im Zusammenhang behandelt, um noch mit einem Wort auf seine Einleitungs- und Schlußkapitel zu kommen. Das Spiel entsteht nicht aus Kraftüberschuß (Schiller, Herbert, Spencer), sondern ist eine „Bethätigung von Instinkten, zu der der eigentliche reale Anlaß, auf den sie berechnet sind, fehlt."

Digitized by Google

darum ist es objektiv betrachtet eine Scheinthätigkeit. Subjektiv braucht es sie nicht von Anfang an zu sein, entwickelt sich aber dazu, indem das Bewußtsein von einer gespielten Rolle in dem Spielenden immer kräftiger wird. Auch dem Tier dürfen wir dieses Bewußtsein der Scheinthätigkeit nicht absprechen, da bekannt ist, wie sich Tiere zu verstellen vermögen. Zwei Probleme knüpfen sich hier, die Groos am Schlusse seines Buches bespricht, das von der Spaltung des Bewußtseins in der Scheinthätigkeit und das von dem Freiheitsgefühl in der Scheinthätigkeit. Das Ergebnis fassen wir mit ihm in dem Satze zusammen: „Wir scheinen im Spiele losgelöst von der alles Reale beherrschenden Notwendigkeit, weil wir uns in der bewußten Selbsttäuschung als absolute Ursache fühlen."

Statistisches zur Lage der Landwirtschaft

Zur Beurteilung der Lage der Landwirtschaft in Deutschland sind neuerdings durch zwei Arbeiten von berufner Seite auf Grund amtlicher Erhebungen sehr dankenswerte statistische Beiträge geliefert worden. Die eine Arbeit, von Dr. Trüdinger, ist in den vom königlichen statistischen Landesamt herausgegebnen württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde veröffentlicht worden und behandelt die Statistik der Zwangsvollstreckungen in das unbewegliche Vermögen in Württemberg, die zweite, in den (Conradschen) Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik erschienen, betrifft die landwirtschaftliche Verschuldung im Herzogtum Oldenburg und hat den bekannten Statistiker Dr. Kollmann zum Verfasser. Die Trüdingersche Arbeit ist vielleicht insofern die interessantere, als sie ein Gebiet behandelt, wo nach agrarischen Behauptungen der landwirtschaftliche Notstand seine verheerende Wirkung schon in hohem Grade geltend machen soll, während die oldenburgische Landwirtschaft von derselben Seite, wenn auch natürlich für krank, so doch wenigstens noch nicht für totkrank ausgegeben wird. Wir werfen zunächst einen Blick in die württembergischen Verhältnisse.

Dem Beispiel Preußens, Baierns, Sachsens, Badens und Hessens folgend hat sich auch Württemberg durch die Veranstaltung einer Statistik der Zwangsvollstreckungen in Liegenschaften, einschließlich der städtischen Hausgrundstücke, einen zuverlässigen Anhalt zur Beurteilung der wirtschaftlichen und namentlich der landwirtschaftlichen Entwicklung, im besondern auch der Notstandsfrage, zu verschaffen versucht, und das damit beauftragte statistische Landesamt ist dieser Aufgabe, wie die vorliegende Arbeit lehrt, in gewissenhaftester Weise nachgekommen. Es ist hier nicht der Ort, die Methode der Erhebungen zu erörtern; was uns interessirt, sind die Ergebnisse.

Zunächst ist die Thatsache von Bedeutung, daß die Zahl der „Zwangsversteigerungen von Gegenständen des unbeweglichen Vermögens" seit 1881 in steter Abnahme begriffen ist, die Zahl der Zwangsvollstreckungen in bewegliches Vermögen

Digitized by Google

dagegen in steter Zunahme. Die Zahl der erstern betrug im Jahre 1881 noch 2752, im Jahre 1895 nur 1371, das fünfzehnjährige Mittel 1716,6. Die Zahl der „erledigten Zwangsvollstreckungen" in das unbewegliche Vermögen belief sich im Jahre 1895 nur auf 1291, und von diesen fielen auf selbständige Landwirte, Gärtner und Weingärtner ohne Nebengewerbe 24,5 Prozent und auf land- und forstwirtschaftliche Tagelöhner und Dienstboten 12 Prozent. Der Rest betraf eigentliche Landwirte nicht. Eine noch feinere Unterscheidung ist bei den Zwangsvollstreckungen möglich gewesen, die „vollständig durchgeführt" worden sind (35,7 Prozent der 1291 Fälle), d. h. die nicht vor der Erteilung des Zuschlagsbescheides, entweder wegen nachträglicher Befriedigung der Gläubiger durch den Schuldner (43,5 Prozent) oder aus andern Gründen, insbesondre wegen Aussichtslosigkeit des Verfahrens (20,8 Prozent) ihr Ende erreicht haben. Von den 461 vollständig durchgeführten Zwangsvollstreckungen — und sie allein sind auch nach dem Wert der Gegenstände von Bedeutung — kommen auf

1. selbständige Landwirte ohne Nebengewerbe	120	= 26,0	Prozent
2. land- und forstwirtschaftliche Arbeiter und Dienstboten	66	= 14,3	„
3. selbständige Gewerbtreibende mit Landwirtschaft . .	150	= 32,5	„
4. selbständige Gewerbtreibende ohne Landwirtschaft . .	79	= 17,1	„
5. unselbständige Gewerbtreibende mit Landwirtschaft .	18	= 3,9	„
6. unselbständige Gewerbtreibende ohne Landwirtschaft .	6	= 1,3	„
7. sonstige Grundbesitzer	22	= 4,9	„

Es sind dabei, wie gesagt, immer die reinen Hausgrundstücke, auch die städtischen, mit berücksichtigt.

„Der größte Anteil an den Zwangsvollstreckungen, bemerkt dazu der Verfasser, fast ein volles Drittel, entfällt auf diejenigen, die die gewerbliche Beschäftigung mit dem Betriebe der Landwirtschaft vereinigen, die reinen (selbständigen) Landwirte, d. h. diejenigen, die sich ausschließlich mit der Landwirtschaft beschäftigen, kommen erst an zweiter Stelle; auf sie entfällt ein Viertel der Zwangsvollstreckungen. An dritter Stelle erscheinen die reinen Gewerbetreibenden; auf sie entfallen etwas mehr als ein Sechstel der Zwangsvollstreckungen; an vierter Stelle die land- und forstwirtschaftlichen Tagelöhner, die zugleich im Besitz eines Grundstücks oder Hauses sind; auf sie entfallen ein Siebentel der Zwangsversteigerungen. Die drei übrigen Gruppen kommen neben den vorgenannten kaum in Betracht."

Um aber zu erkennen, wie die Berufsgruppen verhältnismäßig an den Zwangsvollstreckungen beteiligt sind, ist die Zahl der Vollstreckungen noch mit der Zahl der in den Berufsgruppen im Hauptberuf Erwerbsthätigen zu vergleichen. Da ergiebt sich nun, daß auf 10000 Erwerbsthätige der selbständigen Landwirte nur 8,5 Zwangsvollstreckungen gekommen sind, bei den land- und forstwirtschaftlichen Tagelöhnern 2,6, bei den selbständigen Gewerbetreibenden mit Landwirtschaft dagegen 32,3 und bei den selbständigen Gewerbetreibenden ohne Landwirtschaft 10,9. Hier stehen die selbständigen Landwirte erst an dritter Stelle.

Sehr beachtenswert ist ferner folgendes Ergebnis der Erhebungen: Die Forderungen der Gläubiger, die „Passiva," betrugen in den 1291 Zwangsvollstreckungen zusammen 4172512 Mark oder durchschnittlich in einem Zwangsvollstreckungsfall 3232 Mark, das ist erheblich weniger als der Durchschnittsbetrag der Passivmasse in den „Konkursen," die sich in dem zehnjährigen Zeitraum 1883/92 auf 18770 Mark berechnet. Dabei betrugen die Passiva in den 461 vollständig durchgeführten Zwangsvollstreckungen 3644013 Mark oder durchschnittlich in jedem Falle

Digitized by Google

7904 Mark, dagegen in den 561 Zwangsvollstreckungen, die vor dem Zuschlagsbescheide wegen Befriedigung der Gläubiger eingestellt worden sind, 255166 Mark oder durchschnittlich nur 455 Mark und in den 269 Zwangsvollstreckungen, die aus andern Gründen eingestellt sind, 273333 Mark oder durchschnittlich 1016 Mark. In der zweiten und dritten Art der Fälle handelt es sich also um ziemlich unbedeutende Werte. Von der Passivsumme von 3644013 Mark in den 461 vollständig durchgeführten Zwangsvollstreckungen fielen 22,8 Prozent oder durchschnittlich 6917 Mark auf selbständige Landwirte, 3,7 Prozent oder durchschnittlich 2013 Mark auf land- und forstwirtschaftliche Tagelöhner, 27,1 Prozent oder durchschnittlich 6617 Mark auf selbständige Gewerbtreibende mit landwirtschaftlichem Betriebe, dagegen 43,6 Prozent oder durchschnittlich 20689 Mark auf selbständige Gewerbtreibende ohne landwirtschaftlichen Betrieb. Hier sehen wir also die reinen Gewerbtreibenden an erster Stelle stehen.

Nicht minder bemerkenswert sind die Ergebnisse bezüglich der „Aktivmasse," d. h. des Erlöses bei den Zwangsversteigerungen. Im ganzen ergab sich bei den 461 vollständig durchgeführten Zwangsvollstreckungen eine solche von 2780969 Mark, d. h. es stand einer Passivmasse von 100 Mark eine Aktivmasse von 76,3 Mark gegenüber, während im Durchschnitt der Jahre 1883/92 bei den Konkursen das Verhältnis 100 : 28,7 war.

Von Interesse ist auch, daß von der Gesamtsumme der Forderungen in den 461 vollständig durchgeführten Zwangsvollstreckungen von 3644013 Mark 1,6 Prozent auf die Kosten des Verfahrens, 0,6 Prozent auf gesetzlich bevorrechtete Gläubiger, 91,3 Prozent auf die Unterpfandsgläubiger (Hypothekengläubiger) und 6,5 Prozent auf sonstige Gläubiger kamen. Ausgefallen sind die Unterpfandsgläubiger mit 22,6 Prozent ihrer Forderungen und die sonstigen Gläubiger mit 74 Prozent.

Eine besondre Beachtung verdienen endlich noch die Gegenstände der Zwangsvollstreckung. Es kamen nämlich von dem gesamten Verkaufserlös: auf „Gebäude" (Hausgrundstücke) 1837170 Mark = 66,2 Prozent, auf „einzelne Feld- und Waldparzellen" 359237 Mark = 12,9 Prozent und auf „ganze Bauernanwesen" 541687 Mark = 19,5 Prozent. Der Rest der Aktivmasse (1,4 Prozent von 2789969 Mark) kommt auf sonstige Erlöse, wie Mietzins von Gebäuden, Fruchtertrag von Feldern usw. An dem Verkaufserlös aus Hausgrundstücken sind die Zwangsvollstreckungen gegen selbständige Gewerbtreibende ohne Landwirtschaft allein mit 1187538 Mark = 64,6 Prozent und die gegen selbständige Gewerbtreibende mit Landwirtschaft mit 474048 Mark = 25,8 Prozent beteiligt; auf die Zwangsvollstreckungen gegen selbständige Landwirte kommen nur 2,6 Prozent, auf die gegen landwirtschaftliche Tagelöhner 3,6 Prozent. „Ganze Bauernanwesen," natürlich einschließlich der zugehörigen Gebäude, sind im ganzen sechzig der Zwangsvollstreckung unterworfen gewesen. Die Gesamtfläche betrug 398 Hektar, die durchschnittliche 6,6 Hektar, der Gesamtanschlagswert 702998 Mark (davon 260681 Mark für Gebäude), der durchschnittliche Anschlagswert 11716 Mark. Der Gesamterlös stellt sich auf 541687 Mark, der durchschnittliche auf 9026 Mark. Hinter dem Anschlag blieb der Erlös um 22,8 Prozent zurück. Bei den einzelnen Feld- und Waldparzellen blieb der Erlös um 10,5 Prozent hinter dem Anschlagswert zurück. An den Zwangsvollstreckungen in solchen Parzellen waren die selbständigen Gewerbetreibenden mit Landwirtschaft mit vollen zwei Dritteln beteiligt, während auf die reinen Landwirte kaum ein Drittel kam.

Die Grundfläche der von den Zwangsvollstreckungen betroffnen ganzen Bauernanwesen mit der der einzelnen Parzellen zusammen betrug 655,8 Hektar, das ist ein

Digitized by Google

„verschwindend kleiner" Teil, nämlich 0,05 Prozent der gesamten landwirtschaftlich benutzten Fläche.

Der Verfasser hat gewiß Recht, wenn er zum Schluß bemerkt, daß diese Zahlen des einen Jahres 1895 keinen zuverlässigen Maßstab für die Beurteilung der „Entwicklung" der Landwirtschaft geben, aber die Bewegungen der Zwangsvollstreckungen überhaupt seit 1881 bis 1895 und der für 1895 nachgewiesene Anteil der eigentlichen landwirtschaftlichen Bevölkerung und Grundbesitzes an ihnen lassen zur Zeit entschieden keinen Notstand der württembergischen Landwirtschaft erkennen, zwingen vielmehr jeden unbefangnen Beurteiler, ihn zu bestreiten.

Nicht minder wichtig sind die Ergebnisse der amtlichen Erhebung über die landwirtschaftliche Verschuldung im „Herzogtum" — nicht im ganzen Großherzogtum — Oldenburg nach der Kollmannschen Arbeit. Auch hier lassen wir die Methode der Erhebung unerörtert, zu Grunde lagen in der Hauptsache die Angaben der Einkommensteuerrolle. Nach diesen waren im Steuerjahr 1894/95 im Herzogtum vorhanden 14110 „allein oder fast allein von der Landwirtschaft lebende" Grundeigentümer in „Stadt und Land," denn auch die Städte weisen im Oldenburgischen verhältnismäßig zahlreiche derartige „eigentliche" Landwirte, wie wir sie hier nennen wollen, auf. Nicht mitgezählt sind die nur nebenher eigne Landwirtschaft treibenden Tagelöhner und Gewerbtreibenden, deren Zahl die der „eigentlichen" Landwirte jedenfalls nicht unbedeutend übersteigt, deren Verschuldungsverhältnisse aber nach dem vorhandnen Material nicht genau zu berechnen waren. Es ist das ein Mangel, aber, wie wir sehen werden, genügen die über den Verschuldungs- und Vermögensstand der gesamten „ländlichen" Bevölkerung vorhandnen Angaben, um darzuthun, daß jedenfalls unter Einrechnung dieser nur nebenher Landwirtschaft treibenden kleinen Besitzer das Ergebnis nicht ungünstiger, sondern noch günstiger sein würde, als es für die in der Einkommensteuerrolle nur berücksichtigten 14110 „eigentlichen" Landwirte ist. In Oldenburg wird die Marsch von der Geest scharf unterschieden. Die Marsch ist, wie der Verfasser sagt, der sich im Norden an der Küste entlang hinziehende, durch Anschwemmung entstandne üppige, reichlich lohnende und bereits vollständig in Kultur genommene Boden, „der, weil besonders wertvoll, sich auch vergleichsweise in wenigen Händen befindet." „Der landwirtschaftliche Betrieb ist da, wo das Grünland vorherrscht, von altersher auf die Viehzucht, besonders auf Pferde- und Rindviehzucht, gerichtet, der Viehstand nach Zahl und Wert höchst ansehnlich." Die höher gelegne „Geest" hingegen hat meist „recht magern," und infolge der Zerstücklung schwer zu bewirtschaftenden Boden, der erst zur Hälfte hat urbar gemacht werden können. Namentlich sind die großen Moore noch lange nicht der zweckmäßigen Bewirtschaftung erschlossen. Das Land ist hier deshalb niedriger im Preise, leichter zu erwerben, die Zahl der Grundbesitzer ist größer. Der Getreidebau herrscht vor, doch ist das Halten von Vieh zur Milchwirtschaft und die Aufzucht von Schweinen auch hier von großer und steigender Bedeutung, an Wert aber nicht der Viehzucht in der Marsch gleichzustellen. Die „Oldenburger Geest," in der Mitte des Landes, ist dem Kulturstande nach gehobner als die im Süden gelegne „Münstersche Geest." Dort ist das unkultivirte Land schon mehr zurückgedrängt, während die Münstersche Geest mit ihren „noch immer ausgedehnten, zur Zeit ertraglosen Moor- und Heideflächen" die am wenigsten intensive Betriebsweise zeigt. Diese Unterschiede zwischen den drei Bezirken „Marsch," „Oldenburger Geest" und „Münstersche Geest" sind bei den nachfolgenden Mitteilungen über die Verschuldungsverhältnisse wohl vor Augen zu behalten.

Digitized by Google

Es hat sich nun bei den Erhebungen herausgestellt, daß von den im ganzen 14110 eigentlichen Landwirten wirtschafteten in der

	Marsch	Oldenburger Geest	Münsterſche Geest	im Herzogtum
ohne Schulden und mit Geldkapital	543 (22,6%)	1369 (19,8%)	1074 (22,4%)	2986 (21,2%)
ohne Schulden und ohne Geldkapital	527 (21,9%)	2729 (39.5%)	2547 (53,2%)	5803 (41,1%)
mit Schulden und mit Geldkapital	518 (21,6%)	798 (11,5%)	250 (5,4%)	1575 (11,2%)
mit Schulden und ohne Geldkapital	813 (23,9%)	2023 (29,2%)	910 (19,0%)	3746 (26,5%)

Hieraus ergiebt sich zunächst die erfreuliche Thatsache, daß im Herzogtum überhaupt von den eigentlichen Landwirten 62 Prozent ohne Schulden wirtschaften, von denen wieder 22,6 Prozent der Gesamtzahl neben dem Grundbesitz und dem erforderlichen Betriebskapital, denn das ist in allen Fällen besonders in Rechnung gestellt, noch disponible Geldkapitalien besitzen. Nur 38 Prozent der Landwirte haben Schulden, und von diesen wieder besitzen, neben dem Gut und Betriebskapital und neben den Schulden, 11,2 Prozent der Gesamtzahl disponible Geldkapitalien. Weiter aber ergiebt sich aus den Zahlen, „daß, wie der Verfasser sagt, die Landwirte umso öfter mit Schulden belastet sind, je besser und wertvoller das Besitztum und je vollkommner der Wirtschaftsbetrieb ausgestaltet ist," d. h. die Verschuldung ist am größten in der Marsch, dann folgt die Oldenburger Geest, und am geringsten ist sie in der Münsterschen Geest. Das Verhältnis der außer dem Grundbesitz und Betriebskapital vorhandnen Geldkapitalien zu der Verschuldung stellt sich dabei folgendermaßen: Die Kapitalien der 14110 eigentlichen Landwirte betrugen im Herzogtum 72953839 Mark, die Schulden 76675571 Mark, sodaß, ganz abgesehen von dem Werte der Güter, allein durch die daneben vorhandnen Kapitalien die Schulden bis auf 3721732 Mark gedeckt wurden. In der Marsch war dieser ungedeckte Rest aber gleich 15789379 Mark, während in der Oldenburger Geest die Kapitalien einen Überschuß über die Schulden von 7614831 Mark und in der Münsterschen Geest von 4452816 Mark ergaben. Wie erwähnt, sind in allen diesen Zahlenangaben die vielen Grundbesitzer, die nur nebenher etwas Landwirtschaft treiben, nicht berücksichtigt. Nun ist es aber möglich gewesen, für die gesamte Bevölkerung in den Landgemeinden, und diese hat fast durchweg irgendwie mit der Landwirtschaft zu thun, das Geldkapitalvermögen und die Schuldenmasse zu berechnen, und dabei hat sich ein Überschuß der Kapitalien über die Schulden, immer abgesehen von dem Wert des Grundbesitzes, von 17000000 Mark ergeben, sodaß hier die Verhältnisse noch günstiger liegen als bei den 14110 „eigentlichen" Landwirten in Stadt und Land.

Das Verhältnis der Schulden zum Wert des Besitztums ist nur für die eigentlichen Landwirte ermittelt worden, die überhaupt Schulden haben, d. h. für 38 Prozent der Gesamtzahl. Auf die verschuldeten 1575 + 3746 Landwirte im Herzogtum, sowohl die, die neben dem Besitztum und den Schulden noch Geldkapital besitzen, wie die, die solches nicht haben, beträgt der Flächengehalt des Grundbesitzes 90924 Hektar und sein Wert 100227058 Mark, wozu das Betriebskapital mit 29354907 Mark hinzukommt, sodaß sich ein Gesamtwert der überhaupt verschuldeten Wirtschaften von 129581965 Mark ergiebt. Die vorhandnen Schulden betragen 34,5 Prozent dieses Wertes, und zwar in der Marsch 37,9 Prozent, in der Oldenburger Geest 34 Prozent, in der Münsterschen Geest 26,2 Prozent. Dabei stellt sich der Wert für 1 Hektar in der Marsch auf 2670, in der Oldenburger Geest auf 1159 und in der Münsterschen Geest auf 779 Mark. Der Ver-

Digitized by Google

fasser bemerkt hierzu wieder, „daß die drei Landesteile umso mehr von der Verschuldung betroffen werden, je begüterter durchgängig die selbständig Landwirtschaft treibende Bevölkerung und je gehobner und einträglicher im allgemeinen der landwirtschaftliche Betrieb ist. Rechnet man das vorhandne Geldkapital von der Verschuldung ab, so stellt sich diese — wohlverstanden immer nur für die überhaupt verschuldeten 38 Prozent der Landwirte — nur auf 21,8 Prozent im Herzogtum, 25,7 Prozent in der Marsch, 18 Prozent in der Oldenburger Geest und 15,5 Prozent in der Münsterschen Geest. Stellte man nun aber die 62 Prozent unverschuldeter Landwirte mit ihrem Gutwert und dem Geldkapital mit in Rechnung, was man bei einer Beurteilung der Gesamtlage der oldenburgischen Landwirtschaft natürlich thun muß, so würde die Verschuldung einen verschwindenden Bruchteil des Aktivvermögens ausmachen. Dabei hat sich ergeben, daß für die ländlichen Steuerpflichtigen im ganzen ein noch günstigeres Verhältnis zwischen Schulden und dem Werte ihres landwirtschaftlichen Besitzes besteht als bei den „eigentlichen" Landwirten. Wie der Verfasser mitteilt, können denn auch selbst die Landwirte, die die Herbeiführung günstigerer Bedingungen für die Landwirtschaft verlangen, nicht wohl leugnen, daß „die durchschnittliche Verschuldung des ländlichen Grundeigentums weder im Augenblick eine bedenkliche Höhe erreicht hat, noch aus den Erfahrungen von mehr als einem Vierteljahrhundert auf eine Zunahme schließen läßt, die besorgniserregend wirken könne."

Ohne näher auf die Frage des bäuerlichen Erbrechts einzugehen, wollen wir nur noch hinzufügen, daß in der Münsterschen Geest die Landwirte meist testamentarisch die Güter einem Erben unter sehr bedeutender Zurücksetzung der übrigen Kinder, die dann gewöhnlich als Gesinde in der Wirtschaft bleiben, vermachen, daß ferner in der Oldenburgischen Geest die Güter vielfach für „Grunderbstellen" erklärt sind, bei denen der Anerbe ein „Voraus" von 40 Prozent des unverschuldeten Besitzes erhält, aber durch die Einschätzungen die Abfindungsschulden sehr hoch getrieben zu werden pflegen, und daß endlich in der Marsch viel öfter der Verkauf an Fremde stattfindet. Das Gesamtbild, das die Ergebnisse der Erhebungen erkennen lassen, ist jedenfalls so überaus günstig, daß von einer Ungesundheit der Lage und vollends von irgend einem Notstand im allgemeinen nicht geredet werden kann. Aber weiter wird dadurch doch auch noch die Frage nahegelegt, ob nicht den wahren Interessen der Landwirtschaft, namentlich der einträglicheren Ausnutzung des Grund und Bodens besser gedient wäre, wenn die Bauern in der Geest denen in der Marsch ähnlicher würden, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mehr Schulden machen müßten.

Zieht man noch in Betracht, daß die bairische, badische und hessische Subhastationsstatistik ebenso wenig wie die besondern landwirtschaftlichen Erhebungen dieser Staaten einen Notstand der Landwirtschaft, am allerwenigsten einen zunehmenden Verfall ergeben haben, sondern vielfach eine erfreuliche Erholung nach besondern Unglücksjahren, wie 1892 wegen des Futtermangels eins war, erkennen lassen, ja daß selbst die Subhastationsstatistik in Preußen, wo am meisten über den Notstand geklagt wird, im allgemeinen eine Abnahme der Zwangsversteigerungen, keineswegs eine irgendwie bedrohliche Zahl oder gar eine Zunahme aufweist, so wird man doch wünschen müssen, daß sich endlich der Staat vor weitern Zuwendungen an die Landwirte auf Kosten der Gesamtbevölkerung dem agrarischen Notgeschrei gegenüber etwas skeptischer verhalten. Darüber ist wohl kein Zweifel mehr möglich, daß das Gerede vom Notstande in der Landwirtschaft an arger Übertreibung leidet. Vor allem wird sich Preußen dazu entschließen müssen, seinen „schreienden" Ritter-

Digitized by Google

gutsbesitzern mit Hilfe einer gewissenhaften Verschuldungsstatistik ebenso scharf auf die Finger zu sehen, wie man das im Westen gethan hat. Vorläufig ist man in Berlin freilich wohl noch weit entfernt davon.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

In Verlegenheit. Der 25. Juni wird in dem Kalender des Bundes der Landwirte schwarz angestrichen worden sein. Im preußischen Abgeordnetenhause wurde der Handelsminister interpellirt, warum die Berliner Frühbörse weder als Börse noch als Markt behandelt werde. Der Minister antwortete darauf, aus dem Grunde, weil sie eine Börse noch nicht und ein Markt überhaupt nicht sei. Er beschrieb die angegriffne Einrichtung und legte die Schwierigkeiten dar, mit denen er bei der Ausführung des Börsengesetzes zu kämpfen habe, Schwierigkeiten, die in dem Umstande wurzelten, daß die Gesetzgeber nicht in der Lage gewesen seien, eine Begriffsbestimmung von „Börse“ zu geben, sodaß man also keine unbestrittenen Merkmale habe, wonach entschieden werden könnte, ob eine Zusammenkunft von Kaufleuten eine Börse sei oder nicht. Daß ein juristischer Eiferer für den Buchstaben des Gesetzes ergrimmt, wenn er nach Erlaß des Börsengesetzes vernimmt, daß unter dem Namen „Frühbörse“ Zusammenkünfte abgehalten werden, die der Aufsicht des Börsenkommissars nicht unterworfen sind, das findet jedermann in der Ordnung; dagegen ist es nicht ohne weiteres verständlich, warum sich Vertreter der Landwirtschaft darüber aufregen; denn wenn, nach Herrn Brefelds Bericht, jeden Morgen von 9 bis 10 Uhr in den von zwei Händlern gemieteten Börsenräumen — sie hätten ebensogut auch andre Räume mieten können — Müller, Bäcker, Bierbrauer, Fuhrherren, Schiffer und einige Händler zusammenkommen, um Käufe über gewisse in benachbarten Eisenbahnwagen, Schiffen und Lagern vorhandne Getreidemengen abzuschließen, so ist doch schlechterdings nicht einzusehen, was für ein Schaden irgend einem Landwirte daraus erwachsen könnte. Diese Leute einer Aufsicht zu unterwerfen, das hätte doch nur dann einen Sinn, wenn unter ihnen selbst Streit entstanden wäre und die eine Partei, sei es die der Käufer oder die der Verkäufer, über Benachteiligung klagte. Das ist bisher nicht der Fall gewesen, die Leute werden ganz gut unter sich fertig, und so hat denn kein Mensch in der Welt ein Interesse daran, ihretwegen die hohe Obrigkeit zu bemühen. Wie die Herren trotzdem zu der Interpellation gekommen sind, das verriet die Klage des Vater Ploetz: „Ein einziges agrarisches Gesetz hat man für uns erlassen [wirklich nur ein einziges?], es hat uns aber bis jetzt wenig [soll heißen: gar nichts] genützt, sondern eher Verwirrung gebracht.“ Nun, das haben alle vernünftigen Leute vorausgewußt und vorausgesagt, daß das Börsengesetz den Landwirten gar nichts nützen und nur Verwirrung anrichten werde. Nachdem dieser Erfolg eingetreten ist, sind die Herren ihren vordem gläubigen, jetzt aber zweifelnden Anhängern gegenüber in großer Verlegenheit, und sie suchen den Schein zu erwecken, als ob das Börsengesetz seine heilsamen Früchte nur darum noch nicht brächte, weil sich ihm die Händler widersetzen. Sie klagen über straflos bleibende Gesetzwidrigkeiten, übersehen

Digitized by Google

aber dabei, daß zwar jeder Händler gezwungen werden kann, sich dem Börsengesetz zu unterwerfen, wenn er börsenmäßige Geschäfte macht, daß aber kein Händler gezwungen werden kann, börsenmäßige Geschäfte zu machen; er kann seine Geschäfte mit Gutsbesitzer und Müller oder mit einem überseeischen Händler in seinem Kontor abschließen, oder er kann auch ganz auf das Vergnügen verzichten und von seinen Renten leben oder irgend etwas andres treiben. Aber wie gesagt, vorläufig muß der Schein erweckt werden, als ob das Börsengesetz für die Landwirtschaft wirksam gemacht werden könnte, wenn man nur erst die Händler gehörig unterkriegte, und so ist diese Interpellation entstanden. Lange wird natürlich der Schein nicht vorhalten.

Diese Etappe auf dem Wege zur Ernüchterung, den die Agrarier zu wandeln gezwungen sind, ladet zu einem kleinen Rückblick ein. Wir sind altmodische Schwärmer für das Landleben; wir schätzen den Stand der Landwirte, und zwar vorzugsweise den der Bauern und der kleinen Rittergutsbesitzer aus Gründen der Gemütlichkeit, Moral, Volkshygiene, Volkswirtschaft und Politik aufs höchste, und unser soziales und volkswirtschaftliches Ideal ist Dezentralisation der Industrie, gleichmäßige Verteilung der Bevölkerung über das Land, Vorherrschaft der Bauern und des Kleingewerbes, möglichste Annäherung der Konsumenten an die Produzenten und möglichste Ausschaltung des Zwischenhandels, möglichste Befriedigung der Volksbedürfnisse durch die inländische Produktion und möglichst vollständiger Absatz der inländischen Produkte auf dem heimischen Markte. Dieses Ideal wird von den modernsten Nationalökonomen wie von den Sozialdemokraten als die Utopie der Rückständigen, als ein Versuch, das verlorne Paradies wiederzufinden, bekämpft und verspottet, aber es ist auch das Ideal vieler Konservativen, und seine Verkündigung hat uns manches Lob in ihren Organen eingebracht. Freilich, als wir dann die Wege aufwiesen, die unsrer Ansicht nach allein zum Ziele führen könnten, da erlitt das gute Einvernehmen schon eine kleine Störung, und als dann gar Herr Ruppert auf Ranfern seinen Schlachtruf ausstieß, der Bund der Landwirte gegründet ward, die berühmten großen Mittel stürmisch gefordert wurden und eine großartige Agitation dafür unser ganzes ruhiges Landvolk mobil zu machen drohte, da sahen wir uns gezwungen, diesen Bund und die Konservativen, soweit sie unklugerweise des Bundes Sache zu der ihrigen machten, entschieden zu bekämpfen. Denn wir fanden erstens, daß der Bund die Thatsachen fälschte, indem er eine Not der Landwirtschaft behauptete, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, und dadurch die Gesetzgebung in Versuchung führte, auf falsche und unhaltbare Voraussetzungen zu bauen, und zweitens, daß die von ihm vorgeschlagnen Mittel teils unausführbar, teils verderblich oder wenigstens äußerst gefährlich seien. Noch dazu drückten sich in diesen Mitteln zwei entgegengesetzte Strömungen aus: die privatwirtschaftliche und die sozialistische. In der Richtung der ersten liegen alle Vorschläge und Forderungen, die auf eine künstliche Erhöhung der Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse abzielen, und die haben wir für verderblich erklärt, weil die Not der Landwirte, soweit eine solche vorhanden ist, zum Teil gerade von den hohen Getreidepreisen der fünfziger und sechziger Jahre herrührt und jede künstliche Steigerung der Preise das Übel erneuern und vergrößern würde; in der Ermäßigung, nicht in der Steigerung der Landgüterpreise, haben wir ausgeführt, liege die Heilung des Übels. Ganz sozialistisch ist dagegen der Antrag Kanitz, der die Preisschwankungen für die Zukunft ganz beseitigen will, zunächst durch Verstaatlichung des Handels mit ausländischem Getreide. Es ist unzähligemal gezeigt worden, daß und wie diese Verstaatlichung zuerst die des Handels mit inländischem Getreide, dann auch die

Digitized by Google

des Getreidebaus nach sich ziehen müßte, denn wenn der Staat die Verantwortung für die Volksernährung übernimmt, kann er es nicht mehr der Willkür der Großgrundbesitzer überlassen, ob sie Getreide bauen oder gleich den schottischen Lords ihre Äcker in Jagdgründe verwandeln wollen, und kann er die Bauern nicht nach Belieben ihren Viehstand auf Kosten des Körnerbaus vermehren lassen. Daß aber der Staat, wenn er einmal den wichtigsten Produktions- und Handelszweig in seine Hand genommen hätte, dabei würde stehen bleiben können, glaubt doch kein Mensch. Das Börsengesetz gehört zu der ersten Klasse von Maßregeln; es sollte den Getreidepreis erhöhen, indem es eine vermeintliche Ursache des Preisdrucks beseitigte. Die Preiserhöhung ist nicht eingetreten, dafür hat man den sichern Anhalt für den Abschluß von Getreidekäufen und Verkäufen eingebüßt, den die Preisnotirungen der Börse gewährten. Das ist vorläufig eine große Unbequemlichkeit, und ob es nicht geradezu den Landwirten den Absatz erschwert, das wird sich in ein paar Wochen, nach der Ernte, herausstellen. Die Börse ist der ideale Markt, wo jederzeit jeder Käufer seine Ware und jede Ware ihren Käufer findet, und sie ist der vollkommenste Preisregulator und Preisanzeiger, den man sich denken kann. Sie ist nicht von klugen Staatsmännern oder von wohlthätigen Menschen dazu gemacht worden, sondern sie ist beides durch die natürliche Entwicklung des Handels geworden, und sie hört nicht auf es zu sein, wenn auch alle Börsenbesucher schlechte Kerle sein sollten, und wenn auch jedes Jahr ein paar tausend von den Spekulanten, die sich zwischen den reellen Käufer und den reellen Verkäufer einschieben, die Hälse brechen; ein gutes Thermometer wird dadurch nicht schlecht, daß der Mann, der es angefertigt hat, ein Schuft oder ein Verrückter ist.

Wir haben immer gesagt und wir wiederholen es heute: wir wünschten, daß alle Forderungen des Bundes der Landwirte erfüllt würden. Die Herren haben in Börsensachen ihren Willen gehabt, möchten die neuen Männer den Mut finden, auch unsre gute Währung zu vernichten und den Antrag Kanitz durchzudrücken und durchzuführen. Die Erschütterung würde furchtbar, aber heilsam sein; es wäre eine Pferdekur, aber sie würde helfen. Die wirklichen wirtschaftlichen und sozialen Übel und Schwierigkeiten die uns bedrücken, sind zahlreich und groß genug, daß Regierung und Volk mit ihrer Hebung alle Hände voll zu thun haben; wie viel Kraft, Geist und Zeit würde nicht für diesen großen und schönen Zweck gespart, wenn die Staatsmänner der Notwendigkeit überhoben wären, ihre Kräfte auf die Bekämpfung eingebildeter Übel zu verschwenden!

Ein Urteil über die Gymnasiallehrer. Vor kurzem hat die Mitteilung die Runde durch die Tagesblätter gemacht, der preußische Kultusminister habe sich in folgender Weise über die neuen Lehrpläne geäußert: „Aus dem Bericht des königlichen Provinzialschulkollegiums entnehme ich gern, daß auch dort unter den jungen Lehrern die Zahl derer sich mehrt, die mit Lust, Eifer und Erfolg den Unterricht in den alten wie in den neuern Sprachen nach den methodischen Bemerkungen der Lehrpläne betreiben, und gern spreche ich allen denen, die hierzu mitgewirkt haben, besonders durch ihre Arbeit in den Seminaren, meinen Dank und meine Anerkennung aus. Die Gewinnung eines guten Nachwuchses bleibt eine Hauptsache für die Unterrichtsverwaltung, und daß es daran nicht fehlt, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Wenn anerkannt werden kann, daß die Neuordnung Anstoß zu einer heilsamen Verbesserung der Methode des Unterrichts für alle Gymnasien in der Provinz gegeben hat, trotzdem [daß!] noch mancher Lehrer, ohne innerlich von dem Sinne und dem Geiste derselben erfüllt zu sein, nur äußerlich

Digitized by Google

sich den Vorschriften fügt, so ist zu hoffen, daß es der belehrenden und ratenden Anleitung der Aufsichtsbehörde und der sie unterstützenden Direktoren je länger desto mehr gelingen werde, den darin niedergelegten grundsätzlichen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Dabei wird im allgemeinen tüchtigen ältern Lehrern, denen die Eingewöhnung in neue Bahnen schwer fällt, mit schonender Milde zu begegnen, dagegen in Fällen eigensinnigen Widerstrebens oder träger Bequemlichkeit mit allem Nachdruck einzuschreiten sein."

Es giebt also nach Ansicht des Herrn Ministers zwei Hauptgruppen von Lehrern an den preußischen Gymnasien: solche, die die Methode der neuen Lehrpläne angenommen haben, und solche, die sie nicht angenommen haben. Die erste Gruppe besteht wieder aus zwei Unterabteilungen; die eine ist in den Sinn der Lehrpläne eingedrungen, die andre fügt sich nur äußerlich den Vorschriften, ohne von dem Geist und Sinn „derselben" erfüllt zu sein. Die Gruppe der Gegner der neuen Methode besteht aus drei Klassen, je nachdem der Grund ihres Widerstrebens Eigensinn, „träge Bequemlichkeit" oder — Altersschwäche ist. Ein schönes Zeugnis, das da den Gymnasiallehrern Preußen von ihrem ersten Vorgesetzten und dem berufnen Vertreter ihrer Interessen ausgestellt worden ist! Sie können sich dafür bedanken. Wir glauben nur, daß der Herr Minister eine weitere Gruppe von Lehrern vergessen hat zu erwähnen, die doch einen recht beträchtlichen Teil der Gesamtsumme ausmachen dürfte. Es sind die, deren wissenschaftlich begründete und mit freimütiger Entschiedenheit in den Fachblättern vertretne Ansicht dahin geht, daß die preußischen Lehrpläne von 1892 im wesentlichen eine Flick- und Stümperarbeit seien, daß es eine für jede Individualität passende, allein selig machende Methode nicht gebe, und daß es selbst der vortrefflichsten Methode nicht gelingen könne, die fast in allen Lehrfächern gesteigerten Zielforderungen bei der fast in allen Lehrfächern verminderten Unterrichtszeit und bei der Einschränkung der häuslichen Arbeitszeit für die Schüler zu erfüllen. Diese Leute hat man zum Teil unter den „äußerlich sich Fügenden," zum Teil unter den Widerstrebenden zu suchen, je nach ihrem Charakter, und je nachdem die „belehrende und beratende Anleitung der Aufsichtsbehörden und der sie unterstützenden Direktoren" mehr „mit schonender Milde" vorgeht oder „mit allem Nachdruck einschreitet."

Drei Madonnen. Zu Ostern waren wir — mein Freund und ich — unsern Akten entflohen und die paar Tage nach Venedig geeilt. In Innsbruck trafen wir einen Studiengenossen, der den Aktenstaub in Bozen abschütteln wollte. Ihm war, gleich uns, die Lagunenstadt vertraut, und so brauchte es nicht viel Zureden: er fuhr die Strecke weiter mit uns zur Königin der Adria. Im Abendlichte sahen wir wieder die stolzen verfallenden Paläste untergegangner Geschlechter, und am andern Morgen warteten, wie immer, auf dem Markusplatz die Tauben und die Führer auf die Fremden. In San Marco und im Dogenpalast folgten wir beim Schauen unsern Erinnerungen, schlenderten nachmittags am Lido dahin und genossen, als der Tag zu Ende ging, beim Hereinfahren den zauberhaftesten Eindruck, den Venedig gewähren kann, das Fluten der leuchtenden Abendsonne über die Lagune, die Kuppeln und den Dogenpalast in seiner mächtigen Größe.

Abends im Florian berieten wir, wie wir die paar Tage still und mit Gewinn genießen könnten. Über unsern Aktendeckeln hatten wir uns einen kleinen Auslug gewahrt, durch den wir zu Zeiten hinausschauten in die Welt und uns erfreuten an dem, was nicht in den Akten stand. So kamen wir zu dem Schlusse, daß wir ein paar Bilder betrachten wollten, die uns das Werden der venetianischen

Digitized by Google

Malerei wieder vor Augen führen sollten, an einem stillen Orte, nicht in der Akademie, wo sich in diesen Tagen eine Schar von Verstehenden und Nichtverstehenden durchquälte. Meine Freunde überließen mir die Wahl, da ich von ihnen im Laufe der Jahre die meisten Tage in Venedig verweilt hatte.

Am andern Morgen standen wir in San Zaccaria in der Kapelle vor Giovanni Bellinis Madonna, die der Meister in seinem fünfundsiebzigsten Jahre im Jahre 1505 gemalt hat. In rotem Gewande und blauem Mantel sitzt die Madonna auf dem weißen Throne; auf ihrem Schoße steht das Christuskind, auf den Stufen des Altars spielt ein Engel die Laute, neben dem Altar stehen St. Katharina, St. Hieronymus, die heilige Lucia und der Apostel Petrus. Harmonisch leuchtet die Glut und Milde der Farbengebung, und in unsäglicher Lieblichkeit und Reinheit des Antlitzes schaut die Mutter Gottes herab.

Dann fuhren wir zum Bahnhof. Vor Jahren war ich einmal nach Castelfranco gekommen, wo Giorgione, der Rafael Venedigs, im Jahre 1476 zur Welt gekommen ist. Ein frühes Ende hat ihn, gleich Rafael, im Jahre 1511 dahingerafft, dort hatte ich im Dom seine thronende Madonna gesehen, und um sie wiederzusehen und meinen Freunden zu zeigen, fuhren wir über Treviso hinaus auf der Nebenbahn zu der kleinen Stadt. Nach kurzer Fahrt in welliger Landschaft lag sie mauerumgürtet vor unsern Augen. In dem Dome St. Maria hinter dem Hochaltare links befindet sich das einzige beglaubigte Madonnenbild Giorgiones, die thronende Madonna mit dem Jesuskinde. Zur Linken des Altars steht ein junger Ritter in blinkender Rüstung, Matteo Constanzi, der Sohn des Stifters, des Condottiere Tuzio Constanzi, zur Rechten St. Franziskus in schlichter Kutte. Über die Madonna herein, deren Antlitz in ernster, doch gütiger Strenge herabschaut, flutet das Licht der Landschaft.

Am nächsten Morgen standen wir in Venedig in der Franziskanerkirche, in Fraris gotischem Bau vor der Madonna des Hauses Pesaro, die Tizian, den die Vorsehung in Gesundheit des Körpers und Geistes bis zum neunundneunzigsten Lebensjahre hinaufsteigen ließ, 1526 auf der Höhe seines Lebens und seiner Kunst als Votivbild für das Haus Pesaro vollendet hat. Tizian hat hier den alten symmetrischen Aufbau des Madonnenbildes verlassen zu Gunsten einer freiern Komposition. Die heilige Jungfrau in blauem Mantel mit einem weißen Schleier, den das Christuskind emporhebt, ruht auf einem grünen Sammetteppich und neigt ihr Antlitz in frauenhaftem Liebreiz zu den vor ihr knieenden Angehörigen des Hauses Pesaro. Zur Seite des Thrones stehen St. Franziskus, Petrus und der heilige Antonius von Padua. Den Abschluß bilden zwei Säulen, über die das Licht des blauen Himmels und der golden beleuchteten Wolken hereindringt.

So hatten wir in Giovanni Bellini den Anfang, in Giorgione das Aufsteigen zur Höhe und in Tizians Bild den Höhepunkt der venetianischen Malerei gesehen, und obwohl wir nicht viel gethan hatten, freuten wir uns doch, daß wir uns auf lautere Weise Stunden edeln Genusses verschafft hatten, und am Abend stritten wir nach deutscher Art, welche Madonna die schönste sei. Mein Freund war entzückt von der Lieblichkeit der Mutter Gottes Bellinis, der Studiengenosse von der frauenhaften Milde der Madonna, die Tizians Hand geschaffen hat, und ich schwärmte für den segnenden Ernst der heiligen Jungfrau Giorgiones. Wir konnten nicht einig werden. Da wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht die Kunst und vor allem die Malerei Venedigs ein Frauenbildnis kenne, das den seelischen Ausdruck der drei Madonnen in sich vereine, und in meiner Erinnerung tauchte ein Bild auf, das wir alle kannten, dessen Name aber bisher nicht ausgesprochen

Digitized by Google

worden war. Am andern Morgen führte ich die Freunde, die nichts ahnen sollten, statt durch die Merceria rechts hinein, durch San Moise und durch ein schier endloses Gewirr von Gassen. Auf einmal sind wir vor der Fassade einer kleinen Renaissancekirche; die Freunde riefen: Santa Maria formosa! und nun sahen wir Palma Vecchios unsterbliches Meisterwerk, die heilige Barbara, die Schutzgöttin der Artillerie, 1515 gemalt. In alter sieggewohnter Schönheit leuchtete das Frauenantlitz, legte sich das Diadem von dunkelm Haar um die Stirn und floß das Purpurgewand um die schwellenden Glieder. Wir waren einig, daß ein gütiger Genius Palma die Hand geführt habe, als er in dem herrlichen Antlitz der stolzen Gestalt die Lieblichkeit, die Hoheit und die frauenhafte Milde der drei Madonnen vereinigte.

Litteratur

Die Lage des Handwerks. Von den „Untersuchungen“ liegen uns vier weitere Bände vor (66., 67., 68. und 69. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896 und 1897), die noch einige Gewerbe und Orte Sachsens, Preußens und Süddeutschlands behandeln. Interessant sind zunächst die Vorworte. In dem zum 66. Bande berichtet Professor Bücher über die Arbeitsweise in seinem Seminar. Wenn diese Studirenden, die gewöhnt worden sind, sich in Werkstätten, Wohnstätten und Läden umzusehen und mit der Benutzung alter Urkunden die Beobachtung des Lebens der Gegenwart zu verbinden, wenn die einmal Regierungsräte und Ministerialräte sein werden, dann wird man ihren Verfügungen den grünen Tisch, an dem sie sich möglicherweise mit einander beraten haben, nicht zum Vorwurf machen können. Im 68. Bande werden ein paar Urteile von Handwerkern über diese Untersuchungen angeführt. Das Organ der Leipziger Innungen erkennt in einer Besprechung der drei ersten Bände an, daß sich die Verfasser keine Mühe haben verdrießen lassen, „in den technischen Betrieb und innern Geschäftsgang wie in die historische Entwicklung der von ihnen behandelten Gewerbe möglichst tief einzudringen, und wenn diese oder jene Arbeiten Mängel aufweisen, so liegt das sicher weniger an den Verfassern, als an unangebrachter Zugeknöpftheit der befragten Handwerker.“ Die Bunzlauer Töpferinnung hat dem Bearbeiter ihres Gewerbes ihren Dank aussprechen lassen; er habe sich um die Töpferei außerordentlich verdient gemacht, schreibt der Obermeister. Dagegen hat die Deutsche Handwerkerzeitung heftige Angriffe gegen das Unternehmen gerichtet. In einem ihrer Artikel heißt es: „Die geradezu selbstmörderische Vertrauensseligkeit, die viele Handwerksmeister diesen jüngsten Aposteln der Soziologie gegenüber an den Tag legen, muß das Erstaunen jedes auch nur einigermaßen kaufmännisch gebildeten Menschen mit Notwendigkeit hervorrufen. Von der Grundbedingung des Gedeihens jedes gewerblichen Unternehmens, der möglichsten Geheimhaltung der eignen Bezugsquellen, Verbindungen, des Absatzgebiets, Kredits usw. scheinen alle diese ehrenwerten Meister keine Ahnung zu haben. Wann

Digitized by Google

wird man sich denn endlich darüber klar werden, daß diese Veröffentlichungen lediglich dem Kapitalismus höchst beachtenswerte Fingerzeige dafür bieten, wo es für ihn noch etwas zu ramschen und zu schmusen giebt.“ Wenn der Staat boshaft sein wollte, könnte er sagen: Nun gut, da das Geschäftsgeheimnis die Grundbedingung eures Gedeihens ist, so will ich mich hüten, meine Nase in eure Angelegenheiten zu stecken; ihr wollt niemand hineinsehen lassen, gut! seht, wie ihr allein zurechtkommt, und verschont mich mit euern Klagen und Forderungen!

Wir haben bei der Besprechung der ersten Bände der Untersuchungen (42. und 43. Heft des Jahrgangs 1895) andre Grundbedingungen für das Gedeihen des Handwerks gefunden und haben unter anderm hervorgehoben, daß das Handwerk, und zwar das ganze Handwerk, in der Zeit, wo die natürlichen Bedingungen vorhanden waren, den berühmten goldnen Boden gehabt hat ohne Innungszwang, daß dagegen in der Zeit des Innungszwangs der goldne Boden schon fehlte; dieser Zwang sollte eben die verlornen Bedingungen ersetzen, und das vermochte er nicht. Unter den verschiednen Naturgesetzen, nach denen sich das Handwerkerleben auf und nieder bewegt, fanden wir als das wichtigste dieses: „daß das Elend der Mehrzahl der gewerblichen Arbeiter unabwendbar ist, sobald ihre Zahl der Zahl der in der Urproduktion beschäftigten gleichkommt oder sie gar übersteigt. Zwar macht die stete Vermehrung der Bedürfnisse immer neue Gewerbszweige lebensfähig und notwendig, aber gleichzeitig sorgt die Vervollkommnung der Technik dafür, daß dieselbe Warenmenge von einer immer kleinern Anzahl von Arbeitern erzeugt werden kann.“ Die allgemeinen Wahrheiten, die wir aus den ersten Bänden abgeleitet haben, finden in diesen letzten neue Bestätigung; ihre Ergebnisse ändern auch nichts an dem Bilde der Gesamtlage, das wir damals gezeichnet haben. Der beachtenswerten Besonderheiten finden sich jedoch auch hier noch genug, sodaß es lohnt, die Berichte vollständig durchzulesen. So z. B. finden wir da noch einige geschützte Winkel, unter andern das Erzgebirgsdorf Gahlenz bei Öderan, die unsre Ansicht bestätigen, daß bei gesunder Bodenverteilung, gesunder Mischung der Berufe und geringer Differenzirung der Vermögen das Handwerk auch heute noch ein sichres und zugleich würdiges Dasein und ein bescheidnes Glück zu gewähren vermag; natürlich nur so lange, bis das kapitalistische und industrielle Getriebe auch diese Winkel ergriffen und umgewälzt haben wird. Und da die Umwälzung noch im vollen Fluß begriffen ist, fortwährend neue Gewerbszweige hervortreibt und alte teils zerstört, teils umgestaltet, die Produktionsstätten wie die Absatzgebiete hin und her schiebt, die Technik jedes einzelnen Gewerbes verändert, so muß an diesem jeder Menschenkraft und jedem Menschenwitz überlegnen Wogenschwall jeder Versuch einer Zwangsorganisation notwendig scheitern. Wer kann es hindern, daß sich die Klempnerei in ein Dutzend verschiedner Gewerbe verzweigt, von denen die meisten, wie die Lampenfabrikation, nur noch fabrikmäßig betrieben werden können, während das eine, dem die handwerksmäßige Betriebsform festzuhalten noch möglich ist, ganz andre Arbeiten, z. B. Wasserleitungseinrichtungen, zu leisten hat als die alte Klempnerei? Wer kann den Berliner Verlegern verbieten, ihre Bücher in Leipzig drucken und einbinden zu lassen, weil dort wegen der niedrigern Wohnungsmiete die Arbeitslöhne niedriger sind, und dadurch die Berliner Buchbinder zu schädigen? Wer will den Fortschritt der Straßenasphaltirung hemmen, die das sehr wackre Berliner Steinsetzergewerbe mit dem Untergange bedroht? Und auch in diesen Untersuchungen sehen wir wieder jene ungeheure Verschiedenheit, nicht allein der Lebensbedingungen der verschiednen Gewerbe, sondern auch der jedes einzelnen Gewerbes an verschiednen Orten hervortreten, die jedes Generalisiren verbietet und

Digitized by Google

jede auf Verallgemeinerung gegründete Maßregel von vornherein unfruchtbar macht. So z. B. ist es nicht dasselbe, wenn der Klempner und wenn der Bäcker „Lehrlingszüchterei“ betreibt. Der ausgelernte Klempnerlehrling findet in allen Fabriken Unterkunft, die Eisenblech und Messing verarbeiten, und von denen sich keine selbst mit Lehrlingen abgiebt; alle diese Fabriken, die freilich daneben auch ungelernte Arbeiter und Mädchen beschäftigen, müssen ihre für das Fach ausgebildeten Arbeiter vom Klempnermeister beziehen. Der Bäckergeselle dagegen findet nirgends anders Arbeit als beim Bäcker, und darum schafft in diesem auch an sonstigen Greueln reichen Gewerbe die Lehrlingszüchterei Arbeitslose. In Berlin ist jeder Maschinenschlosser, jeder Maurer, jeder Konfektionsarbeiter, jeder Setzer entweder Gewerkvereinler oder Sozialdemokrat oder beides; die Barbiergehilfen dagegen sind weder Sozialdemokraten noch haben sie einen Gewerkverein. Woher der Unterschied? Der Arbeiter eines von jenen vier Gewerben weiß, daß er niemals Fabrikbesitzer oder Bauunternehmer oder Konfektionär oder Buchdruckereibesitzer werden wird. Das begründet zunächst einen Klassengegensatz zwischen den Arbeitern und den Unternehmern. Dann aber sehen jene gewöhnlich kein andres Mittel zur Verbesserung ihrer Lage als das Streben nach Lohnerhöhung, das nur bei gemeinsamem Vorgehen der Kameraden Erfolg verspricht; dazu kommt dann noch das Bedürfnis der Arbeitslosenunterstützung. Der Berliner Barbiergehilfe dagegen etablirt sich zwischen dem 22. und 25. Lebensjahre, ist also ein zukünftiger Meister, fühlt sich als solcher und befindet sich demnach in keinem oder nur in einem ganz vorübergehenden Interessengegensatze zu seinem Meister. Nach diesem natürlichen Gesetz verhalten sich alle Lohnarbeiter, haben sie sich in allen Jahrhunderten verhalten und werden sie sich in alle Zukunft verhalten. Wo die Lohnarbeit nur den Durchgang zur Selbständigkeit bildet, da halten sich die Lohnarbeiter den Brotherren, mit denen sie außerdem auch noch ein und dieselbe soziale Schicht ausmachen, solidarisch verbunden; wo die Lohnarbeit lebenslänglich ist, da stehen die Arbeiter den Brotherren als andre soziale Schicht gegenüber und zugleich im Interessengegensatz zu ihnen und suchen sich zu organisiren. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob diese Organisationen Gesellenbrüderschaften heißen und einen Heiligen zum Schutzpatron erwählen, oder ob sie Gewerkvereine, Fachvereine, sozialdemokratische Wahlvereine oder evangelische Arbeitervereine heißen, die Feindschaft zwischen ihnen und den Unternehmern bleibt dieselbe. Für die Arbeitslosenfrage ist eine Statistik der Berliner Maler (S. 222 und 223 des 68. Bandes) wichtig. Ihrer Ortskrankenkasse gehören an: im August und September über 5000, im Mai, Juni, Juli und Oktober über 4000, im März, April und November über 3000, im Januar, Februar und Dezember über 2000 (Dezember 1893 2884, Januar 1894 2185). Ein Teil muß also einen Monat, ein Teil drei Monate, ein Teil sechs Monate und ein nicht unbeträchtlicher Teil (etwa tausend Mann) sogar zehn Monate von seinen Renten leben; für die Nebenbeschäftigungen, wie Schneeschippen, sind genug gewöhnliche Tagelöhner als Anwärter vorhanden. Das Schneidergewerbe hängt, wie wir oft dargelegt haben, und wie auch die Arbeit über das Breslauer Schneidergewerbe im 68. Band wiederum bestätigt, ganz und gar von dem Geschmack und den Lebensgewohnheiten des Publikums ab. Wenn es jedermann so macht, wie der Verfasser dieses Berichts, der an allen Kleiderladen ungerührt vorübergeht, keine Annoncen liest und, wenn er einen neuen Rock braucht, eine Stunde über Land in die Wohnung eines Dorfschneiders geht, um sich ihn dort anmessen zu lassen, auch jedes Stück beim Empfang bar bezahlt, so wird der kleine Maßschneider bis ans Ende der Zeiten lebensfähig bleiben. Da es aber nur wenig solche Narren

Digitized by Google

giebt, so werden die noch übrigen kleinen Schneider vollends zu Grunde gehen, und kein Staat wird sie retten, auch dadurch nicht, daß er nach dem Vorschlag eines antisemitischen Bilderbogans alle Kleiderjuden auf Schiffe lädt und nach Ägypten verschickt; wir kennen genug evangelische und katholische marchands tailleurs, die die Sache ebenso gut besorgen.

Sämtliche Bände der Untersuchungen enthalten viel treffliche Belehrungen über die Technik der verschiednen Gewerbe, so berichtet z. B. der 67. Band über die Herstellung der Cremoneser Geigen. Derselbe Band deutet auf die drohende Umwälzung eines Gewerbes hin, das wir selbst bis jetzt für völlig unerschüttert gehalten hatten: der Schlächterei, freilich bloß in den Großstädten, aber welches — um mit Luther zu reden — Dreckstädtlein will heute nicht Großstadt werden? In dem Bericht über den Leipziger Schlachthof wird S. 132 bemerkt: „Die anstrengende Beschäftigung, das schnelle Arbeiten auf dem Schlachthofe, die Abwesenheit des Meisters während der Arbeit und das Hantieren mit den Pferden bringen es mit sich, daß die Zahl der Gehilfen gegenüber der der Lehrlinge bedeutend überwiegt, und daß Betriebe, die nur mit Lehrlingen arbeiten, ganz selten vorkommen. Die Großbetriebe haben durchweg das Anlernen von Lehrlingen aufgegeben. Bei der hier vorherrschenden Arbeitsteilung würden sie fast nur zu Arbeiten herangezogen werden, die sonst ungelernte Arbeiter verrichten, und beim Schlachten, besonders von Rindern, wäre für eine Unterweisung keine Zeit." Da hätten wir den Fabrikbetrieb in der Fleischerei! Den Befähigungsnachweis verwerfen alle tüchtigen Handwerker, die von den Verfassern befragt worden sind. Viktor Böhmert schreibt in seiner vortrefflichen, ausführlichen und gründlichen Arbeit über die Handwerks- und Fabrikverhältnisse seiner Vaterstadt Roßwein (S. 493 des 67. Bandes): „Dem Maurer- und Zimmerhandwerk, wie allen übrigen mit dem Baufache verwandten Nebengewerben würde der schwere Existenzkampf mit dem Großbetriebe nur erschwert werden, wenn man ihm neue Meisterprüfungen oder andre Beschränkungen des Betriebs auferlegte; denn die Architekten, Großunternehmer und Fabrikanten, mit denen die Handwerker konkurriren müssen, dürfen ihren Betrieb beliebig auf zehn und mehr Handwerke erweitern, ohne auch nur in einem einzigen Handwerk innungsmäßig geprüft zu sein. Ein Handwerker erlangt durch den Befähigungsnachweis selbstverständlich nur das Recht zum Betriebe desjenigen Gewerbes, für das er den Nachweis erbracht hat. Durch die Gewährung eines bestimmten Meisterrechts wird ausgesprochen, daß der Betreffende nun auch kein andres Handwerk betreiben darf, für das er nicht geprüft ist, und auf das andre Geprüfte ein Vorrecht haben. Er würde dann ja andre Handwerksgenossen beeinträchtigen. Daraus folgt die Notwendigkeit einer genauen Begrenzung der Arbeitsbefugnisse, die jedem geprüften Gewerbe zustehen. Nun lassen sich aber die modernen Gewerbe nicht mehr künstlich trennen, sie fließen beständig in einander über und müssen beliebig erweitert und ausgedehnt werden. [Hier fehlt wohl: können oder dürfen.] Das verlangt die moderne Technik. Nicht die Gewerbegesetze, sondern die gewerbliche Technik und die Umgestaltung des Handels bestimmen den Fortschritt oder Niedergang des Handwerks. Der Handwerker unsrer Tage muß ebenso viele verschiedne verwandte oder nicht verwandte Gewerbe zusammen ausüben und ebenso gut ungelernte erwachsene oder junge Arbeiter beschäftigen und ebenso viel fremde Fabrikate verwenden und beliebig selbst verkaufen dürfen, wie der heutige Fabrikant und der Händler mit Handwerkswaren. Alle volkswirtschaftlichen und technischen Erfahrungen drängen gebieterisch dahin, nicht etwa die Zwangsmittel und Ausschlußrechte, sondern die Bildungsmittel zu

Digitized by Google

erweitern und allerlei Fachschulen zur Hebung des Handwerks zu begründen, mit denen man wohl Lehrlingsprüfungen, aber nur keine Meisterprüfungen verbinden darf!“ Und der Schlossermeister F. O. Raupert, einer der Hauptbegründer und Förderer der Roßweiner Schlosserfachschule, schreibt dem Verfasser in einem höchst interessanten Bericht über seine eigne Laufbahn und seinen eignen Betrieb (S. 500): „Sie sehen wiederum, welche Spezialitäten alle von dem Schlosser gemacht werden. Wer soll diese Leute auf ihre Befähigung prüfen, und wie soll diese Prüfung eigentlich gehandhabt werden, wenn der Befähigungsnachweis, die Meisterprüfung, der Innungszwang wieder eingeführt werden soll? Ich habe Gelegenheit genommen, über die Zukunftsinnungen mit hiesigen Tischlern, Schmieden, Wagnern, Stellmachern, Schlossern und andern mehr zu sprechen, aber keiner ist für Errichtung von Zwangsinnungen! Will man vielleicht gar das österreichische Gewerbegesetz als Vorbild nehmen? Ein Beispiel aus meiner Praxis. Ich liefere verschiedne Beschläge, Mechaniken für Mappen, Registrators, Addirer (kleine Rechenmaschinen) nach Wien. Obgleich nun diese Gegenstände als Massenartikel billig sind, so stellen sie sich doch durch Fracht und Zoll für meinen Abnehmer in Wien immer noch hoch genug. Auf meine Frage, ob sie nicht ebenso billig wie von mir auch in Österreich hergestellt werden könnten, wurde mir die Antwort, daß das nicht der Fall sei, weil zur Herstellung dieser Gegenstände Schlosser-, Gürtler- und Spenglerarbeit nötig sei, und keiner von diesen drei Handwerkern die Arbeit der andern beiden mit ausführen dürfe.“ Auf S. 515 spricht Böhmert einen Gedanken aus, den wir unzähligemal variirt haben: „Die Milderung der sozialen Wirren der Gegenwart wird voraussichtlich vom Lande und von kleinen und mittlern Städten ausgehen, wo die Gutsbesitzer, Fabrikanten und Meister ihren Arbeitern und Gehilfen viel näher stehen, wo sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch überhaupt einfacher und natürlicher gestalten, und man sich sowohl bei der Arbeit auf dem Felde, in der Werkstatt und Fabrik, wie auch nach der Arbeit in der Natur, in der Kirche, in Versammlungen oder an öffentlichen Orten öfter begegnet und eher ein freundliches Wort mit einander wechseln kann.“ Wir leben selbst in einer Gegend, wo diese gesunden Verhältnisse noch bestehen, und wo deshalb von einer sozialen Spannung kaum etwas bemerkt wird; aber weit entfernt davon, daß unser Städtchen und unsre Dörfer auf die Großstädte und Industriebezirke Einfluß übten, können sie schon froh sein, wenn sie nicht von diesen verschlungen werden oder sich zu einem von beiden entwickeln. Deshalb scheint es uns nicht ganz richtig ausgedrückt, daß die Milderung der Gegensätze vom Lande und von der Kleinstadt auszugehen habe; sie hätte vielmehr von der Großstadt und von den Industriebezirken auszugehn durch Dezentralisirung der Gewerbe. Ob und wie eine solche möglich wäre, das liegt freilich noch sehr im Dunkeln.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 28

Ausgegeben am 15. Juli 1897

Inhalt:

	Seite
Zum Heimatschutz	49
Das ungeschriebne Recht des bürgerlichen Gesetzbuches. Von E. Kempin	54
Vererbung (Fortsetzung)	59
Platens Tagebücher	71
Freiwillige Sammlungen bei der Post	84
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Aus dem königstreuen Pommern — Zur Frauenfrage	88
Litteratur	92

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Heimatschutz

von

Ernst Rudorff

Preis: 60 Pfennige

Das Dreiklassenwahlsystem

von

einem höheren preußischen Verwaltungsbeamten

Preis: 30 Pfennige

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Digitized by Google

Zum Heimatschutz

Der Aufsatz „Heimatschutz“ in Nr. 22 und 23 der Grenzboten enthält viele Gedanken, die den Freund urwüchsiger Landschaft und natürlicher Entwicklung anheimeln, und sicher ist auch manches daraus für das Leben beachtenswert. Der Verfasser verlangt aber vielfach Dinge, die im praktischen Leben als unberechtigte Zumutungen mit Recht werden abgelehnt werden. Denn alles wirtschaftliche Leben verlangt zu seiner Gesundheit Entwicklung und Fortschritt; und wo der durch die Verhältnisse gebotne Fortschritt ein Zurücksetzen der ästhetischen hinter die materiellen Rücksichten verlangt, wird diesen der Vorrang bleiben müssen. Das soll hier nur vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus an einer von dem Verfasser jenes Aufsatzes besonders gehaßten Maßregel, der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung, gezeigt werden.

Die Verkoppelung und Gemeinheitsteilung ist eine Maßregel, die in Preußen bald seit einem Jahrhundert eingeführt ist, in vielen Gegenden schon gänzlich durchgeführt ist, in andern noch mit unendlich viel Mühe und Arbeit in Angriff genommen wird; der Staat unterhält besondre Beamte und Behörden dafür, giebt auch jährlich Millionen für die Durchführung und Unterstützung dieser Meliorationen aus. Und er hat seinen guten Grund dazu. Denn daß der mittlere Bauernstand alle Krisen dieses Jahrhunderts glücklich überstanden hat, daß er sich wohler und freier fühlt als in frühern Jahrhunderten, daß er auch jetzt wieder trotz schlechter Getreidepreise den Mut nicht verliert, sondern im großen und ganzen zufriedner ist als der große Besitzer, das ist zu einem sehr großen Teile den Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen zu danken, wenigstens gilt das für einen großen Teil Preußens. Sie haben es dem Bauer ermöglicht, ein wirklicher Landwirt zu werden, der

Digitized by Google

mit Nachdenken seinen Acker bebaut, der sein Gut Jahr für Jahr besser werden sieht, der seine Ersparnisse zur Verbesserung seiner Äcker und Wiesen verwenden kann; er kann daher denen, die über schlechte Getreidepreise klagen, entgegenhalten: „Nun ja, wir ernten aber auch mehr als früher."

Nehmen wir nur ein Beispiel: ein bäuerlicher Besitzer hat, wie es in den Gegenden des zersplitterten Grundbesitzes die Regel war, seine sechzig Morgen in vielen kleinen Parzellen durch die Feldmark zerstreut liegen, teils in ebner, teils in bergiger Lage. Die Bearbeitung verschlingt unnötig viel Zeit wegen des Umherziehens von einer Parzelle zur andern, die Beaufsichtigung der Leute ist ungeheuer erschwert, das Land unterliegt wegen Mangel an Wegen dem Flurzwang, nach dem in dem einen Teile der Felder nur Wintersaat, in dem andern nur Sommersaat gesäet werden darf. Nach den Bergen hinauf führen tiefe, schmale Hohlwege, die zugleich Wasserrillen sind; werden sie befahren, so muß ein Knecht vorausgeschickt werden, der zusieht, ob nicht von oben ein Gespann herunter kommt, da ein Ausbiegen und Umbiegen nicht möglich ist. Die Wege nach den Bergen sind so steil, daß Dünger nur selten, nach einigen Stücken überhaupt nicht gefahren wird, ein Drainiren ist nicht möglich, weil keine Gräben da sind, ebenso wenig ein Wirtschaften mit Maschinen, weil die Stücke zu schmal sind. Die Wiesen leiden teilweise unter ständiger Nässe und geben ungesundes Futter. Das Vieh wird auf Feld- und Waldweide getrieben, ist zwar gesund, giebt aber nur geringen Milchertrag, weil die Wege zu weit, das Waldgras wenig nahrhaft ist; der Dünger geht zum größten Teil verloren.

Nun kommt die Verkoppelung und Gemeinheitsteilung. Der Bauer erhält nun seine sechzig Morgen in drei Acker- und einer Wiesenkoppel mit guten Zuwegen und Entwässerungsanlagen. Jetzt kann er säen, was er will; er kann entwässern und drainiren, er kann seine Leute besser beaufsichtigen. Nach den Bergländereien führen in mäßigen Steigungen Wege, seine Wiese ist trocken; wo früher Binsen wuchsen, wächst jetzt Klee und gutes Futtergras, er kann ein Pferd abschaffen und eine Milchkuh mehr ernähren. Weil er den Dünger nach allen Stücken leicht bringen kann, weiß er ihn zu schätzen; er legt seine Düngergrube jetzt so an, daß die Jauche nicht mehr wie früher die Dorfstraße entlang abfließt, sondern seinem Lande zu gute kommt. Der Hang, der früher der Weide diente, ist mit tausend Obstbäumen bepflanzt, die die Gemeinde mit staatlicher Unterstützung und Anleitung angepflanzt hat. Die Gemeinde ist stolz darauf und hofft, ihre Kommunallasten demnächst daraus bestreiten zu können. Der einzelne Bauer sieht, daß diese Bäume ganz andern Ertrag geben als die alten Bäume, die er in seinem Obstgarten hat; er erfährt, daß nur dann ein Baum gedeiht, wenn ein guter Pflänzling von guter Sorte angesetzt wird, der richtig gepflanzt und gut gepflegt wird. Er macht es nun in seinem Obstgarten nach und hat neue Freude und neuen Gewinn.

Digitized by Google

Nun kommt der Verfasser des „Heimatschutzes," der einige Jahre vorher zuletzt da gewesen ist, zu den Bauer, sieht die Umwälzung und sagt: „Was habt ihr da angerichtet! Ihr habt die Natur zur Sklavin erniedrigt, habt ihr ein Joch abstrakter Nutzungssysteme, das ihr völlig fremd ist, gewaltsam aufgezwängt, habt Bäche begradigt,*) zu Gräben umgewandelt, Waldgrenzen begradigt, schnurgerade breite, unter Umständen steil berganfsteigende Feldwege angelegt; nirgends ist mehr ein Hohlweg oder eine feuchte Stelle mit der ihr eignen wilden Pflanzen- und Tierwelt usw."

Dem Bauer würde für eine solche Ansicht nicht das geringste Verständnis aufdämmern, er würde vor Erstaunen sprachlos sein, aber weder nach den lauschigen Hohlwegen noch nach den feuchten Stellen seiner Wiese mit der ihr eignen wilden Pflanzen- und Tierwelt (Orchideen, Binsen, Frösche) irgend welche Sehnsucht verspüren.

Soll nun der Staat mehr das materielle Wohl des Bauern berücksichtigen, der sich in Schaffensfreude seines neuen Besitzes erfreut, oder soll er dafür sorgen, daß das Auge des ästhetisch gebildeten Städters nicht verletzt wird? Die Antwort kann doch wohl nicht zweifelhaft sein.

Es ist aber auch durchaus nicht gesagt, daß durch jede Verkoppelung das Landschaftsbild beeinträchtigt wird; in bergigen Feldmarken ist eine volle Regelmäßigkeit der Feldlagen gar nicht zu erreichen, auch beleidigt nicht jede Regelmäßigkeit der Feldlagen das Auge. Andrerseits hat es die Verkoppelung mancher Feldmarken ermöglicht, Wege anzulegen, die mit Schatten spendenden Bäumen bepflanzt werden können, Höhen aufzuforsten, die vorher zur Weide dienten. Wer die Umgebung Göttingens seit längerer Zeit nicht gesehen hat und nun den Hainberg aufsucht, wird entzückt sein über die Verschönerung, die durch die Aufforstung des kahlen Bergzuges der Stadt zu Teil geworden ist. Diese Aufforstung ist aber erst durch die mit der Verkoppelung verbundne Aufhebung der Weide ermöglicht worden. Verderblich für das Landschaftsbild ist es allerdings wohl immer, wenn Bäche begradigt, auch wenn Waldspitzen abgeschnitten oder in den Wald einspringende Wiesen zum Forst geschlagen werden. Aber ehe man urteilt, muß man sich darüber klar werden, warum das geschieht. Der ästhetisirende Städter behauptet — man kann das in Zeitschriften oft lesen —, der Geometer thue das, weil ihm dadurch das Messen und Berechnen erleichtert werde. Darnach wäre der Landmesser ein sehr einflußreicher Mann! In Wirklichkeit ist es aber anders.

Die Bäche sind in den unverkoppelten Feldmarken fast überall verwahrlost, sie haben sich ihren Weg genommen, wo sie ihn fanden. Ihr Abfluß ist vielfach durch die Windungen, die sie zu machen haben, so verlangsamt, daß bei Tauwetter und schweren Gewittern die Dörfer, die sie durchfließen, unter

*) Unter begradigen versteht man die Beseitigung der natürlichen Krümmungen.

Digitized by Google

Wasser treten, das Wasser in viele Häuser kommt und stunden-, ja tagelang drin stehen bleibt. Die Häuser werden dadurch feucht, und es stellen sich besonders im Frühjahr Krankheiten ein. Abhilfe kann nur geschafft werden durch eine Begradigung und Verbreiterung des unterhalb des Dorfes liegenden Baches, und die ist nur durch Verkoppelung zu erreichen. Die Bewohner der Häuser, sowie die Behörden drängen daher nach Verkoppelung. Sowie sie ausgeführt ist, ist der Schade beseitigt, das Wasser kommt nicht mehr in die Häuser, die Krankheiten verschwinden.

Aber auch noch um andrer Vorteile willen kann die Begradigung geboten sein. Auch der größte Feind der Bachregulirung würde, wenn er ein kleiner bäuerlicher Besitzer mit zwei Morgen Wiesen würde, von denen er seine beiden Kühe erhielte, und der Graswuchs würde infolge des langsamen Wasserabflusses aller paar Jahre im Mai oder Juni vor der Heuernte durch Überschwemmung vernichtet, oder während der Ernte flösse das Heu ab, den Tag segnen, an dem der Bach begradigt und die Gefahr der Wiesenüberschwemmung beseitigt wäre.

Auch die Waldspitzen werden nicht ohne triftigen Grund abgeschnitten. Sie sind dem Landmann ein Greuel, weil sein Korn infolge der Beschattung feucht bleibt, leicht auswintert und nicht reif wird, auch dem Wildschaden mehr ausgesetzt ist. Der Forstmann aber haßt sie nicht minder, weil das den Wald düngende Laub herausgeweht wird, und die Bäume nicht kräftig wachsen, auch die Grenzen schwer zu wahren sind. Und ein noch größerer Feind ist er von den in den Wald einspringenden — meistens allerdings ein sehr liebliches Landschaftsbild bietenden — Wiesen, durch die sein Forstbestand unterbrochen wird, und auf denen der bäuerliche Pächter der Feldmarksjagd mit besondrer Vorliebe das zur Äsung gehende Rehwild ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niederknallt, oder der Wiesenbesitzer gelegentlich bei der Heuernte wildert. Auch hier treffen die Wünsche des Forstmanns mit denen des Landmanns zusammen, der lieber im Felde einen Acker nimmt, auf dem er Klee bauen kann, als die Wiese mit kraftlosem Schattengrase. Soll nun da der Beamte den gemeinschaftlichen Antrag des Forstmanns und des Landmanns ablehnen, weil das Landschaftsbild darunter leide? das Landschaftsbild, das, wenn es von dem gewöhnlichen Touristenwege abseits liegt, kaum je ein andrer Mensch als der Bauer zu sehen bekommt, der gar kein Verständnis dafür hat? Und sollen wegen der Touristen, von denen übrigens noch nicht fünf vom Hundert wirklich Natursinn haben, die begründeten Wünsche der Eigentümer unberücksichtigt bleiben?

Der Aufsatz „Heimatschutz" vertritt die Auffassung des Aristokraten, der die Eisenbahnen nicht nötig hat, weil er viel bequemer im Landauer fährt, der nicht im Schweiße seines Angesichts seinen Acker zu bestellen braucht, auch eines höhern Ertrags seines Gutes nicht bedarf, weil er auch so zu leben hat. Wer aber vierzig Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation wohnt und

Digitized by Google

keine „Equipage“ hat, der wünscht sich eine Eisenbahn, und wäre es auch nur eine „Bimmelbahn“; und wer in tiefen Hohlwegen und Wasserrillen Dünger auf Berge fahren oder Langholz mit vier Pferden vom Berge aus dem Forst abfahren muß, wessen Korn im Waldesschatten feucht bleibt und auswächst, der hat keine Freude an Hohlwegen und Waldspitzen, sondern verwünscht sie aus Herzensgrunde. Wenn der Verfasser des „Heimatschutzes“ nur ein einziges mal einen Wagen mit Dünger beladen in einem Hohlwege auf den Berg gefahren hätte, ein einziges Jahr über versumpfte Wiesen, infolge Waldschattens ausgewachsenes Korn, durch schlechte Gräser erkranktes Vieh, unbeaufsichtigtes Gesinde, Dorf- und Wiesenüberschwemmung seinen Ärger gehabt hätte, so würde er über die Verkoppelungen anders denken.

Ganz einverstanden bin ich mit dem „Heimatschutz“ darin, daß durch die Verkoppelung nicht störend in gute Volkssitten eingegriffen werden soll. Das ist aber auch gar nicht nötig; im Gegenteil, es kann und soll durch sie vieles geschehen, um das Land- und Gemeindeleben behaglicher zu gestalten. Anweisung von Fest- und Spielplätzen, Anregung zur Anpflanzung nicht bloß von Nutzbäumen, sondern auch von Schatten spendenden Bäumen an geeigneten Stellen der Feldmark, möglichste Erhaltung des Gemeindeforsts, Organisirung der Gemeinde- und Genossenschaftsverbände zu ihrer Erhaltung, Aufforstung öder Flächen, Anlegung von Gemeindeobstwäldchen, Anweisung von Flächen zum Nutzen der kleinen Besitzer und der Landarbeiter, das und vieles andre sind Maßregeln, durch die die Behaglichkeit des Landlebens und die Freude daran bei Verkoppelungen erhöht werden kann. In dieser Richtung sind die von den Vereinen für das Wohl der Landbevölkerung gegebnen Anregungen mit großem Danke aufzunehmen. Wenn dagegen der Vorsitzende einer Generalversammlung hannoverscher Touristenvereine mit seinen Bemühungen, die Feldmark Hameln vor der Verkoppelung zu bewahren, selbst in der Touristenversammlung unverstanden geblieben ist, so ist das wohl erklärlich. Die Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen verhindern, das hieße dem Landmann die beste Gelegenheit nehmen, durch eigne Arbeit vorwärtszukommen. Es ist der Segen der Arbeit, der auf ihnen ruht, und den soll man niemandem verkümmern.

Digitized by Google

Das ungeschriebne Recht des bürgerlichen Gesetzbuches

Von E. Kempin (in Berlin)

Der Lordkanzler von England hat sich kürzlich in einer Rede über das neue deutsche Handelsgesetzbuch etwas zweifelnd geäußert. Es erscheine ihm, sagte er, mindestens fraglich, ob diese Kodifikation das ganze Gebiet des deutschen Handelsrechts umfasse, und wies dabei mit einiger Befriedigung auf England, wo trotz vielfacher Anregung der Versuch zu einer erschöpfenden Zusammenfassung des Rechts noch nicht gemacht worden ist. Der Lordkanzler hat Recht und Unrecht. Sicherlich unterschätzt er die Nützlichkeit der Kodifikation, wenn er sie verwirft, weil sie niemals erschöpfend sein kann; man muß sich aber auch darüber klar werden, daß unsre modernen Gesetzbücher in der That große Partien des Rechts ungeschrieben lassen, daß sie, gerade weil man der fortschreitenden Entwicklung Raum lassen will, die Kasuistik möglichst vermeiden und nur die Umrisse der Rechtseinrichtungen skizziren. Man gebe sich darüber keinen Täuschungen hin: je internationaler sich unsre Beziehungen gestalten, je weiter der Gesetzgeber seine Gesichtspunkte nehmen muß, desto unfehlbarer treiben wir dem englischen Rechtszustand entgegen. Daraus folgt zweierlei: 1. Wo dem Richter, wie bei einer solchen Gesetzgebung, ein so großer Spielraum gegeben ist, muß die Bildungsstufe der Richter ungleich höher sein als da, wo es sich um die Anwendung fest gefügter, scharf umgrenzter Rechtssätze handelt. Hier kommt der Richter mit bloß formal juristischem Wissen nicht mehr aus, er muß allgemeiner, namentlich auch volkswirtschaftlich und philosophisch gebildet sein. Mit dem Wegfall des Gemeinen Rechts wird ja auch das ganze Hilfsmaterial des Corpus juris mehr oder weniger außer Betracht kommen. 2. Die Billigkeitsjustiz wird einen weit größern Raum einnehmen als heute, wo die Sondergesetzgebung vielfach die Rechtsbestimmungen bis ins einzelste ausgearbeitet hat. Die „Imponderabilien“ der guten oder schlechten Absicht, des Wollens gegenüber der Erscheinung müssen zu würdigen versucht und in die Jurisprudenz eingeführt werden. Mit andern Worten: das Recht giebt nur noch die Umrisse der herrschenden Grundsätze, die Sittenlehre ihren Inhalt an. So stehen wir mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs am Anfang

Digitized by Google

einer großen Entwicklung, in der das ungeschriebne Recht den breitesten Raum einnehmen wird. Auf Schritt und Tritt legt es Fragen nahe, die der Text des Gesetzes nicht beantwortet. Es wird also zunächst auf die frühere Gerichtspraxis zurückgegriffen werden müssen, die „Entscheidungen" werden bei uns in kürzester Zeit eine ebenso große Rolle spielen, wie die „Reports" in England, und diese Bedeutung wird immer mehr zunehmen, je mehr die Kulturentwicklung eine Anlehnung an das Alte unmöglich macht und eine Neugestaltung des Bestehenden erfordert. Zur Erläuterung des Gesagten greife ich willkürlich die ersten zehn Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuchs heraus. Die Schlüsse auf die übrigen 2375 werden sich dann von selbst ergeben.

Gleich der erste Paragraph: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt" stellt uns vor die Frage, die die alten Römer ausführlich beantwortet hatten: Wann ist die Geburt vollendet? Die Motive sprechen sich darüber folgendermaßen aus: „Der lebend Geborene ist rechtsfähig, das Erfordernis der lebend Geborenseins fehlt, wenn das Kind nach der Geburt keine Äußerung der Lebensthätigkeit zeigt." Aber damit sind die Merkmale für die Annahme des lebend Geborenseins noch nicht gegeben. Wenn also der Beweispflichtige die Thatsache beweisen muß, so wird es bei dem Richter oder dem ärztlichen Sachverständigen stehen, ob der Beweis als gelungen bezeichnet werden kann. Daß hierin, wie in jeder Frage, wo ärztliche Gutachten die Grundlage bilden, die verschiedensten Ansichten herrschen können, liegt auf der Hand.

Ein Minderjähriger, der das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, kann durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts nach § 3 für volljährig erklärt werden, wozu § 5 hinzufügt: „Die Volljährigkeitserklärung soll nur erfolgen, wenn sie das Beste des Minderjährigen befördert." Es ist also durchaus in das Belieben des Vormundschaftsgerichts gestellt, die Volljährigkeitserklärung auszusprechen; wann und unter welchen Umständen, wird von der Ansicht des Richters abhängen, was er für das Beste des Mündels hält. Einen relativern Begriff kann es aber gar nicht geben. Dasselbe gilt von § 6, der die Rechtsgründe zur Entmündigung einer Person angiebt. Wer infolge von Geisteskrankheit oder von Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht führen kann, wer durch Verschwendung sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt, wer infolge von Trunksucht seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt, oder die Sicherheit andrer gefährdet, kann entmündigt werden. Es ist also wieder Sache des Richters, zu entscheiden, ob jemand seine Angelegenheiten wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche nicht besorgen könne; hier sind ihm also gleichzeitig die schwierigsten Fragen vorgelegt, deren Beantwortung niemals allgemein giltig sein kann. Die Ausführungen der Motive geben einen Begriff davon. „Voraussetzung dieser Entmündigung, sagen sie,

Digitized by Google

ist, daß eine Person des Vernunftgebrauchs beraubt ist. Das Strafgesetzbuch bezeichnet die Geisteszustände, die die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit aufheben, als Zustände von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit, durch die die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wird. Für die Bestimmung der Vorbedingung der Entmündigung ist diese Ausdrucksweise nicht verwendbar. Das Strafgesetzbuch hat vorzugsweise die in der Vergangenheit liegende Zeit der That ins Auge zu fassen und namentlich auch die vorübergehenden Umstände, die die Geistesthätigkeit beeinträchtigen, zu berücksichtigen. Die Entmündigung ist für die Zukunft und für eine gewisse Dauer berechnet; Zustände, die in vorübergehenden Verhältnissen ihren Grund haben, kommen nicht in Betracht. Von einer nähern Bezeichnung der sogenannten Geisteskrankheiten ist abgesehen, vermieden insbesondre die Einteilung in Raserei, Wahnsinn und Blödsinn. Jeder Versuch einer derartigen Scheidung ist bedenklich und zwecklos; bedenklich, weil nach dem Stande der Seelenheilkunde die einzelnen Formen der Geistesstörungen weder erschöpfend aufgezählt, noch ihre Stadien untereinander abgegrenzt werden können; zwecklos, weil weder die Verschiedenheit der äußern Anzeichen, noch der Umstand, ob die Störung vorzugsweise die eine oder die andre Seite der Geistesthätigkeit ergreift, für die an einen solchen Zustand zu knüpfenden rechtlichen Folgen von maßgebender Bedeutung sein kann."

Noch schwieriger wird für den Richter die Sache, wenn er entscheiden muß, ob jemand seine Familie durch seine Verschwendung oder Trunksucht der Gefahr des Notstandes aussetze. Der eine wird diese Gefahr als vorhanden ansehen, wo sie der andre noch in weiter Ferne sieht. Die Motive geben ihm nur negative Anhaltepunkte, wenn sie sagen: „Nicht jeder, den man im gemeinen Leben mit dem Namen eines Verschwenders belegt, soll Gefahr laufen, wegen Verschwendung entmündigt zu werden. Es genügt nicht, daß eine Person einen übermäßigen, zu ihrem Vermögen in erheblichem Mißverhältnis stehenden Aufwand macht. Worauf es ankommt, ist, daß die Person einen Hang zur zweck- und nutzlosen Vermögensverschleuderung hat, der die Besorgnis begründet erscheinen läßt, daß sie durch ihr entsprechend an den Tag gelegtes Verhalten sich und ihre Familie dem Notstande preisgiebt. Unerheblich ist, ob das die wirtschaftliche Existenz bedrohende Gebahren in unmäßigen Geldausgaben, unbesonnenem Schuldenmachen, in unverantwortlicher Geschäftsführung oder Vernachlässigung der Wirtschaft besteht. Erforderlich ist auch nicht, daß die Person Vermögen besitzt, selbst der mittellose Schuldenmacher kann entmündigt werden. Ebenso wenig ist erforderlich, daß bereits ein bedeutender Teil vorhandnen Vermögens durchgebracht sei. Fruchtlose Besserungsversuche, die erfahrungsgemäß in der Regel nur dazu führen, daß die Entmündigung erst in einer Zeit erfolgt, wo sie wenig mehr nützt, bilden gleichfalls keine Vorbedingung."

Digitized by Google

Die vielen Gerichtsentscheidungen darüber, wann ein Wohnsitz begründet sei, sind bekannt. Das bürgerliche Gesetzbuch stützt sich auf sie, indem es in § 7 bestimmt: „Wer sich an einem Orte ständig niederläßt, begründet dort seinen Wohnsitz.“ Wie verschieden der Begriff „ständig“ aufgefaßt werden kann, was alles darunter verstanden werden kann, lehrt die bisherige Gerichtspraxis. Nicht bestimmter ist Absatz 3 desselben Paragraphen: „Der Wohnsitz wird aufgehoben, wenn die Niederlassung mit dem Willen aufgehoben wird, sie aufzugeben.“ Über die Frage: War dieser Wille vorhanden oder nicht? zerbrechen sich die Psychologen bekanntlich die Köpfe, folglich kann das für das Aufgeben eines Wohnsitzes doch nur ein sehr unbestimmtes Kennzeichen sein.

§ 10, der über den Wohnsitz der Ehefrau handelt, breitet gleich einen ganzen Rattenkönig von Fragen vor uns aus. Die Ehefrau teilt den Wohnsitz des Mannes, sie teilt ihn aber nicht, wenn der Mann an einem Orte wohnt, wohin ihm die Frau nicht folgt und nicht zu folgen verpflichtet ist. Wann folgt sie ihm nicht, und wann ist sie dazu nicht verpflichtet? Die §§ 1353 und 1354 scheinen darüber das Nähere zu bestimmen. Darnach ist ein Ehegatte nicht verpflichtet, die eheliche Gemeinschaft herzustellen, „wenn sich das Verlangen des andern als Mißbrauch seines Rechts darstellt,“ oder wenn Gründe vorliegen, die zur Scheidung berechtigen. Dasselbe gilt mit Bezug auf die Pflicht der Frau, „dem Manne an Wohnort und Wohnung zu folgen.“ Wir haben also zuerst zu entscheiden: Liegt ein Mißbrauch des ehemännlichen Rechtes vor? Wann ist dieser Mißbrauch anzunehmen? Welches sind die Verhältnisse, die sein Entscheidungsrecht als mißbräuchlich erscheinen lassen? Und dann die andre, noch schwierigere Frage: Wann ist die Ehefrau berechtigt, auf Scheidung zu klagen? Das Gesetzbuch sagt das ja ausdrücklich in den §§ 1564 u. flg. Die Ehescheidungsgründe lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, mit einer Ausnahme, der des § 1568. Das ist aber gerade der, der in den meisten Fällen zur Scheidung führen wird, und der all den übrigen Paragraphen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Ehegatten mit Bezug auf ihre Person erst den nötigen Sinn giebt. Oder was nützten die Bestimmungen, daß unter Umständen sich eine Ehefrau der Entscheidung ihres Mannes nicht zu fügen brauche, daß der Ehemann der Frau Unterhalt zu gewähren habe, und dergleichen mehr, wenn im Falle der Verletzung solcher Pflichten nicht ein Rechtsmittel gegeben wäre, das dem Ehegatten die Auflösung der Ehe bei fortgesetzt rechtswidrigem Verhalten ermöglichte? Deshalb hat das bürgerliche Gesetzbuch mit Fug und Recht den Kautschukparagraphen 1568 aufgestellt, der bestimmt, daß ein Ehegatte auf Scheidung klagen kann, wenn der andre durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet

Digitized by Google

werden kann. Wir fragen: Welches sind die durch die Ehe begründeten Pflichten? Die §§ 1353 u. flg. begnügen sich, nur einige davon zu nennen; im allgemeinen liegen alle in dem einen Satz ausgedrückt: „Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet.“ Darunter ist alles das zu verstehen, was zwei Menschen verschiednen Geschlechts im Hinblick auf die Zwecke der Ehe einander zu leisten haben, Begriffe, die ganz von der Anschauung dessen, der sie anzuwenden hat, abhängen, und die in keiner Weise fest zu umgrenzen sind. Das bürgerliche Gesetzbuch hat von der Spezialisirung der ehelichen Rechte und Pflichten abgesehen, weil dadurch der sittliche Inhalt der Ehe doch nicht erschöpfend bezeichnet und das richtige Verständnis und die richtige Begrenzung der einzelnen Pflichten nur durch ein Zurückgehen auf den allgemeinen Grundsatz gewonnen werden kann. So betonen die Motive, die Ehegatten seien zu einer solchen Lebensgemeinschaft berechtigt und verpflichtet, wie sie dem Wesen der Ehe entspricht, und wie sie sich unter Berücksichtigung des Wesens der Ehe nach den obwaltenden Umständen für Ehegatten gebührt und mit der rechten ehelichen Gesinnung vereinbar ist. Damit ist der Zirkel geschlossen, aber die Fragen: Welches ist diese Gesinnung? was gebührt sich für Ehegatten? was entspricht dem Wesen der Ehe? werden nicht beantwortet. Eine weitere Frage ist: Was heißt schwere Verletzung der Pflichten? Bei dem einen Ehepaar wird die Verletzung schwer, bei dem andern dieselbe Verletzung sehr leicht ins Gewicht fallen. Ist der Richter da hinlänglich Psychолog, um zu unterscheiden, wann die Verletzung als schwer anzusehen ist? Ein objektives Kennzeichen giebt es auch hier wieder nicht. Ferner: Was ist ehrloses oder unsittliches Verhalten? Innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsschicht mag ein Mensch ziemlich genau angeben können, was ein Teil seiner Mitmenschen als ehrloses oder unsittliches Verhalten bezeichnet; kommt er aber zu einer andern Gruppe von Zeitgenossen, so werden diese ganz andre Maßstäbe anlegen. Wo ist der Richter, der hier das Rechte findet? Sein Urteil wird rein persönlich sein müssen, und wir werden in kurzer Zeit eine Unzahl von Entscheidungen haben, die die einen für, die andern gegen sich anwenden können. Aber alle diese Voraussetzungen für die Scheidung der Ehe sind ja nur gegeben, wenn sie derart sind, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann, also auch hier wieder: Wann ist das der Fall? Der eine Ehegatte kann mehr, der andre weniger vertragen, und was noch wichtiger ist: der Richter muß von seinem Standpunkt aus beurteilen, ob er die Zumutung der Fortsetzung der Ehe an einen Ehegatten stellen will oder nicht. Eine Art von Erklärung, was unter Verletzung der Pflichten zu verstehen sei, giebt der Schlußsatz des § 1568, d. h. es ist eigentlich mehr ein Beispiel, wenn gesagt wird: „Als schwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung.“ Ja was ist denn grobe Mißhandlung? Eine feinfühlende Frau wird sich nicht gefallen lassen, daß sie ihr Mann schlägt,

Digitized by Google

sie erblickt darin ganz sicher grobe Mißhandlung; eine gröber angelegte Person sieht vielleicht in der Ohrfeige, die ihr der Mann hin und wieder erteilt, nichts Verletzendes, jedenfalls keine Mißhandlung. Aber wie ist es dem Richter möglich, das Zartgefühl der Klägerinnen richtig zu beurteilen? Er müßte ihr ganzes Leben, nicht nur ihre Bildung, sondern namentlich auch ihr Empfindungsleben kennen, um einen einigermaßen richtigen Maßstab zu finden. Es kommt hier auch durchaus nicht bloß auf die soziale Stellung oder die äußere Bildung an. Die rein formale Behandlung der heutigen Ehescheidungsprozesse läßt nicht darauf schließen, daß der Richter in Zukunft solche psychologische Rätsel zu lösen versuchen werde, wenn er nicht von der Wichtigkeit der hier aufgeworfnen Fragen vollständig durchdrungen ist. Erst wenn sie alle genügend und richtig beantwortet sind, können wir endlich auf die zurückgehen, von der wir ausgegangen sind: Wann teilt eine Ehefrau den Wohnsitz ihres Mannes?

Mit alledem soll das bürgerliche Gesetzbuch in keiner Weise angegriffen oder herabgesetzt werden. Um eine allen Landesteilen entsprechende Einheit des Rechts zu schaffen, war es gewiß richtiger, Grundsätze aufzustellen und Spezialisirung möglichst zu vermeiden. Aber die Anerkennung dieses Verfahrens darf uns nicht abhalten, seine Folgerungen in jeder Richtung zu ziehen, und wir dürfen uns nicht dem Wahne hingeben, als ob nun in der neuen Gesetzgebung das ganze weite Gebiet des Privatrechts niedergelegt sei. Im Gegenteil, je bescheidner wir in dieser Hinsicht denken, je weniger wir unsre Rechtszustände über die anscheinend ungeordneteren der englischen Rechtsgebiete erheben, und je größere Anforderungen wir an den Richter stellen, desto besser wird sich das neue Recht bei uns einleben, desto vollständiger wird es sich den praktischen Lebensbedürfnissen anpassen, und desto mehr werden wir uns mit dem ungeschriebnen Recht des deutschen Reiches befreunden.

Vererbung

(Fortsetzung)

arwin hatte, wie sich die Leser erinnern werden, die Vererbung auf folgende Weise zu erklären versucht. Jede Zelle entsendet ein Keimchen — er nennt es gemmula, englisch gemmule —, das die Kraft hat, seinerzeit eine Zelle aufzubauen, die der Zelle ähnlich ist, aus der es stammt. Die Keimchen wandern ins Blut und zirkuliren darin, bis sie an einem Orte abgesetzt werden, von wo sie ihre

Digitized by Google

Thätigkeit der Knospen- oder Embryobildung beginnen können. Außer den von den Zellen des Körpers abgestoßenen Keimchen aber sind noch solche vorhanden, die von den Ahnen dieses Körpers stammen, und beim Aufbau jeder Zelle im neuen Organismus überwiegen die einen oder die andern von diesen Keimchen. Die nicht in Thätigkeit treten, bleiben einstweilen gebunden und erlangen vielleicht bei der Bildung eines Nachkommen einmal Geltung. Von dieser „Pangenesistheorie" sagt Weismann K 5 bis 7: „Auf die physische Beschaffenheit der gemmules wird nicht eingegangen; sie können sich vermehren und thun das fortwährend, aber ob und wie sie etwa gegenseitig angeordnet sind, und durch welche Ursachen, welchen Mechanismus es kommt, daß sie stets an der rechten Stelle vorhanden sind und sich zur rechten Zeit zur Zelle entwickeln, wird nicht berührt. Ich sage das keineswegs im Sinne eines Tadels, sondern nur um den fiktionellen Charakter der ganzen Hypothese klar zu legen. Darwin fragt nicht weiter: wie sind alle diese Annahmen möglich? er fragt nur: was ist nötig anzunehmen, um diese oder jene Vererbungserscheinung zu erklären? unbekümmert, ob diese Annahme irgend einen realen Boden unter den Füßen hat oder nicht. Er hatte Recht, das zu thun, denn zu der Zeit, als er seine Hypothese ausdachte, war ein Anschluß einer Vererbungstheorie an den realen Boden der feinsten Zellenorganisation noch nicht möglich. Ich habe aber früher schon dargelegt, wie überaus wichtig und erfolgreich für die Wissenschaft seine Pangenesis gewesen ist, weil sie zum erstenmale zeigte, welche Erscheinungen alle zu erklären seien, und welche Annahmen man machen müsse, wollte man sie erklären." Auch sei der eine der beiden Bestandteile der Darwinischen Hypothese, nämlich daß der fertige Leib der Anlage nach stofflich im Keim enthalten sei, unzweifelhaft richtig. Gerade gegen diesen Teil habe er, Weismann, sich lange gesträubt; es sei ihm fast unmöglich erschienen, daß in dem winzigen Stückchen Vererbungsstoff so viel Anlagen enthalten sein sollten, und er habe nach einer epigenetischen Theorie gesucht, d. h. nach einer solchen, die nicht den ganzen Leib aus dem Keime sich herauswickeln läßt, sondern einen Keim von einfacherm Bau annimmt, der die Kraft habe, noch nicht vorhandne Anlagen nach einander zu erzeugen. Aber das sei nicht gegangen, und jetzt glaube er den Beweis geliefert zu haben, daß die Evolutionstheorie der Wirklichkeit entspreche, und der erwähnte Einwurf dagegen „hinfällig wird durch die Erkenntnis, daß das scheinbar unmögliche eben wirklich ist. Allerdings halte ich auch heute noch dafür, daß Darwin in seiner Theorie mehr eine Fragestellung als eine Lösung des Problems der Vererbung gegeben hat und wohl auch geben wollte."

Diese Betrachtung ist äußerst wertvoll. Indem Weismann Darwins Hypothese charakterisirt, charakterisirt er seine eigne und alle übrigen biologischen Hypothesen. Sie sind alle mit einander nichts als Fragestellungen. Je mehr geforscht wird, desto mehr Dinge findet man, die zu erklären sein würden, wenn

Digitized by Google

eine Erklärung möglich wäre. Alle diese Theorien leisten weiter nichts, als daß sie den Knäuel der Geheimnisse auseinanderlegen und „zeigen, welche Erscheinungen alle zu erklären seien, und welche Annahmen man machen müßte, wenn man sie erklären wollte." Es ist erstaunlich, wie Weismann seine eignen, mit einem gewaltigen Aufwand von Arbeit und bewundrungswürdigem Scharfsinn ermittelten Fragen für Antworten halten kann. Als ob er uns sagte, „durch welche Ursachen, welchen Mechanismus es kommt," daß seine Determinanten „stets an der rechten Stelle vorhanden sind" und zur rechten Zeit den Bau der ihnen befohlnen Zellen leiten! Als ob er uns auch nur im mindesten begreiflich machen könnte, wie Molekelgruppen, die unterhalb der Grenze der mikroskopischen Sichtbarkeit liegen, es anfangen, dahin zu gelangen, wohin sie gehören, die einen ins Innere des Embryos, die andern an das vordere oder hintere Ende, auf die rechte oder auf die linke Seite; wie es die eine solche Molekelgruppe anfängt, aus vier einfachen Stoffen eine Muskelfaser zu bilden, und wie die andre Phosphorsäure und Kalk zusammenbringt, um ein mikroskopisches Stückchen Knochenmasse herzustellen; wie dann tausende solcher Determinanten einander in die Hände arbeiten, um einen Muskel zu stande zu bringen, und andre tausende, um jenes früher erwähnte Hänge- und Sprengewerk der Knochenmasse aufzubauen, das, nachdem es entdeckt worden ist, die Bewundrung der Architekten und Mechaniker erregt; wie endlich die Determinanten der Knochen-, Muskel-, Blut-, Nerven- und Hautzellen sich unter einander verständigen, um das wunderbare Gebilde eines Armes, eines Beines zu schaffen, das dann, wenn es einem wohlgebildeten Menschen angehört, außerdem noch durch seine Form und Farbe das Entzücken des ästhetisch gebildeten Beschauers erregt! Sind sie nicht lauter kleine Götter und Demiurgen, diese Determinanten, und die Biophoren ihre dienstbaren Geister? Darf man ein Wesen nicht Gott nennen, das vermag, was kein Mensch vermag? Vermag ein Mensch, und lasse man auch den Menschen erst beim Professor anfangen, eine Zelle aufzubauen? Was haben wir also mit der Ausschaltung Gottes gewonnen? Statt des einen Herrgotts hat man uns Billionen und Trillionen Herrgötter beschert, deren jeder ein genau so unbegreifliches Wunder ist wie der Gott des alten Glaubens. Statt des einen Weltwunders haben wir also Billionen und Trillionen Wunder bekommen, und dazu das Wunder aller Wunder, daß alle diese Trillionen, Quadrillionen, Dezillionen Herrgötter sich von Ewigkeit unter einander verständigt und hübsch einträchtig zusammengewirkt haben! Nun nehme man noch dazu das Wunder oder vielmehr die Wunder der Reproduktion, die nach Weismann von Ersatzdeterminanten besorgt werden, sodaß also diese Herrgöttergesellschaften dutzendweise im Salamanderbeine vorhanden sind, wo sie sich ganz ruhig verhalten, wenn sie nicht gebraucht werden, aber sofort zu bauen anfangen, sobald das Tierchen ein Stück Bein verloren hat; man nehme das Wunder einer Gesellschaft von Ahnendeterminanten, die

Digitized by Google

dem Herrn Meyer die schöne krumme Nase seines Urgroßvaters ins Gesicht bauen, während die Eltern und Großeltern gerade Nasen gehabt haben, die sie bauen, obwohl sie nie in ihrem Leben eine Nase gesehen haben, sintemal sie niemals aus ihrer dunkeln Behausung heraus ans Tageslicht gekommen sind; man denke sich Determinanten, die Gehirnzellen mit der Fähigkeit ausstatten, Töne wahrzunehmen, Tonintervalle abzuschätzen, Gedanken zu hegen, Wortbilder festzuhalten und für ihre Wiedergabe zu sorgen; man denke sich Determinanten, die das Gehirn einer Bienenkönigin so ausrüsten, daß sie einmal in ihrem kurzen Leben einen Hochzeitsflug unternimmt, die ganze übrige Lebenszeit aber im Stocke zubringt; man stelle sich endlich vor, daß die aus Millionen solcher Herrgötter zusammengesetzte Vererbungssubstanz bei ein und demselben männlichen Wesen in Millionen von Spermatozoen vorhanden ist, die alle wesentlich dasselbe enthalten, sodaß es ziemlich gleichgiltig ist, welches von ihnen zur Entwicklung gelangt — man stelle sich das alles vor und sage dann, ob es irgend eine alte Mythologie an Kühnheit der Phantastik mit dieser neuen aufnehmen kann! K 69 bis 70 schreibt Weismann: „Die Vererbung der Einzelligen wird darauf beruhen, daß in ihrem Kern alle die verschiednen Biophorenarten enthalten sind, welche zum Aufbau ihres Körpers gehören, in latentem Zustand und in einem bestimmten Zahlenverhältnis, höchst wahrscheinlich auch in einer bestimmten Architektonik, und daß diese Kernbiophoren periodisch oder nach Bedürfnis in den Zellkörper austreten, sich dort vermehren und nach den in ihnen waltenden Kräften anordnen. Diese Anordnung selbst bleibt ein Problem, dessen Schwierigkeit nirgends schärfer hervortritt als gerade bei den höhern Einzelligen. Wie es möglich ist, daß der Kern immer nur gerade diejenigen Arten von Biophoren austreten läßt, die den Ersatz der bei der Teilung [des Muttertiers in zwei Tochtertiere] verlornen Organe bedingen, wie es kommt, daß diese Kernbiophoren sich gerade nach der Stelle des fehlenden Mundfeldes oder des fehlenden Hinterendes hinbegeben usw., das sind vorläufig [bloß vorläufig?] unlösbare Fragen usw." Wir dächten doch, das genannte Problem wäre lange noch nicht das schwierigste, und dieses Problem träte bei der Bildung eines ganzen Menschenleibes aus dem Id eines Spermatozoons noch bedeutend schärfer hervor als bei einem einzelligen Infusorium. Und worin besteht denn der „reale Boden," den Weismanns Theorie vor Darwin voraus hat? In der Beobachtung der Vorgänge bei der Befruchtung des Eies eines Eingeweidewurms und der Eier einiger andern niedern Tiere! Und was ist das höchste und das äußerste an Erkenntnis, das, wenn wir Weismann alle seine Folgerungen zugeben, aus diesen Beobachtungen gewonnen werden kann? Erstens, daß die Substanz, die den Bau des Embryo und dessen Ausgestaltung zum vollkommnen Vertreter seiner Gattung leitet, nicht im Körper der Erzeuger des Embryos gebildet, sondern von deren Ahnen übernommen wird; zweitens, daß zu dieser

Digitized by Google

sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbenden schöpferischen Substanz bei jeder neuen Zeugung Vater und Mutter einen quantitativ gleich großen Beitrag liefern. Ist damit eines der Geheimnisse des organischen Lebens und der Vererbung erklärt? Sind wir damit der Ergründung dieser Geheimnisse auch nur um einen Schritt näher gerückt?

Bei der Beschreibung der verwickelten Arbeit, die zur Wiederherstellung eines abgeschnittenen Salamanderbeines gehört, äußert er K 133: „Man sollte meinen, es könne eine so komplizirte Bildung nicht lediglich von dem Zusammenwirken wuchernder Zellen zu stande gebracht werden, es müsse eine unsichtbare Oberleitung, ein Spiritus rector, eine Vis formativa über ihnen stehen und ihre Vermehrung und Aneinanderlegung leiten." Ja freilich sollte man das meinen, nicht bloß bei der Wiederherstellung, sondern schon beim ersten Aufbau des Molchbeines, und nicht bloß beim Beine des Molches, sondern noch mehr beim Kopf eines großen Gelehrten, wie Weismann einer ist, und alle nicht von hartnäckigem Vorurteil verblendeten Leute, Philosophen wie ungelehrte Hirten, die einen offnen Sinn für die Natur hatten, haben es von jeher gemeint. Und wenn Weismann zu einem andern Ergebnis kommt und auf Seite 141 schreibt: „Der Nisus formativus steigt von seiner bisherigen Höhe als eine einheitliche, das Ganze beherrschende Kraft herab und zerteilt sich in unendlich viele Einzelkräfte oder besser materielle Teile, von denen jeder in einer einzelnen Zelle seinen Sitz hat und dieser ihren Lebensgang vorschreibt, und von denen jeder so genau nach seiner Art bestimmt und nach seinem Sitz verteilt ist, daß aus dem Zusammenwirken aller ein vernünftiges Ganze, z. B. eine Knochenkette samt Gelenkkapseln und Bändern, samt Muskeln, Nerven, Gefäßen, Bindegewebe und Haut werden muß," wenn er so spricht, so sind das Worte, nichts als Worte, denn jeder Verständige fragt sofort: Von wem sind diese materiellen Teile bestimmt und verteilt? Wie können materielle Teile, die doch noch einige Stufen tiefer stehen als Handlanger, für sich allein ein Gebäude aufführen? Wie kann „ein vernünftiges Ganze" herauskommen wo keine Vernunft waltet?

An vielen Stellen seiner Werke spricht Weismann die Ansicht aus, es sei die Aufgabe der Naturwissenschaften, die Natur „aus den bekannten Kräften" zu erklären, deshalb dürfe man den metaphysischen Weltgrund in die Naturerklärung nicht hineinbringen. Ganz besonders hat er diesen Gedanken hervorgehoben in einer Polemik gegen Lord Salisbury, der einen in England gehaltenen Vortrag Weismanns kritisirt hatte. Aufgabe der Naturforschung, schreibt er da unter anderm, sei es, die Erscheinungen aus den physischen Kräften abzuleiten, und sobald sie für eine Erscheinung — hier also für die Zweckmäßigkeit der Organismen — einen Erklärungsgrund gefunden zu haben glaube, so habe sie keine Wahl, sondern müsse ihn annehmen. (Salisbury hatte geäußert: in der Politik komme es freilich oft vor, daß man sich

Digitized by Google

gezwungen sehe, einen Vorschlag anzunehmen, aber eine gelehrte Meinung anzunehmen, fühle er sich nicht gezwungen.) Eine zweckthätige Kraft unter die Entwicklungsursachen der Organismen aufzunehmen, werde dem Naturforscher niemals gestattet sein, weil er damit die Voraussetzung seines Forschens preisgebe: die Begreiflichkeit der Natur. Diese Voraussetzung ist eben falsch, und es stünde schlimm um die Naturforschung, wenn sie wirklich von dieser Voraussetzung abhinge. Wir haben zugegeben, daß der Atheismus die Naturwissenschaft außerordentlich gefördert hat, indem die Überzeugung von der Erklärbarkeit der Natur den Forschungseifer aufs äußerste anspannt.*) Aber es bleibt schon dabei:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Und auch nicht mit dem Mikroskop. Schon die „bekannten Kräfte" sind eine Illusion, die Lotze so gründlich zerstört hat, daß man sich wundern muß, wie ein Mann, der Lotze kennt, noch daran festhalten kann. Nichts ist uns unbekannter, nichts unbegreiflicher als die Naturkräfte, als die eine Anziehung und Abstoßung — Liebe und Haß oder Freundschaft und Streit, wie sie Empedokles genannt hat —, von der alle einzelnen sogenannten Kräfte nur Modifikationen zu sein scheinen. Unter diesen Modifikationen giebt es eine einzige, die wir einigermaßen kennen, nicht in dem Sinne kennen, daß wir ihr ohne weiteres ansähen, woher sie stammt, oder wüßten, wie sie entstanden ist, oder uns ihre Einwirkung auf die Körper erklären könnten, sondern nur in dem Sinne, daß wir in sie hineinschauen können; diese einzige uns einigermaßen bekannte Kraft ist unser eigner Wille. Wir wissen, wie uns zu Mute ist, wenn wir unsern Arm heben wollen, und wir wissen, warum wir ihn heben wollen, aber damit ist auch unsre Wissenschaft schon zu Ende: wie unser Wille es anfängt, gewisse motorische Nerven zu erregen, und wie diese es anfangen, die Armmuskeln in Bewegung zu setzen, das wissen wir schon nicht mehr; wir wissen nicht einmal, was in den Nerven vorgeht, wenn sie erregt sind. Von allen übrigen Kräften wissen wir noch weit weniger. Das Wort Kraft ist, abgesehen von der einzigen Kraft des menschlichen Willens, nichts als der Name für die völlig unbekannte und unerforschliche Ursache einer

*) Damit soll nicht etwa Weismann „des Atheismus angeklagt" werden; es handelt sich nicht um seine Metaphysik, die wir nicht kennen, sondern nur darum, daß seine Naturphilosophie von Gott abstrahirt. Übrigens aber trägt es auch gar nicht den Charakter einer Anklage, wenn wir von einem sagen, er sei Atheist, denn wir verstehen es ganz gut, wie ein Forscher zum Atheismus gelangen kann, und wir achten jede ehrliche Überzeugung.

Digitized by Google

gewissen Reihe von Erscheinungen. Die Gravitation ist die unbekannte Ursache der gesetzmäßigen Bewegungen der Planeten, die Schwerkraft ist die unbekannte Ursache des freien Falls der Körper, die Elektrizität ist die unbekannte Ursache davon, daß gewisse Stoffe in einem gewissen Zustande gewisse andre Stoffe anziehen oder abstoßen, die chemische Affinität ist die unbekannte Ursache davon, daß in flüssigem oder gasförmigem Zustande zusammengebrachte Körper zu einem dritten zusammenfließen, der ganz andre Eigenschaften hat als jeder der beiden andern, die Wärme ist — hier müssen wir uns ein wenig anders ausdrücken — das Ergebnis einer Molekularbewegung, die auf eine uns unbegreifliche Weise entweder durch mechanische Bewegung, oder durch chemische Vorgänge, oder durch eine mit Lichterscheinungen verbundne Wellenbewegung des Äthers hervorgebracht wird. Aufgabe der Forschung ist es nun, diese Erscheinungsreihen so weit wie möglich zu verfolgen und die Gesetze, d. h. die unabänderliche Ordnung ihrer Verkettung und ihres Verlaufs zu ermitteln, womit ein doppelter Zweck erreicht wird: erstens, daß wir diese sogenannten Kräfte, die in Wirklichkeit nur Erscheinungsreihen sind, für unsre Zwecke verwenden können und vor den Gefahren und Schäden bewahrt bleiben, die eine falsche, abergläubische Deutung der Naturerscheinungen nach sich zu ziehen pflegt, dann: daß unser Vorstellungskreis erweitert, unser Geist mit neuen Vorstellungen bereichert und unser Seeleninhalt besser geordnet wird. Und indem diese bessere Ordnung unsrer Vorstellungen eben die Harmonie der Natur widerspiegelt, nichts andres ist als die Erkenntnis dieser Harmonie, einer schönen, gesetzmäßigen und zweckmäßigen Ordnung, die sich in einer jedes menschliche Vorstellungsvermögen übersteigenden Verwicklung unendlich vieler Teile durchsetzt, kann die tiefere Naturerkenntnis zu nichts anderm führen, als zur tiefern Bewunderung des Schöpfers. Wenn es gelänge, alle sogenannten Kräfte als Modifikationen einer einzigen Kraft, d. h. einer einzigen Form von Veränderungen, nachzuweisen, der Atombewegung, so würde dadurch das Weltwunder nicht weniger wunderbar, sondern nur noch großartiger. Alle einzelnen Myriaden Wunder würden sich dann in zwei große Massen oder Gruppen ordnen. Die eine würde die Gesamtheit aller unorganischen und organischen Wesen mit der Ordnung ihrer Bewegungen und Lebensvorgänge umfassen, die, wie angenommen wird, aus der ursprünglichen Anordnung der Atome und dem ihnen im Anfang versetzten Anstoß und aus nichts anderm hervorgeht. Die andre würde dieselben Wesen umfassen als Erscheinungen: als Vorstellungen, die eine Seele, die jede Menschenseele von ihnen hat. Nicht darin würden wir dieses zweite Wunder suchen, daß die Bewegung der Körperatome zuletzt Seelen erzeugt, denn dieser Gedanke des rohesten Materialismus ist so unvernünftig, daß ihn wohl kaum noch irgend ein Mann von Bedeutung der Beachtung würdigt, sondern daß es Seelen giebt, in denen die Bewegung der Körperatome Bilder erzeugt, Bilder, die außerhalb der Seelen gar nicht

Digitized by Google

vorhanden sind, und daß der Seele diese Bilder sich bewegender Atomgruppen durch andre sich bewegende Atomgruppen, von denen sie nichts wahrnimmt: die Gehirnmolekeln, zugeführt werden. Daß die Körperwelt als eine Gesamtheit gestalteter, farbiger, leuchtender, tönender, duftender, durch Geschmack und Tastgefühl wahrzunehmender Wesen ohne die wahrnehmenden Seelen — gar nicht vorhanden sein würde, das gesteht auch Weismann zu. In den „Gedanken über Musik bei Tieren und beim Menschen" schreibt er (V 630): „Wenn man imstande wäre, die sämtlichen andern Partien des Großhirns zu entfernen, die Hörsphäre aber unberührt zu lassen, so würde zwar der mechanische Prozeß, der zur Erzeugung von Tonempfindungen nötig ist, noch immer vor sich gehen, allein das Tier oder der Mensch würde doch nichts hören, weil nichts mehr in seinem Gehirn da wäre, was sich der Hörempfindung bewußt werden könnte. Mit dem übrigen Großhirn wäre der gesamte Intellekt beseitigt mit allen seinen Nebenkräften, wie Gemüt, Phantasie, Willen, Selbstbewußtsein. Es fehlt die »Seele«, und so können auch die schönsten musikalischen Tonempfindungen, die in der Hörsphäre zu stande gebracht werden,*) nicht zur Wahrnehmung gelangen, weil eben nichts mehr da ist, was wahrnehmen kann." Weiter oben hat er nachgewiesen, daß es nicht der Gehörapparat ist, was sich im Laufe der Jahrhunderte verbessert und unsre großen Komponisten, die ihre Werke aufführenden Künstler und deren musikverständige Zuhörer möglich gemacht hat, sondern etwas andres, das durch den Fortschritt der geistigen Kultur erlangt worden sei: „eine feinfühlige, eindrucksfähige, hochentwickelte Seele," die aber doch wiederum ohne den feinen Gehörapparat unmusikalisch bleiben würde. Dieser feine Gehörapparat ist nun selbstverständlich in Weismanns Theorie durch Naturzüchtung entstanden, die darin bestanden hat, daß die mit besserm Gehör ausgerüsteten Tiere im Kampf ums Dasein gesiegt haben. Das feine Gehör muß ihnen also nützlich gewesen sein. Nicht zu dem Zweck hat die Katze ein so feines für die Wahrnehmung des Unterschiedes von hohen und tiefen Tönen, von Intervallen und Klangfarben eingerichtetes Gehör bekommen (ihr Cortisches Organ enthält 12500, das des Menschen 15500 Zellen) damit sie sich, neben ihrem klavierspielenden Herrn sitzend, an einer Sonate erfreuen könne, sondern ihr Gehör ist bis zum musikalischen gesteigert worden, weil im Naturzustande die Katzen ihr Fortkommen am besten finden, die die Stimmen der ihnen zur Nahrung dienenden Vögel und der ihnen überlegnen Raubtiere am sichersten und raschesten zu erkennen und zu unterscheiden vermögen. Die Fähigkeit der Tiere und Menschen aber, Musik zu hören, ist — „eine unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Gehör-

*) Wie ungenau, das Selbstbewußtsein eine Nebenkraft des Intellekts zu nennen und von Tonempfindungen zu sprechen, wo nichts gehört wird! Nicht Tonempfindungen, sondern nur geometrische Figuren der hin und her schwingenden Molekeln kommen in der Hörsphäre zu stande.

Digitized by Google

apparates, der aus andern Gründen so geworden ist, wie wir ihn thatsächlich vorfinden" (V 619). Johann Sebastian Bach und Bethoven unbeabsichtigte Nebenprodukte des durch Naturzüchtung beim Beutesuchen und bei der Flucht vor Feinden entstandnen Gehörapparates der wilden Tiere! Gewiß eine liebliche Idee, die aber weiter nicht überraschen darf bei einem Manne, dem der Leib der Tiere und Menschen weiter nichts ist als ein „Auswuchs" zur bessern Ernährung und Abänderung des geliebten Keimplasmas. Wir andern lassen es uns eben nicht nehmen, die Seele als Zweck, alle leiblichen Vorrichtungen als Mittel aufzufassen und für den Fall, daß zwischen den großen Komponisten und der Entwicklung des Gehörsinns bei den Tieren wirklich ein ursächlicher Zusammenhang bestehen sollte, diese, so große Vorteile sie auch manchen Tierarten im Kampfe ums Dasein gebracht haben mag, doch der Hauptsache nach nur für eine entferntere Vorbereitung der Schöpfung des musikalischen Genius zu halten.

Was der Mensch begreift, das kann er auch machen. Wer eine Maschine begriffen hat, der kann sie, Handfertigkeit und Hilfsmittel voraussetzt, selbst bauen. Wenn wir die Zelle, das Keimplasma, die Blume, das Tier begriffen, so könnten wir Zellen, Keimplasma, Blumen und Tiere bauen. Der Gedanke, daß der Mensch, der sein Denkorgan wie seine innern Ernährungsorgane Jahrtausende hindurch gebraucht hat, ohne auch nur zu wissen, daß er sie besitzt, daß dieser Mensch jemals sein eigner Schöpfer oder der Schöpfer ihm gleicher Wesen werden könnte (beim Zeugen ist er nicht Schöpfer, sondern unbewußt thätiges Werkzeug), dieser Gedanke ist geradezu komisch. Was die modernen Naturforscher begreifen nennen, das ist, wie wir oft gesagt haben, nur das Aufdecken bisher unbekannter Reihen von Erscheinungen. Wir mögen diese Erscheinungen — es ist das eine nützliche und des Menschen würdige Beschäftigung — so tief ins Innere der Wesen hinein verfolgen, wie wir können, dem Dinge an sich rücken wir damit keinen Schritt näher auf den Leib; je näher wir ihm zu kommen glauben, in desto weitere Fernen entflieht es uns. Nehmen wir an, wir könnten mit dem Mikroskop die Determinanten, die Biophoren sichtbar machen, in jeder Zelle eines von Röntgenstrahlen durchleuchteten Menschenleibes sichtbar machen, was würden wir sehen? Kügelchen, die hin und her, auf und nieder schweben und weben. Würde es uns begreiflicher werden, wie sie es anstellen, hier Fleisch, dort Knochen, hier Zellstoff, dort Horn und Haare zu brauen und zu bauen? Nicht um ein Haar! Und dringen wir noch weiter vor, bis zu den Atomen! Was können wir da sehen? Gar nichts! Denn es ist eben das Wesen der Atome, eigenschaftslos, daher auch unwahrnehmbar zu sein, und das Anfangswunder besteht eben darin, daß eigenschaftslose Atome durch bloße Gruppirung Wesen hervorbringen, die in der Seele des Wahrnehmenden die Vorstellung von allerlei Eigenschaften, wie braune Farbe, Rauheit, Feuchtigkeit, Kälte erzeugen. K 266 erwähnt

Digitized by Google

Weismann die Ansicht eines englischen Physiologen, wonach die Wiederherstellung verstümmelter Tierleiber die Wirkung einer „allgemeinen Reproduktionskraft des Protoplasmas“ wäre, und bemerkt dazu, daß diese Kraft, selbst wenn sie Thatsache wäre, doch sicherlich keine Erklärung sein würde. „Sie wäre eben das, was erklärt werden soll.“ Ganz recht! Nur daß dasselbe von allen „bekannten“ Kräften und von Weismanns Erklärungsversuchen ebenfalls gilt.

Einen beinahe erheiternden Eindruck macht die Lektüre Weismanns, wenn man sich dabei stets vor Augen hält, daß er die zweckseßende Vernunft des Schöpfers von der Naturerklärung fernhalten will, denn seine Schriften sind, wie schon angedeutet wurde, ein einziger Lobgesang auf die Zweckmäßigkeit der Natur, und wir kennen kaum einen andern Naturforscher, der von dieser Zweckmäßigkeit einen gleich vollständigen, klaren und überwältigenden Begriff gäbe. Er selbst bewundert die Zweckmäßigkeiten, die er aufdeckt. „Wie wunderbar genau muß der Weg der Ontogenese vorgeschrieben sein, wenn er von der Eizelle an durch Tausende von Zellgenerationen derart festgehalten werden kann, daß »identische« Zwillinge dabei herauskommen!“ (K 143 bis 144). „Die biologische Bedeutung des Eidechsenschwanzes darf eben darin gefunden werden, daß er das Tier vor völligem Untergang schützt, indem der Verfolger zumeist nach dem lange nachschleppenden Schwanz zielen wird, dabei aber oft das Tier selbst entwischen läßt, weil der festgehaltene Schwanz abbricht. Ist er doch ganz besonders zum Abbrechen eingerichtet“ und wächst dann wieder nach (S. 155). „Es giebt keine allgemeine Regenerationskraft, sondern sie ist bei ein und derselben Tierform abgestuft nach dem Regenerationsbedürfnis des Teiles, d. h. in erster Linie nach seiner Ausgesetztheit“ (158). Die Daphniden (Wasserflöhe) legen zweierlei Eier. „Bei solchen Arten, die in ganz kleinen oder rasch austrocknenden Wasseransammlungen (Pfützen) leben, wechseln die beiden Arten der Eierbildung sehr rasch mit einander ab, weil nur die Wintereier mit ihrer dicken Schale das Aussterben der Kolonie verhindern, falls die Pfütze plötzlich austrocknet, während alle Arten, die in großen Wasseransammlungen leben, in Teichen und Seen, die niemals austrocknen, eine große Zahl von Generationen hindurch nur Sommereier hervorbringen und erst beim Herannahen des Winters zur Erzeugung der andern Eiart übergehen, die auch nach dem Absterben der Kolonie ihren Bestand durch Überwintern sicherstellen“ (234 bis 235). V 447, wo die Reduktion der Ahnenplasmen als der Hauptzweck der Kernteilung bezeichnet wird, heißt es dann weiter: „Aber vielleicht ist es der Natur nicht bloß um diesen Hauptzweck zu thun, sondern sie erreicht dabei noch gewisse Nebenerfolge.“ Da haben wir die Natur als zweckseßende und planmäßig arbeitende Baumeisterin. „Wenn eine Erscheinung nur unter gewissen Bedingungen eintritt, so folgt daraus noch nicht, daß die Bedingungen auch die Ursache der Erscheinung sind. Die Blutwärme ist eine Bedingung, ohne die sich aus dem Ei ein Hühnchen nicht entwickeln kann,

Digitized by Google

aber schwerlich wird jemand behaupten wollen, das Hühnerei habe seine Fähigkeit, zum Hühnchen zu werden, durch die Wärme erlangt. Offenbar hat es sie vor allem infolge eines unendlich langen, phyletischen Entwicklungsganges erlangt, der schließlich zu einer solchen chemisch-physikalischen Struktur des Eies und der sie befruchtenden Samenzelle führte, daß bei ihrer Vereinigung ein Hühnchen daraus werden muß und weder eine Gans noch eine Ente" (V 473). Sehr gut! Entwicklungsbedingungen sind noch keine Entstehungsursachen, und eine hinreichende Ursache für die Entstehung des Hühnereis haben wir erst dann, wenn wir annehmen, daß der „phyletische Entwicklungsgang" von einer das Huhn als Zweck setzenden Intelligenz geleitet worden ist. „Die Welt ist so vortrefflich, als es überhaupt möglich war, daß sie werde auf Grund der einmal gegebnen Kräfte; es ist nicht denkbar, daß sie auch nur um einen Grad vortrefflicher hätte ausfallen können. Die Organismenwelt beweist uns, daß dem so ist, denn bis ins einzelnste hinein sehen wir jede lebende Art sich zweckmäßig gestalten und sich den speziellen Lebensbedingungen anpassen, denen sie unterworfen ist" (V 585). Wenig, wie gesagt, kann es uns anfechten, daß diese Zweckmäßigkeit nicht von vornherein beabsichtigt, sondern durch Anpassung geworden sein soll. Das ist doch nur eine Redensart, die eine Zeit lang Mode war. Die Anpassung wäre eben gar nicht denkbar, wenn die Organismen nicht von vornherein dafür eingerichtet wären. Wäre das Keimplasma gewisser niederer Tierarten nicht so zusammengesetzt, daß es auf gewisse Anstöße hin zur Bildung von Beinen schreiten und auf gewisse andre Anstöße hin diese Thätigkeit wieder einstellen muß, dann würden sich niemals aus wurmförmigen Tieren vierbeinige Reptilien entwickelt, niemals Reptilien in Schlangen zurück entwickelt haben. Wenn uns in Zukunft ein naturwissenschaftlich gebildeter junger Mann begegnet, der den Glauben an Gott verloren hat, so werden wir ihm nicht irgend einen theologischen Apologeten, sondern — August Weismann empfehlen.

Wenn man sich einigermaßen klar machen will, was die Natur beim Aufbau der Pflanzen- und Tierkörper nach dem Muster der Ahnen dieser Geschöpfe und bei den zur Bildung neuer Arten führenden Veränderungen zu leisten hat, so muß man eben eine solche Hypothese wie die Darwinische oder Weismannische annehmen, und der zweiten wird man ohne weiteres zugestehen, daß sie tiefer eindringt, folgerichtiger durchgeführt ist und sich genauer an die neuesten mikroskopischen Beobachtungen anschließt als die erste. Aber uns für diese unbedingt zu entscheiden, sehen wir uns trotzdem nicht gezwungen. Wenn Weismann die Bildung des Keimes aus Beiträgen aller Zellen des Körpers für unmöglich erklärt, so ist darauf zu erwidern, daß es in diesem Gebiete überhaupt nichts giebt, was als möglich nach menschlichen Begriffen bezeichnet werden könnte. Schließt er doch selbst sein Werk über das Keimplasma S. 616 mit der Betrachtung: „So entsteht allmählich in der Phylogenese der

Digitized by Google

Lebensformen eine immer mehr sich steigernde Komplikation derjenigen Substanz, die die Wiederholung derselben Lebensform bedingt, und erreicht schließlich einen so hohen Grad, daß man sich schwer entschließt, an die Wirklichkeit einer so unendlichen Verwicklung im Bau des Kleinsten zu glauben. Je tiefer man aber in die Vererbungserscheinungen eindringt, um so mehr befestigt sich die Überzeugung, daß etwas derartiges wirklich existirt, denn es ist unmöglich, die beobachteten Erscheinungen auf ganz anderm Wege, d. h. durch viel einfachere Annahmen zu erklären. Wir werden so von neuem daran erinnert, daß die Unendlichkeit nicht nur nach der Richtung des Großen [soll heißen: in der Richtung nach dem Großen], sondern eben so sehr nach der des Kleinen liegt, daß Größe nur ein relativer Begriff ist, und daß wir selbst mitten in der nach beiden Seiten sich ausdehnenden Unendlichkeit stehen." Und die Unendlichkeit ist eben eine der Unbegreiflichkeiten der Natur. Der Beweis, den er K 517 versucht, daß Zufuhr zum Keimplasma aus den Zellen nicht denkbar sei, scheint uns mißglückt zu sein. Er meint, an den beschriebnen Kernteilungsapparat erinnernd: „Weshalb sollte die Natur eine so skrupulöse Sorge für die möglichst genaue Teilung der Idanten tragen, wenn ihre Zusammensetzung doch jeden Augenblick durch Eindringen neuer Anlagen, der Keimchen, verändert werden könnte." Aber Veränderungen müssen ja so wie so eintreten, weil sonst keine neuen Arten entstehen könnten, und da der Leib jedes Individuums dem seiner Ahnen ähnlich ist, so ist doch dafür gesorgt, daß seine Zellen keine von denen seiner Ahnen grundverschiednen Keimchen absondern können, sondern höchstens eine verhältnismäßig kleine Anzahl leicht abgeänderter, sodaß die allmähliche Veränderung des Keimplasmas nach Darwins Theorie nicht stärker gedacht zu werden braucht als nach der Weismanns. Bei diesem stützen einander die beiden Grundanschauungen gegenseitig: weil er den Erfahrungsbeweis für die Nichtvererbung erworbner Eigenschaften geliefert zu haben glaubt, so hält er eine Veränderung des Keimplasmas durch die Veränderungen, die dessen Besitzer erleidet, für unmöglich; und weil er auf mikroskopischem Wege die Unveränderlichkeit des Keimplasmas bewiesen zu haben glaubt, so hält er es für unmöglich, daß erworbne Eigenschaften vererbt werden können.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Platens Tagebücher

Die deutsche Litteraturgeschichte hat die wunderlichsten Wechsel und Wandlungen nicht nur in dem persönlichen Geschick vieler Dichter, sondern auch in der spätern litterarischen Wirkung und Wertschätzung zu Ruhm gelangter Persöhnlichkeiten gesehen. Ob auch dieser Erscheinung ein geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt und in der That aller dreißig Jahre ein plötzlicher Umschwung oder eine allmähliche Umstimmung in der Geltung historisch gewordner Litteraturgrößen eintritt, kann man vorläufig auf sich beruhen lassen; gewiß ist, daß die heftigern Schwankungen des ästhetischen Urteils mit dem Eintritt neuer Strömungen und veränderter Stimmungen im Geistesleben zusammenhängen.

Unter den Dichtern, denen gegenüber ein fast unerklärliches Auf und Ab der Bewunderung und der Verwerfung besonders augenfällig ist, steht August Graf Platen obenan. Der kühlen Gleichgiltigkeit und der von Heine beeinflußten feindseligen Gehässigkeit, die dem Dichter in den dreißiger Jahren entgegengesetzt wurde, folgte seit 1840 „der Jugend Dank, die dichten von ihm lernte," wie Franz Dingelstedt in seinem Sonett sang. Der kleine Kreis von Anhängern Platens, die des Dichters Formstrenge und sein Ringen nach sprachlicher Reinheit von Haus aus hochgehalten hatten, erweiterte sich mit jedem Tage; die von Platen gegenüber den Klassikern und Romantikern gepflegte Reinheit des deutschen Reims wurde allmählich ein Kunstgesetz für die gesamte deutsche Lyrik. Die jugendlichen Dichter, die es glücklich dazu gebracht hatten, ü und ie oder d und t nicht ferner zu reimen, meinten alles Ernstes, Bürger, Goethe und Schiller wenigstens in einem Punkte hinter sich gelassen zu haben und datirten von Platen ab ein neues Zeitalter der deutschen Poesie, die ihnen mit der Verskunst zusammenfiel. Bis in die siebziger Jahre hinein wuchs die Bewundrung Platens um so ungehemmter, als die erfolgreichsten Dichter der Münchner Schule, allen voran Geibel, aus ihrer Schülerschaft ihm gegenüber kein Hehl machten. („Das wollen wir Platen nicht vergessen, daß wir in seiner Schule gesessen!") Aber in der jüngsten Bewegung trat ein empfindlicher Umschlag ein. Platens Vorzüge erschienen dem Geschlecht, das sich selbst modern nennt, als ganz unwesentlich und untergeordnet, seine Mängel aber als schreiend und unüberwindlich. Das Maß und die edle

Digitized by Google

Haltung, die den Oden- und Balladendichter auszeichnen, seine stolze Männlichkeit, die keinem Schmerz Gewalt über sich einräumt, die knappe Begrenzung des Gefühlsausdrucks, das Übergewicht strenger Linien über die nur leise angedeuteten Farben in seinen größern Dichtungen sind in den Augen unsrer Naturalisten und Symbolisten Eigenschaften, um die man kein Wort des Lobes verliert. Der Mangel an Lebensfülle und heißer Leidenschaft, an weltfreudiger Phantasie, die kühle, unsinnliche Kürze der Beschreibung, selbst wo sie der Gegenstand zu fordern scheint, verstimmen die einen, die Seltenheit des tiefern Zusammenklangs von Bild und Ton, die Stimmungskargheit, die nüchterne Klarheit und schlichte Bestimmtheit verletzen die andern. Das Geschlecht junger Lyriker, das in Stimmungen schwelgt und Stimmungen mit allen Mitteln zu erwecken sucht, das ein Ideal von den Zauberwirkungen der seltnen Augenblicke hat, wo die Glut der Seele, das Feuer der Einbildungskraft die Sprache umschmelzen und ihr wunderbare Lichter und Funken entlocken, das von der lyrischen Wirkung träumt, in der alles Duft, Farbe, Ton wird, dann freilich mit den traurigsten Surrogaten für Glut und Licht, für Duft und Ton vorlieb nimmt, aber doch einen Instinkt dafür mitbringt, ob ein Dichter diesen Idealen nachringt oder gleichgiltig gegen sie ist, erklärt sich mit großer Leidenschaftlichkeit gegen Platen. Die allegoristische oder symbolistische Dichtergruppe, die dem vermeintlichen Tiefsinn und anspruchsvollen Schwulst der Gongora und Marini bis auf einen Hahnenschritt wieder nahe ist, die koloristische Gruppe, die nach Bilderhäufungen trachtet, die im allgemeinen einen silbernen, roten oder blauen Eindruck hinterlassen, die musikalischen Lyriker, die das innerste Geheimnis der Stimmung im Ton suchen, und indem sie nach dem Ton trachten, der „eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt" (Platen), es nur zu oft zu einem an Siegmund von Birken und ähnliche Spielpoeten erinnernden Klingklang bringen, verwerfen den Dichter der „Verhängnisvollen Gabel" und der „Abbassiden" gänzlich, höchstens lassen sie ihn noch für einen kalten Schönredner gelten, der die Formen der Poesie sich anzueignen, aber sie nicht durch warmen Odem zu beleben gewußt habe.

Bei dieser Sachlage könnte es von besondrer Wichtigkeit sein, daß gerade jetzt eine umfassende Biographie des hart umstrittnen Dichters in Aussicht steht, die L. v. Scheffler in Arbeit hat, und die die seither immer noch halb verdunkelte Gestalt des Dichters ins rechte Licht rücken soll. So viel Aufmerksamkeit das größere oder vielmehr das kleine gebildete Publikum, das an der deutschen Litteratur und ihrer Entwicklung im tiefern Sinne noch Anteil nimmt, für einen Dichter der zwanziger und ersten dreißiger Jahre übrig hat, würde der abgeschlossenen, abschließenden Lebensgeschichte und Charakteristik nicht versagt worden sein, wenn diese im Jahre 1896 oder auch später hervorgetreten wäre. Nach der mehr und mehr herrschend werdenden Auffassung aber, daß die sämtlichen Quellen einer biographischen Darstellung im Druck vorliegen müssen,

Digitized by Google

ehe man die Darstellung selbst für berechtigt hält, hat als Vorspiel der gehofften Biographie die Herausgabe der Tagebücher Platens*) begonnen, eines mächtigen Handschriftenschatzes von 18 Bänden, der sich nach mannichfachen Schicksalen jetzt im Besitz der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München befindet. Ein Auszug aus diesen Manuskriptbänden war von deren frühern Besitzer, dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. von Pfeufer in München, dem Erlanger Theologen Engelhardt verstattet und als „Platens Tagebuch" mit einem Vorwort Pfeufers, der zu Platens Freunden schon in den Erlanger Studententagen des poetischen Grafen gehört hatte, 1860 herausgegeben worden. Gegen diese Veröffentlichung ziehen das Vorwort von G. von Laubmann und die Einleitung von L. von Scheffler gleichmäßig zu Felde. Sie wird eine „grausame Verstümmelung des Originaltextes" genannt, von dem übrigens die drei letzten Bücher in der Bearbeitung gänzlich unbenutzt geblieben seien. „Die Enttäuschung über »Platens Tagebuch« war eine allgemeine. Weit entfernt, uns den Dichter und Menschen näher zu führen, trug dieses trockne Resumé der Beziehungen Platens zu seinem äußern Leben, seinen Studien, seiner Lektüre nur dazu bei, das abstrakte Bild, das sich das deutsche Publikum vom Verfasser der »Verhängnisvollen Gabel« inzwischen gemacht, zu verschärfen. Man lese zum Beispiel, was ein so feiner Kenner der Menschenseele, Kuno Fischer, in »Schellings Leben« über Platen sagt." Die Gründe, aus denen die Freunde Platens, Pfeufer, Engelhardt, Graf Friedrich Fugger, die vollständige Veröffentlichung der Tagebücher Platens gescheut und beanstandet haben, erscheinen den gegenwärtigen Herausgebern unzureichend oder hinfällig, und da sie der Überzeugung sind, daß die Aufrichtigkeit dieser Aufzeichnungen den Zauber der Rousseauschen Bekenntnisse entfalte und mit diesem Zauber auf alle wohlgeschaffnen Menschen wirken werde, so haben sie die wörtliche Mitteilung der so lange ruhenden Handschrift begonnen, deren erster von Platens frühester Jugend bis zum Schlusse des Jahres 1817 reichender Bahn die Kleinigkeit von 875 Seiten umfaßt. Es ist nicht zu übersehen, welchen Umfang die ganze Publikation erreichen wird, aber mit Sicherheit vorauszusagen, daß der Leserkreis dieser Bände nur klein sein kann.

Wir leben in einem Zeitalter, wo tausende und abertausende von Bänden die Büchergestelle der Bibliotheken belasten, in die nach dem Buchbinder, der sie bindet, und dem Bibliothekar, der sie bucht, nie wieder ein Mensch einen Blick wirft. Der Begriff der wissenschaftlichen Treue droht dahin auszuarten, daß die selbständige, urteilende, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das allgemein Bedeutende von dem nur für Einzelne Wichtigen

*) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1896.

Digitized by Google

unterscheidende Thätigkeit nicht mehr statthaft sein soll und jederzeit mit dem Nachweis niedergeschlagen werden kann, daß noch ein Papierzettel oder ein vergilbtes Heft nicht vollständig veröffentlicht sei. In einigen wenigen Fällen gelingt es, die Teilnahme für eine Erscheinung künstlich zu der Höhe zu steigern, daß man sich bequemt, eine kleine Bibliothek von Darstellungen und Dokumenten über sie zu lesen, in tausend andern Fällen begräbt man die Erscheinung und alle Teilnahme an ihr unter dem Papierwust endloser Veröffentlichungen. Wir fürchten, daß die „Tagebücher" Platens eher dem letztern als dem Ausnahmegeschick anheimfallen werden. Doch auch wenn es gelänge, sie zur Basis einer ständig anwachsenden „Platenlitteratur" zu machen, wenn sie gleich Rousseaus Erinnerungen begeisterte Leser fänden, denen der Unterschied zwischen einem leidenschaftlichen Produkt bewußter litterarischer Kunst und den Memoranden und Diarien des Dichtergrafen mit ihren Bücherverzeichnissen und Übersetzungsversuchen, ihrem phantastischen Freundschaftsbegehren und ihren Selbstbespiegelungen gar nichts bedeutete, so würde die allgemeine Frage, die wir bei dieser Gelegenheit aufwerfen, die Frage, ob es ersprießlich und rätlich sei, die Zahl der bloßen Materialveröffentlichungen ins Ungemessene zu steigern, nur für den besondern Fall beantwortet und keineswegs allgemein erledigt sein. Die Herausgeber haben aus der Unzulänglichkeit des Engelhardtschen Auszugs der Tagebücher die Notwendigkeit gefolgert, die ganzen Aufzeichnungen drucken zu lassen; wir bleiben der Meinung, daß man sich ihres eigentlichen Gehalts, der entscheidenden Zeugnisse für Platens menschliche und dichterische Entwicklung hätte versichern können, ohne sie mit Haut und Haar zu geben. Freilich muß zugestanden werden, daß es einer langen Vertrautheit mit diesen Niederschriften Platens, einer sehr sorgfältigen Abwägung des Gehalts und der Bedeutung der einzelnen Tagebuchblätter bedürfte, um alles, was nach irgend einer Seite hin aufklären kann, einer Auswahl der Tagebücher einzuverleiben. Da es nicht mehr erlaubt ist, auch die tausendste Wiederholung eines alltäglichen Vorkommnisses oder gar eines verliebten Stoßseufzers für wissenschaftlich unwichtig zu erklären, so darf man doch wohl behaupten, daß sich zwischen dem Unentbehrlichen und dem Entbehrlichen unterscheiden lasse. Kürzer und bequemer ist es natürlich, den Lesern die Unterscheidung anheimzugeben und alles, was Platen in einem Augenblick seines Lebens des Aufschreibens für wert gehalten hat, als Bausteine zu dem Tempel zu betrachten, den jeder Litteraturfreund in seinem Gedächtnis dem Dichter errichten soll.

Der vorliegende erste Band behandelt nur die Kindheit, die Kadetten- und Pagenzeit und die Leutnantstage des poetischen Grafen und endet mit dem Schluß des Jahres 1817, in einem Augenblicke, wo die Unzufriedenheit Platens mit seiner Soldatenlaufbahn immer brennender und leidenschaftlicher geworden war, wo er fühlte, daß er aus der unerquicklichen Öde seines Garnisondienstes, der ihm nie auch nur die leiseste Teilnahme abgewonnen hatte, herausmüsse

Digitized by Google

und er doch noch keinen klaren Weg vor sich sah, nachträglich zum Universitätsstudium zu gelangen. Während die ersten drei Bücher als „Memorandum meines Lebens“ die Erinnerungen Platens an seine Kindheit, seinen Aufenthalt im Kadettenhause zu München, sein Pagenleben am Münchner Hofe bis zu seiner Ernennung zum Offizier zusammenfassen, das vierte und das fünfte Buch, das Jahr vom April 1814 bis zum April 1815, schon eine Reihe von Tagebuchblättern in deutscher und französischer Sprache und dazwischen wieder summarische Berichte und Auszüge aus den Tagebüchern enthalten, beginnen mit dem sechsten Buche die „Diarien,“ die die Teilnahme Platens an dem unblutigen Feldzug in Frankreich schildern (das bairische Armeekorps betrat den feindlichen Boden erst nach der Schlacht bei Waterloo und dem zweiten Sturze Napoleons), sehr ausführliche Aufzeichnungen über den beschwerlichen Rückmarsch nach Baiern, das Wiedereinleben in München, den erneuten Zwiespalt zwischen dem soldatischen Beruf des jungen Grafen und seinen litterarischen Neigungen mit hundert und tausend Einzelheiten einschließen. Die erste größere Unterbrechung der Eintönigkeit seines Münchner Garnisonlebens bringt das zehnte Buch, das die Diarien einer vom 28. Juni bis 3. August 1816 unternommnen Schweizerreise enthält. Dann folgen wiederum drei Bücher Münchner Tagebuchblätter vom August 1816 bis zum Mai 1817, Niederschriften zum Teil sehr düstern Charakters, die sich bis zu dem Geständnis vom 1. April 1817 steigern: „Wenn ich mich auch von Zeit zu Zeit ermanne, immer häufiger werden die Rückfälle in eine tiefe Melancholie, und Gedanken des Todes und Selbstmords beherrschen mich fast ausschließlich. Oft hält mich nur die Schonung für meine Eltern zurück. Mein Vater ist alt und krank, meine gute Mutter sehr kränklich; sie schrieb mir heute, daß sie sich nie mehr ganz erholen würde. Bald werden die einzigen Personen von mir scheiden, die mich lieben, dann bin ich frei. Wir scheinen nur darum geboren, um alles verlieren zu müssen. Wer sind wir? Was sollen wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? »Keine Antwort, diese Fragen greifen finster in die Finsternis hinein.« Welche Prüfung für den schwachen Menschen, auf diese Erde gepflanzt zu sein, ohne Stütze, an die er sich halten könnte; ohne Hoffnung, auf die er bauen dürfte! Oft fühl ich mein Inneres im stürmischen Aufruhr. Dann entdecke ich den Keim aller Laster in meiner Brust; ich lästere die Gottheit selbst; ich hasse die Menschen, ich verachte mich selbst. Wurden wir nicht, um zu leiden, wurden wir nicht, um zu sterben? Je früher, desto besser.“

Das Idyll im Pfarrhause von Schliersee vom 1. Mai bis zum 12. Oktober 1817 weckt wieder andre Töne in der Brust des noch nicht Einundzwanzigjährigen. Er genoß die Stille, die ungestörte Arbeitszeit, die Natureindrücke des Landlebens in vollen Zügen und seufzt noch im November, in die alten Münchner Verhältnisse und Pflichten zurückgekehrt: „Wie sehr ich, seit ich

Digitized by Google

wieder hier bin, den Mangel an Zeit fühle, kann ich nicht beschreiben. Ich sollte so vieles thun, ich habe so vieles angefangen; aber ich komme zu nichts. O warum läßt sich nicht immer in Schliersee leben! Warum kann ich nicht den Studien leben, die ich so liebe!" Die letzten Münchner Aufzeichnungen vom Schluß des Jahres 1817 lassen schon keinen Zweifel mehr, daß Platen über kurz oder lang die hellblaue Uniform ausziehen und sich den Dingen hingeben wird, von denen seine ganze Seele erfüllt ist. Die Bewilligung von sechshundert Gulden jährlich für das Studium in Würzburg war ihm freilich vor der Hand abgeschlagen worden, aber da er wußte, daß er nicht „ewig in dieser Karriere bleiben könne," so mußte sich über kurz oder lang zum Willen der Weg finden.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe der ersten vierzehn Bücher seiner Aufzeichnungen geht zur Genüge hervor, daß bei mäßigen äußern Erlebnissen die innerliche Entwicklung, die sich in Platens Memoranden und Diarien spiegelt, die Hauptsache sein muß. Und nun ist der unbefangne, wahrhaften und tiefern Anteil an dem Dichter nehmende Leser vor die peinliche Wahl gestellt, entweder die endlose Erzählung von tausend Einzelheiten, die für den jungen ehrgeizigen, wenn auch nicht soldatisch ehrgeizigen, nach Vertiefung seines Wesens und Steigerung seiner Bildung ringenden Offizier wichtig sein mochten, für uns aber beinahe nichtig sind, in den Kauf zu nehmen oder aber beim raschen Blättern Betrachtungen und Bemerkungen zu übersehen, die für die Charakteristik des Dichters wirklich etwas bedeuten. Wenn schließlich für die richtige Verwertung und Würdigung dieser Tagebücher der Biograph auswählend und wegweisend doch das Beste thun muß, was ist mit der Veröffentlichung in diesem Umfang gewonnen?

Was zuerst als eine wirkliche Tragik im Leben des Dichters in die Augen fällt, ist die durch die verhängnisvollen politischen Zustände des zerfallenden alten deutschen Reichs herbeigeführte Vaterlandslosigkeit des jungen Platen. Aus alter hannöverscher Familie entsprossen, war sein Vater, Graf August Philipp Platen, als Oberforstmeister des letzten souveränen Markgrafen von Ansbach-Bayreuth nach Ansbach berufen worden. Noch vor der Geburt des Dichters (24. Oktober 1796) hatte Markgraf Karl Alexander seine fränkischen Fürstentümer an das verwandte preußische Königshaus abgetreten, und so wurde Platen als Angehöriger der preußischen Monarchie geboren. Der Tilsiter Friede von 1807 besiegelte die Abtretung Ansbachs an Baiern, die schon im Februar 1806 durch die französische Besetzung des Landes eingeleitet worden war. Während der Knabe mit seinen Eltern und vielen befreundeten Häusern in Ansbach den Zusammenbruch der Monarchie Friedrichs des Großen aufs schmerzlichste empfand, wurde er ins Münchner Kadettenhaus gebracht. Man mußte sich wohl oder übel den neuen Verhältnissen anbequemen. Doch als Page am Münchner Hof wie später stand der Heranwachsende diesen neuen

Digitized by Google

Verhältnissen kühl und kritisch gegenüber, er empfand aufs tiefste die Schmach der Rheinbundszeit, setzte alles Vertrauen auf den deutschen Patriotismus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Ludwig, und wurde so zwar ein guter Unterthan des Königs Max von Baiern und ein bairischer Offizier, aber kein Baier. Die tiefe, innige Anhänglichkeit an überlieferte Verhältnisse blieb ihm fremd, alle Glut seines jungen Herzens gehörte dem Gesamtvaterlande; im Jahre 1809, als in Baiern die Rheinbundsbegeisterung für den erhabnen Protektor Napoleon I. aufs höchste gestiegen war, wünschte der Knabe den österreichischen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang, wenn auch die Baiern mit ihnen verbündet waren. Als er im März 1814 das Pageninstitut verließ und den Dienst bei Hofe, der ihm angenehme Eindrücke hinterlassen und an dessen bunten, lachenden Farben er sich ergötzt hatte, mit dem Dienst im Heer vertauschte, trennte er sich zwar „so ungern von seinem Galakleid als weiland Werther von seinem blauen Frack, in dem er Lotten zum erstenmal gesehen hatte," rühmte auch die Güte des Königs Max Joseph, pries es aber doch vor allem, daß Baiern jetzt im Heerlager der Gegner Napoleons stand, und hatte also nicht den leisesten Anhauch von dem Landsknechtsbewußtsein, das die bairischen Offiziere aus der Schule Wredes und Deroys mitbrachten. Er klammerte sich an die Gesinnungen, die Kronprinz Ludwig als „Empfindungen eines deutschen Fürsten beim Ausmarsch der Nationalgarde" in einem von der Zeitung für die elegante Welt 1814 veröffentlichten Gedichte aussprach. Aber wie dünn war dies abstrakte Deutschtum; in welchem Widerspruch standen die vaterländischen Wallungen des werdenden Dichters mit der Gestaltung der Verhältnisse, wie sie mit dem Weltfrieden eingetreten war, wie wenig glich das Notdach, das deutscher Bund und Bundestag hieß, der Tempelwölbung von Einheit und hohem Nationalgefühl, von der der poetische Offizier träumte! Man braucht nur die Stanzen vom 5. Januar, die längere politische Erörterung vom 7. Februar 1816 zu lesen, von zahlreichen andern Belegstellen abgesehen, um zu fühlen, wie echt die Trauer Platens über den Mangel eines großen, freien Vaterlandes war, und wie tief er mit den Besten seiner Zeit durch das Schwankende, Unklare und Traumhafte aller vaterländischen Hoffnungen litt.

Der militärische Beruf, dem Platen durch seine Geburt und die Weltlage während seiner Knabentage zugeführt worden war, füllte weder seine Seele aus, noch gewährte er ihm Aussichten für die Zukunft. In den ersten Marschtagen des Feldzugs von 1815 schreibt er in sein Tagebuch: „Oft entsteht in mir ein gewisses Gefühl, das ich Sehnsucht nach Ruhe nennen möchte, und das ich zuweilen kaum bekämpfen kann. Ich liebe die Wissenschaften und das Studium und in der That, der Gedanke fällt mir hart, dieselben vielleicht jahrelang gänzlich entbehren zu müssen und jahrelang ohne Heimat zu sein." Am 6. Oktober 1815 schreibt er in Gyn in Frankreich: „Leider wandten wir

Digitized by Google

uns nicht nach unsrer Heimat, sondern wir sind auf dem Wege, in unsre alten Kantonnirungen zurückzukehren. Es ist sehr traurig. Wie schrecklich wäre es, den Winter über ohne Bücher, ohne Freunde in Frankreich zu verweilen. Ich malte mir schon goldne Träume von meiner Zurückkunft nach München, vom Wiedersehen meiner Bekannten und von dem verdoppelten Eifer, mit dem ich mich nach halbjähriger Versäumnis den Studien widmen wollte. Ich hatte mich betrogen wie immer. Dennoch sagt man, daß wir am 15. dieses unsern Rückmarsch an den Rhein antreten werden, und dies ist mein Trost und mein letzter Anker." Die Überzeugung, daß das kriegerische Zeitalter einen großen Teil der deutschen Jugend verdorben habe, daß man im Soldatenstande, wo Eigenheit und Individualität ohnehin erstickt würden, auf so viele gewöhnliche und geistesarme Menschen stoße (7. Dezember 1815), kehrt an hundert Stellen der „Tagebücher" wieder, immer aufs neue ist er versucht, alle jungen Leute seines Standes für seicht und gefühllos zu halten, Müßiggang und sinnlicher Lebensgenuß scheint ihm Hauptzweck bei allen (13. April 1816), er verzweifelt, als er nach der Rückkehr von der Schweizerreise in aller Frühe zur Abrichtung der Rekruten gehen muß, „der Wechsel ist zu schnell, zu groß. Vom höchsten Lebensgenuß, von der höchsten Freiheit zu dieser trüben Sklaverei. Ich sah die Menschen in ihrem glücklichsten Zustand und soll nun selbst beitragen, sie in ihren traurigsten zu versetzen" usw. (6. August 1816). Schon dem Achtzehn- und Neunzehnjährigen ist nie wohl, als wenn er dienstfrei oder den Dienst hinter sich, sich ausschließlich seinen geschichtlichen und litterarischen Studien oder seinen poetischen Versuchen widmen darf, es war auch nicht ein soldatischer Blutstropfen in ihm.

Nicht, daß er schon in diesen seinen Anfängen der selbstbewußte Dichter gewesen wäre, der sich später selbst die Grabschrift schrieb:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen,
Doch schon als Jüngling hab ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Nein, er empfand damals die dilettantische Schwäche und die innere Leere seiner Versuche viel schärfer, als es junge Dichter sonst thun. Noch unter dem 14. Februar 1817 lesen wir: „Der Entschluß, nichts mehr zu schreiben und besonders keine Verse mehr, wird immer fester in mir. Ich gewinne dadurch Zeit und Zufriedenheit. Ein großer Dichter würde ich doch nicht geworden sein, und ein mittelmäßiger zu werden, wer wollte diesen Ruhm haben? Wollte Gott, alle Poetaster unsers Zeitalters entsagten auf ewig ihrem Apoll. Es würden dann mehr als ein halb tausend Federn vakant werden. Da sie es aber nicht thun, so will ich zum mindesten zeigen, daß ich mehr Kraft in mir fühle als sie." Wohl hielt der Entschluß der Entsagung nicht über das

Digitized by Google

Sommeridyll desselben Jahres in Schliersee vor, aber die Art, wie Platen in diesem Lebensfrühling nach geistiger Vervollkommnung rang und die künstlerischen Anforderungen an seine eignen Gedichte stets höher spannte, mit entschiedner Scheu vor der Öffentlichkeit sein eigner strengster Kritiker war, muß ihm im Urteil der Nachwelt zu gute kommen. Unverkennbar geht ein Zug zum akademischen Dichter, zur gehaltnen Würde, die Platen später eigentümlich war, schon durch seine Jugend. Vorliebe für alles, was sich äußerlich vornehm und formvoll anläßt, entschiedne Abneigung gegen jede Art realistischer Fülle und kräftigen, derben Lebens sind ihm schon damals eigen. Der kalte, scharfe Ernst von Boileaus Art poetique und der höfische Zierschritt und Wohllaut von Guarinis Pastor fido begeistert ihn, den „Eulenspiegel," den er in einem Verzweiflungsakt der langen Weile auf dem Marsche liest, findet er „überaus dumm und abgeschmackt." An den Kotzebueschen Stücken, die um diese Zeit das Theater beherrschten, fällt ihm „die äußerst schleuderische und hingeworfne Diktion" viel früher unangenehm auf als ihre platte Lebensanschauung und ihre zwischen Rührseligkeit und Frechheit hin und her pendelnde Alltagsgesinnung. Dem ernsten Fleiß, mit dem er Wissenschaften betreibt und Sprachen erlernt, der stillen Empfänglichkeit, mit der er sich einzelnen Natur- und Lebenseindrücken überläßt, gesellt sich nicht von Haus aus die eigentümliche Einbildungs- und Erfassungskraft, mit der der reichere, naivere und sinnlich unmittelbare Dichter jedem Zustand und der ganzen Fülle der Lebenserscheinungen poetische Stimmung und poetische Züge abgewinnt.

Nun sollen uns freilich die „Tagebücher" Platens überzeugen, daß die bisherige Auffassung seiner Natur falsch gewesen sei, daß seine „übermächtige Phantasie" sein inneres Leben in tragischer Weise beeinflußt habe, in ihrem rein individuellen und deshalb oft geradezu erschütternden Ausdruck „der wahre Schlüssel erst zum Verständnis des bisher für das große Publikum »kalten,« in der That aber leidenschaftlichsten deutschen Dichters gefunden werde." Und damit berühren wir den Grund, der die frühern Besitzer und ausschließlichen Kenner der „Tagebücher" des Dichters, Platens Freunde Pfeufer und Graf Friedrich Fugger und seinen Gönner Schelling, wie die gegenwärtigen Herausgeber meinen, in „übertriebner Behutsamkeit" abgehalten hat, die Tagebücher zu veröffentlichen. Denn der rote Faden, der sich durch die Niederschriften dieser ersten neunhundert Seiten der Tagebücher hindurchzieht, ist die psychisch-physische Besonderheit Platens, die ihm seinerzeit die schamlos gehässigen Angriffe Heines zugezogen hat, die auch für Menschen, die weit entfernt von Heines gewissenloser Frivolität waren, Platens menschliche Erscheinung umschattete und verdunkelte. Der Dichter hat sich einen „Märtyrer seines Eros" genannt. In zwei Stellen des vorliegenden Bandes tritt dies peinliche Märtyrertum (das durch keine noch so tiefe Überzeugung von der Reinheit der Platenschen Phantasieleidenschaften für liebenswürdige

Digitized by Google

Persönlichkeiten seines eignen Geschlechts zur „Unbefangenheit," die L. von Scheffler fordert, gesteigert werden kann) in die entscheidende Beleuchtung. Wenn Platen am 27. April 1815 nach einem glücklichen Nachmittag und Abend auf dem Schlosse des Herrn und der Frau von Gemmingen seinem Tagebuch anvertraut: „Ich kann sagen, daß ich mich den ganzen Tag vortrefflich unterhielt. Ich sah vor mir die süßen Freuden des Familienglücks und des annehmlichen Landlebens, und ich dachte mich im Geiste an die Seite einer geliebten Gattin und wohlgeratner Kinder auf einem gartenumgebnen Landsitz. Dieser Friede wird nie mein Leben beseligen" — und am 28. März 1816 sich eingesteht: „O du gewaltiger Amor, mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst du die ganze Welt! Wen bannst du nicht in deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst du in meinem Busen, vor denen mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut!" so ist damit die unselige Konstellation bezeichnet, unter deren Einfluß der Dichter stand. Wir verwahren uns ausdrücklich gegen den Verdacht einer Mißdeutung. Nur eine gemeine Seele kann nach der Lektüre dieser „Tagebücher" in Zweifel ziehen, daß es dem Dichter um seine sittliche Würde heiliger Ernst war. Wer wird es noch wagen, daran zu zweifeln, wenn er sich erinnert, was sich der junge Offizier am 10. Dezember 1815 schwört: „Ich schwur und schwöre Gott Bestrebung nach Heiligung und Tugend, eifriges Bestreben der Annäherung an ihn, Fleiß und Berufstreue, Wahrheitsliebe und strenge Sitten, möge er, der himmlische Vater, mir reinen Glauben verleihen und seine Gnade," wer würde sich unterfangen, zahlreiche Stellen der Tagebücher für Heuchelei zu erklären, aus denen hervorgeht, daß Platens Neigungen zu jüngern schönen und anmutigen Freunden einen Charakter von Leidenschaft trugen, der ihn zu ewiger Unbefriedigung verurteilte, aber mit einem Laster nichts, gar nichts gemein hatte? Im Oktober 1817 schreibt der Dichter in Erinnerung an eine verlorne und vergangne „Liebe": „Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei andern so weit mit mir kommen sollte! O dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schaudern, ihn zu erreichen. Wie sehr schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Glut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es giebt soviel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre."

Wenn wir die Wahrheit dieser durch eine lange Reihe gleichlautender oder verwandter Stellen der Tagebücher bekräftigten Selbstgeständnisse keinen Augenblick in Zweifel ziehen, so bleibt zwar der halb erschütternde und halb

Digitized by Google

peinliche Eindruck, daß Platen durch einen dunkeln Zug seines Wesens gezwungen wurde, zwei Empfindungen und Sehnsuchten zu mischen, die, wie nahe verwandt sie immer sein mögen, die Natur, jede einfache, ursprüngliche, wie jede geläuterte Empfindung einmal für allemal getrennt haben. Platen seufzt (23. Mai 1816) tief auf über die vernunftlose Leidenschaft, die träumende Thorheit, einen jungen Mann (ach nicht einen, es sind ihrer schon in diesem ersten Bande nahezu ein Dutzend!), der seinen Augen wohlgefällt, der ihn durch gar nichts zu glauben berechtigt, daß er sein Freund werden könne, heiß zu lieben. „Diese Schwäche, die ich mit verliebter Nachsicht behandle, wirft den schwärzesten Schatten auf mein jetziges Leben, und alle, die mich von der Seite kennen lernen werden, müssen mich verachten. Nie wird es mir gelingen, Freundschaft und Liebe zu vereinigen. Das süße Sehnen der Liebe ist nun einmal der Freundschaft nicht gegeben, und ewig wird der Liebe die Dauer und Treue der Freundschaft fehlen. Die innige Vereinigung beider Gefühle würde zu selig sein für ein Menschenherz. Ich weiß das alles, ich erkenne meinen Wahn, und doch!“ In verhängnisvoller Willenlosigkeit, wie sie nur der Leidenschaft für ein Weib zu eigen sein kann (und selbst da, wenn nichts andres hinzutritt, kaum Liebe genannt werden sollte), hängt sich Platens Phantasie an stattliche männliche Erscheinungen, schwärmt er von seinen schönen blonden Freunden. Aber auch in diesem Wahn, diesem Phantasierausch, anziehenden Gestalten und Gesichtern alle erdenklichen moralischen Qualitäten beizumessen, fehlt eine ideale, dem eignen Bildungs- und Vervollkommnungsdrange verwandte Seite nicht. Am 16. März 1816 verteidigt Platen die aus Betrachtung der reinen Gesichtszüge, aus der Anziehungskraft von Mienen, Geberden und Blicken entspringende leidenschaftliche Sehnsucht nach intimster Freundschaft mit einem jungen Manne vor sich selbst mit den Worten, daß die Leidenschaftlichkeit der Freundschaft keinen Abbruch thun könne, ja ihr sogar einen Reiz mehr verschaffen müsse. „Übrigens aber ist meine Leidenschaftlichkeit nicht Leidenschaft für Wilhelms Person, sondern nur der heiße Drang des ungestillten Wunsches. Sei dem, wie ihm wolle, ich fühle, daß diese Neigung etwas Edles ist und sich auf edle Weise in mir gestaltet. Ihr Bestreben ist, ihres Gegenstandes so würdig als möglich zu werden und wo möglich die Fehler und Schwachheiten des Gegenstandes selbst zu veredeln und zu bessern. Es wäre mein höchster Triumph, meinen Wilhelm zum besten der Menschen zu machen.“

Selbst wenn die Mitteilungen der „Tagebücher“ auf solche und ähnliche Äußerungen beschränkt wären, so würden wir zur Genüge wissen, unter welchem Drucke Platens Jugendleben gestanden hat. Nun aber ziehen sich Bogen für Bogen die Niederschriften über die innern Leiden und Kämpfe hin, die er zu bestehen hatte. Wir sehen, wie ihm, dem ausgesprochnen Nichtsoldaten, doch die Stunde der Parade die liebste ist, weil er da Gelegenheit hat, die Gegen-

Digitized by Google

stände seiner Sehnsucht zu sehen, mit denen er teilweise nie ein Wort, teilweise nur gleichgiltige Reden unter Kameraden wechselt. Wir sehen ihn in brennender und immer vergeblicher Sehnsucht nach einem Entgegenkommen der Leutnants oder jungen Hauptleute lechzen, denen seine „Liebe" gilt. Der Fittich düsterster Melancholie bedeckt ihn. Sein trübes, unstätes, wortkarges Umhergehen fällt mehreren, nur denen nicht auf, von denen er am liebsten bemerkt sein möchte. Oder „mit unaussprechlicher Wonne ruhen," nachdem es der gütige Himmel gefügt hat, daß Platen fast neben seinem blonden Freunde zu stehen kommt, „seine Blicke auf B.s Zügen. Und dennoch mitten unter diesen Freuden hörte ich eine geheime Stimme, die mir lispelte: »Er wird nie, nie wird er der deine werden. Zu vieles trennt euch.« Wahrlich nahm er auch meiner gar nicht in acht, nur einmal bemerkte ich, daß er mich betrachtete!" (28. Januar 1816.) Und dann der Sturz aus den Himmeln: „Trotz seiner Kälte hoffte ich noch; ich hoffte auf sein edles Herz, ich hoffte mir noch verdienen zu können, was ich wünschte. Wie sehr betrog ich mich! Noch ein andrer Glaube ward mir geraubt, ein schönerer noch als der an seine Freundschaft, der Glaube an seine Vortrefflichkeit. Seine Sitten sind äußerst verderbt, seine Gespräche roh und flach; er ist gefühllos wie ein Stein und hat keinen Begriff von Liebe und Freundschaft. Er hat keinen Begriff davon, wie das Glück des Menschen nur durch Menschen könne begründet und gekrönt werden." (9. April 1816.) Und so Tag für Tag, jahraus jahrein der gleiche eintönige Kreislauf plötzlich aufflammender Sympathie für Wohlgestalt der Erscheinung, für den Ausdruck eines Jünglingsgesichts, schmerzlicher Sehnsucht, brennender Ungeduld und plötzlicher oder allmählicher Enttäuschung, die doch keine volle Ernüchterung bringt. Unablässig die Wiederholung von Wünschen, bei denen „die Unmöglichkeit der Erfüllung der Sporn des Verlangens" ist. Für irgend einen Bengel, der in brüllendes Gelächter ausgebrochen wäre, wenn er gewußt hätte, wie sich der stolze, ernste Dichter nach dem Umgang mit ihm sehnt und darüber die Freunde vernachlässigt, denen er aus bessern Gründen angehört, als aus einem krankhaften Triebe der Phantasie, versucht Platen Gretchens Blumenorakel (24. Mai 1815), hat schwere Träume und erinnert sich mit Wonne, daß jener Mensch einmal mit ihm zugleich eine Treppe hinabgesprungen ist (20. September 1815), verzehrt sich in Melancholie, daß er ihm nicht einmal auf der Straße begegnet (16. Januar 1816). Und immer wieder tritt eine andre Täuschung an die Stelle der überwundnen. Mit Spott und Wehmut zugleich erfüllt uns diese Tragik, die doch keine volle Tragik ist. Und wir können uns nicht der Frage entziehen, ob denn wirklich die Freunde Platens, die dergleichen mit besorgten Empfindungen lasen, durchaus im Irrtum und ernstlich zu tadeln gewesen sind, wenn sie die trostlosen Einzelheiten dieser Freundschaftsromane der Welt vorenthielten?

Die Herausgeber der „Tagebücher" glauben mit der Herausgabe dem

Digitized by Google

Andenken Platens einen Dienst zu leisten und eine neue Zeit gesteigerter Bewunderung und tiefern Verständnisses für den Dichter heraufzuführen. Wir können diesen Glauben nicht teilen, obwohl wir in einer Periode leben, die wieder einmal alles, was Unnatur und phantastische Willkür ist, in den Vordergrund rückt und der frischen, unmittelbaren Empfindung das Lebensrecht versagt.

Die Ausgabe der Tagebücher ist von musterhafter Sorgfalt und durch eine reiche Zahl erläuternder Anmerkungen und genauer Nachweise ausgezeichnet. Dennoch haben sich Druckfehler eingeschlichen. Nur ein paar Beispiele. In der Anmerkung über den Grafen Senft-Pilsach (S. 7) ist gesagt, er sei 1809 aus Widerwillen gegen die preußische Hegemonie in Norddeutschland in österreichische Dienste gegangen. Es soll 1813 heißen, und auch da ist der Ausdruck noch ungenau. Der Dresdner K. G. Th. Winkler ist niemals Intendant, sondern immer nur Theatersekretair gewesen (S. 318). Der Dichter des „Geraubten Eimers" soll natürlich Alessandro Tassoni, nicht Tasso (S. 316) heißen. Der König Jerome von Westfalen hat mit den Schlachten von Granson und Murten nichts zu thun, die Anmerkungsziffer (S. 605) steht nach einem falschen Satze. Auch dürften ein paar der kurzen Belehrungen weniger diktatorisch gehalten sein. Inwiefern hat z. B. La Harpe, dessen Tragödien „Warwick," „Timoleon," „Pharamond," „Menzikoff" und „Die Barmeciden" in den sechziger und siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gegeben wurden und erschienen, und der seine vielberühmten Vorlesungen über Litteratur am Lycee schon in den achtziger Jahren begann, gerade zur Zeit der großen Revolution geblüht? (S. 302). Oder wie trifft die Charakteristik der englischen Lakisten, der Seeschule, daß sie ihre poetischen Schilderungen hauptsächlich den reizenden Seelandschaften von Cumberland und Westmoreland verdankten (S. 129), auf den exotischen Epiker R. Southey zu? Das alles sind ja Kleinigkeiten, aber da sie bei der ersten Durchsicht auffallen, so wären sie wohl auch zu vermeiden gewesen. An dem allgemeinen Eindruck der Platenschen „Tagebücher" ändern sie nichts. Der Zweifel, ob man sich der großen und vornehmen Publikation mehr freuen oder sie mehr beklagen soll, bleibt die letzte wie die erste Wirkung des Buches und läßt uns auch den weitern Bänden mit geteilten Empfindungen entgegensehen.

Digitized by Google

Freiwillige Sammlungen bei der Post

Bei keiner Reichs- oder Staatsverwaltung sind in den letzten beiden Jahrzehnten so häufig Geldsammlungen unter den Beamten angestellt worden, als bei der Post. Bald handelte es sich darum, Vorgesetzten Geschenke zu machen oder ihnen sogenannte „Ehrungen“ zu erweisen, bald mußte ein andrer, den Interessen der Postbeamten noch ferner liegender Zweck herhalten, um ihre Taschen zu erleichtern.

Früher beschränkte man sich darauf, seine Mitarbeiter bei der Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums durch eine bescheidne Gabe zu erfreuen. Amtsgenossen, die zu dem Jubilar während seiner Dienstzeit in persönliche Beziehungen getreten waren, wurden von seinen Freunden an das bevorstehende Fest erinnert und um Einsendung kleiner Spenden zur Beschaffung eines Ehrengeschenks gebeten. Der amtliche Apparat trat nicht in Thätigkeit, jeder Zwang war ausgeschlossen.

Die erste Sammlung andrer Art fand im Jahre 1883 statt. Die Insel Ischia war durch ein Erdbeben verwüstet worden. Der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm stellte sich mit der Kronprinzessin an die Spitze einer Sammlung für die Verunglückten. Zu dem Zentralausschuß gehörte auch der Generalpostmeister von Stephan, der zur Beförderung des edeln Zwecks durch Erlaß vom 13. August verfügte, daß bei jeder Postanstalt des deutschen Reichs und außerdem noch von den Landbriefträgern Beiträge anzunehmen und zu befördern seien. Die Postanstalten mußten ihre Bereitwilligkeit zur Annahme derartiger Spenden durch Aushänge an den Schalterfenstern und an der Außenseite der Posthäuser zu jedermanns Kenntnis bringen. Trotz dieser etwas aufdringlichen Mahnung verhielt sich das Publikum an vielen Orten zurückhaltend, es kam nichts ein. Die Amtsvorsteher befanden sich nun in der peinlichen Lage, entweder ihrer vorgesetzten Behörde leere Nachweisungen einzureichen, oder für ihre Person Beiträge zu zeichnen und auch ihre Beamten dazu zu begeistern. Wie viel tausend Mark damals von dem Gesamtertrage der Sammlung auf Rechnung der Postbeamten fielen, ist nicht bekannt geworden.

Im Monat November 1886 regte ein Beamter des Reichspostamts in der Deutschen Verkehrszeitung, dem offiziellen Organ der Postverwaltung, den Gedanken an, der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger durch Sammlungen unter den Postbeamten die Mittel zur Anschaffung von Rettungsbooten zu gewähren. Der Vorschlag des Subalternen, dessen Hintermänner, wie es auch sonst vorkommt, nicht bekannt geworden sind, fand natürlich freudigen Widerhall. Bei sämtlichen Oberpostdirektionen bildeten sich Ausschüsse, die wieder die Postanstalten zur Sammlung von Spenden aufforderten. „Durch eine derartige Stiftung, heißt es in einem Aufruf, würde nicht allein das gemeinnützige Streben der bezeichneten Gesellschaft unterstützt, sondern auch der Wohlthätigkeitssinn und die Zusammen-

Digitized by Google

gehörigkeit aller Beamten der deutschen Reichspostverwaltung in glücklichster Weise zum Ausdruck gebracht werden." Die Sammlung ergab den Betrag von 17165 Mark 92 Pfennigen, der zur Beschaffung von drei Rettungsbooten ausreichte. Als Zeitpunkt für die Überreichung der Spende wurde der neunzigste Geburtstag Kaiser Wilhelms I. gewählt, dem Herr von Stephan über den Zweck und Erfolg der Sammlung Bericht erstattet hatte. Bei einem Postamt tief im Innern des Reichs, wo man Kähne nur vom Hörensagen kannte und auch nicht begreifen konnte, weshalb gerade die Postbeamten dazu da wären, Rettungsboote zu stiften, war nichts eingekommen. Nachdem auch die Mahnungen des Ausschusses wegen Einsendung der gesammelten Beiträge erfolglos geblieben waren, erschien eines Tages ein Postrat aus der Bezirkshauptstadt, der den Amtsvorsteher gelegentlich in freundschaftlicher Absicht darauf aufmerksam machte, welch schlechten Eindruck es oben machen müsse, wenn sich gerade dieses Postamt von der Sammlung ausschlösse.

Keine Sammlung aber hat bei den Postbeamten und auch in den Kreisen des Publikums und in der Presse solches Aufsehen erregt, wie die sogenannte Cholerakollekte im Jahre 1892. Nicht nur sozialdemokratische und freisinnige Blätter, die die Verkehrszeitung stets als die Störenfriede des postalischen Friedens bezeichnet, auch Blätter andrer Parteien, sogar gut konservative Zeitungen haben diese Sammlung in mehr oder minder scharfer Weise verurteilt. Geradezu vernichtend war die Kritik, die der Abgeordnete Vollrath in der Reichstagssitzung vom 3. März 1893 fällte. „Es sind auf diese Weise, heißt es in dem Stenogramm, mit amtlicher Unterstützung — sagen wir es doch offen heraus — und auf amtlichen Betrieb und unter Benutzung des amtlichen Apparats den Postbeamten bei Gelegenheit der Cholerakollekte im ganzen 48000 und etliche Mark — »freiwillig« natürlich — abgenommen worden." Die Art und Weise, wie die Summe verteilt worden ist, blieb übrigens in Dunkel gehüllt, kein Wunder, daß ganz merkwürdige Gerüchte darüber in Umlauf kamen.

Herr von Stephan hat zwar gegen mehrere Zeitungen, die das Verhalten der Postverwaltung bei dieser Gelegenheit in einer ihm unangenehmen Weise kritisirt hatten, Beleidigungsklagen erhoben und auch einige Verurteilungen erreicht. Aber die Anstößigkeit der Sache selbst wird dadurch nicht beseitigt. Den Nagel auf den Kopf treffen die Ausführungen, die sich die erste Strafkammer des ersten Landgerichts in Berlin in ihrem Urteil gegen die angeklagten Redakteure des Vorwärts und der Berliner Presse zu eigen machte: „Die Veranstaltung von Sammlungen unter den Beamten habe immer etwas mißliches und rufe mit Recht Tadel und Kritik hervor. Natürlich werde damit ein Druck von oben nicht beabsichtigt, die Beamten glaubten aber doch an solchen versteckten Druck. Erwiesen sei durch die Beweisaufnahme, daß das Reich gegenüber der Privatsammlung sehr wenig gethan habe, und man könne sich nicht wundern, wenn daran Kritik geübt werde." Von Reichs wegen waren nämlich außerordentlich nur 8500 Mark bewilligt worden, während die Sammlung unter den Postbeamten 48627 Mark ergeben hatte.

Auch die Cholerakollekte ist angeblich nicht von höherer Stelle, sondern aus den Kreisen der untern Beamten angeregt worden. Man weiß ja aber, wie das gemacht wird. Irgend ein jüngerer Streber wird für die Sache interessirt, er findet Gesinnungsgenossen und erbittet dann die Genehmigung zur Sammlung, damit dem unbezähmbaren Wohlthätigkeitsdrang der Beamten Luft gemacht werde. Die wirklichen Urheber solcher Sammlungen bleiben meist im Dunkeln.

Zu dem Ausschuß, der im Frühjahr 1895 zu Sammlungen für die Hinterbliebnen der mit der „Elbe" Verunglückten aufforderte, gehörte auch der Staats-

Digitized by Google

sekretär von Stephan. Diesem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, daß man auch da wieder hie und da Sammlungen unter den Postbeamten veranstaltete. So finden wir in dem Verzeichnis der Geber in der Vossischen Zeitung vom 26. Februar 1895 unter anderm: Sammlung im Oberpostdirektionsbezirk Darmstadt, 2. Rate, 200 Mark, Sammlung im Oberpostdirektionsbezirk Königsberg (Preußen) 6190 Mark. Dieser Betrag ist, da das gesamte Personal dieses Bezirks nach amtlicher Angabe Ende 1895 nur 2841 Köpfe betrug, so erstaunlich hoch, daß man unwillkürlich einen Druckfehler vermutete. Aber die Endsumme des Gabenverzeichnisses kommt nur heraus, wenn der erwähnte Betrag von 6190 Mark eingestellt wird. Später soll die Fortsetzung der Sammlungen verboten worden sein. Das sind die unheilvollen Folgen eines unheilvollen Systems: die untern Organe bemühen sich, die Wünsche der obern zu erraten, ihnen zuvorzukommen.

Neben solchen und ähnlichen Sammlungen, die hier nicht sämtlich erwähnt werden können, blieb natürlich der Gebrauch bestehen, Mitarbeitern zu ihrem fünfzigjährigen Dienstjubiläums Geschenke zu machen; leider wurden nur diese Geschenke von Jahr zu Jahr üppiger, also auch kostspieliger. Auch beschränkte man sich nicht mehr darauf, nur die näher stehenden Amtsgenossen zu den Beisteuern aufzufordern, sondern zog, namentlich wenn es sich um Vorgesetzte handelte, sämtliche Beamte bis zum jüngsten Postgehilfen und bedauerlicherweise oft auch die Unterbeamten heran. So erhielt ein Oberpostdirektor, wie die Deutsche Verkehrszeitung berichtet, von den Beamten ein silbernes Besteck für achtundvierzig Personen in zwei schön ausgestatteten Kasten und von den Unterbeamten zwei silberne Fruchtschalen, ein Rauchservice in Bronze und einen silbernen Lorbeerkranz. Einem andern Oberpostdirektor wurde (nach derselben Quelle) ein reich ziselirter Tafelaufsatz im Rokokkostil mit passenden Emblemen in vornehmer künstlerischer Ausführung, sowie eine Anzahl silberner Besteckgarnituren, gleichfalls Meisterstücke der Goldschmiedekunst, überreicht. Außerdem noch eine Glückwunschadresse mit fast viertausend Unterschriften, deren Titelblatt, ein Aquarell, ein Kunstwerk war. Die Adresse ruhte in einer kostbaren Ledermappe mit getriebnen Metallecken und reichen Ornamenten. Wie viel Tausende müssen die armen Postbeamten hergegeben haben, um die Beschaffung solcher Kostbarkeiten zu ermöglichen! Natürlich ist auch hier immer nur von „freiwilligen" Gaben die Rede.

Als letztes Beispiel soll noch angeführt werden, daß einem andern Oberpostdirektor zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum als Ehrengabe des Senats und der Kaufmannschaft der freien Reichsstadt Hamburg ein künstlerisch ausgestattetes Portefeuille mit einer Anweisung auf eine namhafte, zum Ankauf einer Villa bestimmte Summe überreicht wurde: ein in der Geschichte der preußischen Beamtenhierarchie wohl noch nicht vorgekommner Fall, der sich leider bald darauf und zwar in der Reichshauptstadt wiederholte. Über die Art und Weise, wie die Kaufmannschaft zu dieser Spende angeregt worden ist, kursirten damals Gerüchte, die ebenso auffällig waren, wie die Gabe selbst. Natürlich waren dem erwähnten Oberpostdirektor auch noch von seinen Untergebnen Geschenke gemacht worden: ein kostbares Silberbesteck nebst zugehörigem Service und ein Büffet aus Eichenholz. Ein Jahr darauf wurde der Tag, wo derselbe hohe Herr eine fünfundzwanzigjährige Dienstzeit als Oberpostdirektor vollendete, unter abermaliger Überreichung von Ehrengaben der Untergebnen gefeiert. Worin diese Geschenke bestanden, verschweigt diesmal die Deutsche Verkehrszeitung.

Leider beschränkt man sich aber bei der Überreichung von Geschenken an Vorgesetzte nicht bloß auf die dienstlichen Gedenktage, auch Familienfeste bieten servilen

Digitized by Google

Kreaturen Veranlassung, hier in engern, dort in weitern Kreisen die Untergebnen zur Stiftung von Geschenken anzuregen. Mehrfach ist dies bei Gelegenheit von silbernen Hochzeiten geschehen, einmal wurde sogar der Tochter eines Oberpostdirektors zu ihrer Hochzeit ein aus „freiwilligen" Gaben beschaffter Silberkasten gespendet.

Es würde hier zu weit führen, über die zahlreichen, mehr oder minder drastischen Hilfsmittel zu berichten, die zwar nicht überall, aber doch auch in nicht ganz vereinzelten Fällen angewendet worden sind, um den Opfermut der Einzelnen anzustacheln und zu erhöhen.

Herr von Stephan nahm endlich Veranlassung, gegen den Mißbrauch, der mit solchen Sammlungen getrieben wurde, einzuschreiten. In einem Erlaß vom Jahre 1893 wird den Oberpostdirektionen eröffnet, daß es der Auffassung Sr. Excellenz nicht entspreche, wenn aktiven Beamten zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum kostspielige Ehrengaben dargebracht würden. Als ganz ungehörig aber müsse die Widmung von Geschenken zur fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Tages, an dem ein Beamter in den Dienst getreten sei, bezeichnet werden. Dieser Erlaß wurde von den Beamten freudig begrüßt.

Einer Gelegenheit, die Gebefreudigkeit der Postbeamten in Anspruch zu nehmen, haben wir noch nicht gedacht, der „Ehrungen" für Verstorbne. Die Verkehrszeitung berichtet, daß aus „kleinen freiwilligen" Beiträgen der Beamten und Unterbeamten „in treuer Verehrung und Dankbarkeit" Grabdenkmäler für die Oberpostdirektoren von Berlin (1891) und Frankfurt am Main (1895) gestiftet worden seien. Hat man je davon gehört, daß nach dem Tode verdienter Generale, Minister und andrer hoher Verwaltungschefs bei den Untergebnen Sammlungen zur Beschaffung von Grabdenkmälern veranstaltet worden seien? Es scheint das wirklich nur eine Eigentümlichkeit der Post zu sein. Ob aber die Liebe und Verehrung, die die Postbeamten nach gewissen Darstellungen gegen ihre Vorgesetzten hegen, wirklich echter und heißer ist als anderwärts, weil sie sich bei jeder Gelegenheit in Geschenken Luft macht, darf wohl bezweifelt werden.

Die Postbeamten hatten gehofft, daß nach dem erwähnten Erlaß die Zeit der „freiwilligen" Sammlungen bei der Post endgiltig vorüber sein werde. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Eben sammelt man wieder, und zwar diesmal, wie die Verkehrszeitung meldet, zu einem Grabdenkmal für den Urheber des erwähnten Erlasses, den verstorbnen ersten Generalpostmeister des deutschen Reichs. Außerdem soll, wenn die Spenden, wie man zu hoffen scheint, einen hohen Betrag erreichen, im Lichthof des neuen Postmuseums sein Standbild in Marmor aufgestellt und eine Stiftung zur Erinnerung an ihn begründet oder eine vorhandne Stiftung erweitert werden. In dem Aufruf, unter dem die Namen des stellvertretenden Chefs der Postverwaltung und die von fünf Direktoren und Räten des Reichspostamts stehen, ist vorsichtigerweise gesagt, daß jede Einwirkung auf Mitarbeiter und Untergebne vermieden werden solle, und daß der Hauptwert der Spenden in ihrer unbedingten Freiwilligkeit liege. Dann hätte man sich aber mit dem Abdruck des Aufrufs in der Verkehrszeitung und in andern Zeitungen begnügen und es jedem Beamten überlassen sollen, für sich allein oder vereint mit Mitarbeitern Beiträge an die Sammelstelle einzusenden.

Statt dessen wird wieder der amtliche Apparat in Bewegung gesetzt und die Mitwirkung der Postanstalten bei der Sammlung in Anspruch genommen. Der Aufruf wird sämtlichen Beamten und Unterbeamten vorgelegt, die dann die Wahl haben, entweder die Höhe des Beitrags oder nur den Vermerk der Kenntnisnahme

Digitized by Google

dazu zu schreiben. Den schon im Ruhestand befindlichen Beamten wurde ein Exemplar des Aufrufs unter Umschlag übersandt, worin sich noch ein Zettelchen folgenden Inhalts befand, der „etwaige Beitrag" würde auch von dem Postamt „entgegengenommen" werden, bei dem der Ruhegehalt erhoben wird. Und da schreibt die Deutsche Verkehrszeitung mit der nur ihr und ihren Hintermännern eigentümlichen Naivität, der Sammlung „fehle jeder amtliche Charakter"! Der Unwille unter den Postbeamten ist allgemein; wer sich selbst davon überzeugen will, frage seinen Briefträger.

Das bedauerlichste ist, daß der alte Unfug, den man längst begraben glaubte, unter dem neuen, noch nicht einmal feststehenden Kurs wieder auferweckt worden ist.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus dem königstreuen Pommern. Die Landwirtsschaftskammer in Stettin hat ihren ersten Jahresbericht über den Zustand der Landeskultur in der Provinz Pommern veröffentlicht. Es ist das eine Leistung des ostdeutschen Agrariertums, wie sie nicht bezeichnender gedacht werden kann. Soweit der Bericht technisch landwirtschaftliche und thatsächliche Fragen behandelt, werden fast ausnahmslos in sachlicher Weise Fortschritte zum Bessern berichtet; jedenfalls ist nirgends auch nur der Versuch gemacht, zuverlässiges neues Material zum Beweise eines wirklichen Notstands der Landwirtschaft beizubringen. Daß ein Gut im Kreise Köslin, das 1851 für 810000 Mark gekauft wurde, jetzt für 800000 Mark verkauft worden ist, und daß eine Domäne, die bisher für 20000 Mark verpachtet war, jetzt nur 15500 Mark Pacht bringt, wird kein Urteilsfähiger als Beweis ansehen. Die Güterpreise und die Pachtgelder mußten heruntergehen, wenn die Landwirtschaft gesunden sollte. Sehr erfreulich entwickelt sich die Rentengutsbildung. Es sind bisher im ganzen 686 solche Güter geschaffen worden, im letzten Jahre allein 179. Ausdrücklich bezeugt der Bericht, daß die einzelnen Rentengutsbesitzern gewährten Zahlungsstundungen nicht etwa ohne weiteres auf eine schlechte Lage der Leute schließen lassen, ebenso wenig wie die drei vorgekommnen Zwangsversteigerungen von Rentengütern in diesem Sinne gedeutet werden dürfen. In einem Falle war der in Vermögensverfall geratene Besitzer ein Verschwender, und seine Mutter hat das Gut sub hasta wiedergekauft, in einem zweiten war es ein unverbesserlicher Säufer. Selbst wenn man zugiebt, daß die Regierung den jungen Rentengütern in mancher Beziehung besonders zu Hilfe kommt, so ist, wenn die Landwirtschaft einer Provinz als völligem Ruin verfallen bezeichnet wird, weil der Betrieb nicht mehr lohne, das Gedeihen der Rentengüter immerhin ein Beweis für das Gegenteil.

Aber was man an sachlichem Beweismaterial schuldig geblieben ist, das hat man reichlich durch Schimpfen zu ersetzen gesucht. Schon die Einleitung schließt mit folgenden Sätzen: „Das Bild, welches der nachstehende Bericht giebt, ist durchweg ein trübes, aber mehr noch als das fortgesetzte Schwinden des Wohlstandes giebt das Schwinden des Vertrauens zu der jetzigen Reichsregierung Anlaß

Digitized by Google

zu ernster Sorge. Die Folgerungen daraus werden auf einem Gebiete sich zeigen, über welches hier nicht eingehend zu berichten ist; auf die daraus für unser ganzes Staatsleben sich ergebende Gefahr hinzuweisen, ist die Pflicht jedes königstreuen Mannes." Sehen wir zu, wie diese Pflicht im einzelnen erfüllt wird.

Bei Besprechung der Handelsverhältnisse heißt es: „Sache der Regierung ist es nunmehr, den von ihnen unter Mitwirkung des Reichstags erlassenen Gesetzen baldigst überall Geltung und Achtung zu verschaffen, wenn nicht der weit verbreitete Glaube, daß heutzutage das Großkapital über dem Gesetz stehe, bedenklich Nahrung finden soll. Mit steigender Erbitterung wird es in den Kreisen der Landwirtschaft und Kleinmüllerei empfunden, daß man trotz der wiederholten Beschlüsse selbst des jetzigen Reichstags noch nicht den Entschluß fassen kann, mit der auf Staatskosten erfolgenden Begünstigung des Großhandels und der Großmüllerei durch die gemischten Transitläger und Mühlenkonten zu brechen." In dem Kapitel „Beziehungen zum Staate usw." lesen wir: „Das Verhalten des Bundesrats in der Margarinegesetzgebung hat weitgehende Verstimmung und Verbitterung in der ländlichen Bevölkerung erregt, man sieht in demselben(!) eine Begünstigung großkapitalistischer Unternehmungen, selbst da, wo dieselben(!) dem Betruge und der Verfälschung eines wichtigen Nahrungsmittels dienen. Das Rechtsbewußtsein unsers Volkes empört sich gegen eine solche Protektion des unlautern Wettbewerbs. Ebenso wird es nicht verstanden, daß die Staatsregierung der Einschleppung der Viehseuchen Vorschub leistet, indem sie die Einfuhr rohen Fleisches über die Grenze erleichtert hat. Die fortwährenden Ermahnungen, den Ausfall im Getreidebau durch verstärkte Viehzucht auszugleichen, werden unter solchen Umständen geradezu als Hohn empfunden. . . . Man war seit der Durchpeitschung der Handelsverträge auf alles gefaßt, daß aber der Bundesrat den Bestrebungen auf Beseitigung des krassesten Betrugs bei dem Handel mit einem wichtigen Nahrungsmittel Widerstand leisten werde, das vermochte man mit den landläufigen Begriffen von Recht und Unrecht nicht in Einklang zu bringen."

Wir können es den Pommern nicht verargen, wenn sie einmal kräftig schimpfen, auch auf die Regierung schimpfen; aber wenn die amtliche Vertretung der pommerschen Landwirtschaft in dieser Weise politisch Regierung und Bundesrat zu beschimpfen wagen darf, dann haben die königstreuen pommerschen Rittergutsbesitzer, die das gutheißen, jedes Recht verscherzt, sich fernerhin als bessere, patriotischere, königstreuere Männer hinzustellen als Bebel, Liebknecht, Richter und Genossen. Auch für sie wäre dann die Stellung zum Staat und zum Throne eine reine Magenfrage, zu deren günstiger geschäftlicher Lösung nicht nur bestehende Notstände aufs krasseste übertrieben werden, sondern der Regierung geradezu eine absichtliche Verschuldung dieser Notstände nachgesagt wird, um dann womöglich mit versteckten Drohungen zu schließen. „Schwer und schwerer, sagt der Bericht an einer andern Stelle, ringt die Landbevölkerung unsrer Provinz um ihre Existenz; wer die Verhältnisse kennt, wird derselben(!) die Anerkennung nicht versagen können, daß sie alle Kräfte bis zur äußersten Grenze anspannt, um sich zuhalten. Und doch kann jeder einzelne Landwirt mit mathematischer Genauigkeit berechnen, bis zu welchem Zeitpunkt er sich durch Ersparnis aus frühern Zeiten noch über Wasser halten kann; der völlige Ruin ist unausbleiblich, wenn wir bei einer Wirtschaftspolitik verharren, die dem Auslande und dem internationalen Großkapital zu liebe die heimische Landwirtschaft um die Früchte ihrer Arbeit bringt. Ein großes Kapital an selbstloser Treue und zäher Kraft ist in dem pommerschen Bauernstande aufgespeichert, und weise Herrscher sind bemüht gewesen, diesen Schatz zu erhalten und

Digitized by Google

zu mehren, aber was ein Jahrhundert geschaffen, kann ein Jahrzehnt vernichten, und keine Macht der Erde wird das einmal Verlorne wegzuschaffen vermögen."

Es ist eine unglaubliche Zuversicht auf die Langmut oder Thorheit dessen, an den dieser Bericht geht, wenn auch hier wieder der „Bauer" vorgeschoben wird, in einer Provinz, wo der Bauernstand gar keine Rolle spielt, und wo mehr und länger als irgendwo in Preußen das grundbesitzende Junkertum im Bauernlegen den rücksichtslosesten Eigennutz bethätigt hat, bis endlich die hohenzollernsche Politik die Herren auf die Finger klopfte. Was die pommerschen Junker vernichtet haben, das sucht ja jetzt die Regierung mühsam wieder zu schaffen, einen Bauernstand neben dem Großgrundbesitz. Wenn das gelingt, so ist das sicher nicht das Verdienst der Junker, denn auch heute noch herrscht bei ihnen in der Bauernfrage der nackte Egoismus, der ohne Frohndienst und Schollenhörigkeit keinen Bauernstand gutheißt.

Ginge die Beschimpfung der Regierung von einer Versammlung des Bundes der Landwirte, von einer sozialistischen Gewerkschaft, von einem deutschfreisinnigen Vereine aus, so könnte man darüber lachen. Aber es ist eine Landwirtschaftskammer, eine sogenannte Selbstverwaltungsbehörde, die in dieser Weise Politik treibt. Die Wirkungen eines solchen Treibens müssen hundertmal gefährlicher werden als die wüstesten Kundgebungen jener Vereine. Was die Pommern im Schimpfen leisten, das wird man in andern Provinzen auch zu leisten versuchen. Wenn sich dann die Handwerkerkammern ins Schlepptau solcher Landwirtschaftskammern begeben, so können wir etwas erleben. Es soll eben die unverblümteste Unbotmäßigkeit bis zum äußersten getrieben werden, dann glaubt man des Sieges sicher zu sein. Daß zeitweilig in Preußen diese Politik über die Hohenzollernpolitik einen Sieg erringen, und daß daraus unsäglicher Schaden für alle erwachsen kann, lehrt die Geschichte. Der Himmel bewahre uns vor solchem Unglück. Hohenzollernpolitik und Junkerpolitik waren von jeher ein unversöhnlicher Gegensatz, ein auch nur scheinbares Zusammenfallen beider war stets eine verhängnisvolle Verirrung, eine schwere Niederlage für Staat und Königtum.

Zur Frauenfrage. In der Täglichen Rundschau ist kürzlich ein Aufsatz von Elisabeth Gnauck-Kühne erschienen, der so viel Wahres und Beachtenswertes enthält, daß ich einige Andeutungen darin noch etwas weiter ausführen möchte.

Die Frauenfrage bewegt die Gemüter. Jede einsichtsvolle Mutter einer oder mehrerer Töchter sieht, wenn sie nicht über bedeutende Mittel verfügt, ein, daß etwas geschehen muß, die weibliche Jugend auf ihre eignen Füße zu stellen. Da soll nun studirt werden, Post-, Telegraphen- und andre Beamtenlaufbahnen sollen den Frauen erschlossen werden. Die Vorkämpferinnen der Frauenfrage sprechen von Gleichberechtigung und gar wohl schon von Stimm- und Wahlrecht. Man muß sich nur wundern, daß sie für die Frauen die allgemeine Wehrpflicht noch nicht heranholen wollen. Und doch kann die Frau auf ihren eigensten Gebieten, wie Frau Gnauck-Kühne schon richtig hervorhebt, den Kampf mit dem männlichen Geschlecht nicht aushalten. Will man in wohlhabenden Kreisen etwas wirklich Gutes gekocht haben, so geht man zum Koch, und will sich die Dame ein gediegnes Kleidungsstück anschaffen, so geht sie zum Schneider, obwohl sie dort bedeutend höhere Preise zahlen muß. Mögen doch die Frauen erst einmal auf ihren eigensten Gebieten ihren Platz zurück erobern! Es ist ein weites Feld und würde für viele arbeitshungrige Frauen lohnend und befriedigend sein. Ist es nötig, auf all die verwandten Gebiete hinzuweisen, wo die Frauen nach ihrer Veranlagung

Digitized by Google

Vortreffliches leisten könnten? In der Krankenpflege z. B. ist stets Mangel an ausgebildeten, leistungsfähigen Pflegerinnen. Jedermann wird zugestehen, daß die Diakonissinnen und alle übrigen Krankenpflegerinnen das beste Ansehen genießen bei Hoch und Niedrig. Ihre Ausbildung geschieht vielfach kostenfrei, bei eintretender Invalidität wird für sie gesorgt, aber — unsre zimperlichen Damen schrecken davor zurück. Krankenpflege ist ja nicht leicht; nur körperlich und geistig bevorzugte Frauen sind dazu geeignet. Aber es giebt dabei undelikate Arbeit, Gerüche, die dem ästhetischen Fräulein unangenehm sind, Nachtwachen, Unbequemlichkeiten, da möchten sie doch lieber „studiren," sie bedenken aber nicht, daß die Ärztin doch auch an vieles Undelikate ohne Zaudern heranmuß, und daß z. B. eine Entbindung leiten einen Aufwand von Kraft und Selbstbeherrschung verlangt, vor dem unsre Damen erschrecken würden. Ja die Zimperlichkeit unsrer Mädchen, schafft die aus der Welt, lehrt sie frisch zugreifen, ihre Körperkräfte üben und stählen, lehrt sie Freude und Genugthuung finden an dem Nächstliegenden, damit wir gesunde Mütter, tüchtige Köchinnen, Schneiderinnen, Pflegerinnen, Landwirtinnen, Meierinnen, Gärtnerinnen bekommen und was dergleichen gottbegnadete Berufsarten mehr sind. Nehmt euern Töchtern die faden Romane aus der Hand, aus denen sie nur verzerrte und überspannte Ideen herauslesen, laßt sie trinken an dem reinen Quell unsrer klassischen Litteratur! Hat wohl einer die Frauenfrage besser verstanden als Goethe, wenn er sagt: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung"? Natürlich fehlt es da nicht an Naserümpfen: sich unterzuordnen ist nicht „chic." Ja was bleibt uns denn andres übrig, solange wir nicht bewiesen haben, daß wir Gleichwertiges leisten können? Unsre Anlagen sind ganz andrer Art, als daß wir uns jemals die Fähigkeiten aneignen könnten, im öffentlichen Leben Nennenswertes zu leisten, Ausnahmen natürlich abgerechnet, aber wir haben es nicht mit Ausnahmen, sondern mit der Gesamtheit zu thun. Nun soll der Staat Frauengymnasien schaffen, Universitätsfreiheit gewähren und dergleichen mehr. Mag es geschehen: es wird nichts dabei heraus kommen; diese Bestrebungen werden im Sande verlaufen, trotz alles Geschreis. Besser wäre es ja, der Staat gäbe sich nicht zum Versuchsfelde her, sondern wendete seine Mittel für bessere Zwecke auf. Schafft unsern Kräften Raum, baut unsre Kolonien aus, schafft neue hinzu! Wie bald würde das den Frauen zu gute kommen, wenn eine größere Zahl mutiger Männer hinausziehen könnte, frische, arbeitstüchtige Frauen zur Seite, die sich nicht scheuen, unter Verzicht auf Familien- und Modejournale ihren Kohl zu bauen.

Wir haben das Zeug dazu, Gutes, Vortreffliches, Bewundernswertes zu leisten in unsrer Sphäre. Wie viel bleichsüchtige, verbildete, unbefriedigte Mädchen ich auch schon kennen gelernt habe, ebenso viel tüchtige, aufopferungsfähige Frauen und Mütter sind mir begegnet. Sie waren in der Schule des Lebens, getrieben durch die Liebe zu Mann und Kind herangereift zu dem, was sie von Rechts wegen schon bei Beginn der Ehe hätten sein sollen. Wenn all die tüchtigen Hausfrauen und Mütter erzählen könnten, welches Lehrgeld, welche Irrtümer, welche Thränen es gekostet hat, ehe sie das wurden, was der Mann von dem Weibe seiner Wahl verlangen kann, wie bald würden sich alle die, die jetzt Gymnasien für Frauen einrichten wollen, sagen: laßt uns doch unsre Frauen erst zu ihrem eigensten Berufe heranbilden und sehen, ob sich nicht dann die Eheschließungen mehren werden und die ganze soziale Frage ein andres Gesicht bekommt. Ja ich spreche nach, was eine mutige Frau kürzlich aussprach: „Die Frau hat Schuld." Unsre weibliche Jugend wird schlecht erzogen. Seit etwa fünf Jahren ist es ja

Digitized by Google

wieder etwas besser geworden, aber unendlich viel bleibt noch zu thun. Gebt unsern Töchtern eine tüchtige Facherziehung, richtet Haushaltungsschulen ein, lehrt Krankenpflege und alle Zweige, die mit dem Haushalt zusammenhängen, und die auch außerhalb des Rahmens der Familie eine lohnende Thätigkeit bilden. Man wende nicht ein, daß es bei dem jetzigen Stande der Industrie vorteilhafter sei, „fertige Sachen" zu kaufen, daß man alles zum Leben nötige für billiges Geld fix und fertig erhalte. Das ist nicht wahr, wenn auch Bebel in seinem Buche „Die Frau" das goldne Zeitalter preist, wo die Frau es „nicht mehr nötig hat," zu kochen (als ob Kochen nicht ein sehr pläsirliches Geschäft wäre!). Die besteingerichtete Garküche wird die Speisen immer noch ein gut Teil teurer liefern, als sie im Haushalte hergestellt werden können, von der moralischen Seite natürlich ganz abgesehen. Wenn die Arbeiterfrauen rechnen oder überhaupt nur ernstlich denken könnten, so würden ihnen diese Phrasen wie viele andre gar nicht imponiren. Ich war einmal unfreiwillige Zeugin eines Gesprächs, das jüdische Kaufleute mit einander führten; der Refrain war: „An fertiger Ware wird das Meiste verdient." Das läßt sich aber auf alle Zweige der Hauswirtschaft anwenden. Noch immer lohnt es sich, selbst zu nähen, im Hause Wäsche, Kleider usw. anfertigen zu lassen, Früchte und Gemüse selbst einzukochen, zu backen, zu waschen, zu plätten. Man muß es nur ordentlich verstehen. Aber da sitzt der Haken! Unsern Mädchen wird nicht mehr von Jugend an die Zuverlässigkeit und Exaktheit eingebläut, die dazu gehört, und ohne tüchtige Anstrengung läßt sich das alles auch nicht lernen.

M. K.

Litteratur

Volkswirtschaftliche Schriften. Die Nationalökonomen Proudhonischer Richtung sehen bekanntlich das Grundübel der Zeit weder in der Loslösung der Massen vom Grund und Boden noch in einer unbilligen Verteilung des in der Produktion entstehenden Mehrwerts, sondern darin, daß sich in die Warenverteilung, in den Handel viele überflüssige Personen einschleichen, die als Schmarotzer anzusehen und daher auszustoßen seien. Aus dieser Anschauung sind die Konsumvereine hervorgegangen, und es ist nur natürlich, daß die Genossenschaftsleiter die ganze Volkswirtschaft in dieser einseitigen Weise auffassen, was nichts schadet, da ja eben der einzelne reformatorisch thätige nur eben die Seite des volkswirtschaftlichen Prozesses ins Auge zu fassen hat, auf die seine Thätigkeit gerichtet ist; die auf andern Seiten thätigen mögen ihn ergänzen. Von diesem genossenschaftlichen Standpunkte aus hat Dr. Hans Müller im Auftrage des Verbands schweizerischer Konsumvereine für die zweite Landesausstellung in Genf voriges Jahr sein Buch: Die schweizerischen Konsumgenossenschaften (Basel, Verlag des Verbands schweizerischer Konsumvereine, 1896) geschrieben. In der Schweiz mußte die fehlerhafte Warenverteilung schon deswegen zuerst ins Auge fallen, weil bis vor wenigen Jahrzehnten die Bodenfrage gar nicht vorhanden war und auch heute noch nur in geringem Umfange vorhanden ist. In den vierziger Jahren wurde die Zahl der

Digitized by Google

Grundeigentümer in der Schweiz auf 1856000, die der Personen ohne Grundbesitz auf 464000 geschätzt (das ist offenbar falsch ausgedrückt; die Schweiz hatte ja nur 2200000 Einwohner; es sind also nicht Grundbesitzer, sondern Angehörige von Grundbesitzer- und nicht grundbesitzenden Familien gemeint). „Diese Thatsache hat gewisse Begleiterscheinungen des Kapitalismus in andern Ländern, wie z. B. die völlige politische Entrechtung der Arbeiterklasse nicht aufkommen lassen, sondern vielmehr bewirkt, daß die demokratischen Traditionen der frühern Zeit immer lebendig blieben. Sie hat ferner verursacht, daß die Lohnarbeiter der Fabriken nicht gänzlich proletarisirt wurden und in Zeiten von Arbeitslosigkeit sich aus der Bestellung ihres kleinen Gutes ein kleines Einkommen zu beschaffen vermochten, endlich auch dazu beigetragen, daß die Hausindustrie eine so große Verbreitung fand." Immerhin aber stellten sich mit dem Vordringen der Industrie so bedeutende Übelstände ein, daß deren teilweise Abwehr durch Konsumvereine versucht werden mußte. Und im Laufe der Zeit hat sich der Blick doch auch der dritten Ursache der sozialen Übel zugewandt, die wir an zweiter Stelle genannt haben, und die von den Marxisten als die erste und einzige behandelt wird. Der (bei weitem nicht alle Vereine umfassende) schweizerische Konsumvereinsverband entwickelt sich zur Großhandelsgenossenschaft fort und wird sich nach der Ansicht des Verfassers durch die innere Logik des Entwicklungsprozesses gezwungen sehen, eigne Fabriken anzulegen. Der Verfasser berechnet, daß ein Arbeiter, der 1000 Franks im Jahre einnimmt und früher 700 Franks für Nahrungsmittel ausgeben mußte, als Konsumvereinsmitglied für diesen Hauptposten nur noch 500 braucht, demnach sich eine bessere Wohnung mieten kann. Die Zahl der Konsumvereine ist in der Schweiz verhältnismäßig mehr als doppelt so groß als in Deutschland und sogar größer als in England, doch haben die Vereine durchschnittlich weniger Mitglieder als in den beiden andern Ländern. Mit den politischen Parteien sind die schweizerischen Genossenschaftler fertig. Eine demokratische oder liberale oder konservative Bauernpartei zusammenbringen zu wollen, das sei, erklärt einer der Führer, vergebliche Mühe; das einzige Programm laute: Vorwärts, zu Bildung, Freiheit und — Besitz. Der Verband der ostschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Verband schweizerischer Konsumvereine steuern nach des Verfassers Ansicht beide auf dasselbe Ziel los: „die freiheitlich sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft." Beide Verbände „wollen den Zins, den Profit, die Rente beseitigen, indem sie den Profitmacher, den Zinsnehmer, den Rentner überflüssig machen. . . . Der Kapitalist verliert seine soziale Machtstellung, ohne daß er gesetzlich expropriirt zu werden braucht, sobald die Bauern und Arbeiter dahin gelangen, sich gegenseitig ohne Dazwischenkunft der Unternehmer, Spekulanten und sogenannten Arbeitgeber die Produktionsaufträge zu übermitteln." Ob sie aber dahin gelangen werden, das ist eben die Frage; und dann handelt es sich doch nicht bloß um den Warenaustausch zwischen Bauern und Handwerkern, sondern auch um die ausländische Kundschaft: die Schweiz hat eine verhältnismäßig sehr bedeutende Exportindustrie; und trotzdem daß die Vergnügungsreisenden soviel Geld ins Land bringen, ist es doch fraglich, ob der durch die Ausfuhr erzielte Gewinn leicht entbehrt werden könnte. — Dr. Johannes Wernicke läßt in seinem Werke: System der nationalen Schutzpolitik nach außen. Nationale Handels- (insbesondre auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiterschutzpolitik, ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände (Jena, Gustav Fischer, 1896) den Leser gleich von der ersten Seite ab nicht im Zweifel darüber, daß er selbst mit ganzem Herzen dem Gedanken des Schutzes der nationalen Arbeit huldigt, aber er ist ein gründlich unterrichteter

Digitized by Google

Mann und ein gewissenhafter Forscher, und so gelangt er denn vielfach zu Ergebnissen, die den Agrariern schlecht gefallen werden, und die er selbst vielleicht im Beginn seiner Untersuchungen gar nicht erwartet hat. Das Ergebnis der Untersuchung der Handelsvertragspolitik ist, daß sich über die Wirkungen der verschiednen Systeme nichts gewisses sagen läßt. „Das Moment der Unsicherheit und der Willkür spielt also in dem verallgemeinerten System der Zollautonomie eine wichtige Rolle. Liegt die Wahrscheinlichkeit stabilerer Preise vor, so ist das Tarifvertragssystem vorteilhafter; hat man dagegen mit schwankenden Preisen zu rechnen, so ist jedenfalls die Zollautonomie vorzuziehen. Es fragt sich nun, ob nicht ein Mittelweg gefunden werden kann. Ein solcher wäre die Abschließung eines Tarifvertrags und die Aufnahme von Klauseln, die nach Eintritt gewisser Preißermäßigungen oder sonstiger Bedingungen für gewisse Artikel eine bestimmte entsprechende Erhöhung der Zölle gestattet. [Wäre nicht das zweckmäßigste die Generalklausel: jede der hohen vertragschließenden Mächte hält den Vertrag, so lange und so weit es ihr paßt?] Dies ist die Form des Handelsvertrags der Zukunft; bei dem gegenwärtigen Zustande aber dürften die Länder mit autonomen Zolltarifen im Vorteil sein.“ Weit weniger unsicher lautet sein Urteil auf andern streitigen Gebieten. Der Abschnitt über die Währung ist eine gründliche und glänzende Widerlegung aller Beweisführungen der Silber- und Doppelwährungsmänner, die er unerbittlich aus allen ihren Schlupfwinkeln heraustreibt. Die Untersuchung über die Wirkungen des Terminhandels und der Börsenspekulation schließt mit den Sätzen: „Für längere Durchschnittsperioden hat Professor Conrad ohne Frage Recht; die Getreidepreise werden international auf Grund der Ernteverhältnisse bestimmt. Vorübergehend aber, für Tage und Monate, haben wir es erlebt, daß — namentlich an der Berliner Börse, aber auch an den amerikanischen Börsen — Hausse- und weit öfters Baisseparteien die Tendenz weit über das gerechtfertigte Maß hinausgetrieben und die Preise spekulativ beeinflußt haben. Aber das steht fest, daß eine bestimmte Tendenz dauernd nicht bloß auf »Mache« beruhen kann, daß sie vielmehr auf der Grundlage der Produktionsverhältnisse aufgebaut sein muß, wenn sie nicht plötzlich umschlagen und die Macher ins Verderben stürzen soll, daß die Baisse insbesondre durch ihre spätern Deckungen ab und zu eine Befestigung der Preise mit sich bringt; aber das läßt sich auch nicht leugnen, daß für kürzere Zeiten künstlich eine Tendenz hervorgerufen werden kann.“ In Beziehung auf das Verbot des Terminhandels wird das Für und Wider sorgfältig erwogen. Das Endergebnis lautet: „Der Wegfall des Terminhandels in Deutschland wird vielleicht kaum einen bemerkbaren Einfluß auf die Weltmarktpreise des Getreides ausüben.“ International aber sei nun einmal der Getreidehandel, und man könne ein Land nicht hermetisch abschließen. Vielleicht werde es in Zukunft möglich sein, den Getreidehandel international zu regeln; zunächst heiße es: abwarten! Das meinen wir auch. Sollte es sich herausstellen, meint der Verfasser, daß die Abschaffung des Terminhandels nichts nützt, so wäre die Wiedereinführung eines gesetzlich geregelten Terminhandels geboten. Ferner beweist er, daß die Beseitigung der gemischten Transitlager in Königsberg, Danzig und Memel der ostpreußischen Landwirtschaft keinen Vorteil bringen könne; man werde damit vielleicht dieselbe Erfahrung machen wie mit dem Verbot des Terminhandels: beide „bleiben ohne Wirkung, da in den wirtschaftlichen Dingen auf einen Druck stets ein Gegendruck folgt.“ Die Untersuchung über den Antrag Kanitz, wobei die „ausgezeichnete“ Rede Marschalls dagegen vom 16. Januar 1896 vollständig abgedruckt wird, schließt mit dem Satze: Der Antrag Kanitz ist und bleibt eine schöne Utopie, und je eher ihn die Landwirte als solche erkennen, um

Digitized by Google

so besser ist es für sie. So werden also auch von diesem Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit, der übrigens die volkswirtschaftliche Notwendigkeit einer starken Staatsgewalt sehr nachdrücklich hervorhebt, alle die großen Mittel des Bundes der Landwirte und außerdem noch einige von den kleinen als Illusionen enthüllt. In dem Abschnitt über die Arbeiterfrage wird die Gefahr der Verdrängung der deutschen Arbeiter durch anspruchslosere Arbeiter andrer Nationalitäten erörtert und bemerkt, um diese Gefahr zu vermindern, müsse der Lohnerhöhung die Steigerung der Arbeitsleistung entsprechen, diese aber fordere Verkürzung der Arbeitszeit. Die Thätigkeit der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen wird gelobt, aber man dürfe keine übertriebnen Hoffnungen darauf setzen; der bisherige Erfolg sei doch sehr unbedeutend: auf die beinahe $3^1/_2$ Millionen Einwohner der beiden Provinzen 11000 Ansiedlerseelen! — Ähnlich wie Wernicke ist es dem Dr. W. Ruland in seiner kleinen Schrift: Die Handelsbilanz (Berlin, Otto Liebmann, 1897) ergangen. Er will beweisen, daß die Smithianer mit ihrer Unterschätzung der Handelsbilanz Unrecht haben, und muß doch zuletzt zugestehen, daß gerade die ärmsten Länder eine aktive, die reichsten eine passive Handelsbilanz haben. England, Deutschland, die Vereinigten Staaten, die Schweiz haben Unterbilanz, Österreich und Rußland Überbilanz. Freilich giebt es auch ein paar arme Staaten mit Unterbilanz: Italien, Spanien, Portugal, und die sind eben nicht bloß arm, sondern elend. Der Schlüssel des Rätsels liegt bekanntlich in dem Unterschiede zwischen Handelsbilanz und Zahlungsbilanz: die reichen Völker beziehen an Kapitalzinsen aus dem Auslande mehr, als sie beim Warentausch zusetzen; bei den Staaten der südlichen Halbinseln kommt zur passiven Warenbilanz auch noch die Zinslast infolge ihrer Politik. Die reichen Länder sind Gläubigerstaaten, die armen Schuldnerstaaten, und ihr Defizit wird auch durch das Mehr ihrer Handelsbilanz, wenn sie, wie Rußland, eins erzielen, nicht aufgewogen. Nun stimmen wir ja mit Ruland darin überein, daß wir die Entwicklung Englands nicht für ideal halten und die Schattenseiten und Gefahren des gewaltigen industriellen Aufschwungs unsers eignen Vaterlandes nicht verkennen, aber praktische politische Folgerungen lassen sich nun einmal aus dieser Ansicht vor der Hand nicht ziehen. Dagegen übt es einen unmittelbaren Einfluß auf den Gang der hohen Politik, daß den Warenexporteuren und den Zinsen- und Dividendenberechtigten mehr und mehr ihr Interessengegensatz bewußt wird. Das beleuchtet Theodor Kapelusz in der Neuen Zeit in einer Reihe von Aufsätzen (von Nr. 37 an), die ohne Zweifel die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenken werden. In England z. B. sind die Konservativen hauptsächlich Vertreter des Warenexports und daher eifrige Kolonialpolitiker und kriegslustig, weil sich zwar nicht mehr der europäisch-amerikanische, wohl aber der koloniale Absatzmarkt noch mit den Waffen erweitern und behaupten läßt; in der Balkanfrage sind sie friedlich gesinnt und für Aufrechterhaltung der türkischen Wirtschaft, weil die Auflösung des Restes des türkischen Reiches in lauter christliche Kleinstaaten die industrielle Entwicklung der Balkanhalbinsel zur Folge haben würde. Die Liberalen wollen dagegen mit den zivilisirten Staaten in Frieden leben, um in ihnen ihre Anlagekapitalien unterzubringen, und möchten daher am liebsten Frankreich zu Gefallen Ägypten preisgeben. Vielfach wechselt, je nach dem augenblicklichen Interesse, die Stellung der beiden mitunter in einander fließenden Parteien, „das eine aber bleibt unverändert: die Thatsache, daß der Warenexport eine untergeordnete Rolle im Vergleich zum Kapitalienexport zu spielen beginnt.“ So Kapelusz. Die Broschüre von Ruland ist übrigens gut geschrieben und sachlich gehalten und zur Einführung in das Verständnis der Frage zu empfehlen. — Ein

Digitized by Google

Buch über Die großen Berliner Effektenbanken (Jena, Gustav Fischer, 1896) ist eine Geschichte der Operationen und Erfolge dieser Geldinstitute (der Diskontogesellschaft, der Bank für Handel und Industrie, der Berliner Handelsgesellschaft, der Deutschen Bank, der Dresdner Bank, der Nationalbank für Deutschland) und nur für Fachmänner genießbar. Von allgemeinem Interesse ist nur das Schicksal des Verfassers, Paul Model. Er war dazu bestimmt, das Bankgeschäft H. C. Plaut zu übernehmen, und bereitete sich durch staatswissenschaftliche Studien darauf vor. Das vorliegende Buch sollte seine Doktorarbeit werden. Kurz vor ihrer Vollendung unterbrach er sie, unternahm zu seiner Erholung eine Gebirgsreise und fand, zweiundzwanzig Jahre alt, in Tirol am 22. August 1895 durch einen Absturz seinen Tod. Sein Freund Otto Köbner hat die Arbeit aus dem Nachlasse des Verstorbnen herausgegeben, und Professor Adolf Wagner, in dessen Seminar der Verstorbne die Anregung zu seiner Arbeit empfangen hatte, hat eine Vorrede dazu geschrieben. — Wir schließen unsre Aufzählung mit der Anzeige, daß von dem Grundriß der Politischen Ökonomie von Dr. Eugen Philippovich (Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr), die wir im Jahrgang 1894 (drittes Vierteljahr S. 527) kurz rezensirt haben, eine zweite, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist.

Neu-Deutschland von Dr. Andrew D. White, Präsidenten der Cornell-Universität, früherm Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Wilhelm Ruprecht. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1883

Dieses vor vierzehn Jahren erschienene sehr erfreuliche Schriftchen verdient deswegen erneute Beachtung, weil der Verfasser jetzt wieder zum Gesandten beim deutschen Reiche ernannt worden ist. Er hebt alle Vorzüge der Zustände im neuen Reiche und alle guten Eigenschaften des deutschen Volkes mit warmer Freundschaft für dieses hervor, ohne auf Kritik von seinem amerikanischen Standpunkte aus zu verzichten. Von manchem seiner anerkennenden Urteile fühlen wir uns ein wenig beschämt, z. B. wenn er uns nachrühmt, daß wir keine auf Sensationen ausgehende und skandalsüchtige Presse hätten. Dagegen können wir mit gutem Gewissen annehmen, was er auf Seite 43 schreibt: „Es ist buchstäblich wahr, daß ich bei fünf verschiednen Besuchen in Deutschland, bei einem im ganzen vierjährigen Aufenthalt in Hauptstädten und Dörfern, in Trauer- und Festzeiten, während welcher alle Männer, Frauen und Kinder, die es erschwingen können, gewohnt sind, Wein und Bier zu trinken, in der ganzen Zeit zusammen nicht so viel Betrunkne gesehen habe, wie an einem einzigen Jahrmarktstage in einem amerikanischen Dorfe.“ Die Einleitung, in der er unter anderm das frühere politische Elend Deutschlands hauptsächlich aus den geographischen Verhältnissen erklärt, beweist, wenn nicht gründliche historische Studien, so doch einen sichern historischen Blick.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 29

Ausgegeben am 22. Juli 1897

Inhalt:

	Seite
Zu den diesjährigen Kaisermanövern	97
Lazzaroni. Von Max Stock	106
Vererbung (Schluß)	122
Dichter und Kritiker	133
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Postkarten mit Ansicht	141
Litteratur	142

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wildmoorprinzeß

Roman

von

Sophus Bauditz

übersetzt von

Mathilde Mann

Preis: schön gebunden 6 Mark

Soeben erschienen

Tief, tief versinkt der Leser in eine fast verschollne Romantik, wenn er beginnt, sich in diesen Roman von Sophus Bauditz zu vertiefen, so geschickt aber ist diese Romantik mit der modernen Zeit und ihren Menschen verwoben, daß man etwas ganz neues, eigenartiges zu lesen glaubt. Traumhafte Ruhe umspinnt die Wildmoorgeschichte, überall nur abgetönte Farben und gedämpfte Klänge, von ferne nur vernimmt man das Echo der großen sozialen Kämpfe, die draußen in der Welt ausgefochten werden. Um das Wildmoor und seine Menschen tief drinnen in den dänischen Marschen knüpft sich eine ganz wunderbare, aber natürliche Romantik. Der Leser kann sich ihrem Banne nicht entziehen, wenn sie ihn einmal mit ihrem Märchenzauber umsponnen hat. Und Sophus Bauditz ist ein Erzähler, der jeden Fußbreit gewonnenen Grundes in der Seele des Lesers festhält. . . . Mit großer Kunst sind die Menschen geschildert, man fühlt es, daß hier nur echte Farben verwendet sind. Jede einzelne Gestalt prägt sich dem Leser ein, er sieht sie leibhaftig vor Augen. Und der Roman selbst, dessen romantische Voraussetzungen man gern mit in den Kauf nimmt, weiß den Leser mit so vielen Armen zu umschlingen, daß er nicht eher zum Nachdenken kommt, bis alle Rätsel gelöst sind. Mit Befriedigung und Dank legt er das hervorragende Buch aus den Händen. Die Verlagshandlung hat das Werk mit einer glänzenden Ausstattung versehen, es ist ein Geschenkbuch allerersten Ranges.

(Hamburger Fremdenblatt)

Novellen

Ein Michel Angelo — Kopf und Herz — Non cras sed hodie u. s. w.

von

Adolf Schmitthenner

Fein gebunden 6 Mark

Unter dem einfachen Titel „Novellen" hat Adolf Schmitthenner eine litterarisch bedeutende Sammlung von Erzählungen erscheinen lassen, die für Geist, Herz und Gemüt tiefe Anregungen darbieten. Die mannichfaltigsten Stoffe behandelt der Dichter hier knapp und skizzenhaft, dort geistvoll ausgestattet und erschöpfend. Die räumlich größte Novelle, zugleich die erste des Bandes: „Ein Michel Angelo," ist auch die dichterisch hervorragendste. Wie der Titel ahnen läßt, handelt es sich hier um eine Künstlergeschichte. Die Geschichte eines armen jungen Steinmetzen, der unter Sorgen und schweren Seelenqualen sich zum Range eines großen Bildhauers aufschwingt, bildet den Kern der Erzählung, aber nicht ihren eigentlichen Wert. Der Stoff ist nicht neu, und die Entwicklung ist so klar, so einfach und natürlich, daß es beinahe wundersam erscheint, wie der Dichter gleich anfangs für seine Personen und ihre Geschicke zu interessieren, dann an den Gegenstand zu fesseln und den Leser endlich so zu ergreifen weiß, daß er mit den guten und lieben Menschen, die er da kennen lernt, lebt und fühlt, mit ihnen Schmerz und Freude, Trauer und höchstes Lebensglück teilt und genießt. . . . Naturwahre Schilderung menschlicher Verhältnisse und feine Charakteristik erscheinen hier von einer reichen dichterischen Phantasie durchdrungen.

(Deutscher Reichs- u. Staatsanzeiger)

Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander

Drei Erzählungen

von

O. Verbeck

Ein Band, gebunden 6 Mark

Mit diesem Buche tritt ein großes, herzgewinnendes Talent in die Oeffentlichkeit, ein Talent von solcher Echtheit, daß es sich im Fluge die Sympathien aller litteraturliebenden Kreise erobern wird. Bei der Fülle der lawinenartig anwachsenden Weihnachtslitteratur, die an die Lesekunst des Rezensenten geradezu unbescheidne Ansprüche stellt, war es mir nur möglich, die erste Novelle des Buches: „Der erste Beste" zu lesen, die sich als eine Arbeit von ganz entzückendem Reiz darstellt. Selten ist „die alte Geschichte, die ewig neu bleibt," die alte Geschichte von dem verratnen Mädchen, das „aus Aerger den ersten besten Mann nimmt," hübscher nacherzählt worden als hier. Es ist eine Geschichte, die infolge ihrer abgerundeten, künstlerischen Form eine wohlthuende Ruhe auf den Leser ausströmt und ihn doch ganz und gar in ihren Bann schlägt. . . . Will man in seinem Urteil ganz wahr sein, so muß man sagen, daß das Buch die vornehmste, gewinnendste und litterarisch bedeutendste Familienlektüre darstellt, die man zu finden vermag.

(Braunschweigische Landesztg)

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte

von

Charlotte Niese

Gebunden 5 Mark

Unter der Fülle oberflächlicher Salonromane, mit denen weibliche Federn den Büchermarkt überschwemmen, wirkt diese einfache Hamburger „Geschichte" wahrhaft erfrischend; man meint etwas von frischer Seebrise, kräftigem Teergeruch und derber Schifferkost darin zu spüren. . . . Aber so bescheiden der Stoff der Erzählung ist, so hervorragend ist hier die Gestaltungskraft auf der Grundlage einer seltenen Beobachtungsgabe. Namentlich tritt dies in der Zeichnung der untern Volksklassen hervor. . . . Besonders anziehend ist die Schilderung sozialen Elends während der traurigen Cholerazeit; ohne nach grausigen Effekten zu haschen, ohne der Aesthetik des Häßlichen zu fröhnen, entrollt Charlotte Niese ein düsteres, zum Herzen redendes Gemälde. Ernst wie ein wohlmeinender Freund, zugleich ein strenger und gerechter Richter, findet sie Worte tiefer Innigkeit und bleibt trotz alles Tadels eine warme und begeisterte Lobrednerin ihrer stolzen Vaterstadt . . . „Licht und Schatten" ist überall neben einander; in dieser Erzählung erfreuen wir uns aber durchaus an dem „Lichte" gesunden Empfindens und klugen Wiedererzählens.

(Vossische Zeitung)

Digitized by Google

Zu den diesjährigen Kaisermanövern

Lange Zeit waren die staatlichen Verhältnisse unsers Vaterlandes hinter dem Volksbewußtsein zurückgeblieben. Jetzt haben sie es überholt, und wir müssen hineinwachsen in unser neues Kleid. Es ist notwendig, sich das immer klar vor Augen zu halten, denn nur wenn man die Schäden richtig erkennt, kann eine Besserung, kann vor allen Dingen auch ein billiges Urteil über manche Erscheinung gewonnen werden, die vielleicht unliebsam ist, aber doch nicht geradezu reichsfeindlich genannt zu werden braucht. Sowohl diese Klarheit wie auch die Billigkeit des Urteils ist ein unbedingtes Erfordernis für den deutschen Politiker; denn noch ist das deutsche Reich nicht so über alle Erschütterungen hinaus, daß es keiner weitern Kräftigung mehr bedürfte. Die allgemeine Stimmung ist noch leicht erregt und reizbar, sie ist auch zu sehr abhängig von den Einflüssen der Presse, die ja meistens weit davon entfernt ist, der Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein, sie vielmehr zu beeinflussen sucht, indem sie Ereignisse und Erscheinungen entweder einseitig im Parteiinteresse auslegt oder gar zu Erwerbszwecken aufbauscht und entstellt. Bei diesen offenkundigen Gepflogenheiten unsrer Tagespresse kommen gerade die Thatsachen, die einen wirklichen Fortschritt im innern Ausbau des deutschen Nationalstaats ausmachen und zur Beruhigung der öffentlichen Meinung beitragen könnten, zu kurz, werden sogar oft, als den angeführten Zwecken nicht dienlich, geflissentlich übersehen. Dazu kommt noch ein andrer, unabsichtlicher Mangel unsrer Zeitungen: sie tischen zwar alltäglich ein buntes Gemisch von politischer Weisheit und von Tagesereignissen aus allen Weltteilen auf, bewirken aber gerade dadurch, daß kein politischer Gedanke vollständig durchdacht wird. An die Stelle klarer Gedanken tritt dann das politische Schlagwort,

Digitized by Google

das immer nur so lange gilt, bis es von einem andern abgelöst oder durch ein für das ganz unvorbereitete politische Verständnis natürlich unerwartet kommendes Ereignis ad absurdum geführt wird.

So hat sich in unserm Volke noch nicht das sichere Unterscheidungsvermögen, der naive Instinkt für das wirkliche nationalstaatliche Interesse ausbilden können, um das wir die Engländer und Franzosen beneiden. Allerdings ist ein solches ausgesprochnes Nationalgefühl zum großen Teil das Ergebnis mehrhundertjähriger enger staatlicher Zusammengehörigkeit, aber doch nicht allein und am allerwenigsten in so hohem Maße, daß man für gewisse Zustände der öffentlichen Meinung in Deutschland eine ausreichende Entschuldigung darin finden könnte. Auch eine besondre Anlage des Nationalcharakters spielt dabei eine Rolle. Wir begegnen ihr fast bei allen andern Nationen, auch bei kleinern, die erst in neuerer Zeit hervorgetreten sind, wie den Ungarn und sogar den Bulgaren. Fast überall zeigt sich ein so allgemeines Verständnis für das im gegebnen Augenblick politisch mögliche und ein so geschlossenes Nationalgefühl, wie es bei uns während der tausendjährigen Geschichte des deutschen Reiches nur in einzelnen kurzen Zeiträumen hoher Spannung hervorgetreten ist. Das deutsche Volk im allgemeinen, das lebende Geschlecht aber ganz besonders, bedarf der Mittel und auch der Hilfe dazu, daß nicht gewisse Strömungen Macht gewinnen und die kaum errungne Einheit des Reichs in Frage stellen. Das einst von den Trägern der nationalen Bewegung in den dreißiger und vierziger Jahren heiß ersehnte und auch vom Fürsten Bismarck als zweckmäßig erachtete Mittel einer nationalen Vertretung hat sich bis jetzt nicht bewährt. Solange der gegenwärtige Zustand unsrer Parteien anhält, wird auch der Reichstag die verzweifelte Ähnlichkeit mit jenem Blasrohr, an dem das Loch verbohrt war, beibehalten, und Änderungen des Wahlsystems, Gewährung von Diäten und dergleichen würden hieran nichts bessern. Nur eine politische Katastrophe, wie sie 1866 das preußische Abgeordnetenhaus im Nu auf einen politisch praktischen Standpunkt stellte, könnte helfen.

Unter diesen Umständen ist es immerhin erfreulich, daß andre Kräfte thätig sind, die das Band der Einheit fester um Reich und Volk schlingen. Ein solcher Trost der Thatsachen thut wohl und ist nötig, wenn nicht bei dem allgemeinen Durcheinander der Meinungen und Interessen, die notwendig eine Abschwächung des nationalen Gedankens zur Folge haben müssen, auch dem Besten das freudige Vertrauen auf die Zukunft unsers Volkes erlahmen soll. In diesem Sinne sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben, und sie dürften auch eine Lücke ausfüllen, die von dem größten Teil unsrer Tagesschriften wegen der Enge des Parteihorizonts oder auch aus Unverstand offen gelassen wird.

„Verhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente," hat Friedrich der Große gesagt, und die Wahrheit dieses Satzes wird von allen Einsichtigen begriffen, selbst von den am friedlichsten Gesinnten. Das Heer

Digitized by Google

ist das Werkzeug, womit die Politik gemacht wird. Uns allen ist ja bekannt, welche ernsten Gedanken unsern größten, noch unter uns weilenden Staatsmann 1866 in Böhmen beschäftigten für den Fall, daß das Heer versagt hätte. Darum verfolgt man auch in Deutschland wie anderwärts die Herbstmanöver, die den Schluß eines militärischen Ausbildungs- und Übungsjahres bilden, mit größerer Aufmerksamkeit, und selbst die armeefeindlichsten Blätter haben dann ein warmes Wort für das „Volk in Waffen." In diesem Jahre wenden sich die Blicke gespannt den Kaisermanövern zu, die zum erstenmale, auf Grund einer freien Vereinbarung zwischen den obersten Kriegsherren Preußens und Baierns, preußische und bairische Truppen in einer Gesamtzahl von 100000 Mann mit 18000 Pferden zu kriegerischer Übung vereinigen werden. Es ist nicht die hohe, bisher niemals erreichte Truppenhöhe, die hierbei zunächst in Betracht kommt, obwohl das militärische Interesse daran nicht zu unterschätzen ist; viel höher ist die politische Seite anzuschlagen, denn sie hat wahrscheinlich eine größere Tragweite für die deutsche Einheit, als sie das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch haben wird.

Die Sonderstellung der bairischen Armee ist den doktrinären „Unitariern" von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen, oft freilich nur so behandelt worden, um dem Schöpfer der Reichsverfassung, dem Fürsten Bismarck, einen Vorwurf damit machen zu können. Der Zustand ist nun aber einmal geschichtlich und verfassungsmäßig begründet, und im Ernst wird niemand behaupten wollen, daß es zur Zeit der Entstehung der Reichsverfassung während der Belagerung von Paris passend oder auch nur möglich gewesen wäre, einen Druck auf Baiern auszuüben. Das wesentlichste wurde erreicht, und daß das gut und hinreichend war, wird am besten durch die diesjährigen Kaisermanöver bewiesen. Wäre es nötig, dem Lobe des Staatsmanns Bismarck noch etwas hinzuzufügen, so müßte es jetzt geschehen.

Nach der Verfassung steht dem Kaiser in Kriegszeiten der Oberbefehl über die bairische Armee zu, während des Friedens hat er das Recht der Inspektion. Kaiser Wilhelm I. hat nie persönlich von diesem Rechte Gebrauch gemacht, und das geschah aus besondrer Rücksicht auf die Gemütsverfassung und Stimmung König Ludwigs II. So entschlossen sich dieser 1870 bei Ausbruch des Kriegs an die Seite Preußens gestellt hatte, so schwer empfand er persönlich die Opfer, die er dem „Reich" hatte bringen müssen, und von Berlin aus wußte man diesen Gefühlen Rechnung zu tragen. So wurde immer Kronprinz Friedrich Wilhelm, der als Führer und Sieger bei Weißenburg und Wörth den bairischen Truppen nahe gestanden hatte, zur Inspizirung entsandt, und nach ihm sein ehemaliger Generalstabschef, Feldmarschall Graf Blumenthal. König Ludwig II. war niemals bei diesen Besichtigungen anwesend, zum Teil allerdings, weil er überhaupt keine Neigung für das Heerwesen hatte. Zu seiner Vertretung erschien schon damals Prinz Luitpold. Nachdem dieser

3240964

Digitized by Google

Prinzregent geworden war, dauerte das frühere Verhältnis bei den Inspizirungen noch fünf Jahre fort.

Daß sich dieser nicht ganz ordnungsmäßige Zustand geändert hat, ist vor allem ein Verdienst des Kaisers. Als er im Jahre 1891 seine Absicht ankündigte, von seinem Inspektionsrecht über die bairischen Truppen Gebrauch zu machen, rief das in München eine nicht gerade angenehme Überraschung hervor. Nur die Offiziere waren sehr zufrieden, denn sie waren sicher, mit Ehren bestehen und sich allen übrigen deutschen Kameraden ebenbürtig beweisen zu können; freilich in lautem Jubel konnte und durfte diese Stimmung mit Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten, Stimmungen und Strömungen nicht geäußert werden. Das Vertrauen der Offiziere zu ihrer Tüchtigkeit wurde denn auch glänzend gerechtfertigt. Der Kaiser sprach rückhaltlos seine Anerkennung aus und verknüpfte damit voll Feinheit das Lob des hohen Pflichteifers und der großen Verdienste der bairischen Prinzen um die Armee. Damit sagte er nicht nur eine Artigkeit, sondern er sprach die vollkommenste Wahrheit aus. Ohne Zweifel wäre auch die Inspektion des Kaisers unterblieben, wenn er nicht sicher gewesen wäre, so sprechen zu können. Daß das aber so war und ist, dafür ist vor allen dem Prinzregenten Luitpold Dank zu sagen, der seinen Söhnen eine sorgfältige militärische Erziehung hat angedeihen lassen und sich klar bewußt ist, daß auf die Dauer die bairische Armee ihre Sonderstellung nur dann zu behaupten vermag, wenn sie sich auf der Höhe der übrigen deutschen Truppen erhält. Das ist zwar auch Partikularismus, aber er ist gesund und darum berechtigt. Das deutsche Volk ist bei aller Stammesverschiedenheit einheitlich genug geartet, sodaß nicht immer und überall der Gleichheitsbesen in Anwendung gebracht zu werden braucht. Es genügt durchaus, wenn verhindert wird, daß vorhandne Unterschiede böswillig erweitert oder neue geschaffen werden. Man darf es wohl als Endergebnis der großen Schlußparade am 9. September 1891 auf der Fröttmaninger Heide bezeichnen, daß Prinz Leopold, der zweite Sohn des Prinzregenten Luitpold und Schwiegersohn des Kaisers Franz Josef, im folgenden Jahre, nach dem Tode des Großherzogs von Hessen, die vierte Armeeinspektion erhielt, die bisher Feldmarschall Graf Blumenthal inne gehabt hatte, der dafür, unter einigen Abänderungen mit Rücksicht auf Württemberg, die erledigte dritte Armeeinspektion übernahm. Prinz Leopold wurde damit zugleich Inspektor über das dritte und vierte preußische Armeekorps. Damit war eine neue Brücke über den Main geschlagen, und über sie führt der Weg zum diesjährigen Kaisermanöver.

Viele Leute werden das für selbstverständlich halten und nicht für wert, daß man darüber viele Worte mache. Daß dergleichen aber nicht selbstverständlich ist, haben die Zeiten unter Kaiser Wilhelm I. gelehrt. Wenn er aus den Bädern am Rhein nach Gastein fuhr, vermied er jedesmal, in München zu übernachten. Denn niemand nahm amtlich Notiz von ihm, am Bahnhofe

Digitized by Google

fand niemals Begrüßung statt, wie ein Privatmann fuhr der Kaiser durch die Hauptstadt des zweitgrößten deutschen Bundesstaates. Er zog es deshalb vor, sein Nachtquartier immer in Augsburg zu nehmen. Die Leute, die die Ungehörigkeit eines solchen Zustandes empfanden, schwiegen, und darum nahm ihre Anzahl mehr und mehr ab. Was vorhin von König Ludwig II. gesagt wurde, gilt auch von vielen, zum Teil sehr hochgestellten und einflußreichen Persönlichkeiten. Sie haben sich ja in vollster Loyalität dem Reiche und seinem Oberhaupt unterworfen, sie denken an keinen Anschluß an das Ausland, und im Kriegsfalle werden sie ebenso Treue beweisen wie 1870; aber jedem Einzelnen fällt es schwer, daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen und mit freudigem Gemüt die aus der Sachlage hervorgehenden Opfer zu bringen. Mit dem Verstande sind sie reichs- und kaisertreu, aber nicht mit dem Herzen. Das alles hat seinen ausreichenden geschichtlichen Grund. In dem mittlern, westlichen und südwestlichen Deutschland, sogar in der Mark Brandenburg, waren die alten Kaisererinnerungen niemals ganz erloschen, in manchen Gegenden belebten sie noch 1866 die Opposition gegen Preußen, und im Jahre 1871 halfen sie dann die Begeisterung für das neue Kaisertum fördern. Aber Altbaiern kannte diese Erinnerungen nicht mehr. Die Ohnmacht der Kaiser aus dem habsburgischen Stamme während und nach dem dreißigjährigen Kriege, die fast ununterbrochne Opposition der bairischen Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, Gebietsstreitigkeiten mit Österreich und Bündnisse mit Frankreich hatten es trotz aller Familienverbindungen mit den Habsburgern dahin gebracht, daß in den altbairischen Provinzen der Gedanke an das Reich nahezu verloren gegangen war. So etwas belebt sich schwer wieder.

Der deutsche Süden leidet überhaupt darunter, daß er in den Kämpfen gegen den ersten Napoleon keine nationalen Thaten gesehen hat. Dort erschien der Korse nicht als Unterdrücker, sondern als Bringer von Größe und Macht, allerdings auf Kosten andrer. Man ertrug es in Baiern willig und gern, daß Napoleon die bairischen Truppen unter französische Marschälle stellte, aber man hatte sich schon im dreißigjährigen Kriege gegen jeden kaiserlichen Oberbefehlshaber gewehrt. Blücher ist dem Altbaiern eine höchst gleichgiltige Persönlichkeit, Andreas Hofer ein Rebell, da Tirol an Baiern abgetreten worden war. Auch diese nationalen Erinnerungen, die im Norden bis zum Jahre 1870 das Gemüt des ältern Geschlechts erfüllten, gehen den Baiern ab, aber man kann heute niemand einen Vorwurf daraus machen. Im Feldzug 1870/71 haben die Baiern an Tapferkeit mit allen deutschen Waffenbrüdern gewetteifert, und gerade die Altbaiern vom ersten Korps sind sämtlich mit der Überzeugung heimgekommen, daß der „Bruder Preuß“ ein tüchtiger Deutscher sei. Doch die Zahl dieser Wackern ist nicht groß, viele sind schon tot, und überhaupt gilt der Soldat in Baiern noch immer viel weniger als in Preußen, wo die allgemeine Wehrpflicht schon in die vierte Generation geht. Das ist

Digitized by Google

dort anders, die militärische Überlieferung ist kaum vom Vater auf den Sohn übergegangen, dagegen leben noch zu viele Leute, deren Wertschätzung des Soldaten aus den Zeiten stammt, wo nur der arme Teufel und der Thunichtgut in die Uniform gesteckt wurde, der Wohlhabende sich loskaufte und der Gebildete von selbst frei kam. Man ersieht auch hieraus, wie wenig in Baiern der Boden für die Saat des nationalen Gedankens vorbereitet war. In den schwäbischen und fränkischen Landesteilen, die erst später an Altbaiern gekommen sind, steht es bedeutend besser. Man ist zwar auch ganz gut bairisch gesinnt, aber die Erinnerungen an Kaiser und Reich sind noch vorhanden, und für den eigentlich altbairischen Partikularismus fehlt das Verständnis. Durchaus reichstreu sind die Pfälzer, obgleich sie sich auch ganz als Baiern fühlen. Ein Blick auf die Reichstagswahlkarte lehrt hierüber mehr, als alle weitern Ausführungen vermöchten.

Wer freilich die öffentliche Meinung nach den Zeitungen bemißt, der könnte nun nach einem gewissen landesüblichen, aber anderswo nicht mehr gebräuchlichen Ton auf den Gedanken kommen, daß innerhalb der blauweißen Grenzpfähle Kaiser und Reich ausgespielt hätten. Das ist aber keineswegs der Fall, und eine eigentliche Feindseligkeit dagegen ist nirgends vorhanden. Wenn man die Leute nur darüber aufklären wollte, würden sie, auch in Altbaiern, ganz zufrieden sein. Aber es giebt zu viele, die ein Interesse am Gegenteil haben. Dazu gehört zunächst ein großer und einflußreicher Teil des Klerus, der es nun einmal mit Schmerzen empfindet, daß sich der Schwerpunkt Deutschlands nach dem protestantischen Norden verschoben hat. Dann bearbeitet die Demokratie namentlich das besitzende Bürgertum und redet ihm ein, das Reich sei schuld an den hohen Steuern und Armeekosten, und sie findet bei der herrschenden Nichtachtung des Militärs ein offnes Ohr. Klerikale, Partikularisten und Demokraten aller Schattirungen arbeiten Hand in Hand, indem sie den Bürger an der empfindlichsten Seite, am Geldbeutel, fassen. Man braucht aber die Sache nicht zu tragisch zu nehmen, und es ist unbedingt ein Fehler, wenn es nicht auf geflissentliche Erweiterung des Zwiespalts berechnet ist, daß norddeutsche Blätter mitunter über gewisse bairische Preßerzeugnisse herfahren. Dergleichen ist als landesübliche Eigentümlichkeit aufzufassen, und es braucht niemand zu glauben, daß solche Leute das Land hinter sich hätten. Kein vernünftiger Mensch ist mit der Gesinnung und Haltung dieser vermeintlichen Stimmführer einverstanden, und Dr. Sigls „Vaterland“ wird von niemand ernst genommen. Man bemißt ja die Stimmung im Norden auch nicht nach dem Ton der sozialdemokratischen Blätter.

Vor einem Jahrzehnt war die Lage allerdings noch bedenklicher, denn bei dem bekannten mehr als kühlen Verhältnis zwischen Berlin und München hatten reichsfeindliche Strömungen Oberwasser. In den obern Kreisen herrschte eine große Empfindlichkeit. In frischer Erinnerung ist ja noch die scharfe

Digitized by Google

Erwiderung, die Prinz Arnulf bei der Krönungsfeier in Moskau auf den unpassend gewählten Ausdruck eines Festredners von dem „Gefolge" des Prinzen Heinrich gab. Aber die geschickte Art der Behandlung dieses Zwischenfalls in Berlin und München, die jede unliebsame Deutung ausschloß, zeigte schon, daß sich frühere Vorkommnisse nicht wiederholen werden. Es ist z. B. kein Geheimnis, daß vor der Einführung des neuen Infanteriereglements keine bairische Stimme zur Beratung zugezogen worden war. Bei der Dringlichkeit der Maßregel erscheint das erklärlich, denn bei der damaligen Stimmung hätte die Beratung eine Verschleppung bedeutet; aber die gegenseitigen Beziehungen erwärmte das begreiflicherweise nicht. Heute kommt so etwas nicht mehr vor. Das Vorgehen des Kaisers hat zu einer unzweifelhaften Klärung des Bundesverhältnisses und durch sorgfältige Schonung aller berechtigten Eigenart und entgegenkommende Berücksichtigung aller Rechte Baierns auch zu neuer Befestigung geführt. Prinzregent Luitpold läßt keine Gelegenheit vorübergehen, zu betonen, wie sehr er am Reiche hänge, und kein Geburtstag des Reichsoberhaupts vergeht, an dem nicht die bairischen Korpskommandanten ebenso wie die preußischen, sächsischen und württembergischen in Berlin erscheinen, und ein Prinz die Glückwünsche des bairischen Königshauses überbringt. Das ist auf nationaler Seite umso mehr mit Befriedigung und Anerkennung aufzunehmen, als ein Übersehen dieser Höflichkeiten immer noch auf den Beifall größerer Massen zu zählen hätte. Die leitenden Personen können hier nur Schritt für Schritt eine Besserung anbahnen.

Ein bedeutender Schritt war schon vor zehn Jahren durch Beseitigung des Raupenhelms geschehen; diese Maßregel ging von Baiern allein aus und hat in den oben geschilderten Kreisen viel scheinpatriotischen Jammer hervorgerufen. Sigl besang das Ereignis im März 1887 folgendermaßen:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Das Häubchen trägt, das uns geeinigt hat,
Von seinem Haupte, zierlich zugespitzt,
Der Stachel blitzt, der uns im Herzen sitzt!

Und nach Ostern 1888 tischte er seinen Lesern eine gefühlvolle Geschichte auf. Am ersten Feiertag hätten im Hofbräuhaus eine Anzahl Chevauxlegers gesessen, denen vor großer Trübseligkeit der herrliche „Stoff" nicht hätte schmecken wollen. Schließlich habe man herausgebracht, „nicht der versagte Urlaub, sondern der Verlust des angestammten schmucken Raupenhelms und dessen Ersatz durch die Pickelhaube sei der Grund, daß ihnen nicht einmal das Hofbräuhausbier mehr schmecke." Nur diese wenigen Beispiele seien angeführt, um zu zeigen, mit welchen an sich lächerlichen, aber in gewissen Schichten der Bevölkerung sicherlich wirksamen Mitteln den Bestrebungen der maßgebenden und für das Gesamtwohl verantwortlichen Kreise entgegengewirkt

Digitized by Google

wird. Und dabei wissen Sigl und andre Parteigänger sehr wohl, daß der Raupenhelm weder eine altbajuvarische Einrichtung, noch je als zweckmäßig befunden und im Heere beliebt gewesen ist. Der „nationale" bairische Helm stammt ursprünglich aus England, wurde laut „Churpfalz-Bayerischer Militärverordnung vom 1. Januar 1792" durch den Ritter Benjamin Thomson, spätern Grafen Rumford, der bairischer Kriegsminister war, eingeführt, und zwar in Gestalt englischer Armeelieferungen. Auf englischen Schlachtenbildern vom Ende des vorigen Jahrhunderts ist das Urbild des Raupenhelms oft zu finden. Außer seinem Reichskontingent hatte Baiern gegen Frankreich damals auch sein übriges Militär ins Feld rücken lassen, und zwar für englische Unterstützungsgelder; die praktischen Engländer zahlten aber einen Teil davon — wie noch 1813 an Preußen — in abgelegten Uniformstücken. Der neue Kopfschmuck erwies sich als unpraktisch und blieb unbeliebt, wurde wegen Geldmangels nicht allgemein eingeführt, dann abgeschafft, aber später mit einigen Veränderungen und Verbesserungen wieder befohlen. Die dadurch hervorgerufne Ungleichmäßigkeit der Kopfbedeckungen hatte in den folgenden Feldzügen bis 1805 unnötige Verluste, namentlich an Offizieren, zur Folge, und ein Machtspruch Napoleons machte dem unhaltbar gewordnen Zustande ein Ende. Das ist der „nationale" Ursprung des Raupenhelms, der trotz aller Verbesserungen und Verzierungen niemals beliebt gewesen ist und darum bei der Mobilisirung im Jahre 1859 wie im Feldzuge von 1866 zu Hause gelassen wurde. Eine höchst ehrenvolle kriegerische Stellung erwarb er sich erst im Feldzuge von 1870/71 neben dem preußischen Helm, das ist ja aber gerade ein Umstand, von dem Sigl und Genossen nichts wissen wollen.

Wie schon aus dem Zeitpunkte der Abschaffung des Raupenhelms hervorgeht, war damit keineswegs ein Entgegenkommen gegen Preußen oder das „Reich" beabsichtigt; man entsprach einfach der militärischen Notwendigkeit. Es ist ja kein Geheimnis, wenn auch in bairischen Volkskreisen ziemlich unbekannt, daß im Feldzug an der Loire der Raupenhelm das erste bairische Armeekorps beinahe der Vernichtung ausgesetzt hat. Ein militärisch ganz richtiger Gedanke veranlaßte die Franzosen, beständig die Raupenhelme anzugreifen. Unter den Pickelhauben konnte frischer norddeutscher Truppenzuwachs eingetroffen sein, an der Raupe aber erkannte man die Baiern und hoffte, das tagtäglich von neuem angegriffne und schon stark gelichtete Häuflein endlich mürbe zu machen. Vielleicht zogen die Franzosen auch in Berechnung, daß die bairischen Armeekorps von Haus aus etwas schwächer waren als die preußischen. Sie ließen sich ja auch in Metz von ähnlichen Annahmen leiten und richteten ihre letzten Ausfälle alle gegen die Landwehr, die sie an der Kopfbedeckung erkannten, und von der sie wußten, daß ihre Bataillone schwächer waren als die der Linie. Freilich täuschten sich die Franzosen darin, daß sie die Landwehr für weniger feldtüchtig hielten, und ihre Enttäuschung wurde noch größer, wenn sie, durch

Digitized by Google

die Ähnlichkeit der Käppis irre geführt, unter die Büchsen der Jägerbataillone gerieten. Es liegt aber auf der Hand, daß Ausrüstungsstücke, die dem Feinde zu irrigen oder auch richtigen Vermutungen über die gegenüberstehende Truppenstärke Anhalt geben können, schon dadurch den so gekennzeichneten Heeresteilen große Verluste bereiten können. Aus dieser Erkenntnis waren schon in dem übrigen Deutschland Helme für die Landwehr angeschafft worden, und aus demselben Grunde entschloß man sich auch in Baiern zur Einführung des Helms. Man nahm diese Kopfbedeckung an, weil sie sich, namentlich wegen der günstigen Lage ihres Schwerpunktes, im Feldzuge am besten bewährt hatte, während sich der Raupenhelm bei Regenwetter voll Wasser sog und unerträglich schwer wurde. Die bevorstehenden Kaisermanöver werden zum erstenmale die gesamte Infanterie des deutschen Heeres mit gleicher Kopfbedeckung zeigen. Sollte jemals wieder eine Änderung erfolgen, so wird sie sich auf das ganze Heer erstrecken. Wer die Hartnäckigkeit kennt, mit der in militärischen Kreisen wie in weitern Volksschichten an hergebrachten Einrichtungen festgehalten zu werden pflegt, wird den Wert dieser Thatsache nicht verkennen. Wir sind dadurch ein großes Stück vorwärtsgekommen.

Aber weit über diese Uniformfrage hinaus geht die Tragweite der diesjährigen Kaisermanöver nach der nationalen Seite. Man hat in Baiern nicht mehr — wie vor sechs Jahren — für nötig befunden, den Anschein aufrecht zu erhalten, als wären die Manöver aus eignem Antriebe veranstaltet und der Kaiser nur als „Gast“ dazu eingeladen worden. Das hatte für gewisse Ohren besser geklungen und auch manchen Personen in höhern Kreisen wohlgethan. Man nannte früher auch die Manöver amtlich immer Königsmanöver, wozu man formell durchaus berechtigt war, da in Friedenszeiten der König von Baiern oberster Kriegsherr ist. Aber schon damals ging die Tagesmeinung von selbst über diesen sorgsam abgewognen Standpunkt hinaus, und der Volksmund wie die Presse aller Parteien sprach von der großen Truppenschau am 9. September nur als von der „Kaiserparade.“ Diesmal fallen alle solche Zurückhaltungen sowie die kleinen Mißstimmungen, die sich 1891 wegen des Gebrauchs der Kaiserstandarte ergeben hatten, vollständig weg, und da es sich nicht bloß um bairische, sondern auch um preußische Truppen handelt, so kann die Richtigkeit der Bezeichnung „Kaisermanöver“ auch von particularistischer Seite nicht mehr angezweifelt werden, und es geschieht auch nicht. Wer genauer zusieht, wird vielfach sogar ein gewisses Behagen über die Anerkennung der Ebenbürtigkeit der bairischen Truppen, die unverkennbar in den gemeinschaftlichen Manövern zum Ausdruck kommt, heraushören; den verbissenen Particularisten und berufsmäßigen Nörglern sind sie freilich ein Dorn im Auge. Höchst zufrieden sind vor allen die Offiziere, die sehr wohl in der Erinnerung haben, was das Jahr 1870 ihnen und der bairischen Armee gebracht hat, und die wissen, daß sie mit ihren Truppen nicht hinter den ihnen gegen-

Digitized by Google

überstehenden Norddeutschen zurückbleiben werden. Es war unter diesen Umständen mindestens ein alberner Mißgriff, daß im Februar ein großes Berliner fortschrittliches Blatt im Anschluß an die Kaisermanöver und an die Feier von Kaisers Geburtstag in München einen Angriff gegen das bairische Offizierkorps brachte, der bei seiner Ungeschicklichkeit noch den weitern Nachteil hatte, auf gänzlicher Unkenntnis zu beruhen. Dergleichen Preßerzeugnisse werden im Norden meist nicht beachtet, machen aber in Baiern immer wieder böses Blut, und vielleicht ist das auch ihr Zweck.

Man sollte doch die Dinge in Baiern sich ruhig entwickeln lassen, denn ihre Führung liegt jetzt in den besten Händen. Die Überzeugung von der Notwendigkeit des engsten nationalen Zusammenschlusses besteht in den leitenden Kreisen und wird von Berlin aus eifrig gefördert. Die bairischen Soldaten werden aus den Kaisermanövern das Gefühl der Kameradschaft und die Achtung vor den „Preußen“ mit nach Hause bringen, und das kann nur die besten Früchte tragen. Im übrigen ist das bairische Volk seinem Königshause treu und wird allezeit zu ihm und mit ihm zu Deutschland halten. Wie oft ist nicht gerade dieses Gefühl der Treue benutzt worden, um gegen „Preußen“ zu hetzen! Das fällt nun weg. Mehr verlangt Deutschland nicht, weiter braucht die Gleichmacherei nicht zu gehen. Die deutschen Stämme sollen gar nicht mit einander verschmelzen, sondern möglichst ihre Eigenart bewahren und behalten, nur soll nicht die Nörgelsucht und partikularistische Beschränktheit Gegensätze und Feindseligkeiten daraus herleiten. Je mehr die deutschen Stämme einander kennen lernen, desto weniger werden sich hierzu Handhaben bieten, und deshalb bilden die diesjährigen Kaisermanöver einen Fortschritt gegen früher, der manche trübe Thatsache auf nationalem Boden wettmachen wird.

Lazzaroni

Von Max Stock

Seit mehr als zwei Jahrtausenden lockt die Germanen der Drang nach Süden über die Alpen nach dem schönen Italien. Das Ringen, Werden und Vergehen von Völkern und Staaten, eine Geschichte, entscheidend für die Entwicklung der Menschheit, liegt zwischen der Zeit, wo unsre barbarischen Vorfahren, von Hunger und Frost erbittert, auf ihren Schilden die schneebedeckten Südabhänge der Alpen unter gierigem Kriegsgeheul hinabglitten, und den Reisen des modernen

Digitized by Google

Deutschen, der auf völkerverbindendem Schienenpfade dem gelobten Lande der reichsten geschichtlichen Überlieferung voll Begeisterung entgegeneilt. Und doch ist gerade für die allerersten und für die modernen Römerfahrten der Germanen die treibende Kraft dieselbe: die Sehnsucht nach Genüssen, die die nordische Heimat versagt. Allerdings hat sich jene Sehnsucht sehr geläutert und veredelt. Jene hungrigen Barbaren lockte die Kunde von dem reichen Sonnenlande; wie gierige Wölfe stürzten sie sich auf die fette Beute. Dem modernen Schwärmer könnte es beleidigend erscheinen, sein verfeinertes, durchgeistigtes Bedürfnis nach ästhetischem Genuß mit jenem barbarischen Hunger nach materiellen Genüssen verglichen zu sehen. Aber das elementare Wonnegefühl, aus Nebel und Frost in das Land des ewigblauen Himmels, des Sonnenscheins und der nimmer müden Vegetation mit ihrer berauschenden Fülle von Blüten und Früchten entrückt zu sein, bleibt selbst in dem gebildeten modernen Germanen der Grundakkord der Seelenstimmung in Italien, und dieses Gefühl verschönt mit ewig-junger Zauberkraft alles, was uns Italien an ästhetischen Genüssen bietet.

Wer nach Italien reist mit dem ernsten Streben nach innerm Gewinn, verehrt noch heute in Goethe das unerreichbare Vorbild, wie man Italien genießen soll. Und das mit Recht, trotz aller neuern gelehrten Schilderungen. Nie ist je wieder ein Menschenkind durch Italien gewandert, in dessen Innerm auf die unendlich vielen Eindrücke und Reize so unendlich viele Saiten harmonisch erklangen. Die Gebildeten seines Volks, die nach ihm diese Straße zogen, hat er seit mehr denn einem Jahrhundert gelehrt, Italien unter dem Gesichtspunkt einer historisch geschulten Ästhetik zu betrachten und den Schönheitsgenuß der Gegenwart in Licht und Land mit dem Schönheitsgenuß der Vergangenheit in Malerei, Plastik und Architektur zu vereinen. Wer aber heute nach der Rückkehr aus Italien Goethes Reiseberichte von neuem liest, fühlt doch den gewaltigen Abstand der Zeiten und ihrer Denk- und Empfindungsweise.

Goethe schließt zwar einen seiner Briefe mit den Worten: „Ich werde das nächste Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde kommen" — aber er thut es nicht. Auch sind ja das Versprechen und der naiv angegebne Zweck schon bezeichnend genug. Es lag in seiner Apollonatur, wie in dem gesamten Bildungsideal jener Zeit, sich den Schönheitsgenuß in Natur und Kunst durch das Häßliche und Gemeine möglichst wenig stören zu lassen. Im Anfang seiner Reise beherrschte ihn der ästhetische Gesichtspunkt so einseitig, daß Häßlichkeit des Gegenstands ihn völlig unfähig machte, ein Bild geschichtlich zu würdigen. Aus Bologna mit seiner reichen Sammlung von Meisterwerken schrieb er über die Heiligenbilder von Reni, Domenichino und den Carracci, wie er selbst später sagt, unmutig und anmaßlich gestimmt: „Du möchtest gleich die

Digitized by Google

Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus: man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger usw." Ebenso schloß sich sein schönheitsdurstiges Auge beleidigt beim Anblick der Häßlichkeit menschlichen Elends. Er wandelte auch in Italien stets auf den Höhen der Menschheit oder wenigstens der Gesellschaft, und seine Berichte schweigen von all dem vielen Menschenunwürdigen, das unsre Augen noch heute in Italien neben dem vielen Schönen mit in den Kauf nehmen müssen. Heute beherrschen sozial-politische Interessen das Geistesleben der Gebildeten. Die vielen unwürdigen Erscheinungen des italienischen Volkslebens in ihren unzähligen Schattirungen, vom Lächerlichen bis zum Tieftraurigen, die wir in dem Begriff „Lazzaronitum" zusammenfassen können, stören auch uns empfindlich in unserm ästhetischen Genießen. Aber wir wenden uns nicht ab, die Eindrücke erregen unser soziales und sittliches Interesse, wir suchen sie durch aufmerksame Beobachtung zu verstehen und uns durch Studium allmählich in unserm Innern eine feste Stellung gegenüber dieser Fülle aufregender Erscheinungen zu schaffen.

Entsprechend den verschiednen Gegenden Italiens, ihren verschiednen Lebensbedingungen und ihrer geschichtlichen Entwicklung kommt das Lazzaronitum auf die mannichfaltigste Weise zur Erscheinung. Nirgends aber ist die Geschichte der Hauptstadt so bedeutungsvoll für die Entwicklung des ganzen Landes gewesen. Daher liegt es nahe, daß man zunächst aus der Geschichte Roms den Grundcharakter des italienischen Lazzaronitums zu verstehen sucht.

Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war der Mittelstand, dessen kernige Söhne den Erdkreis überwunden und der stolzen Roma zu Füßen gelegt hatten, dem Untergange nahe, und öffentliche Maueranschläge flehten den Tiberius Gracchus, den Enkel des großen Scipio, an, des armen Volkes und der Rettung Italiens zu gedenken. Ehrgeizig betraten die Gracchen auch wirklich den Weg der sozialen Reform in ihren Ackergesetzen, sie sahen sich aber bald auf den Weg der Revolution gedrängt. Mit ihrem Untergange war der Untergang des Mittelstands besiegelt, und die Kluft zwischen der Aristokratie und dem Großkapital einerseits und einem erschreckenden Bürgerproletariat andrerseits wurde immer größer. Die Plantagenwirtschaft im großen Stil verbreitete sich von Sizilien aus über ganz Italien, und das billige Sklavenkorn verdrängte die letzten Ackerbürger trotz zähester Arbeit von der verschuldeten Scholle. In großen Scharen schlossen sich die enterbten Bürger den Sklaven- und Bandenführern an und folgten verzweifelt der Fahne der Empörung in furchtbaren Kriegen, die natürlich mit blutiger Unterwerfung durch die Staatsgewalt endigten. Mehr und mehr fand sich die große Masse des Proletariats in die Rolle des Almosenempfängers, beschränkte sich auf ihre politische Thätigkeit als Stimmvieh bei den Wahlen und lernte es als ihr

Digitized by Google

Recht betrachten, sich dafür von den Großen füttern und amüsiren zu lassen. Zu Cäsars Zeit erhielten allein in Rom 320000 Bürger Freikorn, und allein die offiziellen Festtage umfaßten zweiundsechzig Tage des Jahres, abgesehen von den außerordentlichen Spielen. Der verrohten und verwahrlosten Masse bot ein Drama oder ein Wettlauf nicht Erregung genug, und so schlachtete das Römertum in den Gladiatorengefechten und Tierhetzen Massen von Menschen und Vieh zu Ehren des Publikums hin. Man gab damit der großen unbeschäftigten Gefühls- und Willensmasse des Proletariats und ihrem gefährlichen Drange nach Bethätigung Gelegenheit, sich in gewaltigen Ausbrüchen zu entladen. Vergebens hat Cäsar versucht, die entsittlichende Fütterung des Bürgerproletariats in eine staatliche Armenversorgung nach attischem Vorbild zu verwandeln. In der Zeit des römischen Kaisertums wuchs mit der Umwandlung Italiens in große Parks und Plantagen die Masse des Proletariats, das die Forderung: Panem et circenses! als sein unantastbares politisches Vorrecht betrachtete. Diese Masse von Menschenelend war ein empfänglicher Boden für die neue Lehre vom Heiland und von der Erlösung. Es ist rührend, zu sehen, wie in dem tiefen Dunkel der Katakomben Roms aus den zahllosen sinnbildlichen Darstellungen und Inschriften der Tausende von Gräbern die Hoffnung hervorleuchtet auf die Auferstehung und ein besseres Leben im Jenseits. Aber diese Lehre, die den Schwerpunkt des Menschenlebens ins Jenseits verlegte, lehrte wohl einen großen Teil des Proletariats leiden, ohne zu klagen und ohne wider den Stachel zu löcken, aber sie war nicht imstande, das Proletariat der Kaiserzeit sozial zu heben und zur Selbsthilfe zu erziehen. Und als der ganze Teig durchsäuert war, erwuchs auf den Trümmern des Cäsarentums aus der unsichtbaren Kirche die päpstliche Monarchie und die Hierarchie.

Das päpstliche Cäsarentum übernahm mit der weltlichen Herrschaft die ganze politische Erbschaft der Cäsaren mit ihren Licht- und Schattenseiten. Während die Kirche mit den Kaisern um weltliche Interessen rang, erfaßte zwar tiefe Gemüter, wie einen Franz von Assisi, der Geist des evangelischen Christentums, und sein Beispiel, das arme Leben Jesu in völliger Armut und Demut nachzuleben, spornte zu Nacheiferungen. Aber der Gedanke, das Proletariat sozial zu heben, lag auch ihm völlig fern. Der Papst selbst stand dem Schwärmer zunächst kühl gegenüber. Als sich aber zeigte, welche seelenwerbende Kraft darin lag, den Klerus im Bettlergewande zum niedern Volke herabsteigen zu lassen, wurden die Bettlerorden begünstigt als wirksame Mittel der Glaubenspropaganda, und aus den Nachahmern des armen Lebens Jesu wurde bald der am reichsten begüterte Orden. Die päpstliche Monarchie behandelte das niedre Volk nach dem altbewährten Rezept, und die Kirche, wohlzufrieden, den Besitz der geistigen und weltlichen Herrschaft genießen zu können, zahlte dem Proletariat willig Tribut, und zwar nicht allein in den lärmenden Volks-

Digitized by Google

festen, den Heiligenfeiern, Festzügen und all den Sinnenreizen ihres Kultus. Dem gegenüber ist wenig von Belang, was in Oberitalien ruhmvolle Fürstengeschlechter und mächtige Republiken durch vielseitige Kraftentfaltung für die soziale und sittliche Hebung ihrer Unterthanen geleistet haben, es verschwindet im Vergleich zu der Verwahrlosung, unter der Unteritalien und Sizilien bis hinab zur bourbonischen Mißwirtschaft zu leiden hatten.

In zweitausendjähriger Geschichte ist durch die Unterlassungssünden der frühern Regierungen, durch Gewöhnung und Vererbung das Lazzaronitum zu einem chronischen Leiden des Volkskörpers geworden. Ein großer Teil des Volkes ist gar nicht imstande, sein Leben unter dem Gesichtspunkt moderner Menschenpflicht und Menschenwürde zu betrachten. Selbst der bessere Teil des Volkes sieht im Lazzaronitum nicht wie wir eine unwürdige, sondern eine durch die Tradition geheiligte und berechtigte Form des Volkslebens. In der Beurteilung jener Masse von Gestalten, deren Lumpen die sengende Sonne jenen gleichförmigen, stein- und erdfarbnen Ton verleiht, macht der Italiener viel größere Unterschiede als wir. Wir lernen erst allmählich beobachten und verstehen, daß sich mancher dieser fragwürdigen Gesellen als Signore geberdet und als Signore vom Volke anerkannt wird, der nach unsern Begriffen von Menschenwürde unbedingt zum Lazzaronitum gehört. Derartige Lazzaroni sind gleichsam die Elite ihres Standes, es ist der Teil des niedern Volkes, der sich wenigstens zu soviel Arbeit und Erwerb aufrafft, daß er von der Hand in den Mund leben kann.

Auf den Fremden, der als einziger Ankömmling in vorgerückter Jahreszeit die Bahnstation Girgenti verläßt, stürmt eine Schar von Trägern, Bettlern, Krüppeln und Kutschern mit Bitten und Angebot ein. Er vertraut sich und sein Gepäck einem klug dreinschauenden Lazzarone an, der sich nicht ohne Grandezza dem Fremden zur Verfügung gestellt hat und mit kräftigen Armen die übrigen zurückdrängt, belohnt ihn für seine Bemühung, und in schnellem Trabe jagt der Kutscher bergauf zu dem eine halbe Stunde entfernten Gebirgsstädtchen Girgenti. Nach einiger Zeit sieht der Reisende voller Staunen denselben Lazzarone hinter dem Wagen hertraben. In der Annahme, ihm seine Dienste nicht genügend bezahlt zu haben, wirft er ihm noch einen Soldo zu. Der Lazzarone winkt freundlich Dank und setzt seinen Trab fort. In der Stadt, in die allerlei Volk zur Feier eines Heiligenfestes zusammengeströmt ist, fährt der Kutscher knallend und johlend durch die Menge, schweißtriefend keucht der Lazzarone hinter der Karosse her. Der Reisende ist erstaunt, daß man seinen sonderbaren Aufzug mit dem Trabanten ganz natürlich findet. Vor dem Gasthofe eilt der Lazzarone an den Bock, erfaßt schneller als der Hausdiener den Koffer, fragt nach dem Zimmer, schreitet dem Wirt, dem Kellner und dem Gast voran, öffnet die Fenster und erklärt dem Fremden die schöne Aussicht. Offenbar hat er sich durch den anstrengenden Lauf ein Recht auf den Reisenden erworben, das der Wirt und seine Diener willig anerkennen.

Digitized by Google

Mit graziöser Verbeugung stellt er sich nun dem Fremden für die Dauer seines Aufenthalts zur Verfügung. Morgens erhebt er sich von dem Prellstein, auf dem er ihn schon lange erwartet hat, und erfüllt treulich alle kleinen Besorgungen, durch die der Fremde seine kostbare Zeit verschwenden würde. In der ganzen Haltung und in seinen Reden giebt und fühlt sich diese Lumpengestalt als ein Mann mit Standesbewußtsein, der seinen Beruf ernst nimmt.

Wer von den Lazzaroni irgend etwas einzusetzen hat, irgend welche Ware oder Arbeit, und sei es noch so wenig, fühlt sich als wohlberechtigtes und wichtiges Glied der menschlichen Gesellschaft und sucht durch größte Rücksichtslosigkeit gegen die Masse der Mitbewerber und durch laute Reklame und Zudringlichkeit seine Ware an den Mann zu bringen. Wenn abends in den größern Städten die Zeitungsdruckereien ihre Thore öffnen, ergießt sich ein Haufe von Lazzaroni beider Geschlechter, jeder mit einer Hand voll Exemplare, im Wettlauf und unter Wettgeschrei durch die Straßen. In Rom wurden die schnellfüßigsten Jungen von einem langen Weibe überholt, der wie einer Erinye das Haar schlangenförmig um die Schultern wallte, und die in heulendem Ton ihr: la Tribuna! über den Corso erschallen ließ. Burschen, die nach stundenlangem Lungern eine Hand voll Gründlinge aus dem Arno oder am Meeresgestade gefangen haben, verkünden, die Hosen bis zum Knie aufgestreift, in den Straßen den frischen Zustand ihrer Ware, die in einem Siebe zappelt und von Zeit zu Zeit aus einem Kübel mit Wasser begossen wird. In der heißen Zeit ertönt in allen Städten der gleichmäßige langgezogne Ruf der Wasserverkäufer. Die größte Mannichfaltigkeit und Zudringlichkeit dieses Kleinbetriebs herrscht in Neapel. Nach Sonnenuntergang drängt sich das Lazzaronitum von den Straßen und Märkten in die Galleria Umberto. Nur der elendeste Betrieb, der auf die Armen berechnet ist, bleibt fern, so der Handel mit Speiseresten aus den Hotels, mit gebacknen Kürbisscheiben und dergleichen. Die mit Glas gedeckte, elektrisch erleuchtete Galerie, ein riesiges modernes Prachtgebäude, wird von dem Lazzaroni mit ohrenbetäubendem Lärm beherrscht. Selbst das Fortissimo der Kapellen, die vor den offnen Cafés spielen, wird von den Rufen der Verkäufer und dem Geschrei der raufenden Burschen übertönt. In langsamem Strome wogt eine Menschenmasse aller Stände hin und her. Hier ist das Eldorado des Lazzaronitums. Wer dort am Kaffeetisch Platz genommen hat, wird fort und fort durch Anpreisung von Blumen, Nadeln, Bürsten, Spazierstöcken und dergleichen mehr belästigt. Hier herrscht die Arbeitsteilung in schrecklichster Form. Die Cerinihändler bewaffnen Scharen zerlumpter Kinder mit je einem halben Dutzend Streichholzschachteln, sodaß allein schon dieses Angebot zur Plage wird. Selbst auf die offnen Wagen der Maultierbahn folgen die Lazzaroni. Mit Eleganz schwingen sich die zerlumpten Burschen auf das Trittbrett und bieten ihre

Digitized by Google

Ware an, bis der nächste entgegenkommende Wagen die Fahrgäste auf kurze Zeit erlöst. Dem Schaffner liegt es ganz fern, ihnen zu wehren.

Oft schwankt man, ob man diesen Kleinbetrieb eine mehr oder minder verschleierte Bettelei oder nicht doch einen bettelhaften Handel nennen soll. Wer in der Galleria Umberto beim Kaffee seine Cigarre raucht, lenkt bald die Aufmerksamkeit irgend eines der Betteljungen auf sich. Allmählich sammelt sich eine Gruppe, und es läßt sich beobachten, daß mit dem Abnehmen der Cigarre die Zahl der Knaben zunimmt. Im Hintergrunde steht ein Greis, blickt ebenfalls sehnsüchtig nach der Cigarre, und wenn der Raucher die Cigarre wieder zum Munde führt, schüttelt er enttäuscht den Kopf unter traurigen Selbstgesprächen. Wird der Cigarrenrest endlich weggeworfen, so kämpft um ihn ein Knäuel von Jungen unter wütendem Geschrei. Doch ehe es zur Entscheidung kommt, schlägt der Alte mit seinem Krückstock dazwischen, und heulend verlassen die Buben das Schlachtfeld. Wer nun aber diese zudringliche Schar, die zwischen den Stühlen und den Beinen der Gäste kriechend die Cigarrenreste sammelt, für junge Feinschmecker halten wollte, würde den Ernst dieses Betriebes ganz verkennen. Auf den Märkten werden die nach Größe und Sorte geordneten Cigarrenreste von Händlern an die Proletarier verkauft, und die Buben sind für diese Großhändler die Lieferanten. In einigen Städten ist dieser Zweig des Kleinhandels in raffinirter Weise vervollkommnet. In Florenz sieht man abends nach Beendigung des Militärkonzerts auf der Piazza Vittorio Emanuele eine Menge Glühwürmchen dicht über den Boden des weiten Platzes dahinhuschen. Eine Schar armseliger Buben sucht mit Laternen, die sie an einem Riemen vor sich hin und her pendeln lassen, den Platz nach Cigarrenresten ab. Bald darauf findet man eine ganze Gruppe dieser Glühwürmchen in einem Straßenwinkel vereinigt. Einige Buben vergleichen dort beim Licht der zusammengestellten Laternen ihre Beute und haben sich zum Lohn für ihren Fleiß als gemütlich schmauchendes Tabakskollegium etablirt.

Eine bedenklichere Form dieses Kleinhandels ist der Schmuggel an den Stadtthoren. Die wenigen Beamten der Douane haben in den Morgenstunden alle Hände voll zu thun. Eine Reihe von Karren, bepackten Maultieren und Eseln und eine Menge des niedern Volks mit Körben und Säcken harrt der Abfertigung. Hunderte von Ziegen, die in Gruppen von Buben gehütet innerhalb der Thore lagern, müssen abgezählt werden, ehe sie zur Weide in die Berge entlassen werden; denn für jede Ziege haben die Besitzer einen bestimmten Weidepacht zu zahlen. Diese Arbeitslast der Beamten benutzt das Lazzaronitum, um sich mit unversteuerter Eßware durch den Trubel hindurchzuwinden. Ein Kutscher, der eben einen Fremden von einem Wagenausflug zurückfährt, will in vollem Trabe durchs Thor fahren und verweist die Halt gebietenden Beamten auf den fremden Signore, der nicht aufgehalten sein wolle. Aber die Beamten kennen diesen Kniff schon und holen aus dem

Digitized by Google

Wagenkasten ein Paar gebundner Hühner hervor, zum Erstaunen des ahnungslosen Reisenden, der von der Terrasse des Klosters Camaldoli den Sonnenaufgang bewunderte, während der Kutscher im Dorfe die Hühner kaufte, um sie bei der Rückfahrt durchzuschmuggeln. Während die Beamten mit dem Missethäter streng ins Gericht gehen, benutzen einige Jungen diesen Augenblick, um mit ihren Päckchen durch das Thor in die Stadt zu schlüpfen. Einer wird gefangen und geohrfeigt, aber niemand aus dem Publikum kümmert sich um den Jammernden. Solche Zufälle bringt das Geschäft eben mit sich.

Wie der jährliche Zug der Thunfische und Vögel, so gilt auch der Fremdenschwarm dem italienischen Lazzaronitum als eine natürliche, vorteilhafte Einrichtung, aus der Groß und Klein Gewinn zu ziehen sucht, wenn nicht in Scheffeln, so doch mit Löffeln. Das gute Herz verleitet die Reisenden zunächst unterschiedslos zu spenden, wo immer sich das Lazzaronitum an sie herandrängt; denn der moderne Mensch schämt sich, vor den Augen der Elenden in vollen Zügen zu genießen. Andrerseits hat sich das Lazzaronitum dem großen Reisepublikum, seinen Bedürfnissen und Schwächen allmählich so angepaßt, daß es schwer ist, sich auch nur einigermaßen von dem aufdringlichen Angebot kleiner Dienstleistungen freizuhalten. Je stärker der Fremdenverkehr ist und je flüchtiger die Besucher sind, um so mehr blüht das Gewerbe der Ciceroni, von dem gebildeten Fremdenführer, der das junge Ehepaar durch die Säle des Dogenpalastes mit deutschem, englischem oder französischem Kommentar geleitet, in zahlreichen Schattirungen herab bis zum Betteljungen, der dem Fremden seine Führung anbietet, sobald sich dieser nach einem Straßenschild umsieht.

In den schönen, von Niccolo Pisano zierlich geschmückten Marmorkuppelbau des Baptisteriums zu Pisa drängt sich ein Lazzarone mit dem Fremden herein und bittet, ihm etwas vorsingen zu dürfen. Über die Zurückweisung überlegen lächelnd, tritt er einen Schritt zurück und sendet mit klangvoller Stimme einen Ton zur Höhe der Kuppel hinauf. Bald erkennt man die lange geübte Praxis, zuletzt klingen vier hinaufgesandte Töne als rauschender langsam verhallender Akkord von oben wieder. Der Lazzarone sieht mit Genugthuung, daß es dich freut, und streicht seine Centesimi mit dem Bewußtsein ein, seine von dir bezweifelte Daseinsberechtigung glänzend bewiesen zu haben.

Während einer herrlichen Mondscheinfahrt von Salerno nach Amalfi auf hohem Felspfade von Bucht zu Bucht längs des Golfes steigen in den Städtchen Vietri und Cetara fünf Freipassagiere auf. Allerdings wagen sie es nicht, im Wagen Platz zu nehmen. Zwei hocken auf dem Bock, die andern sitzen hinten auf. Die Aufmerksamkeit des Reisenden wird zunächst von dem Genuß der Landschaft und der lauen Nacht mit ihrem Limonenduft abgelenkt auf die sonderbaren nächtlichen Reisebegleiter vor und hinter ihm. Aber diese Wegelagerer haben sich nur zu harmlosem Wettbewerb vereinigt, um durch allerlei Erzählungen und Kommentare zur Gegend von dem Fremden einige Cigarren

Digitized by Google

und Centesimi zu erbeuten. Für die Passagiere, die in der Nähe des Karthäuserklosters bei Florenz auf die Dampfbahn warten, sind in die Steinwand des Hohlweges Sitze hineingearbeitet. Eben will sich der Fremde niederlassen, als pfeilschnell aus der nahen Bretterbude ein freundlich lächelnder Lazzarone hervoreilt und dem Fremden ein Kissen auf den harten Sitz legt.

Aber diese milde Art der Erpressung wird von den Reisenden bald nicht mehr als Druck empfunden, weil ihre Originalität, ihre planmäßige Durcharbeitung und oft einschmeichelnde Art versöhnt. Unangenehmer ist schon der verschmitzte Lazzarone, wie man ihn in den sizilischen Bergnestern findet, der den Fremden nasführt, Dienste verspricht, die er gar nicht leisten kann, in fingirter Geschäftigkeit zwecklos hin und her läuft und, wenn man ihm Vorwürfe macht, den Schweiß von der Stirn wischt und Lohn für seine offenbare Arbeitsleistung fordert. Die gewaltsame Ausplünderung von Reisenden ist nur die letzte Folge jenes Ausbeutungsystems. Jene Briganten erscheinen dem niedern Volke als Helden, deren Unternehmungslust der Gewinn elender Centesimi nicht genügt. Aber die kräftigere moderne Regierung hat die Lust zu solchen Gewaltthaten schon nachdrücklich gedämpft, und das Volk selbst begreift mehr und mehr, daß es die Henne nicht schlachten darf, die ihm so brav Eier legt. Recht bezeichnend ist aber doch die komische Entrüstung, mit der die Betteljungen den Reisenden ihre Flüche nachsenden, wenn diese auf die Via Appia hinausfahren, ohne sich um ihre tadellosen Purzelbäume zu kümmern. Bisweilen belehren auch nachgesandte Steine die Reisenden, daß sie durch ihre Sprödigkeit hier ein naivkomisches Rechtsgefühl verletzt haben. Durch seine Purzelbäume hat der Bursche eine Arbeit gethan, und die muß bezahlt werden. Daß sie die Fremden nicht verlangten und nicht wünschten, diese Erwägung liegt außerhalb seines Gefühlslebens. Nach seiner Auffassung haben die Fremden durch ihr Verhalten ihre Daseinsberechtigung in Frage gestellt.

Häufiger noch als die durch Angebot irgend einer zweifelhaften Dienstleistung verschleierte Bettelei drängt sich die offne Bettelei heran. Je nach den Umständen und nach Bedarf greift das niedere Volk zu dieser oder jener Form. Der Wanderer blickt von der Höhe bei den Trümmern der Villa des Tiberius auf die ganze vom Abendsonnenglanz erstrahlende Insel Capri und auf das blaue Meer. Ein rüstiges Weib, das auf dem Abhang Futter schnitt, bietet ihm eine unkenntlich gemachte Münze zum Verkauf. Sie hat sie natürlich in den Ruinen der Tiberiusvilla gefunden. Lächelnd läßt sie sich belehren, daß die Münze ein modernes Zehncentesimistück ist. Natürlich hat sie sich geirrt und bettelt nun ohne weiteres um ein Almosen. Aber ihre Thränen über ihre Armut sind Krokodilsthränen. Denn sie hat vorher erzählt, daß sie Kuh und Kalb im Stalle hat. So läßt sie auch diese Maske fallen und verabschiedet sich mit der Bitte, trotz alledem ihr zehn Centesimi zu schenken,

Digitized by Google

sie wolle auch einmal ein Glas Wein trinken wie die reichen Signori, und zwar werde sie es thun auf das Wohl des gütigen Signore. Diese Frau, die dem eigentlichen Lazzaronitum fern stand, hatte in fünf Minuten drei Register zur Verfügung, die handeltreibende, die jammernde und die schmeichelnde Bettelei. Um wie viel mehr das wirkliche Lazzaronitum, das mit Krankheit und Hunger kämpft! Während einer Heiligenfeier in einer Kathedrale inmitten der dichtgedrängten Volksmenge umschlingt ein kleiner elender Junge den Fremden und fleht weinend um eine Gabe. Seine Bitte wird erfüllt. Nach einigen Minuten fühlt sich der Fremde in gleicher Weise bearbeitet und erblickt dasselbe unglückliche Gesicht. Auf seine unwillige Bemerkung hat der Bube die schlagfertige Antwort: Herr, Sie irren sich, das war mein Bruder, der mir sehr ähnlich sieht! Um in dem Gedränge der Festfeier nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, giebt der Fremde noch einen Soldo. Aber nach einer etwas längern Pause erscheint der Junge mit größter Seelenruhe zum drittenmale und nimmt in diesem Falle den Katzenkopf ebenso ruhig hin wie vorher das Geldstück. Er ist sich nur darüber klar, daß er diese Einnahmequelle erschöpft hat, und setzt den Betrieb an andrer Stelle mit gleicher Gründlichkeit fort.

Andre vom Lazzaronitum unzertrennliche Begriffe sind Lumpen und Schmutz. Aber sicherlich hätte das Lazzaronitum mit all diesen unwürdigen Erscheinungen das Volksleben nicht so tief durchdringen können, wenn nicht auch die Natur günstige Bedingungen geschaffen hätte. Das menschenfreundliche Klima wurde ein Fluch für das Volk, es lernte sich nicht nur in der Bedürfnislosigkeit, sondern selbst im unwürdigsten Schmutz und in Lumpen behaglich fühlen. Es ist wohl künstlerisch berechtigt und begreiflich, wenn ein W. von Kaulbach durch einen niedlichen Betteljungen oder von Üchtritz durch einen kleinen Pifferaro so begeistert wurden, daß sie diese Lazzaronigestalten im Gemälde und in Terrakotta verewigten. Die angeborne Anmut eines niedlichen Buben mit schwarzen Augen und Locken, die selbst den Schmutz und die Lumpen siegreich überstrahlt, betrachtet in dem milden Sonnenglanze des italienischen Himmels, wirkt versöhnend. Aber diese harmlose Auffassung auf das gesammte Lazzaronitum auszudehnen ist uns heute nicht mehr möglich. Welche furchtbare Kluft die Masse des Lazzaronitums von dem modern aufstrebenden Teile des Volkes trennt, beweisen am besten die jüngsten Stadtviertel Roms, Neubauten aus der Zeit der jungen nationalen Hoffnungsfreudigkeit und der optimistischen Spekulation. Die im Sprunge errafften politischen Erfolge des Siegesjahres und die kraftvolle Bethätigung des nationalen Gedankens hatten zu der Hoffnung verführt, das königliche Rom werde in schnellem Aufschwunge das alte päpstliche in weiten Straßennetzen einsargen. Der Zuzug unternehmungslustiger Bürger blieb aus, und in die wohlfeilen Quartiere hielt das Lazzaronitum seinen Einzug. Als Riesenspeicher

Digitized by Google

des Proletariats, mit offnen oder durch Bretter verrammelten Fensterhöhlen, in einem Schmutz, der jeder Beschreibung spottet, zerfallen diese modernen Ruinen, ein Bild hoffnungsloser Verwahrlosung. Unweit dieser Stätte der Unwürde erheben sich in der Straße mit dem stolzen Namen: Venti settembre die modernen Prachtbauten des Kriegs- und Finanzministeriums. Natürlich wuchert das Lazzaronitum am furchtbarsten in den großen Städten, und nach Süden hin geht mit der zunehmenden Wärme und zunehmenden Armut die Gleichgiltigkeit gegen äußere Würde mehr und mehr in die Breite. Manche Bergnester in Sizilien, die trotz ihrer zehntausend Einwohner weder Wasserleitung noch Brunnen haben und auf das Wasser angewiesen sind, das die Maultiere aus dem Thale heraufschleppen, sind ein großes Konglomerat von Schmutz. Oft bleibt eine solche Stadt, die auf dem Berge liegt, dem Auge lange verborgen. Es ist eine große erdfarbne Masse, die sich vom Gebirge kaum abhebt. Die Weiber waschen nur, wenn nach einem Regenguß das Wasser in den Steinrinnen zur Seite der bergigen Straßen thalwärts strömt. Dann beherrschen aber auch die gesäuberten Kleidungsstücke die Stufen der Kathedrale und die Marktplätze. In dem milden Klima genügt dem Lazzarone die dürftigste Kleidung. Aber bezeichnend für ihn ist nicht der Mangel, sondern die Vernachlässigung, Verwahrlosung und Benutzung der Lumpen zur Reklame. Die Lumpen werden getragen, bis sie vom Leibe fallen. Flicken und Reinigen ist nicht standesgemäß. Im Gegenteil, man sieht Burschen, denen die Lumpen ihrer abgetragnen Theaterjacke nicht genügen. Sie haben die seidne Deckschicht in parallelen Streifen losgeschnitten und tanzen in diesem Kostüm in den tollsten Sprüngen vor dir her, daß die seidnen Flitter nach allen Seiteu hin auf und nieder flattern. Ein halbwüchsiger Bursche, ein ständiger Ceriniverkäufer in der Galleria Umberto, erschien wochenlang in einer Hose, deren Näte von der Hüfte bis zum Knöchel aufgetrennt waren. Nur der untere Stepprand hielt das Gebäude noch zusammen, und bei jedem Schritt klaffte die Wunde in ihrer ganzen Länge. Solche Zerlumptheit ist natürlich auf Eindruck berechnet; aber wie viel Schamlosigkeit und innere Nacktheit, Faulheit und schließlich auch Dummheit der Berechnung liegt solchen Erscheinungen zu Grunde!

Trotz solcher widerlichen Erfahrungen bleibt der Grundton unsrer Stimmung doch tiefes Mitleid mit dem wirklichen Elend, das die Gassen aller italienischen Städte mehr oder weniger füllt. Im dichten Wirbel des Straßenlebens lebt die große Masse des Lazzaronitums von der Kindheit bis zum Grabe und zwackt von allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens seinen bescheidnen Teil zur Beruhigung des Magens und der Sinne ab. Wen aber Krankheit und Unglück ereilt, der sinkt in diesem Getriebe von Stufe zu Stufe, bis der Lazzarone, der einst drollige Purzelbäume schoß, schließlich auch körperlich verkommen am Boden liegen bleibt, auf das Mitleid der Vorübergehenden

Digitized by Google

angewiesen. Dieses Menschenelend aber meidet ängstlich die Hospitäler, es drängt sich, von der Sonne grell beleuchtet, an den belebtesten Punkten zwischen die Reisenden und die Herrlichkeiten der Natur und Kunst. Das ist dann erst der echte Lazarus. Der nordische Wandrer sieht noch heute in der Wirklichkeit dasselbe soziale Elend, das vor zwei Jahrtausenden im Orient Jesum mit Trauer erfüllte. Unter dem herrlichen Bogengang, der von Palladios reichgeschmückter Stadt Vicenza hinauf zum Monte Berico führt, oder unter den 635 Bogen des Portikus von Bologna mit seinem prächtigen Aufstieg zur Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca erheben sich fort und fort Trauergestalten von den steinernen Stufen. Der Anblick ihrer erloschnen Augen, ihrer von furchtbaren Krankheiten entstellten Gesichter und Glieder macht schließlich aus der freudig begonnenen Wanderung eine Wallfahrt in Büßerstimmung. An manchen Straßenecken siecht ein Menschenkind, willenlos in sein Schicksal ergeben, das Gesicht schon zur unkenntlichen Masse entstellt, langsam dem Tode entgegen. Alle Morgen wird es von den Angehörigen dorthin getragen und abends zurückgeholt, und dabei ist dieses Wesen der Ernährer der Familie! Denn sein Leiden füllt den tagüber danebenliegenden Hut mit Kupferstücken. Am betrübendsten aber ist die Beobachtung, daß dem Lazzaronitum sogar seine Wunden und Gebrechen keineswegs als ein Übel erscheinen, auf deren Beseitigung oder Linderung man Bedacht nehmen müsse. Viele schneiden die Lumpen herunter und halten die künstlich offen gehaltnen Wunden den Vorübergehenden als Reklameschild entgegen. Der kräftigste Bursche, der einen Fuß verloren hat, fühlt sich nun jeder Verpflichtung überhoben, sein Betteln durch die geringste Arbeitsleistung zu verhüllen oder gar den Schneidertisch oder Schusterschemel zu besteigen. Er verfolgt den Fremden auf Krücken und schwingt ihm das verstümmelte Bein entgegen.

Aber die günstigen äußern Bedingungen, der Sonnenschein, die warmen Nächte und die reiche Vegetation würden die große Masse von Schmarotzern und Nichtsthuern nicht vor dem Untergange bewahren, wenn sich nicht Gaumen und Magen des Volkes der unwürdigen Lebensweise angepaßt hätten. Um den Hunger der großen Masse zu stillen, muß so ziemlich alles, was da sprießt, und alles, was da kreucht und fleucht, durch den Magen des Proletariats wandern. Wenn die Früchte zu mangeln beginnen, sammeln Weiber ganze Säcke voll grüner Triebe des jahrein jahraus an den Wegen wuchernden Unkrauts und kochen sie in Salzwasser ab zu einer wohlfeilen Mahlzeit. Im Herbst sind die widerlichsüßen Früchte des Opuntienkaktus dem niedern Volke ein billiger Ersatz für das teure Brot. Wenn die Zugvögel in dichten Scharen in die Netze fallen, kann auch der Lazzarone Fleisch genießen. Aber die Wachteln, Drosseln und Lerchen sind noch zu teuer, er hält sich an die billigern Fleischfresser, die Rotkehlchen, Eichelhäher und Pirole. Außer der Wanderzeit wird der Krieg gegen die Vogelwelt mit Pulver und Blei geführt. In der

Digitized by Google

Umgebung der Städte streifen fragwürdige Gestalten mit einem alten Vorderlader bewaffnet umher. Zur Rechten und Linken der Via Appia hört man oft eine wahre Kanonade auf der Campagna. Mit Bedauern sieht der Fremde sechs armselige Vogelleichen in dem Ranzen des Weidmanns und denkt: Viel Lärm um nichts! Aber der Tagedieb ist ganz zufrieden mit dem Erfolg, denn um diese Zeit werden ihm die Lerchen als Leckerbissen gut bezahlt. Auf den Märkten der Seestädte, wie Venedig, Neapel, Palermo, bewundert man die reiche Fülle schmackhafter Seefische. Für die Ernährung des niedern Volks sind aber nur die wohlfeilen, für uns ungenießbaren von Bedeutung, z. B. die Katzenhaie mit ihrem thranigen, lederartigen Fleisch und vor allem der Thunfisch. Wenn im Frühjahr die Thune, Riesenfische von zehn und mehr Zentnern Gewicht, in Scharen aus der Tiefe des Meeres steigen, um in den Buchten der Inseln zu laichen, strömt das Lazzaronitum des Binnenlandes an die Stätten, wo die Unternehmer ihre Tonnaren für den Empfang der Fische zurichten und auf zwei Kilometer hinaus die hundertsechzig Fuß hohen Netze in die Tiefe senken. Das Instandhalten der Netze, das Zerlegen, Einsalzen, Verpacken und Versenden der Fische giebt einer Masse von Lazzaroni Verdienst und Beschäftigung. Und diese Beschäftigung ist ganz nach dem Geschmack des niedern Volkes; die Spannung, ob der Fisch wohl kommt, das Treiben der wandernden Scharen in den innersten Teil des Netzes, die „Totenkammer," schließlich das jedesmalige Niedermetzeln der Riesentiere, wobei sich rings das Meer rötet, das sind Dinge, bei denen selbst der trägste Lazzarone keine Ermüdung kennt. Ein Hauptnahrungsmittel für das Proletariat der Küstenstädte sind die frutti di mare, die das Meer täglich liefert, jene Fülle von Muscheln, Seesternen, Sepien und Polypen. Wenn die Fischer den Fang einbringen, füllen die Zwischenhändler ihre thönerne Schüssel mit den achtarmigen moschusduftenden Polypen und stellen sie auf einem primitiven hölzernen Dreifuß an den Straßenecken auf. Eine Menge von Lazzaroni umsteht die Schüssel, in deren Seewasser die dichtgedrängten Polypen mit einander ringen. Alles durchsucht die Taschen nach einem Kupferstück, während die Augen auf die Schüssel gerichtet sind, um das größte Tier zu erspähen, und bald sieht man einen glücklichen Käufer davon schlendern, der ein solches Tier mit Behagen wie einen Apfel roh verspeist.

Die Grausamkeit des Volkes, die sich in der Vernichtung der Vögel zeigt, beruht ja zum Teil auf dem Hunger. Aber die antike Gefühlsroheit, durch die Tradition geheiligt, erstreckt sich in Italien auf alle Verhältnisse, die zwischen Mensch und Tier bestehen. Wie der Römer den Sklaven und das Vieh, so betrachtet der Italiener noch heute das Tier als Sache, die man dem Bedürfnis, dem Augenblick, der Bequemlichkeit und Laune entsprechend behandeln dürfe. Auf den Bahnstationen liegen oft im heißen Sonnenbrand lebende Lämmer mit zusammengekoppelten Beinen, und auf allen italienischen

Digitized by Google

Märkten findet man lebende Hühner und Enten in Bündeln zusammengeschnürt und aufgetürmt, noch ganz so wie auf den Freskogemälden der Eßzimmer in Pompeji. Die Kraft der Pferde und Maultiere wird ausgenutzt, wie man eine Citrone auspreßt. Der deutsche Bauer behandelt sein Pferd oft liebevoller als seine Familie. Der italienische Landmann belädt sein Maultier mit zwei zu den Seiten herabhängenden Körben Broccoli, setzt oben auf die schwere Last noch Weib und Kind und prügelt das Tier zur Stadt. Da durch die starke Konkurrenz bei den Kutschern die Unsitte entstanden ist, den Fremden vor die Füße zu fahren, um sie zum Einsteigen zu drängen, so achtet die Polizei streng darauf, daß wenigstens vor den Bahnstationen die Wagenreihe in einer Linie neben einander still hält. Daher kommt es jedem Kutscher darauf an, die Gunst des Ankömmlings schon von weitem auf sich zu lenken, und so peitschen beim Erscheinen eines Fremden sämtliche Kutscher um die Wette und unter einladendem Wettgeschrei so auf ihre Pferde, daß sie sich bäumen. Trotz solcher Mißhandlung bleibt das Tier leicht in der Gewalt des Kutschers, weil die Nüstern meist durch einen Messingbügel mit Hebelstangen, an denen die Zügel befestigt sind, zusammengeschnürt werden. Vor einem hochbeladnen zweirädrigen Karren ist das Maultier erschöpft niedergebrochen. Der Kutscher und das Straßenpublikum schlagen unter Geschrei auf das arme Tier. Der Fremde sieht, es ist dem Maultier ganz unmöglich, sich zu erheben, da sich die Ladung durch den Fall des Tieres nach vorn geschoben hat, und der Scherenbaum es mit verstärktem Druck am Boden festhält. Empört fordert er den ruhig danebenstehenden Stadtpolizisten auf, den Fuhrmann die Last umpacken zu lassen. La legge è uguale per tutti (das Gesetz ist für alle gleich), lautet die Antwort. Das soll heißen: Jeder kann mit dem Seinen machen, was er will; der Beamte weist entrüstet die Zumutung zurück, sich zu einem Eingriff in fremdes Recht verleiten zu lassen. Auf der Bahnstation Calatafimi auf Sizilien peinigten die dort lungernden Lazzaroni einen an einen Baum gefesselten Pavian durch Hiebe und Steinwürfe. Die ohnmächtigen Wutausbrüche des gequälten Tieres fanden allgemeinen Beifall, sodaß sich schließlich sogar die Carabinieri und das Bahnpersonal an dem Unfug beteiligten, bis endlich die Rückkehr des Besitzers das Tier erlöste. Unser deutsches Gefühl stößt hier auf einen toten Punkt.

Bei öffentlichen Lustbarkeiten, bei Festen und Aufzügen bezeugt das Lazzaronitum den Einfluß der Tradition nach einer bessern Seite. Schon in Verona während der allabendlichen öffentlichen Konzerte kann man die Schulung in dem Benehmen des gesamten Volkes beobachten. Im Schritt und ohne Signale fährt die Pferdebahn vorüber, jeder Solovortrag findet besondre Würdigung, und die beiden Stadtpolizisten mit Cylinder und Spazierstock wirken ausschließlich dekorativ. Das sonst so lärmlustige Lazzaronitum kommt gar nicht auf den Gedanken, solche öffentlichen Abendkonzerte auf den oft nur

Digitized by Google

spärlich beleuchteten Plätzen der Städte durch Roheiten zu stören. Ein andres Bild gewähren allerdings die vielen Volksfeste, durch die die Kirche die große Masse an sich fesselt. Wenn in Syrakus das Fest der Lucia seinen Höhepunkt erreicht hat, und am Abend die silberne Statue der Heiligen aus einer Seitenkapelle des Doms herausgetragen werden soll, drängen sich Tausende auf dem Platze vor der Kathedrale, die Buben haben die Pfähle und Gitter des Eingangs erklettert, und in dem gewaltigen Schiff der reichgeschmückten und hellerleuchteten Kirche steht eine dichtgedrängte Menschenmasse. Wenn dann die Heilige langsam zum Eingangsportal getragen wird, um dem Volke draußen gezeigt zu werden, bricht ein ohrenbetäubendes Geschrei los. Aber das soll so sein. Gleichzeitig läuten sämtliche Glocken im Sturmtempo, und in Salven und Kanonenschlägen wird ein Feuerwerk abgebrannt. Nachdem sie sich draußen am Feuerwerk geweidet haben, stürmt die ganze Meute der Jungen in die Kirche, quetscht sich durch die dichtgepferchte Menge und schreit: Evviva Santa Lucia! daß die alten dorischen Säulen dieses ehemaligen Athenetempels wiederhallen, bis die Heilige im Lichterglanz des Chores niedergesetzt wird. In demselben Augenblick aber tritt Totenstille ein, und es beginnt ein dreistündiges Konzert, dem die ganze eben noch lärmende Menge in Spannung und Andacht folgt. Aber diese Harmonie und das Verhältnis der Wechselwirkung zwischen den Schaustellungen der Kirche und dem Sensationsbedürfnis der thörichten Menge weckt sehr ernste Gedanken. Was bei solchen Festen die sonst verödeten weiten Schiffe der zahllosen Kirchen füllt, das ist nur die Gelegenheit, sich Augen und Ohren berauschen zu lassen und das Gefühl durch andächtiges Gruseln zu erschüttern. Wenn am Allerseelentag abends die Grüfte unter der Kapuzinerkirche in Rom erleuchtet werden, sieht man die Weiber des Proletariats mit Säuglingen auf den Armen und Kindern an der Hand durch diese Totenkapellen wandern. Vorüber an den ehrwürdigen Mönchen mit ihren langwallenden weißen Bärten, an diesen lebenden Bildern des Todes, drängen sich die Frauen mit gierig starren Blicken, zitternd vor innerer Erregung, durch die schwacherleuchteten Grüfte, die mit Mumien, Gerippen, Schädelpyramiden, Kronleuchtern und kunstvollen Arabesken aus den Gebeinen von viertausend Kapuzinern über und über geschmückt sind. Die Kleinen klammern sich, von Todesangst gefoltert durch den Anblick der Knochenmänner, an die Kleider der Mutter, aber die Muttter hat keinen Blick für sie und schleppt sie unbarmherzig weiter. Die religiöse Schaustellung, die ihr ganzes Nervensystem in grausiger Wollust erzittern läßt, muß bis zur Neige ausgekostet werden.

Um das italienische Schmarotzertum an der Wurzel fassen zu können, bedarf es vor allem einer tüchtigen Volksschule. Das zeigt das segensreiche Wirken zweier deutschen Frauen, Adele von Portugall und Frau Schwabe, inmitten des elendesten Proletariats in Neapel. Aus einem Fröbelschen Kindergarten, der Kinder des Proletariats bis zum sechsten Jahre der Verwahrlosung

Digitized by Google

und dem Straßenleben entzog, sie beschäftigte, pflegte und erzog, erwuchs bald eine dreiklassige Volksschule, und jetzt soll das Werk durch eine höhere Bürgerschule gekrönt werden. Es ist ein herzerfreuender Anblick: diese saubere, glattgescheitelte Kinderschar, diese Menge kluger und schöner Kindergesichter, die man da aus dem entstellenden Schmutz Neapels herausgewaschen hat. Freudig und willig gewöhnen sie sich an Thätigkeit, Ordnung und Sauberkeit, die Größern besorgen die Reinigung, das Waschen, Kochen und Nähen, und die Lehrerinnen sind größtenteils schon ehemalige Schülerinnen der Anstalt.

Die Bemühungen der modernen Regierung, die Nation materiell durch Steigerung der Verkehrsmittel, industrielle Unternehmungen und dergleichen zu heben, haben nur geringen Erfolg. Eine tüchtige Volksschule und Volkserziehung muß in die Seelen neuer Geschlechter neue Anschauungen von Menschenwürde und Menschenpflichten pflanzen. Erst wenn solche Anschauungen aus der Tiefe des Volkes heraus nach Verwirklichung und Bethätigung ringen werden, erst dann wird ein thätiger Mittelstand heranwachsen und das Lazzaronitum einschränken. Erst dann wird der Schlendrian weichen, der jetzt den nationalen Hoffnungen und Bestrebungen der Bessern die Spitze abbricht, der den Industriebetrieb lähmt, der den Ackerbau noch immer mit den primitiven Mitteln der Vorzeit betreibt, der den Wein nicht auf Fässer ziehen und lagern lernt, der weite fruchtbare Landstrecken der Malaria und der Versumpfung überläßt. Auf den modernen öffentlichen Denkmälern prangt noch immer in großen Lettern das Senatus populusque Romanus. Der Gebrauch dieser stolzen Worte kokettirt mit dem Ruhme einer Vergangenheit, von deren politischer Macht Italien nichts ererbt hat. Dieses Zehren von der Vergangenheit ist aber auch tragisch, wenn man nicht erkennt, daß jene Worte schon vor zwei Jahrtausenden eine Posse waren, und daß das Lazzaronitum eine Erbschaft des stolzen Römertums ist. Dieses Übel ist nur zu heilen durch einen völligen Bruch mit der Vergangenheit und durch eine Reform mit allen Hebeln der heutigen Kultur. Italien muß lernen alle die brachliegenden Schätze des Landes und alle brachliegenden Kräfte des Volkes im Wettkampf der Nationen einzusetzen. Seine politischen Erfolge haben dem Volke zum erstenmal zum Bewußtsein gebracht, welche Kraft in ihm verborgen schlummert. Auf die Kraftentfaltung in jenen Siegestagen stützt sich die Hoffnung der Besten und ihr Glaube an eine schönere Zukunft Italiens.

Digitized by Google

Vererbung

(Schluß)

Jene Bücher und Schriften, die Weismanns Theorie auf die Gesellschaftslehre angewandt und dadurch in Laienkreisen bekannt gemacht haben, stellen sie als unwiderleglich bewiesen und allgemein anerkannt hin. Das entspricht den Thatsachen so wenig, daß Ludwig Büchner in einem Aufsatz über den Neu-Lamarckismus, den er selbst gegenüber den Neu-Darwinianern vertritt (Zukunft Nr. 33), es gar nicht für der Mühe wert gehalten hat, Weismann auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Und dieser selbst ist, wie alle wirklich großen Gelehrten, himmelweit entfernt vom Unfehlbarkeitsdünkel. Wir stellen einige Sätze zusammen, aus denen hervorgeht, wie bescheiden er von seiner Hypothese denkt. „Diese Biophoren sind nun, wie ich glaube, keineswegs rein hypothetische Einheiten; sie müssen existiren, denn die Lebenserscheinungen müssen an irgend welche Einheit der Materie gebunden sein [und Molekeln sind noch keine lebendigen Einheiten, es muß also Einheiten einer höhern Ordnung geben]. Ich hebe dies besonders hervor, weil bei einer Theorie der Vererbung, die so viele nicht sicher begründete Annahmen erfordert, die wenigen festen Punkte, auf denen wir fußen können, doppelt wertvoll sind" (K 59—60). „Sobald einmal darüber Sicherheit gewonnen sein wird, ob meine Annahme richtig ist, daß die Mikrosomen (Kügelchen) der Kernstäbchen den Iden entsprechen, wird man hoffen dürfen, auch ihre Zahl bei einzelnen Arten festzustellen" (K 252). K 317 ist von dem Einfluß die Rede, den die Reduktionsteilung auf die Zusammensetzung des Keimplasmas ausübt. Die direkte Beobachtung allein, heißt es da, „giebt allerdings darüber keinen genügenden Aufschluß, und zwar nicht bloß deshalb, weil sowohl Ide als Idanten für unser Auge unter einander gleich aussehen, sondern auch deshalb, weil wir nicht einmal feststellen können, ob die Idanten der jungen Keimzellen eines neuen Individuums noch dieselben sind wie die der befruchteten Eizelle, die diesem Organismus den Ursprung gab, ob also ein Idant ein bleibendes Gebilde ist, ob ein bestimmter Idant derselbe bleibt von einer Generation zur andern." Es fragt sich, schreibt er V 93, ob wir der Hypothese von der Vererbung erworbner Eigenschaften*)

*) Die Vererbung erworbner Eigenschaften ist, obwohl auch Du Bois-Reymond sie so genannt hat, keine Hypothese; sie ist entweder eine Thatsache, die man beobachten kann, oder ein unbegründetes Vorurteil.

Digitized by Google

zur Erklärung der Thatsachen bedürfen. „Auf den ersten Blick sieht es nun freilich ganz so aus, und es scheint Tollkühnheit, auch ohne sie auskommen zu wollen. . . . Wie sollten wir die Instinkte als „vererbte Gewohnheiten" begreifen können, ohne die Häufung ihrer Anfangsstufen durch Vererbung der im Einzelleben eingeübten Gewohnheiten anzunehmen? Ich will nun den Versuch wagen, zu zeigen, daß wir doch auch durch diese Fälle — soweit sie wenigstens in ihrem Thatbestand klar und unzweifelhaft vorliegen — nicht zur Annahme der Vererbung erworbner Charaktere gezwungen werden." Im Vorwort zu dem Aufsatze über die Zahl der Richtungskörper und über ihre Bedeutung für die Vererbung schreibt Weismann (V 399): „Gewiß kann es sich auch hier nur um den Versuch einer Erklärung handeln, um eine Hypothese, nicht um das unanfechtbare Resultat des mathematischen Kalküls." Ferner: „Die ganze Frage der Kernumwandlung ist in Bezug auf die Einzelheiten bei den männlichen Keimzellen noch nicht spruchreif" (V 454). „Sobald die Thatsachen uns zwingen — und wie mir scheint, thun sie das —, die Annahme einer Vererbung erworbner Eigenschaften zu verwerfen, so bleibt zur Erklärung der Artumwandlung nur noch ein Prinzip übrig: die direkte Keimesabänderung,*) mag man sich nun diese wie immer zu stande gekommen und wie immer zu zweckmäßigen Resultaten geleitet denken. Sicherlich wird nun dadurch unsre Aufgabe, den Hergang dieser Umwandlungen zu begreifen, nicht erleichtert, vielmehr ganz erheblich erschwert" (V 468). Auf Seite 470 meint er, eigentlich liege nicht ihm die Beweislast ob, sondern seinen Gegnern. „Daß auch erworbne Eigenschaften vererbt werden, ist der Satz, den sie verteidigen und den sie zu erweisen hätten, denn daß er bisher [bis 1888] als eine selbstverständliche Wahrheit von fast allen angenommen und nur von ganz wenigen, wie His, Du Bois-Reymond und Pflüger in Zweifel gezogen wurde, kann doch den Sachverhalt nicht umkehren und die Hypothese von der Vererbung erworbner Eigenschaften zur Thatsache erheben." Wer den Sachverhalt umkehrt, das ist Weismann, indem er eine des Beweises bedürftige Hypothese nennt, was seine Gegner in der Natur als Thatsache wahrgenommen zu haben glauben. Nachdem er nachgewiesen hat, daß die Fälle einer Vererbung erlittener Verletzungen, die seine Gegner angeführt hatten, die Prüfung nicht bestünden, schließt er die Abhandlung darüber mit einer Betrachtung, worin es heißt (V 545): „Ich brauche nicht besonders zu sagen, daß mit einer unnachsichtlichen Verwerfung einer Vererbung von Verletzungen keineswegs nun auch die Frage nach der Vererbung erworbner Eigenschaften überhaupt schon entschieden ist. Wenn auch ich selbst mich immer mehr in der Ansicht bestärkt finde, daß eine solche nicht existirt, und daß wir die Erscheinungen, die uns die Umwandlung der Arten darbieten [darbietet?], ohne die Hilfe dieser Hypothese zu er-

*) Hier spielt Weismann mit Worten. Wenn ein äußerer Einfluß, der den Körper eines Tieres ändert, auch seine Keimsubstanz abändert, die die Änderung auf die Nachkommen überträgt, so ist das ja eben die Vererbung erworbner Eigenschaften.

Digitized by Google

klären suchen müssen, so bin ich doch weit entfernt, dieses Problem damit für endgiltig gelöst zu halten, daß die Vererbung von Verletzungen ins Reich der Fabel verwiesen werden könnte. Aber soviel scheint mir in der That damit gewonnen zu sein, daß die einzigen Thatsachen, die direkt eine Vererbung erworbner Eigenschaften zu beweisen schienen, damit beseitigt sind, und daß somit dieser Hypothese der einzige feste Boden entzogen wird, auf der sie fußen konnte." Daß die erwähnten Thatsachen nicht die einzigen beweiskräftigen sind, werden wir weiterhin von Weismann selbst erfahren. Übrigens gehen die Meinungen der Gelehrten über jeden einzelnen Punkt der Weismannschen Theorie weit auseinander. So heißt es z. B. V 706: „Der Gedanke der Reduktionsteilung, wie ich ihn damals entwickelt habe, scheint bisher bei den deutschen Forschern wenig Beifall gefunden zu haben." Nach alledem ist es geradezu lächerlich, wenn jene Theorie für bewiesen und ohne Widerspruch anerkannt ausgegeben und zur Grundlage einer neuen Gesellschaftslehre gemacht wird.

Und Weismann selbst ist zuletzt unsicher geworden. Wenn auch, schreibt er K 542, „Amphimixis für höhere, d. h. komplizirtere Organismen eine unerläßliche Bedingung für die Fortentwicklung der Art, für ihre Anpassung an neue Existenzbedingungen ist, so kann sie dennoch nicht die letzte Wurzel der erblichen Variation sein. Durch sie können nur die einmal in einer Art vorhandnen Variationen in immer neuer Weise mit einander gemischt werden, nicht aber kann sie selbst neue Variationen schaffen, wenn es auch oft so erscheint." Sehr richtig! Amphimixis von Würmern und Fischen kann wohl verschieden gefärbte, verschieden lange, verschieden starke Würmer und Fische geben, aber nimmermehr solchen Tieren Beine wachsen lassen. Als ich zuerst, fährt er fort, „die sexuelle Fortpflanzung auf die Notwendigkeit bezog, das für die Selektion nötige Material an Variationen zu liefern, dachte ich mir ihren Einfluß auf das Keimplasma noch mächtiger." Bedeutet es nicht die vollständige Preisgebung seiner Theorie vom unveränderten Übergang des Keimplasmas aus einer Generation in die andre, oder genauer gesagt, von der Veränderung allein und ausschließlich durch Zusammenfügung von Ahnenіden, wenn man V 785 liest: „Vererbt können nur die im Keimplasma liegenden Anlagen werden, diese aber werden durch jene äußern Agentien [klimatische Einflüsse, Gebrauch und Nichtgebrauch von Organen u. dgl.] entweder gar nicht berührt, oder doch nicht oder nur selten [also doch wenigstens selten!] in der den bewirkten somatogenen Veränderungen korrespondirenden Weise verändert. [Also mitunter wenigstens kommt es vor, daß die Änderung des elterlichen Körpers eine Änderung im Keimplasma bewirkt, die jene Änderung auf die Nachkommen überträgt.] Obgleich ich natürlich das Keimplasma selbst als nicht durchaus unveränderlich den äußern Einwirkungen gegenüber annahm, so lehrt doch die ungemeine Zähigkeit der Vererbung, daß diese Veränderlichkeit

Digitized by Google

eine geringe und in unmerklich kleinen Schritten erfolgende sein muß.“ Da haben wir die förmliche Zurücknahme! Mehr wollen wir ja gar nicht. Daß sich eine Ente durch gutes Futter und vieles Herumlaufen auf dem Lande zu einer Gans auswachsen und dann Gänseeier legen könne, behaupten wir natürlich nicht, sondern nur, daß die minimalen Veränderungen nach einer bestimmten Seite hin, die durch Änderung der Lebensverhältnisse in Vögeln einer gewissen Art hervorgebracht werden, auf die Nachkommen übergehen und sich im Laufe der Zeit summiren müssen, wenn aus der ursprünglichen Art eine andre entstehen soll. Weismann schreibt denn auch selbst V 525: „So würde man theoretisch nichts entscheidendes dagegen vorbringen können, wenn jemand behaupten wollte, die Vererbung von Verstümmlungen brauche tausend Generationen, um sichtbar zu werden, denn wir können die Stärke der Einflüsse nicht a priori abschätzen, die imstande sind, das Keimplasma zu verändern, und können nur durch die Erfahrung darüber belehrt werden, wieviele Generationen hindurch sie einwirken müssen, ehe sie in die Erscheinung treten. Wenn deshalb Verstümmlungen wirklich — wie die Gegner behaupten — als solche Abänderungseinflüsse auf das Keimplasma einwirkten, dann ließe sich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, daß die Vererbungserscheinungen selbst nicht sofort, sondern erst in einer spätern Generation zum Vorschein kämen.“ Dieser Streit hat vorläufig in Weismanns Versuchsstation 849 weißen Mäusen, die sich auf fünf Generationen verteilen, die Schwänze gekostet, und wenn der Versuch bis zur tausendsten Generation fortgesetzt werden soll, so wird der Jammer der Mäuse groß werden. Wir sind nun überzeugt, daß bei der tausendsten Generation so wenig etwas erreicht werden wird wie bei der fünften, und finden die Gegner sehr unverständig, die Weismann einen so billigen Triumph bereiten. Der Versuch muß aus dem einfachen Grunde für diesen ausfallen, weil eben die Natur nicht ungeschwänzte, sondern geschwänzte Mäuse haben will. Dagegen hat sie gar nichts dagegen gehabt, daß aus den plumpen Formen des kleinen Zebras allmählich die edeln Formen des großen Pferdes würden, und darum sind die kleinen Stufen zur bedeutendern Größe und zur Schlankheit, die ein jedes der Vorfahren des Pferdes infolge uns unbekannter Einwirkungen erklommen hat, von einem auf den andern vererbt worden.

Im „Keimplasma“ berichtet Weismann von Seite 523 ab über Versuche, die er mit Schmetterlingen angestellt hat. Die deutsche Art dieser Schmetterlinge ist heller, die neapolitanische dunkler gefärbt. Er hat nun Puppen der deutschen Art einer hohen, Puppen der neapolitanischen Art einer niedrigen Temperatur ausgesetzt, und es sind aus jenen Schmetterlinge ausgekrochen, von denen viele dunkler waren als ihre deutschen Brüder, aber keiner so dunkel wie die neapolitanischen Vettern, aus diesen aber Schmetterlinge, von denen viele heller waren wie die in der Heimat gebornen, aber keiner so hell wie

Digitized by Google

die deutsche Art. Da nun, schreibt er Seite 525, „durch beide Versuche bewiesen ist, daß die alte Annahme der Lepidopterologen richtig ist, wonach auch die einmalige Einwirkung von Wärme einen deutschen Schmetterling schwärzlich machen kann, und ferner feststeht, daß die einmalige Einwirkung der Kälte einen neapolitanischen Schmetterling weniger schwarz machen kann, so liegt die Annahme nahe, daß die beiden Varietäten auf einer langsamen und kumulativen Einwirkung des Klimas beruhen möchten, in der Weise, daß die schwache Wirkung eines Sommers oder eines Winters sich auf die folgende Generation vererbt und nun von Generation zu Generation gesteigert habe. Wir hätten also dann eine Vererbung erworbner Eigenschaften. Ich glaube aber durchaus nicht, daß dies die richtige Deutung der Thatsachen ist. . . . Weit entfernt davon, der Lehre von der Vererbung somatogener Eigenschaften eine Stütze zu sein, zeigt dieser Fall vielmehr, wie der Schein eines solchen Vorganges zu stande kommen kann, und worauf er beruht. Nicht eine somatogene [eine im Körper eines der Eltern gewordne] Eigenschaft wird vererbt, sondern der abändernde Einfluß, hier die Temperatur, trifft in jedem Individuum zugleich die Flügelanlage [die Determinanten der Flügelschuppen], also einen Teil des Somas, und das Keimplasma der in dem Tier enthaltnen Keimzellen. In der Flügelanlage der jungen Puppe verändert er dieselben Determinanten wie in den Keimzellen, nämlich die der betreffenden Flügelschuppen. Die erstere Abänderung kann sich nicht auf die Keimzellen übertragen, sondern sie bezieht sich nur auf die Flügelfärbung dieses einen Individuums, die andre aber überträgt sich auf die folgende Generation und bestimmt somit deren Flügelfärbung, soweit diese nicht wieder durch spätere Temperatureinflüsse modifizirt wird. Denn dieselben Determinanten, die heute im Keimplasma der Keimzellen von Generation I liegen, rücken später in die Flügelanlage der Raupe und Puppe von Generation II, und die Abänderung, die sie erlitten, solange sie in Generation I lagen, kann verstärkt oder auch abgeschwächt werden durch Temperatureinflüsse, die sie treffen, wenn sie in Generation II eingetreten sind." Wenn das nicht ein Sophisma ist, so giebt es überhaupt keins! Um trotz des klaren Zusammenhangs die Vererbung erworbner Eigenschaften bestreiten zu können, schiebt Weismann ihren Verteidigern den Unsinn unter, daß sie diese Vererbung mit Umgehung der Keimsubstanz lehrten. Denn es versteht sich doch von selber, daß ein Einfluß auf den Vater, der auch den Sohn treffen soll, die väterliche Keimsubstanz treffen muß. Und es ist zugleich klar, daß der Verlust eines Beines die Keimsubstanz nicht berühren wird (denn da, wie die Erfahrung lehrt, ein solcher Verlust die Zeugungskraft nicht schwächt, so folgt daraus, daß zwischen dem Bein und der Keimsubstanz keine Wechselwirkung der Lebensvorgänge besteht), wohl aber Hitze, Kälte, Ernährungsweise, allgemeine Muskelthätigkeit, lauter Dinge, die den ganzen Körper ergreifen, daher auch die Keimsubstanz, die doch ein Teil davon ist. Wenn

Digitized by Google

die Eltern durch schlechte Ernährung ihre Kraft verlieren, so wird auch ihre Keimsubstanz schlecht genährt sein und das Kind schwach ausfallen, und in der Sonne braun gewordne Eltern werden kaum noch ganz weiße Kinder haben; durch tausendjährigen Aufenthalt in Mittelafrika wird ein kaukasischer Stamm zwar nicht im Knochenbau, wohl aber in der Farbe den Negern ähnlich werden.

Vernehmen wir noch folgende Zugeständnisse: „Wenn es nun auch keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß klimatische und andre äußere Einflüsse dauernde Abänderungen an einer Art hervorzurufen vermögen, indem die lange Zeit hindurch gleichsinnig einwirkende Ursache die erste leichte Abänderung gewisser Determinanten verstärkt und nach und nach auch die schwerer veränderlichen Varianten der Determinanten beeinflußt, so beruht doch die unendliche Mehrheit der Abänderungen nicht darauf, sondern auf Selektionsprozessen“ (K 553). „Ich glaube nicht, daß das, was wir an Variationen sehen können, schon das direkte Resultat jener kleinsten Schwankungen der einzelnen Determinanten ist; sie können wohl erst das Summationsprodukt vieler solcher Schwankungen sein“ (K 554). „Es wurde oben schon gezeigt, daß auch die Verdopplung einer Determinante des Keimplasmas auf Ernährungseinflüsse bezogen werden kann, und es wird somit die Anwendung der oben entwickelten Prinzipien auf die Vermehrung der Determinanten keiner Schwierigkeit begegnen. Die bedeutendern Abänderungen der Arten, alle Vergrößerung von Teilen, alle Höherdifferenzirung von Organen muß damit verbunden sein, und die Summirung verdoppelter Determinanten einzelner Ide wird ebenso wie ihre bloß qualitative Abänderung durch Reduktionsteilung und Amphimixis so lange summirt werden können, bis die Abänderung sichtbar wird, und Naturzüchtung eingreifen kann“ (K 556). „Das Verkümmern von Teilen muß auf den Schwund der betreffenden Determinanten im Keimplasma beruhen. . . . Der Anlaß zum Rückgang einer Determinante wird in schwächerer Ernährung gesucht werden müssen“ (K 565). Weismann setzt ein schwaches Gedächtnis bei seinen Lesern voraus, wenn er nach alledem Seite 569 schreibt: „Wie gleich anfangs gesagt wurde, müssen wir uns die einzelnen Schwankungen der Determinanten ungemein klein vorstellen. Direkt könnte Naturzüchtung mit der einzelnen Variation nichts anfangen;*) sie könnte sie nicht summiren; die Summirung kann lediglich durch Amphimixis bewirkt werden.“ Nicht lediglich durch Amphimixis, wie wir ja weiter oben von ihm selber erfahren haben, sondern u. a. auch durch Einwirkung von Hitze oder Kälte und durch bessere oder schlechtere Ernährung, wenn diese Einflüsse viele Generationen hindurch anhalten. Und gerade mit den andern Umständen, die Veränderungen erzeugen und solche summiren, beschäftigt er sich in dem folgen-

*) Weil, wie wir mehrfach hervorgehoben haben, unmerkbar kleine Veränderungen dem Tier noch keinen Vorteil im Kampfe mit seinen Konkurrenten gewähren.

Digitized by Google

den Abschnitt über die Pflanzenpflege. Gefüllte Blüten entstehen nach ihm durch Einwirkungen der veränderten Lebensbedingungen auf das Keimplasma. Daß sie erst im Verlauf von mehreren Generationen zahlreich auftreten, läßt, wie ihm scheint, „nur die eine Erklärung zu, daß die veränderten Bedingungen zunächst nur unsichtbare Veränderungen im Keimplasma der einzelnen Pflanze hervorriefen, Abänderungen z. B. der Determinanten der Blüten oder Blätter, aber nicht gleich in allen, sondern zunächst nur in einzelnen Iden. Diese abgeänderten Determinanten wurden durch die Kontinuität des Keimplasmas auf die folgende Generation übertragen, da aber in dieser die Abänderungsursachen noch fortwirkten, so veränderten sich die homologen Determinanten noch einiger andern Ide, und so nahm die Zahl der abgeänderten Determinanten der Blüte oder der Blätter langsam zu, so lange, bis schließlich einmal ihre Zahl die der normalen Determinanten übertraf, und so die Abnormität sichtbar wurde als Variation der Blüte oder des Blattes“ (K 575). Mit dieser Darstellung kann jeder Anhänger Lamarcks zufrieden sein. „Ich habe [früher] das Variiren des Keimplasmas selbst durch direkt wirkende Einflüsse gewiß noch nicht hoch genug angeschlagen, wie ich oben schon bekannt habe, aber ein Beweis, daß Variation ohne Amphimixis vorkomme, liegt in den Knospenvariationen dennoch nicht“ (K 578). Es kommt uns nur auf den Vordersatz an, der Nachsatz ist uns gleichgiltig. Auf derselben Seite unten heißt es: „Die letzte Ursache der Knospenvariation muß dieselbe sein wie bei der Variation aus Samen, d. h. Ungleichheit der Ernährung des Keimplasmas, das Wort »Ernährung« in seiner weitesten Bedeutung genommen, also inklusive Temperaturverschiedenheiten usw.“ K 608 bis 609 lesen wir: „Es folgt schon aus der Theorie, daß somatogene oder erworbne Eigenschaften nicht vererbt werden können. Dieser Satz ist aber nicht gleichbedeutend damit, daß äußere Einflüsse keine vererbbaren Änderungen hervorzubringen vermöchten.... Die Variation in ihrer letzten Wurzel beruht immer auf der Einwirkung äußerer Einflüsse. Wäre es möglich, daß Wachstum stattfände unter absolut gleichbleibenden äußern Einflüssen, so würde Variation nicht vorkommen; da dies aber nicht möglich ist, so ist jedes Wachstum mit kleinen oder größern Abweichungen von der ererbten Entwicklungsrichtung verbunden. Diese Abweichungen stellen, wenn sie nur das Soma treffen, passante, nicht vererbbare Variationen dar, wenn sie aber am Keimplasma eintreten, übertragen sie sich auf die folgende Generation und verursachen also ihnen entsprechende vererbbare Variationen des Körpers.“ Und auf der folgenden Seite: „Streng genommen kann eine Steigerung oder Abminderung eines Charakters allein durch Amphimixis nicht erfolgen.“ Ferner: „Auch wird nicht leicht zu sagen sein, ob das veränderte Klima nicht zunächst die Keimzelle verändert, und in diesem Falle würde eine Kumulirung des Effekts durch Vererbung auf keine Schwierigkeiten stoßen. Daß z. B. reichlichere Ernährung eine Pflanze nicht nur

Digitized by Google

üppiger wachsen macht, sondern sie auch in bestimmter Weise verändert, ist bekannt, und es würde wunderbar sein, wenn nicht auch ihre Samen größer und mit reichlicherer Nahrung versehen sein sollten. . . . Werden gewöhnliche Pferde auf die Falklandsinseln gebracht, so nehmen sie schon in der ersten dort gebornen Generation durch die schlechte Nahrung und das feuchte Klima erheblich ab, und nach einigen Generationen sind sie ganz schlecht. Man braucht hier nur anzunehmen, daß das für Pferde ungeeignete Klima und die schlechte Nahrung nicht bloß die ganzen Tiere, sondern auch ihre Keimzellen trifft" (V 113). Wir legten kürzlich die Ansicht solcher Weismannianer, für deren Anhängerschaft sich der Meister wohl bedanken würde, einem Landwirt vor und schlossen mit der Bemerkung: Demnach würden unsre Viehzüchter, wenn die Fleisch- und Milchproduktion nicht mehr rentirte, aber Jungvieh im Auslande noch vorteilhaft abgesetzt werden könnte, ihre Kühe und Zuchtstiere in elenden Ställen elend füttern dürfen; vorausgesetzt nur, daß sie Rindvieh von guter Rasse hätten, würden die Kälber gut ausfallen. Der Gutsbesitzer erwiderte: In der Wirklichkeit kommt ja der Fall nicht vor, da Vieh von guter Rasse stets auch gut gepflegt wird, aber würde solches Vieh schlecht gepflegt, so würde es selbstverständlich entarten: Futter ist alles! Natürlich will der Mann damit nicht sagen, daß die Beschaffenheit des Stalles, Reinlichkeit oder Unreinlichkeit, das richtige Maß von Bewegung und Ruhe und die Temperatur gleichgiltige Dinge wären; unter Futter ist eben hier, wie bei Weismann unter Ernährung — Ernährung im weitesten Sinne des Wortes, die Gesamtheit aller Lebensbedingungen zu verstehen. Daß Weismann trotz seiner neudarwinischen Theorie eigentlich nur ein verkappter Lamarckist und der Streit zwischen ihm und seinen Gegnern, soweit es sich dabei nicht um einzelne mikroskopische Wahrnehmungen, sondern um die Prinzipien handelt, nur ein Streit um Worte ist, geht am deutlichsten aus folgender Stelle hervor: „Ich habe niemals bezweifelt, daß Abänderungen, die auf einer Abänderung des Keimplasmas, also der Fortpflanzungszellen beruhen, vererbt werden, vielmehr habe ich gerade stets betont, daß sie und nur sie vererbt werden müssen. Wer das Gegenteil behauptet, der kennt meine Arbeiten nicht. Wie soll denn auch schließlich die Umwandlung der Arten zustande kommen, wenn das Keimplasma nicht verändert werden und diese Veränderungen nicht auf die folgende Generation vererbt werden können? Und was andres soll denn das Keimplasma verändern als äußere Einwirkungen im weitesten Sinne des Wortes?" (V 496). Büchner sieht die Sachen ganz so an wie wir und führt eine Anzahl bedeutender Forscher an, darunter Moritz Wagner, die derselben Ansicht sind. Sein oben erwähnter Aufsatz schließt mit folgendem Zitat aus einer Schrift des Tübinger Professors Eimer: „Nach meiner Auffassung sind die physikalischen und chemischen Veränderungen, die die Organismen während ihres Lebens durch Anwesenheit oder Abwesenheit von Licht, durch Luft,

Digitized by Google

Wärme, Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, Nahrung usw. erleiden, und die sie durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen, die ursprünglichen Elemente für die Entstehung der mannichfachen Veränderungen der organischen Welt und die Entstehung neuer Arten. Aus dem dadurch gelieferten Material machte dann der Kampf ums Dasein seine Auswahl. Die Veränderungen aber stellen sich, einerlei auf welche Art, einfach als Folge des Prinzips des Wachstums dar." Büchner selbst hat vorher den Satz aufgestellt: „Natürliche Auswahl kann nicht die Ursache, sondern nur die Folge der Veränderungen oder Alternativen sein, zwischen denen sie auswählt."

Der Streit zwischen den Anhängern Lamarcks und Darwins ist aus der falschen Grundansicht zu erklären, der sie beide huldigen, daß nämlich die Natur erklärbar sei, und daß sie rein und vollständig aus dem Zusammenwirken der vermeintlich bekannten mechanischen Kräfte erklärt werden könne, ohne daß man eine den Prozeß zu einem vorausbestimmten Ziele leitende Intelligenz anzunehmen brauche. Bei dieser Voraussetzung mußte die scheinbare „Launenhaftigkeit" der Vererbungserscheinungen (V 529) freilich Verwirrung stiften, indem sie sowohl für die Vererbbarkeit erworbner Eigenschaften wie auch dagegen Beweise liefert. Aber selbstverständlich verfährt die Natur auch in dieser Hinsicht vollkommen gesetzmäßig. Sie macht von der Abänderungsfähigkeit der Organismen und von der Vererbbarkeit der Abänderungen nur da Gebrauch, wo eine neue Gattung von vorausbestimmter Form entstehen soll; ist dann dieses Ziel erreicht, so macht sich die Beharrlichkeit des Artcharakters geltend, und Abänderungen einzelner Individuen, die den Artcharakter durchbrechen, werden von da ab nicht mehr vererbt. Um die Entstehung der Arten mit einer aus Lamarckischen und Darwinischen Elementen zusammengesetzten Theorie — zwar nicht erklären — aber wenigstens einigermaßen vorstellbar machen zu können, muß man annehmen, daß die Variabilität und die Vererbung nicht stetig und immer mit derselben Kraft gleichmäßig wirken, sondern periodisch abwechselnd, sodaß eine Zeit lang die Variabilität überwiegt, dann aber, wenn der beabsichtigte Typus fertig ist, die Vererbung ihn festigt und weitere Abänderungen erschwert. Änderungen, die nur Spielarten zu begründen geeignet sind, können jederzeit vererbt werden, so z. B. plumpere oder schlankere Formen bei Tieren und Menschen und Färbungen der Oberhaut oder der Iris. Aber ein sechster Finger an der Menschenhand wird höchstens ein paar Generationen hindurch vererbt und verschwindet dann wieder, weil er nur eine den Menschentypus, aus dem sich kein neuer mehr entwickeln soll, entstellende Monstrosität ist. Aus diesem Grunde versteht es sich auch ganz von selbst, daß die „erworbne" Eigenschaft der Schwanzlosigkeit von der Katze nicht vererbt werden kann, und es ist uns unbegreiflich, wie sich die Gelehrten mit einer solchen Thorheit überhaupt haben herumschlagen können; glaubt doch sogar Häckel noch daran, daß die Nachkommen einer Katze,

Digitized by Google

der der Schwanz abgehackt worden ist, schwanzlos geboren würden. Am wenigsten ist daran zu denken, daß Verstümmelungen des Menschenleibes vererbt werden könnten, da selbstverständlich die Natur auf die Erhaltung des Typus Mensch, der das Ziel der ganzen Entwicklung der organischen Schöpfung bildet, am allersorglichsten bedacht ist. Wir können uns nun recht gut denken, daß der Kern der Keimzelle der Punkt ist, von dem aus der Prozeß geleitet und nach Bedarf bald die eine bald die andre Richtung eingeschlagen wird, und in diesem Sinne finden wir es sehr schön gesagt, wenn Weismann V 790 diesen Kern ein zugleich konservatives und fortschrittliches Element nennt.

Nach dieser Darstellung der Weismannschen Lehre braucht nicht erst besonders bewiesen zu werden, daß von jener Nichtvererbbarkeit erworbner Eigenschaften, die von einigen Soziologen zur Begründung einer neuen Gesellschaftslehre verwendet wird, bei Weismann überhaupt nicht die Rede ist. Gesundheit, Kraft, Geschicklichkeit, Fleiß, Rechtschaffenheit, Mäßigkeit sind Eigenschaften, die den Artcharakter des Menschen nicht durchbrechen, sondern nur reiner darstellen, und sie können daher recht wohl von solchen Personen, die sie durch Übung erwerben, auf ihre Nachkommen vererbt werden. Was Weismann leugnet, das ist die Vererbung von Verstümmelungen, von Kräftigungen einzelner Muskeln, und von erworbnen Instinkten und Fertigkeiten.*) Im ersten Punkte hat er zweifellos Recht; ein Bein zu wenig kann und darf der Mensch, wenn das Genus Mensch erhalten bleiben soll, so wenig vererben, wie ein Bein zu viel. Im zweiten Falle mag er Recht haben, wenn es sich wirklich bloß um einen einzigen Muskel oder eine kleine Muskelgruppe handelt, vielleicht die Muskeln des rechten Armes. Dagegen kann durch Übung erworbne allgemeine Muskelkraft der Eltern nicht ohne Einfluß auf die Muskeln der Kinder bleiben, denn sie ist nicht ohne sehr kräftige Ernährung möglich, diese aber vermehrt nach Weismanns eigner Lehre die Determinanten des Keimes, und es wäre doch mehr als sonderbar, wenn dabei gerade die Muskeldeterminanten zu kurz kommen sollten. In welchem Grade die erworbnen Instinkte und Fertigkeiten vererbbar sind, darüber wird bei der Mannichfaltigkeit und Menge der in Betracht kommenden Erscheinungen wohl noch lange gestritten werden, und wir würden uns einer Anmaßung schuldig machen, wenn wir ein entscheidendes Wort sprechen wollten. Wer hat denn bis jetzt die Fälle gezählt, wo die Fertigkeit im Klavierspiel vererbt wird und wo nicht, und wer vermöchte genau anzugeben, was an der vererbten Fertigkeit vom Erblasser erworben ist, und was er selbst von seinen Ahnen überkommen hat? Daß auch der Sohn des größten Virtuosen die Kunst des Klavierspiels nicht fertig mit auf die Welt bringt, sondern sie erst erlernen muß, versteht sich von selbst; aber

*) Nr. 2 und 3 sind besondre Fälle der Vererbbarkeit von Veränderungen, die durch Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen entstanden sind.

Digitized by Google

musikalisch begabte Kinder können schon gleich nach den ersten Versuchen sehr vieles, z. B. die Begleitung zu einem Liedchen selbst finden, was ein Unmusikalischer in zehntausend Klavierstunden, was er im Leben nicht lernt, und wenn diese Anlage ererbt sein soll, so muß sie doch einer der Vorfahren oder eine Reihe von Vorfahren erworben haben. Daß der Urmensch oder ein tierischer Vorfahre des Urmenschen die Klavierspieldeterminanten geschenkt gekriegt haben sollte, wird doch gerade Weismann am wenigsten behaupten wollen, da ja in seiner Welterklärung kein Schöpfer vorkommt, der den Geschöpfen etwas schenken könnte. Wenn Weismann V 564 schreibt: „Noch niemals ist es erhört worden, daß ein Kind von selbst hätte lesen können, obwohl doch seine beiden Eltern ihr ganzes Leben hindurch diese Kunst fest und fester eingeübt haben," so finden wir eine so geschmacklose Äußerung eines großen Gelehrten nicht würdig. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß vorm Jahre in Kastans Panoptikum ein Wunderknabe gezeigt worden ist, der das Lesen im zweiten Lebensjahre und beinahe ohne Unterweisung gelernt haben soll, sondern sagen nur: es versteht sich doch ganz von selbst, daß nicht die verwickelte Fertigkeit unmittelbar, sondern nur die Anlage dazu vererbt werden kann, wissenschaftlich gesprochen: die Gesamtheit der dafür erforderlichen Hirnzellen, Hirnbahnen und Nervenverbindungen und, die Weismannsche Hypothese als begründet angenommen, der ihnen entsprechenden Determinanten des Keimplasmas. Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch fragen: wenn die Lokalisationstheorie der Physiologen richtig ist und jede Vorstellung ihre eigne Gehirnzelle, jede Denkthätigkeit ihre besondre Hirnzellenverbindung erfordert, woher sollen denn da die neuen Zellen und Verbindungen im Gehirn des mit soviel neuen Vorstellungen arbeitenden Kulturmenschen kommen, wenn sie nicht durch seine geistige Thätigkeit geschaffen werden? Und sollte das Gehirn nicht zu den vererbbaren Organen gehören? Auf welchem andern Wege wäre denn das vollkommnere Gehirn der höhern Tiere und Menschen entstanden, als dadurch, daß der durch die geistige Thätigkeit jedes Individuums erworbne Zuwachs von Gehirnzellen vererbt wurde? Oder muß etwa jedes Menschenkind seine Lebensbahn mit einem Gehirn von dem Umfang und der Struktur des Beuteltiergehirns antreten?

Also nur von diesen drei Arten von Veränderungen behauptet Weismann, daß sie nicht vererbt werden könnten, dagegen sagt er nichts davon, daß Gesundheit und Kraft nicht vererbbare Eigenschaften wären, vielmehr sagt er, wie die Leser gesehen haben, davon gerade das Gegenteil. In Nr. 40 der vorjährigen Grenzboten ist eine Polemik Alexander Tilles gegen die Sozialisten und Gewerkvereinler besprochen worden, in der die Ansicht, die englische Arbeiterschaft sei durch Verkürzung der Arbeitszeit und sonstige Verbesserungen ihrer Lage gehoben worden, als unbegründet bezeichnet wird. Er läßt die Freunde der Gewerkvereine sagen: „So wurden ihre Kinder gesünder und

Digitized by Google

kräftiger, wuchsen unter gesündern Daseinsbedingungen auf und hinterließen selbst wieder kräftigere Nachkommen." Darauf fährt Tille fort: „Diese naive Anschauung des Neo-Lamarckismus, die eine erbliche Übertragung erworbner Eigenschaften voraussetzt, wie sie noch nirgends und niemals beobachtet worden ist, besitzt[!] auch die deutsche Reichskommission usw." Der Leser weiß nun ganz genau, was er davon zu halten hat. Daß Gesundheit und Kraft, die unter günstigen Lebensbedingungen erworben worden sind, daß Krankheit und Schwäche, die sich jemand unter ungünstigen zugezogen hat, nicht vererbt würden, ist noch von keinem Menschen beobachtet und noch von keinem Naturforscher gelehrt worden, am wenigsten von Weismann, auf den sich diese Art Soziologen beruft.

So haben wir denn hier einen interessanten Fall, dessen Bedeutung weit über das Gebiet hinaus reicht, auf dem er sich ereignet hat. In Büchern, die sich einer günstigen Aufnahme erfreuen, und in weit verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften wird eine Lehre als allgemein anerkanntes und unwiderlegliches Dogma verkündigt, der nur eine kleine Minderheit von Naturforschern huldigt, und die auch von ihren Anhängern nur als unfertige und noch lange nicht sichere Hypothese bezeichnet wird, und zu einem bestimmten Parteizweck werden den Urhebern dieser Lehre Ansichten untergeschoben, von denen sie das Gegenteil lehren; auf diese Weise wird durch den Mißbrauch einer nur wenigen zugänglichen Fachwissenschaft ein großer Teil des gebildeten Publikums in folgenschwere Irrtümer verwickelt. Daraus folgt gerade für die Publizisten, die nicht Fachmänner sind, die Pflicht, sich mit diesen Fachwissenschaften bekannt zu machen und über deren Ergebnisse dem Publikum klaren Wein einzuschenken.

Dichter und Kritiker

Unsre modernen Dichter, namentlich solche, die in Versen dichten, pflegen gegen die Kritik recht verstimmt zu sein und beschäftigen sich, nicht zum Vorteil für ihre Verse, viel zu viel mit ihren Gegnern. Sie nehmen dabei einen Ton an, als stünden sie hoch über diesen, in Wirklichkeit aber ist doch ihr Standpunkt nicht hoch genug. Denn anstatt ihre Leser zu sich emporzuheben, haben sie in ihren Versen fast immer irgend einen Widersacher im Sinn, mit dem sie sich auseinandersetzen müssen, wozu es doch eigentlich keiner Verse bedürfte, denn solche Auseinandersetzungen hört und liest man im Leben genug, wenn sich

Digitized by Google

auch nicht immer der eine Teil dabei Dichter nennt. Fast das meiste, was heute als Lyrik auf den Markt gebracht wird, hat polemischen Inhalt. Sind die Dichter jung, so lieben sie es besonders, ihre Kritiker als Schulmeister zu bezeichnen. Sie haben damit insofern Recht, als diese gewöhnlich mehr gelernt haben als sie selbst, die vielleicht etwas früh aus der Schule genommen worden und wohl auch einst hinter die Schule gelaufen sind. So ist denn die Folge davon, daß die einen nichts können als Verse machen, und die andern vermöge ihrer bessern Kenntnis der Vergangenheit manchmal meinen, solche Verse hätte man früher viel besser gemacht, und diese seien das Drucken nicht wert. Wenn sich die Kritiker gewöhnt haben, in der Vergangenheit auch mit dem Herzen zu lesen, so ist kaum anzunehmen, daß sie sich nicht mehr freuen sollten, unter ihren Zeitgenossen guten Dichtern zu begegnen, als schlechten. Vielleicht aber sind sie voreingenommen und beschwert durch die Last der Tradition? Gewiß nicht, wenn ihr Blick nur weit genug reicht, denn das Vergangne ist im einzelnen so verschieden, daß es Beispiele, Analogien, Muster hergiebt für alles, was sich nur in diesem Bereiche ähnliches wieder zeigen kann. Ein Kritiker, wie er sein soll, wird andrerseits kein besondres Bedürfnis fühlen, den lebenden Dichter zu schulmeistern. Wenn es möglich ist, möchte er ihn genießen, wie es alle andern Menschen zu thun wünschen, jedenfalls aber will er ihn verstehen als geistige Erscheinung der Zeit, also das thun, was später der Litteraturhistoriker thut, wenn der es auch bei den meisten dieser Dichter nicht mehr nötig haben wird, weil sie bald vergessen sein werden. Um so mehr hätten es ihm solche zu danken, daß er durch die Aufmerksamkeit, die er ihnen schenkt, ihr Andenken wenigstens vorläufig bei den Zeitgenossen erhält.

Diese Gedanken kamen mir beim Lesen eines starken Quartbandes, den Wilhelm Arent als Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1897 herausgegeben hat mit dem Untertitel: „Blätter neuer deutscher Litteratur und Kunst“ und einem Motto nach Herder: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ (Leipzig und Wien, Litterarische Anstalt, Inhaber: Schulze). Es ist ein hoher Name und ein vornehmes Banner, unter dem sich hier fünfunddreißig Dichter und Schriftsteller mit ihren Beiträgen zusammengefunden haben. An die gute Vergangenheit erinnert es auch, daß die Gegenden Deutschlands hervorgehoben werden, aus denen die Dichter stammen, daß Wert gelegt wird auf das Natürliche, am Boden haftende, daß der „Moderne“ mit ihren fremden Rattenfängern, Ibsen, Björnson und den französischen Impressionisten und Symbolisten ausdrücklich abgesagt wird. Mit den Modernen hatte sich der Herausgeber früher in ähnlichen Sammelbänden zusammengefunden. In dem neuen Musenalmanach werden die Bierbaum, Hartleben, Dehmel, Flaischlen usw. unter Namenaufruf scharf abgekanzelt, woraus man nebenbei sieht, daß die Dichter, wenn sie unter einander handgemein werden, mindestens nicht höflicher sind, als es die hier zugleich mit abgewandelten Leipziger Schul-

Digitized by Google

meister sein sollen, worunter sich vielleicht auch die Grenzboten als mitverstanden ansehen dürfen. Der Herausgeber hat also seine Tenne gekehrt, und nachdem er das Krankhafte und Unverständige beseitigt hat, möchte er allem gesunden und natürlichen den Boden bereiten. Sein Vorwort schließt: „Darum giebt dieser Almanach hoffentlich Samenkörner, giebt er Geistessaat, in die Furchen der Zeit gestreut, die einst im Laufe der Jahre mit Gottheitshilfe zu prächtiger Vollblüte aufgehen wird. Zum Schluß allen Deutschen Herzensgruß, soweit die deutsche Zunge klingt. Fest steht das Wort im Zeitensturm: Deutschland bleibt deutsch in Ewigkeit." Die Absicht ist gut. Versuchen wir, uns über das Erreichte Rechenschaft zu geben.

Um uns den Boden für eine nutzbringende Betrachtung zu ebnen, müssen wir zunächst das Geschäft mit der Worfschaufel noch etwas weiter fortsetzen. Da sind zuerst eine Anzahl Beiträge, für die das Wort unanständig noch viel zu anständig wäre, es werden Reste sein aus der frühern, überwundnen Periode, deren Urheber die vom Herausgeber angezeigte Wandlung nicht mitgemacht haben und nun unter dem Redaktionstisch durchgeschlüpft sind: „Tibers Tod, psychopathische Studie," ferner zwei Gedichte: „Der Vampyr" und „Die Horizontale." Das hat zum Glück mit dem Deutschtum, das der Herausgeber fördern wollte, nicht das mindeste zu thun und hätte ohne Nachsicht weggekehrt werden müssen. Auch haben wir sein Vorwort so verstanden, als hätte er dem überkünstelten Impressionismus abgeschworen. Trotzdem bringt er „Flammende Sehnsucht, psychische Studie" und ein kränkliches Symbolistenexerzitium mit der Überschrift „Frieden," worin es heißt: „Deine Wange lehnst du an meine, ganz leise, ganz sacht, ich muß sie mehr ahnen, als fühlen usw.," und sogar aus seinem eignen „Merkbüchlein" giebt er einen Prosaaufsatz über den großen Nietzscheübermenschen Napoleon auf St. Helena, dessen Tendenz in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts vielleicht verständlich gewesen wäre; in die neue Zeit, die der Herausgeber ausdrücklich mit 1870 beginnen läßt, paßt so etwas nicht. Ebenso wenig gehört eine lange Abhandlung über den Bildhauer Franz Flaum mit vielen Abbildungen weiblicher Nacktheiten in diese Sammlung. Dem Künstler ist es offenbar Ernst mit der Sünde, die er schildert, darin ist dem Verfasser des Textes zuzustimmen, aber wer mag sich in diesen Schlamm versenken, vollends mit dieser analytischen Gründlichkeit? Wer will das lesen in einem Musenalmanach? Der Band hat noch eine ganze Anzahl sogenannter Kunstbeilagen, die ihm nicht zum Vorteil gereichen. Es ist ja bei den Allerneusten Mode, bildende und redende Kunst zu verbinden, mit welchem Erfolg, das zeigt z. B. der Pan. Es giebt wenig Menschen, die beides zugleich zu beurteilen verstehen, und wenn der Herausgeber zu diesen wenigen gehörte, so könnten diese Bilder nicht samt und sonders so unbedeutend sein. Also: was nicht deines Amts ist, da laß deinen Fürwitz! Einen Musenalmanach mit Schriftwerken anständig auszustatten, ist gerade Arbeit

Digitized by Google

genug für einen Redakteur. Denn wir finden noch manches, was den Musen im Wege steht, und was unbedingt hätte wegbleiben müssen. So die ganz inhaltlosen Aphorismen S. 11 und S. 182 die trivialen Verse desselben Verfassers, dessen Name aus Schonung verschwiegen sein mag. Wer von sich sprechen will, dessen Ich muß doch etwas auszudrücken haben. Sodann: Jugend ist kein Fehler, aber wer sich am zweiten November in seinen Hausgarten stellt an das Grab eines vor vierzehn Tagen gestorbnen Hundes, darüber einen sentimentalen Aufsatz schreibt und das Ganze „Allerseelen, ein Tagebuchblatt" nennt, der braucht wenigstens nicht zu sagen, daß er schon siebenundzwanzig Jahre alt ist, noch sich vor der Namensunterschrift mit Dr. zu bezeichnen. Denn das klingt fast unglaublich, wenn der Herausgeber nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, es zum Druck zuzulassen. Ebenso wenig ist einzusehen, wie sich zwei langstielige Abhandlungen eines vielleicht schon etwas ältern Doktors: „Die heroische Weltanschauung," öde Kompilationen aus bekannten philosophischen Büchern, in einen Musenalmanach verirren konnten.

Nun ist die Aussicht frei, und nachdem unser Buch etwa um ein Drittel dünner geworden ist, können wir aus dem Übrigen zu lernen suchen, was es uns als Zeugnis seiner Zeit kundthut. Wir haben vor uns lyrische Gedichte, gereimte und solche in freien Versmaßen, Prosaaufsätze und dramatische Szenen. Es sind meist einzelne Proben, nach denen wir uns das Ganze vorstellen sollen, aber anders war es nicht zu machen, wenn Beiträge von vielen und vielerlei gegeben werden sollten, und daß der Band für den ersten Eindruck recht buntscheckig ausgefallen ist, war nicht wohl zu vermeiden. Am wenigsten wert sind die lyrischen Gedichte. „Lyrische Gedichte, sagt Otto Gildemeister einmal, sind nur dann erträglich, wenn sie den Gipfel der Vollendung erreichen, bei keiner andern Kunstform ist dies in solchem Grade der Fall." Das soll natürlich heißen: erträglich für andre, die sie gedruckt lesen sollen, und die sie ebenso gut, vielleicht sogar besser selbst hätten machen können. Goethes bekannte Äußerungen sollte man eigentlich nicht immer noch zu wiederholen brauchen. Deutsche Verse kann jetzt jeder Deutsche machen; die Sprache dichtet für ihn. Unter allen Gedichten, die in diesem Almanach gedruckt sind, ist auch nicht ein einziges wirkliches Lied, nichts, was man sich gesungen oder im Volksmund weiter lebend denken könnte. Wie hölzern und unoriginell, aus lauter bekannten Reminiscenzen zusammengeleimt, ist z. B. ein nach Gesinnung rechtschaffnes und wohlgereimtes (Mark Brandenburg), dessen Ende lautet:

Dies Liedchen wird noch klingen
Durch deine Gauen hin,
Wenn ich mit meinem Singen
Längst schlafen gangen bin.

Das wird schwerlich geschehen. Übrigens werden hier durchweg ganz zufällige Eindrücke und Gedankensplitter in Reime gebracht oder, noch häufiger, in freie

Digitized by Google

Metren gekleidet. Alles ist fragmentarisch, nichts abgeschlossen. Wie selten ist darunter ein besondrer Eindruck, wie z. B. in folgenden sechs Zeilen, die wir hersetzen, um zu zeigen, daß wir besseres, wenn es nur da ist, auch zu schätzen wissen:

Schwarzes Tennis

Sie spielten Tennis im Schloßpark allein,
Da trat ein fremder Wanderer ein,
Sie mußten ihn grüßen und nennen.

Wohin er schritt, erstarb das Blühn,
Wohin er blickte, verdarb das Grün,
Und sie mühten sich ab, ihn zu kennen.

Das ist ein ganz modernes Motiv, aber in der Stimmung einer vergangnen Zeit, und es mutet an, wie ein Stück aus einer alten Romanze. Es ist von einem Deutschösterreicher, dessen Prosastücke sich ebenfalls durch eine ganz eigentümliche Anschaulichkeit auszeichnen. Dagegen hätte der Herausgeber dem Verfasser von „Jennes Ruh, Herrn Rentier Jenne in Schwedt a. O. gewidmet“ klar zu machen suchen müssen, daß ein Rentier, mag er persönlich noch so schätzenswert sein, doch unter allen Umständen eine ganz unlyrische Figur ist. Daß ferner in zahlreichen Gedichten ein andres ganz modernes Etwas für die Poesie erobert werden soll, dürfte kaum als eine glückliche Gebietserweiterung anzusehen sein. Klopstock hat zwar den Eislauf verherrlicht, aber das Fahrrad mit allen dazu gehörigen Bezeichnungen Pneumatic, Rover usw. paßt nicht in das Reich der Lieder, außer im Scherz. Vischer hat auch schon einmal die Stimmung des Eisenbahnreisenden, an dessen Blicke die Telegraphenstangen vorüberfliegen, hübsch in Verse gebracht. Aber bei den Dichtern des Musenalmanachs liegt die Sache etwas anders. Sie radeln und sehen alles, was sie thun, für wichtig an. Das Fahrrad, die Maschine des kleinen Mannes, der sich kein Reitpferd leisten kann, wächst unter ihnen mindestens zum edeln Renner, auf dessen Rücken sie unsterbliche Lieder singen, während auf den Leser diese Kavalkade ganz unpoetisch wirkt, weil er das rasende Fahrrad und den jodelnden Mann darauf von seinen Spaziergängen her kennt, wo sie ihm den Naturgenuß verderben. Also das Rad kann höchstens in dem Sinne ein Gegenstand der Poesie werden, wie der Tingeltangel und ähnliches — mit sentimentalem und hochgemutem Ton, wie hier, vorgeführt, wirkt es auf jede feinere Natur komisch.

Die einzelnen Dichter treten mit einem unglaublichen Selbstvertrauen auf. „Nicht aus der Fülle der Zeit, aus unsrer Fülle kommt dies neue Geschlecht und seine gewaltig brausende Dichtung: der Große, die Großen“ S. 243, unterzeichnet Peter Hille. Noch besser S. 154: „Mystik wird wieder Religion der Zukunft werden. Moderne Propheten der neuen Religion nennen sich in Dichterkreisen Margarete Halm und Peter Hille.“ Ein langes Gedicht: Der

Digitized by Google

König der Aphorismen, schließt mit den Worten: „der Aphorismen König, Hille.“ Es ist uns aber nicht gelungen, in diesem Königreich auch nur einen der Aufzeichnung werten Gedanken zu finden. Die gegenseitige Verhimmelung der sehr irdischen Teilnehmer eines kleines Kreises, die sich durch das ganze Album hindurchzieht, ist ja gewiß ganz aufrichtig gemeint. Aber ist sie auch klug, zumal da sie zusammengeht mit einer sehr abfälligen Kritik aller dichtenden Konkurrenten und einer recht hochmütigen Stimmung gegen das übrige Publikum? Den Dichtern kann es doch nicht genügen, wenn nur sie selbst auf das Album subskribiren und sie sich untereinander lesen und verehren. Glauben sie aber, daß sich das so brüskirte Publikum das Vergnügen machen wird, das Buch zu kaufen und die vielerlei Anzüglichkeiten für ebenso viel litterarische Genüsse gelten zu lassen?

Viel besser als die gereimten Sachen sind im allgemeinen die Prosabeiträge, kleinen Erzählungen und dramatischen Szenen. Sie sind unterhaltend, und manche von ihnen sind auch in der Form recht gelungen: der Ausdruck ist sorgfältig und bezeichnend, das Eigentümliche einzelner deutscher Stämme tritt hervor, die Litteratur kann aus den Anregungen hie und da eine Bereicherung gewinnen. Wenn man auf die ja nun ein Vierteljahrhundert alte Bewegung der Modernen zurückblickt, so scheint ihr einziger Erfolg in dem Gewinn zu liegen, den sie einer realistischen, mehr an die Redeweise des Volks angeschlossene Prosasprache gebracht hat. Wenn man das Derbe und Rohe, das sich nach berühmten Mustern gern als Sturm und Drang geberdet, ausscheidet, so bleibt ein Rest von Sprachgut, der vielleicht weiter leben wird. Aber sehr viel ist es nicht. Vor allem wird man dahin nicht rechnen dürfen die sehr überhand nehmenden kurzen Betrachtungen, die sich selbst wohl als Prosadichtungen einführen, und die ihren Verfassern jedenfalls leichter werden, als wenn sie dergleichen noch in Verse zu bringen hätten. Diese anspruchsvollen Capriccios haben etwas so willkürliches, daß sie schwerlich einen andern, als der sie geschrieben hat, interessiren können. Daß eine spätere Zeit dergleichen sammeln und darnach Schriftstellerindividualitäten bestimmen sollte, ist ganz ausgeschlossen. Es sind also nur Stilübungen einzelner Menschen, verspätete Sekundaneraufsätze. Die Litteratur der Modernen zeigt eine Erscheinung, die sich ebenso im Bereich der modernen Malerei kundgiebt, und beide gehen ja in vielen Dingen gemeinsame Wege: während man früher meinte, daß sich wahre Meisterschaft erst in der Vollendung und an dem Fertiggemachten erweise, wird jetzt Reklame gemacht mit Entwürfen und Skizzen, mit Andeutungen und Verheißungen. Auf die Erfüllung wartet man dann vielleicht für immer. Fruchtbare Zeiten und kräftige Menschen schaffen und bringen ans Licht und haben keine Zeit zu Programmen. Für den wirklichen Künstler sind Skizzen Interna seines Ateliers, die höchstens ein Freund zu sehen bekommt, Zukunftsmusikanten aber bringen ihre Entwürfe auf den Markt

Digitized by Google

und hoffen, daß das Publikum so einfältig sein werde, sie ihnen als fertige Ware abzunehmen. Nicht viel anders steht es doch auch mit diesem Almanach. Man kann ihn als eine Art Proben- oder Musterkatalog ansehen, wonach mancher dieser Fabrikanten bei ernstlichem Bemühen auch wohl etwas ordentliches würde schaffen können. Aber mit dieser Anerkennung sind die Aussteller nicht zufrieden, sie wollen als wirkliche Dichter behandelt sein und geben ihren Anspruch in einer Weise kund, daß man es für Scherz halten würde, wenn es sich nicht so bitter ernst, so bissig und hochmütig äußerte.

Im Märchen und in der Kinderphantasie gehen die Könige mit Krone und Szepter einher, und auf den Postamenten der Denkmäler stehen die Dichter ohne eine Erinnerung daran, daß sie im Leben auch noch etwas andres waren als Dichter. Wer die wirkliche Welt kennt, weiß, daß sie ein gutes Stück von der materiellen Schwere dieser Welt zu tragen hatten und es meistens sogar mit den Pflichten, die ihnen daraus erwuchsen, sehr ernst nahmen. Sollte man sich nicht wieder in das Kindheitsalter zurückversetzt glauben, wenn man sieht, wie die Teilnehmer an diesem Musenalmanach in allen möglichen Tonarten ihren eignen Dichterruhm und ihre Dichterhöhe besingen, stolz darauf sind, daß sie nichts weiter thun als dichten, und daß sie solche köstliche Gabe dem nichtdichtenden Volke gewähren, wenn man ferner liest, wie sie ihren Kollegen, die sich eine regelmäßige Arbeit bei der Presse, am Theater usw. gesucht haben, das als unwürdigen Abfall von einer hohen Sache vorwerfen? Und doch thaten diese allein das richtige, wenn sie nicht reich genug waren, ohne Beruf zu leben, daß sie sich zur rechten Zeit sagten, daß von dieser Art Dichtung kein Mensch leben kann. Oder ist das Ganze nur konventionelle Spiegelfechterei, und haben die Herren vom Musenalmanach so gut wie alle andern ihre Tagesarbeit, halten es aber für vornehm oder für unpoetisch, davon zu reden?

Zufällig kam mir kürzlich ein Buch in die Hand, das allen diesen Dichtern nicht dringend genug zu lesen empfohlen werden kann. Es behandelt die Herstellung der Bücher, von dem ersten Gedanken an ein Thema an bis zu der Ausgabe und zum geschäftlichen Vertrieb, die Erwartungen und Enttäuschungen der Autoren, die Aussichten der Verleger und die Stellung des lesenden Publikums. In seiner klaren und scharfen Erfassung aller realen Verhältnisse, auf denen das luftige Gewerbe der Schriftstellerei beruht, ist es vorzüglich geeignet, voreilige Liebhaber des Musenrosses, solange es noch Zeit ist, über die wirklichen Eigenschaften des gefährlichen Flügeltiers aufzuklären. Es heißt: L'art d'écrire un livre, de l'imprimer et de le publier (Paris, H. Welter) und ist ein Buch, wie es, glaube ich, nur in Frankreich geschrieben werden kann. Sein Verfasser, Eugène Mouton, ist ein schon älterer Schriftsteller in sehr ernsthaften Fächern. Er ist Kriminalist, daneben aber Romanschreiber und Dichter. Er hat Erfolge gehabt und kennt sein Geschäft aus dem Grunde,

Digitized by Google

aber, und das ist das Originelle an diesem Buche, er überschätzt nicht die Leistung des Schriftstellers, die geistigen Qualitäten der Erfindung, der Emotion, der vermeintlichen Originalität. Ihm ist das „Buch" zugleich ein sehr materielles Etwas, das schon viele gemacht haben und noch viele machen werden, und das gar nicht so massenhaft auftreten könnte, wenn der besondre geistige Wert jedesmal so groß wäre, wie sich die betreffenden Verfasser meist einbilden. Mit andern Worten: die Schriftsteller, namentlich die Anfänger, wissen nicht, wieviel materielle Arbeit mit der Herausgabe verbunden ist, wieviel Kapital und Arbeitserfahrung ein Verleger erwerben muß, wieviel Risiko er zu tragen hat, und wie unbillig es ist, wenn jeder gerade für sein Buch eine besondre Vorliebe und Rücksicht vom Publikum erwartet. In Anbetracht aller dieser realen Voraussetzungen meint er, die meisten Autoren nähmen es mit ihrer eignen Arbeit viel zu leicht, mit dem Erfinden, mit dem Schreiben, sogar mit dem Korrigiren, und wenn dann ein Mißerfolg eintritt, so machten sie sich selbst am wenigsten dafür verantwortlich, sondern haderten mit dem Schicksal und mit dem Publikum. Die meisten Schriftsteller, findet er — und dabei denkt er nicht an bestimmt abgegrenzte wissenschaftliche Fächer, sondern an Romane und Dichtungen —, haben viel zu wenig gelernt. In diesem Zusammenhange kommt er auf das Märchenkönigtum der Dichter und auf die Bohême der Schriftsteller zu sprechen. Der unerfahrne Jüngling erblickt auf den Tischen der Buchhändler die gefälligen Bände ihm unbekannter Verfasser (denn an die wenigen Schriftsteller von Ruf und durch litterarische Thätigkeit erworbnen Reichtum ist dabei nicht gedacht), er sieht, wie sie gelesen werden, er denkt: sie werden gekauft und lohnen ihren Mann, so einer könntest du auch werden. Wollte er den persönlichen Verhältnissen ihrer Verfasser nachgehen, so würden in den meisten Fällen seine Nachforschungen in irgend einem Büreau der Verwaltung oder des öffentlichen Dienstes enden, in einem Kontor oder Magazin von recht alltäglichem Aussehen. Den Männern aber, die darin schaffen und sich ihr täglich Brot verdienen, gelingen in den Mußestunden die leichtern Werke ihrer Phantasie, ihrer Lieblingsneigung, einer nicht ohne Mühe gepflegten Begabung. Der Dichter hingegen, der nur Dichter ist, der Schriftsteller, der nichts weiter zu sein braucht und doch leben kann, der ist in Frankreich so selten wie anderwärts. Er lebt aber in der Traumwelt des unerfahrnen Jünglings. Die Enttäuschung kann nicht ausbleiben. Ein einziger Mißerfolg — und wer erlebte ihn nicht? — entmutigt den Berufsschriftsteller, verbittert ihn und raubt ihm den Gleichmut und die Heiterkeit, die das lesende Publikum von ihm verlangt. Er muß aber weiter schreiten, denn sonst hat er ja nichts gelernt, und er will leben. Die Verstimmung, die er zu seiner Genugthuung unwillkürlich äußert, schlägt sich in seinen Schriften nieder, sie entfremdet ihm das Publikum. Denn es kann sich den aussuchen, der ihm gefällt, es schreiben ihrer so viele, was liegt an dem Einen! Unser Schrift-

Digitized by Google

steller hat sein Spiel verloren. Wer nun nach solchen Erfahrungen zu einem praktischen Berufe zurückkehren kann, der ihn ernährt, der hat noch nicht viel verloren. Er findet sogar in seinem Berufe die Stimmung wieder und den Weg zu seinen litterarischen Neigungen, die er nach den gemachten Erfahrungen besser zu lenken wissen wird. Ja es scheint sogar, als ob ohne das Gegengewicht einer praktischen Arbeit, die zugleich das wirkliche Leben kennen und verstehen lehrt, eine gesunde schriftstellerische Thätigkeit kaum möglich sei. Fälle besondrer Begabung und, was noch wichtiger ist, besondern Glücks sind seltene Ausnahmen. Und der materielle Ertrag einer rein schriftstellerischen Thätigkeit, wenn er nicht die Form eines Tagewerks, z. B. bei der Presse, annimmt, der Gewinn aus Büchern, die nicht „gut eingeführte" Schulbücher sind, ist für den Autor viel geringer, als der Unerfahrene meint. Es ist sehr schön, das noch nebenher zu verdienen, traurig aber, davon leben zu müssen. Darum, so rät Mouton seinen jungen Genossen von der Feder, lernt etwas ordentliches, ehe ihr drucken laßt, damit ihr nicht darauf allein angewiesen seid! Es ist, als hätte er für die Schriftsteller des Musenalmanachs geschrieben. „Wir alle, die wir die Feder führen, seien wir bescheiden; gehen wir von dem Gedanken aus, daß jeder kluge und unterrichtete Mensch ein Buch machen kann, daß aber das Buch ein trauriges Ding ist, wenn es aus Eitelkeit geschrieben wird."

Aber außerdem möchte ich doch das Buch allen Schriftstellern, auch solchen im Nebenamte, empfehlen. Sie werden darin sehr viel wissenswertes finden und vieles, woran sie nie gedacht haben. Denn wie wenige, die die Feder führen, kennen den Weg genau, den ihr Manuskript zurücklegen muß, bis es auf dem Ladentisch des Sortimenters liegt! Es war ein sehr glücklicher Gedanke, einmal alles zusammenzufassen, was an Kräften, kleinen und großen, zu einem Buche gehört, und dem einzelnen Autor zu zeigen, daß das im Vergleich zu seinem eignen geistigen Aufwand keineswegs Nebendinge sind. Und da der Verfasser in so geistreicher Weise recht eigentlich die Sache des Verlags führt, so müßte es Wunder nehmen, wenn sich nicht ein Verleger fände, der das Buch ins Deutsche übersetzen ließe!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Postkarten mit Ansicht zu sammeln ist in der letzten Zeit immermehr zu einer Liebhaberei von großen und kleinen Kindern geworden. Wie für die Briefmarken, so werden auch für diese Bilderkarten schon besondre Albums angefertigt. Da ist es nun sehr zu bedauern, daß auch in diesem Falle der Gegenstand des

Digitized by Google

Sammeleifers einen so geringen ideellen Wert hat. Ab und zu bekommt man ja einmal eine hübsche Karte zu sehen, aber bei weitem die meisten sind doch Fabrikware, gewöhnlich von den „Spezialartisten“ lithographischer Anstalten hergestellt, stümpferhaft gezeichnet, schlecht kolorirt, kurz, künstlerisch wie technisch gleich unerfreulich. Wie viel Schönes ließe sich — genau für dasselbe Geld! — herstellen, wenn die fabrikmäßigen Anfertiger solcher Ware einmal mit dem Schlendrian brechen und sich an wirkliche Künstler wenden wollten, und wenn es dann wirkliche Künstler nicht für unter ihrer Würde hielten, ihre Kunst in den Dienst solcher Bestrebungen zu stellen!

Das Großherzoglich badische Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts hat vor kurzem eine Konkurrenz ermöglicht zur Herstellung künstlerisch ausgestatteter Bilderpostkarten. Eine Probe von dem erfreulichen Erfolg dieser Konkurrenz giebt eine soeben erschienene Serie von fünfundzwanzig Postkarten vom Schwarzwald und vom Oberrhein (Karlsruhe, Verlag der Hofkunsthandlung von J. Velten. Preis 2 Mark 50 Pfennige). Mit diesen Karten läßt sich schlechterdings nichts vergleichen, was bisher auf diesem Gebiete in den Handel gebracht worden ist. Mannichfaltig in ihrer Technik, sind sie zwar nicht alle von gleichem künstlerischen Wert; aber als Ganzes steht die Sammlung doch hoch über all dem Zeug, das man an den Schaufenstern unsrer Papier- und Buchläden hängen sieht. Wir betrachten diese Veröffentlichung als den Anfang zu einer vollständigen Umgestaltung eines Gebietes der Kleinkunst, das durch seine Volkstümlichkeit doch nun einmal eine unleugbare Wichtigkeit erlangt hat. Möge sich kein Sammler diese Karten entgehen lassen, Geschmack und Ansprüche werden sich dadurch wesentlich steigern. Möchten sich aber vor allen Dingen auch die lithographischen Anstalten, die sich mit der Fabrikation von Bilderpostkarten beschäftigen, ernstlich um diese Karlsruher Karten kümmern, damit sie einmal sehen, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann. Und dabei ist es, wie gesagt, nur ein Anfang.

Litteratur

Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Von Dr. Gustav Waniek. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1897

Das allgemeine Urteil genießt noch immer mit Schadenfreude Gottscheds Sturz von der Höhe seiner „Diktatur,“ und je weniger man ihn kennt, desto komischer glaubt man den „Tyrannen des Geschmacks“ finden zu können. Ein so schwerfälliges Buch wie Danzels „Gottsched und seine Zeit“ hat den Eindruck von Lessings Hieben und des jungen Goethes spöttischen Bemerkungen nicht schwächen können, Danzels wissenschaftliche Einseitigkeiten haben es auch für den Fachmann nötig gemacht, bei der Beurteilung Gottscheds ihn sehr vorsichtig zu benutzen. Der Wissenschaft und der größern Gemeinde der litterargeschichtlich interessirten stellt nun Waniek seinen neuen Gottsched vor. „Mancher Nimbus ist von ihm

Digitized by Google

genommen, manches Schönheitspfläſterchen beſeitigt, aber wenn man ihn in ſeiner Gänze(?) betrachtet, umgeben von der Menge ſeiner geiſtigen Söhne, ſo ſieht die Magnifizenz noch immer reſpektabel genug aus." Dieſer Schlußſatz des Vorworts deutet an, was das ganze Buch beſtätigt: der Verfaſſer iſt ſeinem Helden durchaus unparteiiſch zu Leibe gegangen, und das Bild, das er in gerecht abwägender und gut geſchriebner Charakteriſtik am Schluſſe des Werkes von ihm entwirft, zeigt auch tiefe Schatten. Sie ſind mit ebenſo viel Ernſt gezeichnet, wie die hellen Seiten in dem Wirken des Mannes mit Wärme. „Er fand eine Reihe nationaler Kulturaufgaben vor und ging mit ernſtem Fleiß und mit nationaler Begeiſterung an ihre Löſung. Er kämpfte gegen die Herrſchaft des Latein in der Wiſſenſchaft und gegen die des Franzöſiſchen im geſellſchaftlichen Leben. Er trat für die Einheitlichkeit der neuhochdeutſchen Schriftſprache ein, reinigte ſie von dem Wuſt der Fremdwörter, verbannte den verzopften Kanzleiſtil, regelte die Rechtſchreibung, ſchärfte den Sinn für Sprachrichtigkeit und wirkte durch ſeine akademiſche Lehrthätigkeit wie durch die Vorbildlichkeit ſeiner Schriften für eine gefällige, leichtfaßliche Proſa. ... Wie er durch ſeine Auszüge aus den wiſſenſchaftlichen Werken des In- und Auslandes die allgemeine Bildung förderte, ſo trat er für Aufklärung ein [ein bisher nicht genügend beachteter und für die Einreihung Gottſcheds in das nationale Geiſtesleben wichtiger Zug, ſein Rationalismus: die „ewige Vernunft" diktirte ihm ſeine Regeln, ſeinen Verzicht auf Originalität und Individualität, in ſeinen Dichtungen hat er immer nur Typen geſchaffen; wie für allen Rationalismus ſo iſt auch für den Gottſchedſchen das Hauptkennzeichen Überwiegen des Verſtandes über das Gefühl]. Seine beſondre Fürſorge wandte er dem Drama zu. Es gelang ihm in Verbindung mit der Neuberin, die Bühne von dem Pöbelhaften und Unſaubern zu reinigen, die Kunſt der Darſtellung dauernd an die des Dichters zu knüpfen [von großer Bedeutung], den Stand der Schauſpieler zu veredeln und den Genuß des Zuſchauers zu vergeiſtigen."

Wollte man dieſe Vergeiſtigung in der Sprache jener Zeit ausdrücken, ſo müßte man wohl von einem Fortſchritt vom phyſiſchen zum moraliſchen reden. Denn moraliſch, das heute langweilig und abgeſtanden klingt, hatte damals noch einen viel weitern und höhern Sinn als jetzt, was zum Verſtändnis Gottſcheds nicht unausgeſprochen bleiben darf. Ähnlich ſteht es mit kritiſch, das in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie Hildebrand in einer feinen kleinen Studie gezeigt hat, den Sinn von unſerm äſthetiſch mit einſchloß; erſt wenn man das weiß, hat man die richtige Vorſtellung von dem Titel „Kritiſche Dichtkunſt," worüber Waniek auch nichts ſagt. Die innere Litteraturgeſchichte, die tiefere Schicht in ihr, wo ſie unmittelbar an die geſamte deutſche Geiſtesgeſchichte angewachſen iſt, kommt in ſeinem Buche nicht ganz zu ihrem Rechte, zum Teil wohl darum, weil der Verfaſſer kein rechtes Verhältnis zur Sprachgeſchichte hat. Die einzige Äußerung, deren er ſich den Sprachbegriffen der von ihm behandelten Litteraturperiode gegenüber bedient, ſind ſpöttiſch-mißmutige Anführungsſtrichel. Die Darſtellung der äußern Litteraturgeſchichte aber, der litterariſchen Ereigniſſe von Büchern und Broſchüren, Fehden und Verherrlichungen und auch der auftretenden Charaktere iſt ſo gelungen, die Hauptſituationen als Ruhepunkte für den Leſer auf dieſem Meer kleiner Wellen ſo tapfer erfaßt und draſtiſch ausgeſprochen, daß wir uns dieſe Seite der Aufgabe nicht beſſer gelöſt denken können und für ihre energiſche, und gediegne Ausarbeitung, die den Verfaſſer wohl kaum im Verhältnis zu dem Umfange ſeiner Studien belohnt haben wird, höchſt dankbar ſind. Wir gedenken auf ſein Buch gelegentlich noch zurückzukommen.

Digitized by Google

Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philippi. Erstes Buch: Vorrenaissance (Die Bildhauer von Pisa. Giotto. Fiesole). Mit 50 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann

Dieses handliche, nur 117 Seiten in Kleinoktav umfassende Heft ist das erste einer Reihe von kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen, die zunächst in fünf Büchern die Kunst der Renaissance in Italien behandeln wollen. Sie ist immer noch die, die dem künstlerischen Sinn der Deutschen am nächsten steht, wohl durch unsre ästhetische Erziehung, die von der Antike zu Raffael und Michelangelo führt und trotz aller Bußpredigten begeisterter Kunstforscher nicht zu den Wurzeln unsrer nationalen Kunst, zu Dürer und Holbein, umkehren will. Rein um der Kunst willen reisen alljährlich viel mehr Deutsche nach Rom, Florenz und Venedig als nach Nürnberg, Augsburg und Hildesheim, und — wenn wir ehrlich sein wollen — haben sie auch viel mehr geistige Befriedigung und dauernden Gewinn davon. Nirgends finden wir, was insbesondre die Kunst betrifft, ein solches Bild zusammenhängender Entwicklung wie in Italien, aber nur in dem Bezirk, der durch die Städte Rom, Pisa, Mailand, Venedig und Florenz umschrieben wird. Die übrige Kunst Italiens ist, trotz aller Schönheiten im einzelnen, nicht autochthon, und daß Philippi dieses scharf hervorgehoben hat, ist ein Beweis der klugen Überlegung und Besonnenheit, womit er an sein ungeachtet aller Vorarbeiten immer noch schwieriges Unternehmen herangegangen ist. Im Beginn seiner Laufbahn „klassischer Archäologe," wie heute die unlogische Fachbezeichnung lautet, hat Philippi in mehr als zwanzigjähriger Lehrthätigkeit an einer Universität die Kunstgeschichte nicht aus den Augen verloren, ja er ist als Kunstgeschichtschreiber ein ganzer Mann, der in zwei Jahrzehnten nichts übersehen hat und deshalb mit vollen Händen eine runde Weisheit spenden könnte. Aber auf den Magister will er sich nicht hinausspielen. Er will nur den Laien den Zusammenhang zwischen Reiseführern und trocknen kunstgeschichtlichen Leitfäden vermitteln: das Statistische ist ihm zuwider; dafür betont er alles Geschichtliche. Er läßt aber auch das Biographische beiseite. Die persönlichen Erlebnisse der Künstler bedeuten ihm mit Recht viel weniger als ihre Thaten. Für Liebhaber von Künstlerbiographien sorgt die Sammlung von Monographien, die seit einigen Jahren bei Velhagen und Klasing erscheint. Philippi ist Historiker. Ihm ist nicht die Person, sondern die von ihr ausgehende Entwicklung das Höchste, und nach seinen Grundsätzen historischer Kritik hat er die sogenannte „Vorrenaissance" in Italien, namentlich die stark überschätzte Bedeutung des Niccolo Pisano auf ihr richtiges Maß beschränkt: er war nicht der Beginn einer neuen, sondern der letzte Abglanz einer versunknen Zeit.

Daß Philippi nicht für Gelehrte, sondern für Leute schreibt, die gern lernen, was ihnen geschmackvoll geboten wird, wissen die Leser der Grenzboten. Wir sehen darum der Fortsetzung dieser Bücherreihe, die übrigens auch dem Kundigen manche neue und feinsinnige Beobachtung bietet, mit frohen Erwartungen entgegen.

A. R.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 30

Ausgegeben am 29. Juli 1897

Inhalt: Seite

Neue Beweise für den landwirtschaftlichen Notstand 145
Religionsunterricht 150
Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie. Von Alfred Biese. . 160
Ästhetisches 174
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reaktion in Sicht? — Das italienische Heer und der Dreibund. — Die Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz. — Waadtland und Reichsland. — Büreaukratismus 185

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Italienische Eindrücke

von

Otto Kaemmel

Broschirt 2 Mark 40 Pfennige

Von andern Büchern über Italien unterscheidet sich Kaemmels 192 Seiten starke Schrift dadurch, daß uns der Verfasser nicht etwa eine Beschreibung seiner Reisen giebt, sondern in einer Reihe von Aufsätzen bestimmte, begrenzte Aufgaben behandelt, z. B. Volkscharakter und Volksleben, Italienische Landschaften, die Städte als historische Denkmäler, Volkswirtschaftliches und Soziales. In allen diesen einzelnen Studien spricht sich neben Sachkenntnis große Liebe zu Land und Volk aus. Daneben ist die Behandlung der Themata insofern eine virtuose, als der Verfasser gleichsam die ganze Klaviatur italienischen Lebens alter und neuer Zeit mit einer merkwürdigen Allgegenwart oder doch geläufigen Erinnerungsfertigkeit und Assoziationsfähigkeit für Gleichartiges und für Kontraste beherrscht und daher durchweg sehr polyphone Accorde greift. Kurz, Kaemmel schildert aus dem Vollen heraus. Das Buch wird namentlich denjenigen Lesern Vergnügen machen, die schon öfter in Italien waren, obwohl es solchen teilweise ihre eignen Erfahrungen und Gedanken wiederholt. (Bund · Bern)

Skizzen

aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

In Leinwand gebunden 3 Mark 60 Pfennige

. . . Wir haben in Fritz Anders einen ganz meisterhaften Kenner und Maler des Volkslebens vor uns, der seine Beobachtungen und Schilderungen mit einem so köstlichen Humor und einer so erheiternden Satire darbietet, daß auch der grämlichste Rheumatiker bei der Lektüre ein fröhliches, urkräftiges Behagen spüren muß. Seine Gestalten, so wunderseltsam sie uns auch zuweilen anmuten, haben Fleisch und Blut! Wir beobachten nicht nur ihr Leben und Treiben, nein, wir sehen in ihr innerstes Wesen und Sinnen. Und mit den Personen werden einzelne Schattenseiten unsers öffentlichen, staatlichen, kommunalen, sozialen und kirchlichen Lebens so scharf, witzig und treffend skizzirt und gegeißelt, daß jeder Leser dem treuherzigen, schalkhaften und geistvollen Verfasser dankbar sein wird. Unternehmungslustige Vereinsmeier, steife Büreaukraten, umständliche Juristen, störrische Bauern, nörgelnde Stadtverordnete, pedantische Gelehrte, hartherzige Geldprotzen, moderne Wohlthätigkeitsdragoner, eitle Streber, selbstbewußte Musikfexe, dünkelhafte Standespersonen, nervöse Reisende, verbildete Musterkinder, armselige Stellenjäger, pathetische Schwätzer, bornirte Spekulanten ziehen in drolligem Zuge an unserm geistigen Auge vorüber. Anders versteht wie wenige die Kunst, im Lachen die Wahrheit zu sagen. Wer bei den Kapiteln „Der Herr Paragraphendirektor", „Die Historia von der ewigen Schulbank", „Wohlthätigkeitsindustrie", „Das Gaufest", „Eine musikalische Stadt" nicht guter Laune wird, dem ist nicht mehr zu helfen.
(Rhein. Westfäl. Zeitung, Essen)

Bilder

aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

(Ernst Groth)

Broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Die Sammlung enthält: Der alte Korpsstudent, das Hohenzollernlied, die Studentin, Pedell Papendick, der Landpfarrer, der jüdische Student, die Wahlschlacht und eine Studentenaufführung alles kleine, in sich abgeschlossene Skizzen, die den Ernst und den Humor des heutigen akademischen Lebens zumeist vortrefflich widerspiegeln und teilweise, so besonders in der „Studentenaufführung," die davon Kunde giebt, wie Ernst von Wildenbruch zum erstenmal als dramatischer Dichter an die Oeffentlichkeit trat, eine über das Interesse des Tages hinausreichende Bedeutung beanspruchen dürfen. Als Schauplatz der einzelnen Novelletten ist mehrfach Berlin und Leipzig ausdrücklich angegeben; die andern spielen in kleineren nord- und mitteldeutschen Universitäten. Wir können die Lektüre des ansprechenden Büchleins allen Freunden akademischen Lebens, den Jungen wie den Alten in gleicher Weise, angelegentlichst empfehlen.
(Neue Bonner Zeitung)

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Broschirt 3 Mark

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher viele Jahre als Arzt in Amerika gelebt, entwirft eine Reihe anziehender Bilder von dem dortigen Treiben, wie es sich besonders an einem Centralpunkt amerikanischen Lebens, in Cansas City, abspielt. Straßenscenen, Handel und Wandel, die wahnsinnige Jagd nach dem Dollar, soziale Verhältnisse, Eindrücke aus der Häuslichkeit und aus der Schule, das Gesellschaftsleben, die Vergnügungen der Bevölkerung, Amerikas Frauen werden in fesselnder Weise vorgeführt. Scharf geht der Verfasser mit unsern dortigen deutschen Brüdern ins Gericht, die von dem rücksichtslosen Yankee sich schmählich betrügen und ausbeuten lassen. Seine Schilderungen gipfeln in dem Resultat: „In vielen Dingen hat Amerika die alte Welt überflügelt, in andern schmachtet es noch im Mittelalter des Aberglaubens. Die Deutschen allein haben die Aufgabe, die Kulturgedanken der alten Welt in der neuen zur Geltung zu bringen und mit ihrer Hilfe den Götzen des Mammons, der heute dort alles in seinen Banden hält, zu vernichten, um so ein neues Reich aufbauen zu helfen, das einst wirklich ein Weltreich sein wird — ein neues Rom."

Daß der Verfasser nach eigner Beobachtung schildert, daß er mit den unfertigen Verhältnissen Amerikas und seinen eigenartigen Bewohnern wohl vertraut ist, daß er über eine umfassende Bildung verfügt, um sich über alle Erscheinungen ein selbständiges, klares Urteil zu bilden, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Sein interessantes, fesselndes Buch verdient daher von allen gelesen zu werden, die sich über das amerikanische Leben orientiren wollen.
(Odd Fellow)

Digitized by Google

Neue Beweise für den landwirtschaftlichen Notstand

Mit Hochdruck wird zur Zeit darauf hingearbeitet, die Gemüter für immer neue und immer gewaltigere Ansprüche der gegenwärtigen Besitzer des landwirtschaftlichen Grund und Bodens zu gewinnen. Es scheint, als ob ein großer Schlag vorbereitet würde und vorläufig auf der ganzen Linie die Plänkler vorgeschickt wären, teils um aufzuklären, teils um zu verschleiern. Es gilt in möglichst weitem Umfange die Enteignung von Handel und Industrie durchzusetzen. Vorsichtig sondirt man, wer dafür zu haben ist, und man bietet alles auf, um die Lage der landwirtschaftlichen Besitzer als unhaltbar darzustellen.

Unter den agrarischen Plänklern reitet leider jetzt auch ein sehr verdienstvoller, besonders sachkundiger und wohl auch einflußreicher hannoverscher Landwirt, der Amtsrat Hoppenstedt. Eine lehrreiche Abhandlung von ihm über die Ermittlung der landwirtschaftlichen Reinerträge haben wir etwa vor einem Jahre in den Grenzboten besprochen und sind durch sie in unsrer Überzeugung befestigt worden, daß — trotz der Notlage der vielen Landwirte, die ihre Güter als Käufer zu hoch und mit zu viel fremdem Gelde bezahlt oder die sich als Pächter durch zu hohe Pachtschillinge geschädigt haben — die Landwirtschaft heute noch sehr wohl ihren Mann ernähre, und daß die Behauptung, es lohne sich nicht mehr, das deutsche Ackerland zu bebauen, eine sündliche Übertreibung sei. Den beruhigenden Eindruck nun, den diese vorjährige Arbeit gemacht hat, scheint Hoppenstedt jetzt in einem Aufsatz: „Die Preise in ihrer Einwirkung auf die landwirtschaftliche Rente“ wieder verwischen zu wollen, jedenfalls will er Stimmung machen für den Ruf nach immer weiter gehender „Staatshilfe.“ Kein Zweifel, daß er dabei nach bestem Wissen und Gewissen verfährt. Man weiß ja, wie sehr wirtschaftspolitische Dogmen den Blick trüben können, zumal wenn das Herz durch das Ungemach mancher

Digitized by Google

Standes- und Berufsgenossen in Mitleidenschaft gezogen wird. Oft sind sich wohl auch die Plänkler selbst nicht ganz klar darüber, wohin der Vorstoß, den sie einleiten helfen, am Ende führen soll, auch die agrarischen Plänkler nicht, die dem utopischen Rückschritt, dem Umsturz der Wirtschaftsordnung im Sinne Oldenbergs, die Wege bahnen.

Der Verfasser sagt, wenn trotz der fortschreitenden Entwicklung und der großartigen Erfolge im landwirtschaftlichen Betriebe und ungeachtet der erhöhten Intelligenz und der vermehrten Aufwendung von Arbeit und Kapital die materielle Lage der Landwirte heute ungemein gedrückt und schwierig, die Verzinsung des in der Landwirtschaft thätigen Kapitals so niedrig sei, „daß von einer Rente in den meisten Wirtschaften nicht mehr die Rede ist," so lägen die Ursachen dieses Notstands und die Möglichkeit zu ihrer Beseitigung zum größten Teil außerhalb des Machtbereichs des praktischen Landwirts. Durchgreifende wirtschaftliche Maßregeln, durch die sich der Landwirt selbst aus der schlimmen Lage befreien könnte, gebe es nicht. Der Ruf nach staatlicher Hilfe sei daher begründet und umso gerechtfertigter, wenn die deutschen Landwirte, wie bisher, bestrebt seien, mit aller Kraft den errungnen hohen wirtschaftlichen Standpunkt zu behaupten und nach Möglichkeit zu vervollkommnen. Mit Hilfe des Staats müßten sie in den Stand gesetzt werden, auch in Zukunft in privat- und volkswirtschaftlichem Interesse zu nützen, damit das Ziel: ein Zusammengehen beider Interessen auch fernerhin zu ermöglichen, erreicht werde.

Veranlassung zur Erörterung der Frage, wie sich die Rente in den letzten Jahren gestaltet habe, hat dem Verfasser der Umstand gegeben, daß selbst heute noch gewisse — freilich wenig einsichtige — Kreise ein Darniederliegen der Landwirtschaft überhaupt leugnen, andre aber in neuerer Zeit nachdrücklich behaupten; die durch Boden, Klima, Absatzverhältnisse bevorzugten Gegenden unsers deutschen Vaterlands hätten durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse gar nicht oder kaum fühlbar zu leiden, eine Notlage bestehe nur in den weniger begünstigten Gegenden. Zuzugeben sei allerdings, daß in den bevorzugten Teilen Deutschlands, so im Herzogtum Anhalt, in Braunschweig, den Provinzen Sachsen und Hannover u. a., ein eigentlicher Notstand nicht herrsche, doch gelte das keineswegs allgemein, sondern innerhalb der gedachten Gebiete nur für die besten Lagen. Ganz spurlos seien aber die letzten zehn Jahre auch an diesen nicht vorüber gegangen.

Wir haben niemals verstanden, wie jemand behaupten kann, daß die niedrigen Getreidepreise bei erhöhten Erzeugungsunkosten, namentlich Löhnen, keine geschäftliche Einbuße für die Landwirte bedeuteten, haben aber auch in der Güte des Bodens oder der „Lage" niemals ein Schutzmittel dagegen gesehen. Wir wissen nicht, ob in unfruchtbaren Gegenden die Landwirte die Güterpreise und die Pachtschillinge noch mehr zu unverständiger Höhe hinaufgetrieben haben als in fruchtbaren Bezirken, aber das wissen wir aus eigner

Digitized by Google

Erfahrung, daß sehr vielfach auch in Bezirken mit gutem Boden ganz unvernünftige Kaufpreise und Pachtbeträge bewilligt worden sind. Für die Notstandsfrage, wie sie der Verfasser selbst auffaßt, kommt es aber doch hauptsächlich darauf an, ob man beim Kauf oder bei der Pachtung die Ertragsfähigkeit des Bodens und die Gunst der Lage richtig oder falsch beurteilt hat, nicht auf die Güte des Bodens und der Lage an sich.

In einer Not- oder Zwangslage — meint Hoppenstedt — befinde sich der, der „seinen Verpflichtungen gegen den Staat wie gegen seine Familie nicht oder nur durch schwerste Opfer und Einschränkungen nachzukommen vermag." Aber was die Pflicht der Gutsbesitzer und Pächter gegen Staat und Familie alles umfaßt, darüber bleibt er leider jede Erklärung schuldig, ebenso über die Begriffe „Opfer" und „Einschränkungen." Eine Grenze, wo der Notstand anfängt, wird von ihm gar nicht angegeben. Dennoch sagt er, in dieser Lage befinde sich leider eine große Zahl von Landwirten auch in den von Natur gesegneten Bezirken, und es sei nur zu unterscheiden zwischen denen, die durch die Ungunst der Verhältnisse, und solchen, die durch eigne Schuld in Bedrängnis geraten seien. Und da stehe denn folgendes unzweifelhaft fest: in den am meisten bevorzugten Bezirken hätten die Landwirte lediglich infolge des Preisniedergangs empfindliche Verluste erlitten, ihre Einnahmen seien stark zurückgegangen; die ältern Wirtschaften hätten diese Einbußen durch Überschüsse früherer Jahre decken können, von den jüngern die, die finanziell besonders gut gestellt seien, die übrigen würden bei den jetzigen Preisen oder bei eintretenden größern wirtschaftlichen Unfällen bald in ernste Schwierigkeiten geraten und seien es zum Teil schon.

Was soll man sich nun eigentlich dabei denken, daß in den „am meisten bevorzugten" Bezirken überhaupt niemand durch eigne Schuld in Bedrängnis geraten sei, daß hier immer nur die Ungunst der Verhältnisse als Grund anzusehen sei? Man kann ebenso oft und mit ebenso viel Nachdruck das Gegenteil behaupten hören. Wert ist keine von beiden Behauptungen etwas. Nur das steht fest, hat aber mit der Bodenbeschaffenheit nichts zu thun, daß sich die hannoverschen Gutsbesitzer der Güterspekulation, wie sie in den Ostprovinzen bis zum Beginn der Agrarkrisis im Schwange war, fast ganz enthalten haben. Diesen Haupt- und Grundfehler der „ostelbischen" Rittergutsbesitzer haben Herrn Hoppenstedts Landsleute vermieden, und deshalb sind auf schlechtem und auf gutem Boden die Verhältnisse in Hannover gesünder und solider, als östlich von der Elbe. An den Leuten hat es also gelegen, nicht am Boden, und die Leute sind auch, soviel wir wissen, stolz darauf.

Aber hören wir Hoppenstedt weiter. In den weniger guten Lagen der bessern und besten Gegenden, sagt er, seien fast alle Wirtschaften schon stark in Mitleidenschaft gezogen, da von einer nennenswerten Rente „überall nicht" (d. h. nirgends) mehr die Rede sei. Obwohl von Hause aus mit genügendem

Digitized by Google

eignem Kapital versehen, dabei fleißig und tüchtig, habe sich doch ein Teil zu größern Anleihen, Stundungen usw. entschlossen, ein andrer habe „seinen Wirkungskreis aufgeben müssen," „mithin"(?) seien nur solche mit starken Reserven oder großem Vermögen heute noch nicht in Bedrängnis. Von denen aber, die die Ertragsfähigkeit des Bodens überschätzt hätten, oder die nicht mit der nötigen Einsicht vorgegangen oder mit unzureichendem oder zum Teil fremden Kapital in die Wirtschaft eingetreten seien, sei der größte Teil schon in Vermögensverfall geraten; der kleinere Teil halte sich noch künstlich hin. Bezüglich dieser letztern der vorerwähnten Arten der Wirtschaften bestehe also ohne Zweifel eine Notlage, und ihre „Ziffer" sei leider nicht klein.

Wir haben den Gedankengang des Verfassers ausführlich mitgeteilt, um zu zeigen, was agrarische Beweisführung ist, selbst bei Männern, die wir sonst als zuverlässige Auskunftspersonen über landwirtschaftliche Fragen betrachten. Aber Zahlen beweisen, das hat auch Hoppenstedt gewußt und sich zu nutze gemacht. Eine Reihe von Rechnungen und Tabellen über die Reinerträge von fünf landwirtschaftlichen Betrieben beweisen alles. Wir wollen uns also die Zahlen etwas näher ansehen. Sie betreffen ausschließlich Pachtwirtschaften in „bessern und besten Gegenden des nordwestlichen Deutschlands."

Die erste Wirtschaft — A — ergab in der Periode 1864/73 einen Reinertrag von 34154 Mark bei einem Pachtgelde von 23500 Mark, sodaß dem Pächter 11654 Mark übrig blieben; in der Periode 1873/77 betrug der Reinertrag 44777, das Pachtgeld 34000, der Überschuß 10777 Mark; 1877/86 der Reinertrag 52548, der Pacht 34000, der Überschuß 18548 Mark; 1886/95 der Reinertrag 37524, der Pacht 33500, der Überschuß 4024 Mark. Bei den „heutigen" Preisen, wie der Verfasser sagt, würde sich der Reinertrag auf 29070 Mark stellen, mithin würde sich bei einem Pacht von 33500 Mark ein „Fehlbetrag" von 4430 Mark ergeben. Für die übrigen vier Wirtschaften sind nur die Reinerträge „im Jahre 1892" und „bei heutigen Preisen" berechnet, dabei ist hier der nach Abzug des Pachtgelds verbleibende Überschuß als Reinertrag bezeichnet. Wir behalten die Bezeichnung wie bei der ersten Wirtschaft bei. Das Ergebnis ist folgendes:

Wirtschaft B. 1892: Reinertrag 62786 Mark, Pachtgeld 39500 Mark, Überschuß 23286 Mark. Bei den „heutigen" Preisen: Reinertrag 55786 Mark, Pachtgeld 39500 Mark, Überschuß 6286 Mark.

Wirtschaft C. 1892: Reinertrag 43755 Mark, Pachtgeld 32226 Mark, Überschuß 11529 Mark. Bei den „heutigen" Preisen: Reinertrag 36690 Mark, Pachtgeld 32226 Mark, Überschuß 4464 Mark.

Wirtschaft D. 1892: Reinertrag 22610 Mark, Pachtgeld 16500 Mark, Überschuß 6110 Mark. Bei den „heutigen" Preisen: Reinertrag 17181 Mark, Pachtgeld 16500 Mark, Überschuß 681 Mark.

Wirtschaft E. 1892: Reinertrag 30629 Mark, Pachtgeld 20200 Mark, Überschuß 10429 Mark. Bei den „heutigen" Preisen: Reinertrag 24080 Mark, Pachtgeld 20200 Mark, Überschuß 3880 Mark.

Digitized by Google

Durch diese Zahlen soll nach Hoppenstedt bewiesen sein, daß bei der heutigen Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte nicht die Rente erzielt werde, die dem Landwirt die Mittel gewährt, „sorgenfrei zu leben, d. h. den mannichfachen Verpflichtungen, die ihm der Staat, seine Stellung und die Familie gegenwärtig und für die Zukunft auferlegen, nachzukommen, den Gefahren und Verlusten, denen er ausgesetzt sei, Stand zu halten und seinen Beruf so auszufüllen, wie es mit Recht von ihm verlangt werden könne, und wie es erforderlich sei, um seinem Betrieb die höchste Rente abzugewinnen."

Auf diese Weise beweist eine Leuchte unter den westelbischen Landwirten nicht nur den Notstand, sondern noch mehr: die Notwendigkeit neuerer größerer Staatshilfe auf andrer Leute Kosten! Oder will Hoppenstedt nur beweisen, was jedermann zugiebt, daß viele Domänenpachtungen auch auf gutem Boden noch viel zu hoch sind? Will er die Staatshilfe nur für die Domänenpächter, die von dem Pacht erdrückt werden, in Anspruch nehmen in der Form von Pachtermäßigungen? Dann würden wir ihm unter Umständen gern zustimmen, denn der Staat soll nicht härter sein als ein Privatverpächter, er soll nicht schroff auf seinem Schein bestehen, wenn er sieht, daß sich ein tüchtiger Pächter an Bedingungen, die er unter andern Aussichten übernommen hat, verblutet. Hat der Fiskus die fetten Jahrzehnte mitgenommen, so soll er auch die magern hinnehmen wie der Privatmann. Aber auf keinen Fall kann man den landwirtschaftlichen Notstand überhaupt und die Unmöglichkeit, sich in schlechten Zeiten durchzuschlagen, und vollends die Notwendigkeit weiterer Staatshilfe mit diesen Zahlen beweisen wollen. Wo in aller Welt nimmt man das Recht her, zu behaupten, der Boden werfe keine Rente mehr ab, wenn der Eigentümer eines Ritterguts mittlerer Größe einen Jahrespacht von 30000 bis 40000 Mark daraus beanspruchen zu dürfen glaubt? Auch wenn er in schlechten Zeiten fünfundzwanzig und dreißig Prozent von diesem Pachtgelde nachlassen muß, sodaß der Pächter zu einem leidlichen Überschuß kommt, kann von der Unmöglichkeit, den Pflichten gegen Staat und Familie nachzukommen, nicht die Rede sein. Und dann, was sind denn die „heutigen" Preise im Wechsel der guten und schlechten Jahre, wie er sich auch seit Ende der achtziger Jahre, d. h. seit Beginn der Krisis oder des Niedergangs der Konjunktur auf dem Weltmarkt, geltend macht? Hat nicht das Jahr 1891 sehr hohe, das Jahr 1892 noch ganz erträgliche Weizenpreise gehabt? Ist nicht 1896 schon wieder eine Besserung eingetreten, die, so viel uns bekannt ist, in der ersten Hälfte des laufenden Jahres fortgeschritten ist? Daß Domänenpächter, die vor zwölf, vor achtzehn Jahren gepachtet und keinen Pachtnachlaß erreicht und dabei viel Geld in den Betrieb hineingesteckt haben, in nicht geringer Zahl ihr Vermögen zugesetzt haben, das ist ja zuzugeben; aber wo sind denn die in Vermögensverfall geratnen Besitzer? Die Statistik weiß nichts davon. Freilich einschränken müssen sich die, die viel Schulden haben, vielleicht noch auf Jahre

Digitized by Google

im Vergleich zu den guten Zeiten, wo sie zu wenig an die Zukunft dachten. Aber das ist doch an sich noch kein Notstand, auch nicht für den Rittergutsbesitzer und den Edelmann. Gerade die hannoverschen Landwirte haben sich in den Zeiten der hochgehenden Konjunktur nicht den Kopf verdrehen lassen. Mögen sie sich auch in der Zeit des Niedergangs als die zähen, selbstbewußten, pflichttreuen und arbeitsamen Sachsen beweisen. Sie werden an wahrer Vornehmheit nichts einbüßen, wenn sie sich ehrlich nach der Decke strecken.

Religionsunterricht*)

In Neisse, wo ich Mitte Oktober 1879 ankam, ward ich in eine schöne große Kirche eingeführt. Das hatte man mir als einen Vorzug meiner neuen Stellung gerühmt, mich aber freute es ganz und gar nicht; konnte ich mir doch die Lage ausmalen, ohne daß mir irgend ein Mensch ein Wort davon sagte. Die hochgehenden Wogen des Kulturkampfes hatten die Altkatholiken bis in die zweitgrößte Kirche des „schlesischen Roms" getragen, und jetzt, wo sich diese Wogen verlaufen, die Honoratioren von der verlornen, aus der Mode gekommnen Sache zurückgezogen hatten, wo Diplomaten bei Bischöfen antichambrirten, die Regierungs- und Landräte, die Bürgermeister und die Richter den katholischen Klerus nicht mehr als eine vaterlandslose, hochverräterische Bande verfolgten, sondern, wie 1848 und in der Konfliktszeit, als eine Stütze des Staates umschmeichelten, jetzt saß das Häuflein Altkatholiken da als Gegenstand des Hasses für die über zehntausend Seelen starke römisch-katholische Gemeinde, die es jenen nicht verzeihen konnte, daß sie ihr das schöne Gotteshaus „geraubt" hätten. Als ein paar Jahre später die Altkatholiken aus der Kreuzkirche auszogen und sich mit der ehemaligen evangelischen Garnisonkirche begnügten, die der alte Fritz, geschmacklos und unschön, aber bombenfest, als „Pfaffentrutz" mitten auf den Ring gesetzt hatte, da hatte der Konfessionshader ein Ende, und in die Stadt kehrten Ruhe und Frieden ein. Mir war es jedesmal peinlich, in der großen prunkvollen Kirche einem Häuflein predigen zu müssen, das in einer geräumigen Kapelle Platz gehabt hätte. Da hielt ich viel lieber in Gleiwitz Gottesdienst — es geschah in jedem Monat einmal —, wo die Altkatholiken ein kleines, armseliges Kirchlein vor der Stadt

*) Fortsetzung von „München und Konstanz" in Nr. 18, 20 und 22.

Digitized by Google

haben, das jedesmal bis auf den letzten Platz gefüllt war, und um das sie niemand beneidete. Das allerschönste aber war, daß ich in Neisse mit einem maigesetzwidrigen Gottesdienst anfangen mußte. Die Anzeigepflicht hatte der Bischof Reinkens selbstverständlich rechtzeitig erfüllt, aber als ich in Neisse ankam, war die Erlaubnis des Oberpräsidenten zur Ausübung geistlicher Amtsverrichtungen noch nicht eingetroffen. Sonnabend telegraphirte ich an den Oberpräsidenten; die Antwort lautete: „Nicht in der Lage, Genehmigung zu erteilen. Oberpräsident." So mußte ich denn am andern Morgen einen gesetzwidrigen Gottesdienst abhalten, und hätte sich ein Denunziant gefunden, so hätte ich eben ins Loch spazieren müssen. Da erinnerte ich mich daran, daß ich kurz vorher die Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande nachsuchen (kostet 1,50 Mark) und die Aufnahme in den badischen (kostet 2,50 Mark) hatte bewirken müssen, daß ich dann die Großherzogtreue wieder in die Königstreue hatte zurückverwandeln müssen, und daß sich der Oberpräsident aus Konstanz ein Führungszeugnis bestellt hatte, obwohl er wußte, wie genau ich in Liegnitz bekannt war; hatte er mir doch ein paar Wochen vorher die Entlassungsurkunde durch den Regierungspräsidenten von Liegnitz zustellen lassen. O Himmel, dachte ich, das nennt man also deutsches Vaterland! Das wäre das glorreiche neue Reich und der große Zug der Zeit oder der Zug der großen Zeit!

Da man mir geschrieben hatte, daß ich eine Amtswohnung vorfände, gedachte ich mirs gemütlich einzurichten und eine arme Verwandte als Wirtschafterin zu mir zu nehmen; ich hatte die Wahl zwischen einer Base, die noch vergebens auf den Mann wartete, und der mit drei Kindern gesegneten Witwe eines Vetters. Aber unser Herrgott, der Kirchenvorstand und ein Kreuzherrnprälat irgend eines frühern Jahrhunderts hatten es anders beschlossen. Für mich stand nur ein einziges großes Zimmer zur Verfügung; die Wirtschaftsräume des wunderlich angelegten Hauses waren dem Küster Kreisel eingeräumt worden, dessen Frau für meines Leibes Notdurft sorgen sollte. Der Küster war ein Militärinvalid und ist einige Jahre später seinen mancherlei Leiden erlegen, nachdem er sich bis zum Tode in allerlei Ämtchen, zuletzt als Logenkastellan, redlich für die Seinen geplagt hatte. Seine sehr tüchtige und gescheite Frau und die sieben Kinder hatten bald meine Sympathie gewonnen. Als wir infolge der Beendigung des Kulturkampfes zu Neujahr 1882 aus der „Prälatur" ausgewiesen wurden, sagte ich: Was der Kirchenvorstand zusammengefügt hat, wollen wir nicht scheiden; wir bezogen zusammen eine Mietwohnung, und nach dem Tode des Mannes wirtschaftete ich mit der Witwe weiter. So war ich denn einigermaßen verheiratet. Auch hatte ich bald einige liebe Freunde gefunden. Da war namentlich ein alter Schulkamerad von Landeshut her, Ingenieur Habich, der sich hier als Rentner niedergelassen hatte, dann der Dr. Ernst Melzer, der eine von den beiden noch übrigen An-

Digitized by Google

hängern des früher auch von mir hochgeschätzten Philosophen Günther — der andre ist der jetzige altkatholische Bischof Weber —, und der durch mannichfache gemeinnützige Thätigkeit in weitern Kreisen bekannte Professor Heinrich Rose, in dessen Familie ich bis heute jeden Sonntag Nachmittag ein Plauderstündchen genieße.

Die altkatholische Seelsorgestelle war keine anerkannte Pfarrei, gewährte also keine sichere Versorgung, und ich bemerkte bald, daß es mit den Finanzen der Gemeinde nicht zum besten stehe. Ein Versuch, die Anerkennung der hiesigen Altkatholikengemeinschaft als einer Pfarrei zu erlangen, war bei der damaligen kirchenpolitischen Lage verspätet, und so beschloß ich denn, mich drei Jahre lang von den Kämpfen, Ärgernissen und Arbeiten der letzten fünftehalb Jahre zu erholen und dann dem geistlichen Stande Valet zu sagen. Vorübergehend dachte ich noch einmal an ein evangelisches Pfarramt. Es war eine lächerliche Kleinigkeit, die mir den letzten Rest von Lust benahm. Ich sah in einer biblischen Geschichte die Überschrift: „Vom Königischen." Da sagte ich mir: was für abgeschmackte Sachen würdest du dir doch auch als evangelischer Geistlicher gefallen lassen und selbst mitmachen müssen! Du würdest dir bald wieder einmal dein loses Maul verbrennen, und nachdem du römisch-katholisch und altkatholisch exkommunizirt worden bist, würdest du auch noch die evangelisch-lutherische Exkommunikation zu schmecken bekommen. Nun halte ichs zwar sonst mit dem Sprüchlein: omne trinum perfectum, und gehe z. B. von einer verschlossenen Thür nie eher fort, als bis ich dreimal am Klingelgriff gezogen oder auf den Knopf gedrückt habe; aber vor der dritten Exkommunikation graute mir, ich hatte an zweien genug.

Und gerade um des Religionsunterrichts willen, der mir früher so viel Freude gemacht hatte, war es mir lieb, daß mich die Verhältnisse aus dem geistlichen Stande hinaustrieben. Nicht die Schwerhörigkeit allein verleidete mir ihn; die wäre hier kein so großes Hindernis gewesen; die Zahl der Schüler war klein, und es ließ sich voraussehen, daß sie bald nur noch ein halbes Dutzend betragen würde. Auch litt ich nicht an einem Übel, das manchen evangelischen Geistlichen viel zu schaffen zu machen scheint: der Furcht vor der modernen Bibelkritik; der Wert der Bibel steht mir so fest, daß meinen Glauben an ihre Göttlichkeit nichts erschüttern kann; die Ergebnisse der modernen Forschung auf diesem Gebiete stören mich so wenig in ihrer Lektüre, als es mir die Freude an Lessing und Shakespeare raubt, wenn ein Narr den ersten zum Plagiator und ein andrer Narr den zweiten zum Deckblatt für Bacon macht. Mag das Buch Daniel unter einem Achämeniden oder unter einem Seleuciden geschrieben sein, die Riesengestalt des Propheten, der das Mene, Tekel, Upharsin deutet, bleibt gleich groß, und alle modernen Propheten und Staatsweisen erscheinen wie Gewürm neben dem Manne, der den Gewaltigen und seine Höflingsschar mit dem Worte niederschmettert:

Digitized by Google

„Deine Geschenke behalte dir, und deines Hauses Schätze gieb einem andern; die Schrift aber, o König, will ich dir lesen und, was sie bedeutet, verkünden: Mene usw.“ Also das wars nicht, sondern viel andres. Allerlei Erinnerungen zogen an mir vorüber. Ich trete in eine katholische Schule. Gretel, ruft eben der Lehrer, sag die sieben Todsünden auf! Gretel schnellt in die Höhe und schmettert, bei jeder Todsünde an der Spitze ihrer Schütze zupfend, heraus: erstens Hoffart, zweitens Geiz, drittens Unpaischeit — Unkeuschheit heißts . . . Untaischheit, viertens Neid — Unkeuschheit sollst du sagen; Unschaikeit, fünftens Fraß und Völlerei . . . . Ein Glück ists noch, wenn ein alter Pfarrer dabei steht und dem eifrigen jungen Kaplan oder Lehrer zuflüstert: So lassen Sie doch das Mädel mit dem häßlichen Wort zufrieden und seien Sie froh, wenn sie es herunterschnattert, ohne erst drauf aufmerksam zu werden und am Ende gar nach der Bedeutung zu fragen! Wir treten nebenan in die evangelische Schule. Da schreit eben ein munterer Junge (er ist ganz stolz darauf, daß er die lange Antwort „auswendig“ kann): „Ich glaube, daß Jesus Christus . . . . mein Herr sei, der mich verlornen und verdammten Menschen usw. Mich verlornen und verdammten Menschen! So mag ein älterer Mann, der sich mancher Missethat bewußt ist und lange schon die Achtung vor sich selber verloren hat, sein Verhältnis zu Christus empfinden; aber dieses Kind, das der Schöpfer aus der Fülle seiner Liebe geschaffen hat, das mit der Bereitschaft zu allem Guten, mit einem geraden, offnen Sinn, mit einer Welt froher Hoffnungen im Herzen ins Leben tritt — dieses Kind ein verlorner, verdammter Mensch! Werden kann es — leider! — einer; von Haus aus ist es wahrlich keiner. Wir gehen eine Klasse weiter. Hier heult ein Junge: „Bleibet ihr hier, ihr Esel!“ Worauf es knallt, der Junge aber noch mehr heult und noch kläglicher jammert: „Bleibet ihr hier, ihr Knaben!“ Denken Sie, vertraut uns der Lehrer an, der aussieht, wie ein Soldat nach einer erschöpfenden Felddienstübung, „dreiviertel Stunden habe ich mich abgerackert, und immer noch giebt es ein paar unter den Bengeln, die den Satz noch nicht ordentlich nachsagen können: Bleibet ihr hier mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und — o Gott, o Gott! — ich fürchte, morgen kommt der Kreisschulinspektor!“ Bleibet ihr hier, ihr Esel, denken wir und gehen weiter. Aus der höhern Töchterschule kommt eben der Pastor heraus, das feine, geistvolle Gesicht in schwermütige Falten gelegt. „Denken Sie sich, klagt er, eine volle halbe Stunde habe ich heute gebraucht, um einem unfähigen Mädchen die erste Strophe des stundenplanmäßigen Liedes einzuprägen!“ Was doch für wunderliche Früchte am Baume der modernen Kultur wachsen! Da sitzen und schwitzen sehr vornehme, sehr wohlwollende, sehr gescheite und hochgelehrte Männer in eifriger Pflichterfüllung zusammen und bringen einen Schulplan zustande, und dieser

Digitized by Google

zwingt eine ganze Schulklasse, aus langer Weile Allotria zu treiben, verurteilt einen hochgebildeten, geistreichen Mann zum schmählichen Handwerk eines gewöhnlichen Einpaukers und verurteilt ein gedächtnisschwaches Mädchen zur geistigen Marter, weil es für unumgänglich notwendig erachtet wird, daß jeder evangelisch-lutherische Christ sechs Zeilen einer Poesie von sehr zweifelhaftem Wert auswendig hersagen könne, die er jederzeit in seinem Gesangbuche findet, wenn ihn etwa einmal die Lust anwandelt, sie zu singen! Wir versuchen es noch mit einer katholischen Dorfschule. Dort kommen wir zu spät, und der Kantor, der schon beim Mittagessen sitzt, klagt scherzend, seine Frau habe ihm die Suppe versalzen. Das geschehe jetzt überhaupt öfter, d. h. nur Dienstags und Freitags. An diesen beiden Tagen sei nämlich von elf bis zwölf Uhr Religionsstunde. Der frühere Pfarrer habe nun die ganze Stunde hindurch so anhaltend und hübsch im Takte zugehauen, daß seine Frau an das Geknall gewöhnt gewesen sei, wie der Müller ans Klappern der Mühle; seit ein paar Monaten habe man einen neuen Pfarrer, bei dems nicht knalle, und da gerate sie beim Kochen in Verwirrung. Auch die Leute im Dorfe schüttelten schon die Köpfe und sprächen: „Dar verstiehts nee!" fehle doch am Religionsunterricht die Hauptsache.

Ich habe drei Arten von geistlichen Religionslehrern kennen gelernt. Einige wissen in der Religionsstunde gar nichts anzufangen, schwänzen so oft wie möglich und überlassen das unangenehme Geschäft dem Kaplan oder dem Lehrer. Andre verstehen mit Kindern zu reden und verplaudern ein halbes Stündchen mit ihnen; davon behalten die Kinder eine freundliche Erinnerung, die ja auch wohl meistens einige nützliche Anregungen enthalten mag; das „Schulplanmäßige" muß dann freilich der Lehrer nachholen, wenn der Pfarrer hinaus ist. Noch andre — und die bilden wohl jetzt bei der heutigen bessern Vorbereitung die Mehrzahl — verstehn zu schulmeistern und betreiben den Religionsunterricht, wie man jeden andern Unterricht betreibt; das geht aber meistens nicht ohne Stock, weil der Religionsunterricht der schwierigste ist und am wenigsten natürliche Anziehungskraft auf die Kinder ausübt. Auf den höhern Lehranstalten bedarf man des Stockes nur darum nicht, weil da andre Disziplinarmittel zur Verfügung stehn, aber erzwingen muß sich der Lehrer auch da die Aufmerksamkeit. In der untern Abteilung einer höhern Töchterschule hatte ich ein Dutzend reizender kleiner Mädchen beisammen, und ich kann versichern, die rohesten vierzehnjährigen Ochsenjungen haben mir nicht so viel zu schaffen gemacht wie diese Engelein. Kommt man mit einem handfesten Burschen einmal nicht anders zurecht, so reißt man ihm eben eins über, aber was soll man mit kleinen feinen Mädchen aus gebildeter Familie anfangen, wenn sie wie Vögelchen herumhüpfen und zwitschern anstatt aufzupassen? Auf zehn Minuten kann man sie schon mit einer biblischen Geschichte oder mit einer Katechisation über einen ihnen nicht gar zu fern liegenden

Digitized by Google

oder gar zu abstrakten Glaubenssatz fesseln; etwa über die Thätigkeit der Schutzengel, oder über die Taufe, nicht etwa über die Notwendigkeit der Taufe — bei dem Worte Erbsünde denken sie doch höchstens an Erbsen —, sondern über die Taufhandlung, aber, wie gesagt, nicht länger als zehn Minuten oder höchstens eine Viertelstunde. Nun sollte ich aber eine volle Stunde ausfüllen oder, um nicht zu lügen, volle 55 Minuten, und da muß ich denn gestehen, daß ich in der letzten Viertelstunde lieber in der Hölle gesessen hätte als bei diesen Engelchen, die mich ärger peinigten, als es Teufelchen gekonnt hätten. Wie oft habe ich da gedacht: Was ist doch so eine moderne Staatsordnung für eine verrückte Einrichtung! Wenn es mir erlaubt wäre, den Kindern bloß ein Geschichtchen zu erzählen und darüber mit ihnen so lange zu plaudern, als sie der Gegenstand fesselt, dann, wenn ich merke, daß sie es satt haben, sie hinauszulassen und eine halbe Stunde auf dem Rasen mit ihnen herumzuspringen, würde davon der Staat oder würde die Kirche einfallen? Oder würde es unser Herrgott übel nehmen? Man denke sich doch einmal Christum schulplanmäßigen Religionsunterricht erteilend, oder solchen inspizirend, oder ins Klassenbuch schreibend: Montag 8 bis 9 Uhr: die Geschichte vom Königischen, oder: Frage 12 bis 18 des Katechismus, oder Lied 123! Muß ich nicht um Verzeihung bitten, daß ich einen so lästerlichen Gedanken auszusprechen wage? Und was Christo zuzutrauen Gotteslästerung wäre, muß das unbedingt einem Pfarrer oder Lehrer als das allervernünftigste, allerchristlichste und allerstaatserhaltendste zugemutet werden? Wissen wir doch ungefähr, wie der Heiland Religionsunterricht erteilt hat. Wo er saß, ging und stand, da liefen ihm die Leute nach und sammelten sich um ihn — was würde das heute den Polizeidienern, Schutzmännern und Staatsanwälten für Arbeit machen! —, und da fing er denn an zu reden, mochte es bei einem Gastmahl sein, oder im Hofraum eines Hauses, oder in einer der Hallen des Tempels (heut begeht schon der Laie, der auf dem Kirchhofe sprechen will, eine „Strafthat"), oder auf einem Hügel, oder in einem Nachen am Gestade. Und da standen, saßen und lagen nun die Leute um ihn herum, nicht eben in den gewähltesten Anzügen und in nichts weniger als schulmäßiger Haltung, ganz so, wie man es auf den bekannten Bildern sieht. Der eine hörte andächtig zu, weil ihm die Predigt gefiel, ein zweiter war zu einfältig, die Worte zu fassen, die an sein Ohr schlugen, aber die Gestalt und das Antlitz des Meisters fesselten ihn, und so schaute denn auch er hin und that, als ob er andächtig zuhöre. Ein dritter paßte auf, um etwas zu erschnappen, was sich zum Denunziren eigne, ein vierter drückte sich leise hinten herum, ohne Bestrafung wegen Schwänzens fürchten zu müssen, ein fünfter wartete ungeduldig aufs Ende der Predigt, weil er bloß gekommen war, sich von dem Wunderarzt sein lahmes Bein heilen zu lassen, und die Kinder wälzten sich unterdessen im Sande, horchten manchmal ein wenig hin und spielten dann wieder mit einander. Abgefragt

Digitized by Google

wurde ihnen nichts, das wußten sie, und war die Predigt aus, und der Meister gab sich noch besonders mit ihnen ab, so geschah es höchstens, um sie zu liebkosen und zu segnen. Schlief aber der eine oder der andre während der Predigt, mochte es ein Kind oder ein Erwachsener sein, so war der Heiland nicht böse darüber, wie ja auch Paulus in Troas den jungen Eutychus ruhig fortschlafen ließ, bis er zum Fenster hinausfiel. Und wer dächte nicht auch an Sokrates! War ja doch das, was dieser lehrte, ebenfalls Religion. Hätte er in regelmäßigen Kursen unterrichtet und sich Geld dafür zahlen lassen, wie die Herren Sophisten, bei denen die jungen Leute Redekünste lernten, das Volk zu übertölpeln und vor Gericht ihre Gegner zu schlagen, so wäre es eben nicht Religion gewesen. So aber, da es nur gelegentlich, auf dem Markte, in schattigen Wandelgängen oder beim Trinkgelage unter heitern Scherzen geschah, und da nur solche daran teil nahmen, die freiwillig und ganz von selber kamen, nur dem Zuge ihres Herzens nachgehend, da wars Religion, denn die Seelen der Hörer wandten sich in diesen Gesprächen dem Ewigen zu. In jener Mädchenklasse, die mir am meisten zu solchen Betrachtungen Anlaß gab, erteilte nach mir ein Lehrer den Religionsunterricht. Der verfuhr nun ganz regelrecht: „Bleibet ihr hier mit dem Esel“ usw., bis jedes der kleinen Mädchen den Satz fehlerfrei nachgesprochen hatte, und die nicht acht gab oder nicht nachsprechen wollte oder konnte, kriegte so lange „Tatzen,“ bis es ging „wie geschmiert,“ und so haben die Mädchen bei dem Herrn „was ordentliches gelernt.“ Ja, wie das gemacht wird, das wußte ich ja auch und hatte es oft genug praktizirt, namentlich beim Einbläuen der unregelmäßigen Verba in der Lateinstunde; aber sich dazu entschließen, nachdem der jugendliche Eifer durch vernünftige Überlegung geklärt und abgekühlt ist, sich dazu entschließen beim Religionsunterricht und bei kleinen, lieben Mädchen — nein, das ging eben nicht.

Überhaupt, was soll eigentlich der Religionsunterricht? Was die andern Fächer sollen, das weiß man. Französisch wird gelehrt, damit die Schüler französisch sprechen und schreiben können, wenn sie ins Ausland reisen müssen oder Handelsbriefe ins Ausland zu schicken haben,*) Lateinisch lernen sie, damit sie die römischen Klassiker lesen können und, wenn sie katholische Geistliche werden, die Kirchensprache verstehen, Mathematik, damit sie Äcker aus-

*) Über den Zweck denken die Schüler oft schon sehr früh nach. Ein zwölfjähriger Knabe, Phlegmatikus — die Phlegmatiker sind die verständigsten — dem ich Latein einpaukte, streikte einfach. Er las z. B. mit seiner melodischen Stimme einen Satz herunter, sah mich dann mit seinen großen unschuldsvollen Augen an und überließ mir das übrige; weder gute Worte noch Prügel konnten ihn dazu bringen, einen Übersetzungsversuch zu unternehmen. Im nächsten Jahre kam das Französische dran, und da gings prächtig. Verwundert fragte ich ihn: Aber warum machst du denn das so hübsch und willst im Latein gar nicht ran? Ja, sagte er, französisch kann man mal sprechen, aber was soll mir denn das dumme Latein?

Digitized by Google

messen können usw. Weil aber ein Junge mit zehn Jahren noch nicht weiß, was er dereinst für einen Beruf wählen wird, darum muß er vielerlei lernen, außerdem auch deshalb, weil die hohe Obrigkeit die Thür zu den verschiednen Ämtern nur solchen erschließt, die die vorgeschriebnen Prüfungen bestehn. Daneben wird dann freilich von jedem Fach auch eine günstige Einwirkung auf Denkkraft und Charakter erwartet, aber die Hauptsache bleibt doch, daß man das gelernte in seinem Berufe oder wenigstens für die Prüfung braucht. Den Stoff des Religionsunterrichts dagegen braucht niemand für seinen Beruf (die wissenschaftlichen Religionskenntnisse des Theologen sind ganz andrer Art) und als Eintrittskarte zu den Staatsämtern wird der Nachweis von Religionskenntnissen in Preußen allerdings noch gefordert, in Baden hingegen schon nicht mehr, dort hat man die Religionsprüfung aus dem Abiturientenexamen gestrichen. Daß der Gebildete auch in Religionssachen „etwas“ wissen müsse, halten zwar die meisten für selbstverständlich; fragt man aber: Was und wieviel? so bemerkt man bald, daß jede objektive Norm fehlt, während eine solche bei Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften vorhanden ist. Stöcker hat einmal die Heiterkeit des liberalen Deutschlands erregt, indem er seinen Unwillen darüber aussprach, daß eine ganze Abteilung Berliner Konfirmationsschüler von der Krankheit des Königs Hiskia nichts gewußt habe; man sagte es ihm gerade heraus, daß die moderne Bildung über den König Hiskia und die übrigen obskuren Judenkönige längst hinausgeschritten sei; der „Gebildete“ findet oder fand wenigstens noch vor zwanzig Jahren, wo es ihm eine höchst gebildete und aufgeklärte Regierung gestattete, die meisten Katechismusantworten, biblischen Geschichten und Kirchenlieder so überflüssig wie die Geschichte vom König Hiskia und der Sonnenuhr. Und ginge es einmal ans Streichen, die Liberalen würden manchen Bundesgenossen finden unter den Frommen. Was nützen meinem Jungen, so denkt gar mancher Vater, die vielen Lieder, Bibelsprüche und gelehrten Katechismussätze! Soll er doch kein Prediger werden, sondern nur ein rechtschaffner und gottesfürchtiger Mensch.

Und das wird nun allerdings ziemlich allgemein als der eigentliche Zweck des Religionsunterrichts angesehn, daß er rechtschaffne und gottesfürchtige Menschen aus den Kindern machen solle. Aber die Zahl derer ist schon längst nicht mehr klein, die da einsehen, daß Religion und Sittlichkeit nicht gelehrt werden können, daß sie den Religionsunterricht also nicht erzeugen kann, und daß das, was er etwa zu ihrer Förderung beitragen mag, von den Geistlichen und vom Staate außerordentlich überschätzt wird. Was ist denn Sittlichkeit? Was sie dem Inhalt nach sei, darüber gehen die Ansichten weit auseinander, aber wenigstens über die Form herrscht kein Streit. Der Form nach besteht Sittlichkeit in einer gewissen Art, Handlungen zu beurteilen und selbst zu handeln. Beides, das Urteil über die Handlungen andrer wie die Gewohn-

Digitized by Google

heit des eignen Handelns, kann aber nur im Handeln, im Leben gebildet werden, also zunächst im Hause. Hier sieht das Kind handeln und handelt es selbst und erfährt aus Lob und Tadel, aus freundlichen und zornigen und betrübten Gesichtern, aus Strafen, aus den Gesprächen seiner Eltern und andrer Leute, wie Handlungen zu beurteilen seien. In der Schule, wo es zudem nur den kleinern Teil seiner wachen Zeit zubringt, leidet es mehr, als es handelt. Gewöhnlich ist ihm hier nur eine höchst einseitige Art des Handelns gestattet, die vorgeschriebne Denk-, Schreib- und Sprechthätigkeit, und oft hat es stundenlang gar nichts zu thun, als unbeweglich da zu sitzen, was freilich als Übung in der Selbstbeherrschung auch eine Seite der Sittlichkeit fördert, andre Seiten aber desto mehr schädigt. Die Schulsittlichkeit kann eben ihrer Naur nach nicht anders als einseitig sein. Fleiß, Ordnungsliebe, Verträglichkeit, Gehorsam werden in der Schule meistens kräftiger gefördert als zu Hause. Dafür hat das Schulleben seine eigentümlichen Gefahren: schwierige Aufgaben erzeugen die Gewohnheit des Betrügens, ein langweiliger Unterricht — und den bessern Köpfen wird fast jeder Schulunterricht langweilig, weil er auf die Bedürfnisse der Mittelmäßigen zugeschnitten sein muß — verführt zum Brüten und Phantasiren, die Passivität, die dem Schüler so lange Jahre hindurch zugemutet wird, schwächt die Anlage zur Thätigkeit; ein fleißiger Schüler kann später ein unthätiger Mensch werden, dem die Lust und Fähigkeit zu selbständigen Unternehmungen fehlt, weil er gewöhnt worden ist, zwar alles Aufgegebne ordentlich zu verrichten, aber nichts zu thun, was ihm nicht aufgegeben ist. Das allerwichtigste: die Kunst, in jeder Lage dieses wechselvollen Lebens die richtige Entscheidung zu treffen, die angemessene Haltung zu bewahren, die kann in der Schule weniger als sonst überall eingeübt werden; dazu bieten das Haus, der Spielplatz, die Werkstatt, der Umgang mit Kameraden weit mehr Gelegenheit.

Das alles gilt nun auch vom Religionsunterricht, der an diesen guten und schlimmen Wirkungen teilnimmt — im Verhältnis seiner Stundenzahl, sodaß er von der Verantwortung für den guten und schlimmen Einfluß des Gesamtunterrichts in den höhern Lehranstalten etwa ein Sechzehntel und in den Volksschulen etwa ein Viertel zu tragen hat. Aber, wird der Geistliche einwenden, der Religionsunterricht soll doch in ganz andrer Weise auf die Sittlichkeit einwirken als der Gesamtunterricht, nämlich durch seinen Inhalt. Ich will hier nicht daran erinnern, daß nach einer ziemlich weit verbreiteten Meinung, die sich auf ein sehr umfangreiches Material trauriger geschichtlicher Erfahrungen berufen kann, die Leute, die den allergründlichsten Religionsunterricht genossen haben, nämlich die Geistlichen, im allgemeinen eher unter als über dem Durchschnitt der Volkssittlichkeit ihrer Zeit zu stehen pflegen; das ist eine Seite der Sache, der es ja an Bearbeitern niemals fehlt. Ich halte mich nur an das Technische. Man meint, der Religionsunterricht solle

Digitized by Google

ja nicht bloß helfen, das bischen einseitige Schulsitte zu pflegen, er solle vielmehr die löblichen Gewohnheiten des Handelns durch Aufzeigung ihrer Ursprünge und ihrer Notwendigkeit auf klare, feste Grundsätze stellen, er solle anschauliche Bilder guter und schlechter Handlungen und Personen darreichen, an denen sich das sittliche Urteil üben könne, deren Anblick das Wohlgefallen am Guten, den Abscheu vorm Bösen verstärke, solle mancherlei Beweggründe wecken, die geeignet seien, den guten Willen zu locken, zu treiben, im Gange zu erhalten. Gewiß soll er das alles; aber soll es der übrige Unterricht etwa nicht? Womit beschäftigt sich denn der Sprachunterricht, soweit darin Lesestücke vorgenommen werden, womit der Geschichtsunterricht, als mit der Bildung des sittlichen Urteils, mit der Aus- und Einprägung von Grundsätzen, mit der Übermittlung oder Weckung von Beweggründen zum sittlichen Handeln, mit der Darstellung anziehender Sittenbilder? Auch in Hinsicht auf diese Art von Einwirkung bildet also der Religionsunterricht im besten Falle nur ein Bruchstück des Gesamtunterrichts; im besten Falle, sage ich, d. h. wenn er gut ist. Wird nun aber weiter gefragt, was denn zu einem guten Religionsunterricht gehöre, so kann doch die Frage nach dem Unterrichtsstoff unmöglich umgangen oder als nebensächlich beiseite geschoben werden; man kann sich nicht mit der Redensart um die Schwierigkeit herumdrücken, es sei beim Religionsunterricht nicht sowohl auf die Beibringung von Kenntnissen abgesehen, als auf die Charakterbildung und die Veredlung des Gemütes. Wenn irgend ein Unterricht etwas dergleichen leisten soll, so muß der Lehrer vor allem ganz genau und bestimmt wissen, was er eigentlich zu lehren hat; er und die Schüler müssen überzeugt sein und die Empfindung haben, daß sie ein nützliches Stück Arbeit miteinander verrichten. Das thörichte Gerede, daß der Religionsunterricht, ja der ganze Schulunterricht mehr erziehen als unterrichten solle, und daß Unterricht ohne Erziehung mehr schade als nütze, wobei also vorausgesetzt wird, daß Unterricht ohne Erziehung und Erziehung ohne Unterricht möglich sei, dieses thörichte Gerede hat Falk in einer Kulturkampfdebatte mit der richtigen Bemerkung zurückgewiesen, daß es eben der Unterricht sei, durch den der Lehrer erziehe, und daß ihm gar kein andres Erziehungsmittel zur Verfügung stehe. Erbauliches Geschwätz ins Blaue hinein ist besten Falls eine harmlose Unterhaltung, aber keine „sittlich-religiöse Erziehung," und was sich sonst etwa die Frommen unter dem Ausdruck denken mögen, davon kann ich mir keine Vorstellung machen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Poeſie des Sternenhimmels

und der Sternenhimmel in der Poeſie

Von Alfred Bieſe

Jeder Naturgenuß beruht nicht nur auf dem unmittelbaren Eindruck, auf der unmittelbaren Wirkung von Form und Farbe und Ton, ſondern vor allem auf dem, was wir aus unſrer innern Erfahrung, unſrer Gedankenwelt, unſerm Seelenleben hinzuthun. Was wir ſelbſt an Stimmung, an Geiſt und Gemüt in die Natur hineinlegen, das giebt ſie wieder; und wie nahe verwandt die Natur dem Menſchen iſt oder in welchem Grade der Menſch nur ein Glied der Natur iſt, das beweiſt die Thatſache, daß keine Geſtalt in der Natur ſo ſpröde iſt, daß wir uns nicht ihr anpaſſen, uns in ſie hineinfühlen könnten. Ohne Belebung, ohne Beſeelung wäre die Natur kalt und tot, ein ſeelenloſes Bild; aber das Auge der Phantaſie durchgeiſtigt die Erſcheinungswelt, ſieht die geheimſten Beziehungen zwiſchen ihr und der Menſchenſeele, entdeckt jene tiefe Symbolik, die aus Werden und Vergehen, aus Blühen und Welken, aus Bewegung und Ruhe in Gebirg und Thal, in Wald und Feld zum Menſchenherzen ſpricht.

Da lächelt denn vor Freude ein heller, ſonniger Frühlingstag, da iſt ein trüber, grauer Herbſthimmel von Trauer umdüſtert. Da ragt mit ſtolzer Stirn der Fels in den Äther empor, da ſchleicht mit leiſen Tritten der Fluß durchs Thal; da ſtürzt ſich in überſchäumender Luſt der Bach dahin, da zieht der Strom ſeine majeſtätiſche Bahn im Vollgefühl ſeiner Kraft. Heimlich und traut ruht der Waldſee in tiefer Einſamkeit, ahnungsvoll, träumeriſch Blatt und Buſch und Baum widerſpiegelnd. Uns iſt, als ob ſich die Natur ſelbſt beſchaute, als ob ſie ſich in dämmerndem Selbſtbewußtſein ſelbſt genöſſe, und ſo ſenken wir, was an Sinnen und Sehnen, an Bangen und Hoffen in uns lebt, hinein in die ruhige Waſſerfläche mit ihren zarten, ineinander rinnenden Formen. Im Walde umſchauert uns die grüne Dämmerung, die dem ſonnenermüdeten Auge wohlthut, aber zugleich iſt es uns, als ob wir einträten in das Reich uralter Rieſen und Recken, es iſt uns, als ob uns die Bäume erzählen wollten

Digitized by Google

von dem Laufe der Jahrhunderte; sie flößen uns Ehrfurcht ein durch ihre bemooften Stämme, ihre verwitterten Äste, durch ihre Würde und Kraft, die Wind und Wetter getrotzt hat. Und die jungen Stämme baden mit Wonne ihre Häupter im Sonnenlicht, während die Vögel zwitschern und die Rehe weiden; es ist uns, als träten wir in ein Reich der süßesten Einsamkeit, des sanftesten Naturfriedens. Ja selbst in der Gletscher- und Gebirgswelt mit ihrer starren Öde, wo uns das Gefühl überwältigt: hier ist nichts Lebendes, hier ist keine bleibende Stätte für Wesen, die da atmen, überkommt es uns, als spräche die Ewigkeit, die hier zu Eis erstarrt ist, zu uns von der Nichtigkeit des Weltgetümmels, von der hehren Stille und dem hohen Frieden einer übersinnlichen Welt. Oder wir denken uns hinein in jene treibenden Kräfte, die einst diese Riesenblöcke hoben und dann erstarrten, und empfinden die Kämpfe nach, in denen sich diese Formen aus tiefem Schoße emporrangen.

Doch der unentrinnbarste und allgemeinste und dabei der großartigste Natureindruck ist der Nachthimmel mit seinen Milliarden von Sternen. Fragen wir uns zunächst, worin die Physiologie seines Eindrucks, d. h. das Elementare, Objektive, und worin die Psychologie dieses Eindrucks, also das, was wir (metaphorisch) von unserm Innenleben hinzuthun, besteht.

Herakleitos nannte den Kampf den Vater aller Dinge. Kampf ist der Urheber aller Harmonie. Er vernichtet nicht nur, er gleicht auch aus, und damit wird er schöpferisch. In ihm wurzelt der Kontrast; nur durch den Gegensatz können wir uns unsre — relativen — Begriffe klar machen. Aber auch die ästhetischen Anschauungen können wir uns nur durch ihn verdeutlichen; er hat etwas Wurzelhaftes, er ist die Seele des Komischen, die Seele des Tragischen, des Erhabnen, des Romantischen. Aber auch in den sinnlichen Eindrücken herrscht er. Das Helle ist ohne den Gegensatz des Dunkeln nicht denkbar; auf diesem Gegensatz beruht der Reiz des Tages und der Schauer der Nacht. Aber das Licht ist zugleich die Quelle der Wärme, und Wärme ist Leben. Wie Licht und Schall, beruht die Wärme auf Schwingungen, sie ist innere Schwingungsbewegung, die die Ausdehnung des Körpers bestimmt. Wird aber nun — ich folge hier Örsted — jeder Körper unaufhörlich von Wärmestrahlen durchglüht, bei beständigem Geben und Empfangen in allen seinen Teilen, so wird die Art seines Seins durch einen stetigen äußern und innern Kampf bestimmt, wie aller scheinbare Stillstand nur ein Gleichgewicht zwischen den entgegengesetzten, nie aussterbenden Wirksamkeiten ist. Die Licht- und Wärmestrahlen, die die Allernährerin Sonne durch den weiten Himmelsraum sendet, sind die wirkenden Ursachen dieser innern Bewegung. Das Licht enthält also den Keim zu der unaussprechlich mannichfaltigen, für den unmittelbaren Sinneneindruck verborgnen, innern Wirksamkeit, durch die die ganze Körperwelt verhindert wird, zusammenzusinken. Es ist daher eine große Offenbarung des allgemeinen Naturlebens. Hörten die durch das Licht hervor-

Digitized by Google

gerufnen innern Wirksamkeiten auf, so würde ein inneres Zurruhegehen folgen, begleitet von einem allgemeinen Hinschwinden und Zusammenfallen und einem endlichen Stillstand und Tod. Demnach ist der Finsterniszustand nicht nur ein Mangel an Licht, sondern eine innere Bewegung gegen Vernichtung und Tod. Und so liegt hier die physiologische Wurzel unsrer Freude am Licht und der Symbolik von Licht und Leben, von Finsternis und Tod, wie sich auf dieser in sich selbst notwendigen Natureingebung auch der Unterschied in der Charakteranlage der Völker in dem trüben, wolkigen, licht- und wärmelosen Norden und der heitern Südländer gründet, die in lichten Farben ihren schönheitsfreudigen Sinn sättigen.

Doch die dunkle Nacht wirkt auch noch in andrer Hinsicht auf die Seele des Menschen ein. Wenn sich der Geist aus dem Banne löst, den die Finsternis mit ihren Schrecken schafft, so fühlt er sich, in sein Inneres zurückgewiesen, durch Entfernung des Lichts der bunten Mannichfaltigkeit der Dinge entrückt, und läßt desto freier „eine nach dem Unendlichen gerichtete Geisteswirksamkeit" in sich herrschen. Und so nennt Örsted in seiner „Naturlehre des Schönen" die Finsternis auch die Mutter des Feierlichen, den Vater aber den reinen, geistigen Inhalt der Lichtwelt, die von keiner Finsternis vernichtet werden kann. Und dieses feierliche Gefühl wird noch gesteigert durch die tiefblaue Farbe, die am Nachthimmel erscheint; denn wie uns das Weiße sinnbildlich Reinheit und Unschuld, das Schwarze Trauer bezeichnet, so scheint uns das Blaue in seiner tiefen Färbung die Bedeutung des Leeren, Unkörperlichen, vom Irdischen Ableitenden, kurz der Sehnsucht anzunehmen. Das Blau ist ein anlockendes Nichts, sagt Goethe. Auch im Blau verschmilzt der objektive Natureindruck mit dem subjektiven. Was wir unter seiner Einwirkung als Eindruck empfinden, nämlich die sanfte, milde Berührung des Auges, übertragen wir auf die Naturgegenstände, die uns in dieser Farbe erscheinen, und so offenbaren sie uns eine heitere, feierliche Ruhe. So besonders das Blau des Himmels, wenn es sich im Wasser, im See spiegelt. Doch auch hier ist wieder der Kontrast das Wirksamste. Die blauen Seen scheinen uns im Gegensatze zu der dunkeln, starren, leblosen Erdoberfläche lebensvoll, beseelt, dem strahlenden Menschenauge gleich, das zu uns eine seelische Sprache spricht, und so würde auch der blaue Nachthimmel nicht so feierlich und doch zugleich lebendig wirken, wenn nicht die Leuchtkraft, die schon von seinem Blau allein ausgeht, den Gegensatz zu der nächtlichen Lichtschwäche der Erde bildete.

Was aber vom Nachthimmel im allgemeinen gilt, das gilt noch mehr vom gestirnten. Auch sein Eindruck gründet sich auf Lichtfreude und auf Kontrast. „Das Auge empfängt hier den Eindruck von Lichtpunkten, von denen jeder in seinem Kampfe mit der Finsternis eine im Verhältnis zu seiner Kleinheit unermeßliche Lichtkraft zeigt. Diese klaren Lichter besiegen zwar die Finsternis im Himmelsraum, aber die Erde liegt finster und tot vor uns

Digitized by Google

und mit dem Schrecken der Finsternis erfüllt, während das Auge, indem es sich gegen den Himmel hebt, Licht empfängt."

Auch der schlichte, nicht reflektirende Mensch, bei dem die Vernunft ihre geheimen Winke nur wenig in die sinnliche Auffassung hineinmischt, wird von einem Doppelten, das in solchem Grade nirgends wiederkehrt, ergriffen und zur Bewunderung hingerissen. Das ist die erhabne Weite und Unermeßlichkeit des Raumes, den der blaue Himmelsdom einnimmt, und dann die Fülle von Lichtpunkten, die die große Ausdehnung, die sonst tot, leer und unfaßbar wäre, beleben. Und wie sanft wirkt zugleich das milde Licht, das aus der Höhe herabströmt, auf das Auge, wie besänftigend und beseligend in der feierlichen Stille, die gleichsam nur durch das Blitzen der Sterne unterbrochen wird! Und das führt von der sinnlichen Lichtfreude, von dem schlichten Staunen über die unermeßliche Weite zu tieferer Betrachtung, zur psychologischen Verinnerlichung des optischen Eindrucks.

Diese Lichtpunkte da oben verbürgen uns das Dasein von Welten in den fernsten Himmelsräumen, zu denen wir uns emporgehoben fühlen wie in eine reinere, idealere Welt. Und vor der Empfindung des Kontrastes zu der Dunkelheit der uns umgebenden, uns bannenden Erde verschwindet die Erde mit ihren kleinlichen Verhältnissen, mit den Schranken alles Irdischen, mit den Jämmerlichkeiten des Alltagslebens, mit dem Elend und der Not, dem Kummer und dem Leid, mit all den flatternden Wünschen, den unerfüllbaren Hoffnungen und dem unstillbaren Sehnen, kurz mit alledem, was unser kleines Menschendasein erfüllt. Da erhebt sich die Seele zu freierm Schwunge und fühlt sich ausgeweitet und gestärkt in dem Anblick einer höhern, größern, minder vergänglichen Welt. In unermessene Räume trägt uns der Fittich der Sehnsucht empor, und der ahnungsreiche Sinn überträgt alles, was hier unten die Seele in ihrem Langen und Bangen vergebens sucht, alles, was sie, gleichsam losgelöst durch die Dunkelheit der Erde von dem alltäglichen Leben, an Hohem und Edelm ersehnt, auf jene milde, leuchtende, aber nicht blendende Sternenwelt. Sie wird oben suchen, was nicht unten ist, sie wird in der fernen Höhe Licht und Leben, Glückseligkeit und Zufriedenheit sehen, hier unten Dunkelheit, Schrecken, Tod. Und den Resonanzboden aller dieser Empfindungen bildet das Schweigen um uns her; durch kein Geräusch, durch keinen Laut, wie sie sonst an unser Ohr schlagen, wird die Aufmerksamkeit wachgerufen oder an die niedre Welt erinnert; dies Schweigen wirkt besänftigend — im Gegensatz zu dem Tageslärm —, die Stille legt sich lind wie eine weiche Welle ums Herz. Es liegt also in der unmittelbaren, sinnlichen Einwirkung begründet, daß sich die Seele, hinweggezogen von der irdischen Schwere und Not, zu den Höhen eines reinen Lichtes erhoben fühlt, daß die Ruhe des Abends, der Friede der Nacht die stillsten Freuden, die reinsten und tiefsten Schmerzen erweckt, daß die Stimmen des Innern ertönen, wenn die Welt ringsum verstummt.

Digitized by Google

Und so thut sich bei dem Anblick des unendlichen Sternenhimmels ein unermeßliches Feld für die geschäftige Phantasie auf. Sie findet immer neue Gleichnisse für die Wunder dieser Erscheinung. Bald ist ihr der Weltraum ein weites blaues Meer, worin die Sterne die Inseln bilden, bald ist der Himmel mit Nebelflecken, Milchstraßen und Milliarden von Sternen ein mit prangenden Mustern durchwirkter Riesenteppich oder ein Garten mit schimmernden Beeten voll Tausenden von Blütenkelchen, oder man sieht die mannichfachsten Gruppen und Figuren, Tier- und Jagdbilder, Wagen und Leier, Löwen und Stier usw. Oder es sind goldige Schriftzüge, die da zeugen von Ruhe und Frieden, von Majestät und Unendlichkeit. Magisch zieht den Menschen das ferne Leuchten an; das ruhelose Flimmern erscheint ihm wie ein Nicken und Winken, die Sterne blicken wie freundliche Schutzengel mit klaren Augen herab, sie gießen Frieden in das unruhige Herz. Zu allen Zeiten blickte mit seligem Sehnen oder schmerzlichem Verzicht die liebende Seele zum Sternenhimmel empor; der Stern der Liebe, der Morgen- und Abendstern ist ewig ein Zeuge und Trost geheimen Verlangens, banger Hoffnung, süßen Gedenkens gewesen, ein Zeuge von allem, was die junge Brust bewegt, die der Zauberstab Aphrodites berührt hat, mag man an Phaethon, an Hesperos, an Phaon, an tausend Sagen und Märchen aus dem Altertum denken, oder mag man lesen, was der Romantiker Sulpiz Boisserée an seine Braut schreibt: „Daß Sie mir bei der Trennung, worin wir leben müssen, den Abendstern zum Zusammentreffen vorschlugen, wundert mich gar nicht: ich habe ihn schon oft mit Gedanken an Sie betrachtet, und er ladet mich immer dazu ein; dieses klare, feste Licht stärkt die Seele mit neuem Mut, und er ist das schönste Bild wahrer Liebe," oder was Moltke in seinen Briefen aus der Türkei seiner geliebten Braut schreibt: „Süße Marie, wenn du abends nach neun Uhr gegen Süden blickest, so wirst du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen; es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewundert [hat]; ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke an mich." Das liebende Herz beneidet die Sterne, die zu der fernen Geliebten herabsehen, es möchte sich zu ihnen emporschwingen, mit ihnen wandeln und reisen in die Weite, oder möchte der Himmelsbahn folgen, um aus seliger Höhe herabzuschauen auf alles Erdenweh. Bald erscheinen die Sterne voll Mitgefühl, bald scheint ihr unabläßiges Wandern gleichmütig, teilnahmlos; es rührt sie nichts, was hier unten geschieht, weder Frevel, noch Segen. Sie bestimmen unser Schicksal nicht, sondern „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne," die Leitsterne zum Guten wie zum Bösen, das Gewissen, das Vertrauen zu dir selbst, Mut, Entschlossenheit, Liebe, Glaube, oder Haß und Arglist, Bosheit und Zorn. Die Sterne da oben achten deiner nicht; du magst sie fragen, du magst ihnen dein Leid erzählen, sie funkeln und schweigen.

Digitized by Google

Und doch erscheint sie heilig, die Sternennacht, „strahlende Unsterblichkeit wandelt durch die Lüfte.“ Unter uns die Gräber, über uns die Sterne! Das senkt sich in das andachtdurchschauerte Herz. Per aspera ad astra! Durch Nacht zum Licht!

Der Gedanke an den Tod, an das Schwinden der Lebenswärme, an das Stocken des Blutes, an das Stillstehen des Herzens ist ein trüber Gedanke; die Sterne senden ihr Licht herab wie Verkündiger einer reinern Sphäre, und wie sie die Finsternis erhellen und überwinden, so scheinen sie dem gläubigen Gemüte den Tod zu überwinden und ewige Liebe herabzuleuchten aus der Welt des Allmächtigen. Man meint das Licht der Ewigkeit hindurchleuchten zu sehen.

So mündet die Ästhetik des Sternenhimmels, die sich auf das Physiologische gründete und sich im Reiche des Seelischen bereicherte und verinnerlichte, in eine Metaphysik des Sternenhimmels. „Unter hundert Menschen, sagt Ruskin, ist einer, der denken, unter tausend, die denken, ist einer, der sehen kann; klar sehen ist Dichtung, Weissagung und Religion, alles in einem.“

Dies klarere Sehen wird aber durch tiefere wissenschaftliche Erkenntnis gesteigert. Wie sich in Zeiten, die eine Blüte der Naturwissenschaften heraufführten, auch stets mit dem eindringenden Verständnis der Naturkräfte und Naturgesetze ein lebhaftes Naturgefühl entwickelt, das sich in dichterischen Werken und Beschreibungen kundgiebt, so wird auch der empfängliche Mensch bei wachsender Erkenntnis der astronomischen Verhältnisse in immer tieferes Staunen versenkt, weil er sich immer neuern und immer größern Rätseln gegenüber sieht, und dieses Staunen muß ihn zu höhern, weltentrückenden Ideen emporführen. Welche Stufenleiter durchläuft der Gedanke, der von unsrer im Verhältnis zum Einzelnen schon so weiten und großen, im Weltsystem so kleinen Erde zu den größern Planeten mit ihren zahlreichen Monden aufsteigt und sich endlich zur Sonne hinaufhebt! Wie riesengroß ist sie, wie unberechenbar für den sonst so klugen Menschengeist! Ein Sonnenfleck würde die Erde verschlucken wie der tiefe Brunnen den Kiesel; ihre sogenannten Protuberanzen mit ihren herrlichen Farbenwirkungen sind gewaltige Ausbrüche von tausenden und abertausenden von Meilen Höhe. Welche Schlußfolgerungen auf flüssige Metalle und siedende Gase in der Sonne läßt die Spektralanalyse zu, von welchen unermeßlichen Kräften gewinnen wir eine Ahnung, wenn wir von der Lichtkraft dieses Sonnenkörpers auf ihre Ursachen zu schließen versuchen! Und dringt man weiter ein in die Betrachtung der Himmelskörper, so thun sich neue Sonnensysteme auf, ja Millionen von Sonnensystemen, denen das unsrige nicht entfernt gleicht, und vor denen es wie eine Welle im Weltenozean verschwindet. Und in dieser Fülle von Welten welche Ordnung, welche gesetzmäßige Folge bei allem Wechsel! Bei einer so erdrückenden Großartigkeit aller Raum- und Zahlverhältnisse ist alles Erkennen nur ein schwaches,

Digitized by Google

nichtiges Gleichnis, und den Menschen, der sich bei solcher Betrachtung etwa dem Blatte am Baume vergleicht, das grünt und welkt, um dann hinweggeführt zu werden, kann nur das Gefühl der Ohnmacht und Nichtigkeit und das Bewußtsein, den Kern der Dinge nicht fassen zu können, erfüllen und — beugen, wenn ihn nicht der Gedanke aufrichtet, mit seinem Geiste, mit seiner über die Materie triumphirenden Vernunft hie und da jene ewigen Gedanken im Wandel der Sterne durch Rechnen nachdenken zu können.

Die Poesie des Sternenhimmels findet in der Dichtung alter und neuer Zeit ihre Deutung, ihre Verherrlichung. So wollen wir denn einige Litteraturen mit flüchtigen Schritten durchwandern, um diesem Motiv nachzugehen. Gehört es doch zu den fesselndsten Studien, in historischer und vergleichender Betrachtung ein und dieselbe dichterische Anschauung durch die Träume der Dichter und die Räume der Zeiten bei den verschiednen Völkern zu verfolgen.

Den alten Hebräern ist die Natur wie ein Buch, in dem sie von den Wunderthaten des allmächtigen Gottes lesen können. Seine erste Schöpfungsthat ist das Licht: „ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne.“ In der Zeit der Erzväter werden die Sterne zum Gleichnis der zahllosen Menge des auserwählten Volkes. Im Hiob wird mit hohem Schwunge die Herrlichkeit Gottes am Himmel und in seinen Sternen gepriesen: „Er spricht zur Sonne, so geht sie nicht auf, und versiegelt die Sterne; er breitet den Himmel aus allein und gehet auf den Wogen des Meeres; er machet den Wagen am Himmel und Orion und die Glucke und die Sterne gegen Mittag“; „die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schatten.“ Niederschmetternd ist die Frage des Allgewaltigen an Hiob: „Sage an, weißt du solches alles: Welches ist der Weg, da das Licht wohnet, und welches ist der Finsternis Stätte? Kannst du das Band der sieben Sterne zusammenbinden oder das Band des Orion lösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist?“ Auf derselben Stufe der Bewunderung stehen die Psalmen; sie preisen ihn, „der die Himmel herrlich gemacht hat, die großen Lichter,“ ja sie fordern sie selbst auf: „Lobet, ihr Himmel, den Herrn, lobet ihn, Sonne und Mond und alle leuchtenden Sterne.“ Die Höhe und Weite des Firmaments tritt uns in Gleichnissen entgegen, aber auch die Lichtfreude im Gegensatze zu dem „Grauen des Nachts“; ja das Licht ist das Kleid Jehovahs (im 104. Psalm, wo überhaupt noch die ursprüngliche, den Naturgrund noch verratende Anschauung Jehovahs als des Himmelsgottes [wie Indra, Zeus, Wodan] durchblickt). Auch Jesus Sirach preist das helle Licht, das vom Himmel ausgeht und die Welt erleuchtet; und es scheint, als ob eine individuellere, der Natur etwas mehr Selbständigkeit leihende Auffassung in den schönen Worten durchbräche: „Wer kann sich an Gottes Herrlichkeit satt sehen?

Digitized by Google

Man siehet seine Herrlichkeit an der mächtigen, großen Höhe, an dem hellen Firmament, an dem schönen Himmel. Die Sonne, wenn sie aufgeht, verkündiget den Tag; sie ist ein Wunderwerk des Höchsten. Es leuchtet auch das ganze himmlische Heer am Firmament, und die hellen Sterne zieren den Himmel. Also hat sie der Herr in der Höhe heißen die Welt erleuchten. Durch Gottes Wort halten sie ihre Ordnung und wachen sich nicht müde." Also des Himmels Schönheit ist die Pracht der Sterne! Und wie poetisch ist die Beseelung, daß die das Dunkel erleuchtenden Sterne nicht ermatten im Nachtwachen!

Den Griechen zeichnet ein tiefes, inniges Naturgefühl aus. Es ist zunächst pandämonistisch; die Bewegungen in der Natur, am Himmel, im Meer, in den Strömen, in den Wäldern und Quellen, im Rauschen der Bäume, im Branden und Flüstern der Wellen wandelte er um in „göttliche Wirksamkeiten," in menschenähnliche Wesen. So bevölkerte seine beseelende Phantasie die gesamte Natur mit den lieblichsten und hehrsten Gestalten. So ward die Sonne ein herrlicher Jüngling, der Mond eine strahlende Frauengestalt wie die Morgenröte und der Regenbogen, und zahllos sind die Sagen und Mythen von den Sternen und Sternbildern; so ist Phaethon der Morgenstern, der vor der Sonne herreitet, so ist Hesperos der Abendstern, der das Zeichen zur Nachtfeier Aphrodites giebt, das hochzeitliche Gestirn, aber er wird auch der Stern der sich sehnenden, unerfüllten Liebe.

Durch Umwandlung der Naturmächte in sittliche Mächte wird die Natur selbst freier und selbständiger. Die Naturfreude Homers ist innig, naiv, unreflektirt. Ihm ist der Himmel groß, sternenreich, weit; einfache Freude am Licht spricht aus den Gleichnissen von den Sternen. So leuchtet Achilleus wie der Stern, der im Herbst aufgeht und überschwänglich an Klarheit vor vielen Gestirnen scheint usw. Die Stille der Nacht, das Unendliche des weiten Himmelsraumes und die helle Beleuchtung, in die durch das Sternenlicht besonders die Höhen im Gegensatze zu den tiefer sich ausbreitenden Schatten versetzt werden, treten in jenem wundervollen Gleichnis hervor, das in seiner naiven Einfalt doch das sinnigste Naturgefühl bekundet, auch wenn die epische Objektivität die Empfindung in die Seele eines andern verlegt: „Es loderten häufige Feuer, wie wenn hoch am Himmel die Sterne um den leuchtenden Mond her scheinen in herrlichem Glanze, wenn windstill ruhet der Äther; hell sind alle die Warten und zackigen Gipfel, auch die Thäler; am Himmel breitet sich endlos der Äther; alle Sterne erblickt man — und herzlich freut sich der Hirte!"

Die griechische Lyrik gleicht einem Trümmerhaufen. In dem herrlichen Alkmanschen Abendliede, das an das Goethische erinnert, fehlen die Zeilen, die den Sternen galten. Sappho, die veilchenlockige, sucht Ruhe für ihr ungestümes Herz in der Stille der Nacht, aber: „Verschwunden sind schon die Sterne, hinunter ist der Mond; die Stunden verrinnen, und Mitternacht ists;

Digitized by Google

ich aber, ich schlafe allein." Ein andermal singt sie: „Wo Selene glänzt, da verbirgt der Sterne Chor mit einmal ihr erleuchtet Antlitz, wenn sie voll in silberner Klarheit strahlet über den Erdkreis."

In den Schilderungen und Vergleichen der Tragiker bricht in immer bezeichnenderem Ausdruck die Bewunderung „der nächtigen Sterne, der lichten Herrscher, der im Äther strahlenden Gestirne" hindurch; die Beiwörter des Nachthimmels werden immer bildlicher. Ausdrücke wie „mit den Sternen sehend," „Glut hauchende Sterne," „der schauervolle Kreis der Nacht" u. ä. begegnen uns bei Sophokles. Euripides läßt oft seine Helden schwelgen in der Wonne der leuchtenden Sternennacht; immer wieder rufen sie in ihrer Not die Gestirne an oder die heilige, ehrwürdige Nacht. Aber auch alttestamentliche Empfindungsweisen weckt den Griechen der Sternenhimmel in seiner Ordnung und Schönheit; auch sie weist er hin auf die Wundermacht der Götter, die das alles „so weislich geordnet" haben. So berichtet Cicero von einer verlornen Stelle bei Aristoteles, wo sich in kühnem Fluge der Phantasie der sonst so nüchterne Philosoph die bewunderungsvollen Empfindungen von Menschenwesen ausmalt, die stets in unterirdischen, wenn auch noch so herrlichen Wohnungen gelebt hätten und von Göttern nur vom Hörensagen wüßten und nun plötzlich auf die Oberfläche unsrer Erde emporstiegen: „Wenn sie plötzlich Erde und Meer und Himmel erblickten, die Größe der Wolken und der Winde Kraft, die Sonne und ihre Größe, Schönheit und Wirkungen, wenn sie ferner, sobald die Nacht die Erde überschattete und den ganzen Himmel mit Sternen zeichnete und schmückte, den Wechsel des wachsenden und abnehmenden Mondlichtes, den Auf- und Niedergang aller Gestirne und ihren für alle Ewigkeit geordneten, unveränderlichen Lauf wahrnähmen: wenn sie dies alles sähen, wahrhaftig, sie würden überzeugt sein, daß es Götter gebe, und daß alle diese Herrlichkeiten nur Werke der Götter seien."

In der empfindsamen Erotik des Hellenismus, dieser sentimentalen Zeit des Griechentums, spielt natürlich auch die Sternennacht eine bedeutende Rolle. Bei Theokrit stellt die Liebende die friedliche Mondnacht der Unruhe ihres Herzens gegenüber. Apollonios schildert den zauberhaften Reiz des Sternenhimmels auf ein schwärmerisches Gemüt; er vergleicht Jason dem glänzenden Stern, den im Gemach verschlossene Mägdlein erblicken, während er über die Wohnung hellfunkelnd emporsteigt. In der bläulichen Luft mit holdanlächelndem Schimmer ergötzt er ihnen die Augen; auch freut sich seiner die Jungfrau, die sich sehnt nach dem fernen Geliebten. Pseudo-Platon wünscht in der Anthologie: „Schaust du zu den Sternen auf, mein Stern, wünsch ich eins mir nur: ich möchte gern selbst der Himmel sein. Ich sähe dich mit vielen tausend Augen an."

Aratos machte den Sternenhimmel zum Gegenstand einer eignen Dichtung in seinen Phainomena. Auf pantheistischer Grundlage, auf der Idee des Zeus,

Digitized by Google

der das ganze All durchdringt, erhebt sich die Schilderung der Stellung und Bewegung der Gestirne, die in ihren Gruppen bald wie gewaltige Ungeheuer mit langem Schweif und mächtigem Kopf, bald wie ein Mann oder eine Jungfrau erscheinen. Aber auch ein inniges Naturgefühl kommt zum Ausdruck. So in der Schilderung der Milchstraße: „Wenn die wolkenlose Nacht alle herrlichen Sternbilder den Menschen vorführt und keins im Glanze geschwächt wird durch den Schimmer des Vollmonds, sie alle scharf durch das Dunkel leuchten, dann befällt ein Staunen die Sinne bei dem Anblick des durch den breiten Gürtel durchfurchten Himmels." So bekennt auch Ptolemaios, tief in der Seele von dem herrlichen Schauspiel ergriffen und in Andacht über das Irdische emporgehoben:

Staub nur bin ich — ich weiß es — ein Sterblicher, aber betracht ich,
Sterne, den kreisenden Lauf eurer verschlungenen Bahn,
Dann o! glaub ich die Erde nicht mehr mit dem Fuß zu berühren,
Sondern am Tische des Zeus nehm ich ambrosische Kost.

So weitet sich auch bei dem Hellenen die Brust im Anblick der milden, klaren Sternenwelt, und seine Seele fühlt sich auf den lichten Strahlen emporgetragen zu seligen Höhen; die Erde bleibt fern, tief unten!

Was aber bei den Griechen noch im Keime schlummerte, das bringt das Christentum zu voller Blüte. Die Kirchenväter werden in Vers und Prosa nicht müde, die Schöpferkraft Gottes gerade an dem Sternenhimmel zu rühmen. So Basilius: „Wenn du je in einer heitern Nacht die bewundernswerte Schönheit der Sterne mit gespanntem Blicke betrachtet hast und du plötzlich in dem Gedanken an den Künstler des Universums nachdachtest, wer er denn sei, der mit diesen ewigen Blumen den Himmel so wunderbar gezeichnet und geschmückt hat, und der bewirkte, daß die Schönheit dieses Schauspiels nicht minder groß ist als die Gesetzmäßigkeit: wie muß erst die ewige, unsichtbare Welt sein, wenn die sichtbare, diese zeitliche, vergängliche so schön ist!" Hier haben wir die christlich erweiterte Anschauung der Psalmen wieder. Durch der Sterne Glanz leuchtet das Licht der Ewigkeit, der Abglanz einer bessern Welt. Aber mit der Demut und der klaren Einsicht in die Grenzen unsers Erkennens, die diese Zeugen der christlichen Religion auszeichnet, fügt Basilius hinzu: „Wenn die Größe des Himmels das Maß der menschlichen Fassungskraft übersteigt, welcher Geist, welcher Verstand könnte das Wesen der ewigen Dinge ergründen?" Gregor von Nyssa fragt, ähnlich wie Hiob, aber weit inniger: „Wer hat die Erde unter meine Füße gebreitet? Wer hat mir den Himmel wie ein Gewölbe befestigt? Wer giebt mir jene Flügel, im Geiste den gleichen Höhenflug zu unternehmen, sodaß ich die ganze Erde unter mir lasse und das weite Luftmeer durcheile, die Schönheit des Äthers erfasse, mich zu den Sternen emporhebe und ihre ganze Herrlichkeit erschaue, aber auch dabei nicht stehen bleibe, sondern selbst

Digitized by Google

über diese hinaus die Grenzen alles Wandelbaren und Vergänglichen überschreite und die unveränderliche Natur erfasse, die unwandelbare Macht, die auf sich selbst gegründet ist und alles führt und trägt, was ein Dasein hat?" Und Johannes Chrysostomos führt näher aus, wie Menschenwerk und Menschenkunst, wie alle noch so gesteigerte Kultur sich nicht mit den Werken der Natur messen könne, wie der schönste Palast zurückstehen müsse vor dem Himmelsgewölbe: „Nicht hat Gott die Flammen eines goldnen Kandelabers entzündet, sondern oben Lichter befestigend hat er ihren Lauf am Dache des Palastes bestimmt, auf daß es nicht nur nützlich wäre, sondern auch ein Gegenstand großer Lust für uns."

Auch in der altgermanischen Poesie vereinigt sich eine herzliche religiöse Empfindung mit dem angebornen lebhaften Natursinn. Die Angelsachsen rühmen oft den flimmernden Glanz der Sterne, nennen ihren Anblick lieb und traut und freundlich; der Stern, der beständig den gleichen Weg zieht, erscheint ihnen wie ein treuer Wandrer „auf der Fahrt über das Dunkel der Nacht hin"; wie den Kirchenvätern ist auch ihnen Christus der Morgenstern, der das Licht brachte, oder der Stern, der die Nacht erhellt. Eine ausgeführtere Schilderung des Sternenhimmels begegnet uns bei Otfried in der Beschreibung der Himmelfahrt Christi, der über alle Sterne dahinfährt; doch ist es mehr Aufzählung der Sternenbilder als stimmungsvolle Ausmalung eines großen Gesamteindrucks. In dem an Gleichnissen so kargen Nibelungenliede wird doch der lichte Vollmond, der den Sternen voranschwebt, zum Bilde der Schönheit Kriemhildens, und die Minnesänger singen von dem Sternenschein, der in den Augen ihrer Liebsten blitzt. Nicht minder die Dichter der Renaissance. Erhabnere Gedanken finden wir in dem Tagebuche des Kolumbus und in den Lusiaden des Camoens, die den südlichen Sternenhimmel bewundernd rühmen. Erhabenste Naturschwärmerei und frömmste Naturandacht verbinden sich bei Luis de Leon in seinem Gedichte „Der Sternenhimmel," wo er bekennt:

Wenn ich die Blicke sende zum Himmelsdom, besät mit Sternenfunken,
Dann sie zur Erde wende, auf die jetzt Nacht gesunken:
In meinem Busen wecken dann Lieb und Schmerz ein brennendes Verlangen ...
Betrachtet ihr, wie weise gefügt der ewigen Gestirne Reihen ...
Wer ist, der dies betrachtet und fühlt der Erde Tand sich nicht verleidet?

Und nun preist er die seligen Gefilde, die er hinter den Sternen wähnt, die ewige Schönheit des reinsten Lichtes, den ewig jugendlichen Lenz, die Fluren seliger Wonne usw.

Auch bei Shakespeare werden die Sterne zu reichen Gleichnissen und Schilderungen verwendet; die zaubervolle Nacht mit Mond und Sternen tritt in Romeo und Julia in Harmonie mit der Leidenschaft der Liebenden, während die totenstille Öde der Mitternacht den unheimlichen Nachtstücken entspricht, die

Digitized by Google

Shakespeare im Hamlet und im Macbeth darstellt. Neben der mythisch-antiken Beseelung von Selene (Phöbe) hat Shakespeare die durchaus individuelle, er leiht Mond und Sternen ein strahlendes Antlitz, leuchtende Wangen, geschwinde Füße oder Flügel u. a. m.

In der beschreibenden Poesie des achtzehnten Jahrhunderts wird natürlich auch der Sternenhimmel oft abgeschildert. An dem Feuerstrom Miltonscher Begeisterung entzündet Brockes sein Flämmchen, wenn er in der Einleitung seines „Irdischen Vergnügens in Gott" „über das Firmament" die andachtsvolle Betrachtung anstellt:

Als jüngst mein Auge sich in die saphirne Tiefe,
Die weder Grund noch Stern, noch Ziel und End umschränkt,
Ins unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt',
Und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin lief,
Doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist;
Es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle,
Die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn End und Anfang stammen ...
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts.

Er fühlt sich wie in einen Abgrund versinken, in dem die Flut über ihn zusammenschlägt, wenn er sein Auge emporhebt in die anfang- und schrankenlose „lichte Dunkelheit" am Firmament. Dieses Pathos ist typisch auch für die überschwängliche Empfindsamkeit der Mondscheinschwärmerei und Liebeständelei, wie sie im vorigen Jahrhundert die Gemüter beseelte; so hebt sich Klopstock mit dithyrambischem Schwunge bis zu den Sternen empor, zu den rauschenden Lichtströmen, zu den Gefilden, durch deren Umkreis die Unendlichkeit bebt:

O Anblick der Glanznacht, Sternenheere!
Wie erhebt ihr! Wie entzückst du, Anschauung der herrlichen Welt!
Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer!
Wie erfreut sich des Emporschauens zum Sternenheer, wer empfindet,
Wie gering er und wer Gott und welch ein Staub er, und wer Gott,
Sein Gott ist! O sei denn, Gefühl der Entzückung, wenn ich sterbe, mit mir!

Ein so tiefinniger Theismus verbindet sich mit der Anschauung des Sternenhimmels bei neuern Lyrikern nur noch bei Lamartine und Viktor Hugo. Goethes Pantheismus nährt auch seine Sympathie zu der Sternenwelt; den Morgenstern nimmt er sich zum Wappen; treulich grüßt er das rötliche Gestirn des Mars, er weidet sich am „Liebesblick der Sterne." Allbekannt sind die Zeilen in den „Nachtgedanken":

Euch bedaur' ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet ...
Denn ihr liebt nicht, kennet nicht die Liebe.

Digitized by Google

und die aus „Trost in Thränen“:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Wie schön ist die Beseelung im „Gesange der Geister“: „In dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne,“ ebenso in den „Geheimnissen“: „Die hohen Sterne ihr helles Auge zu ihm nieder wenden!“ An Frau von Stein schreibt Goethe am 22. März 1781: „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern; er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf; ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“

Eine so tief sympathetische Naturanschauung ist auch bei Byron lebendig; ihm ist alles Gewordne nur ein Teil, eine Offenbarung des Weltengeistes: „Lebt nicht der Berg? der Stern? Und sind die Wogen nicht auch beseelt?“ „Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen von mir ein Teil, ein Teil von ihnen ich?“ Im Kain jubelt er: „O du schöner und unnennbarer Äther, ihr ungezählten Sternenheere! Wie seid ihr schön! Wie still und weit sind diese Welten!“ Und im Childe Harold: „Ihr seid des Himmels Poesie, ihr Sterne! Rings Erd und Himmel still! doch schlafend nicht! Zwar stumm, doch so, wie wenn wir innig fühlen, wie wenns in unserm Innern mächtig spricht! Rings Erd und Himmel still“!

Der liebende Italiener singt im Volkslied:

Wie strahlt der Sterne Heer von Himmelshöhn!
Komm, Liebchen, zähle sie! Versuch einmal!
Viel größer noch ist meiner Schmerzen Zahl,
Wenn ich bei andern dich muß stehen sehn,

und Leopardi klagt: „Was soll das weite Luftmeer, jener tiefe, endlose Äther? Was bedeutet diese gewalt'ge Einsamkeit? Und ich, was bin ich? Vielleicht, wenn ich mit Flügeln mich über Wolken schwingen und einzeln alle Sterne könnte zählen, wär ich beglückter; doch irrt vielleicht der Sinn, der neidisch blickt nach andern Losen hin.“ Im Norden grübelt Knut Hamsun: „Ich liege den ganzen Abend und sehe zum Fenster hinaus; ein Feenglanz ruhte um diese Zeit auf Wald und Feld. Überall war der Himmel offen und rein. Ich starrte hinein in dieses klare Meer, und es war, als läge ich von Angesicht zu Angesicht dem Grunde der Welt gegenüber, als klopfte mein Herz so innig diesem reinen Grunde entgegen, als wäre es dort daheim. Diese Stille, die an meinem Ohr murmelt, ist das Blut der Allnatur, das siedet, Gott, der die Welt und mich durchbebt. Die Nacht ist tief. Nach einer Stunde fangen

Digitized by Google

meine Sinne an, in einen bestimmten Rhythmus einzuschwingen; ich klinge mit in der großen Stille, klinge mit. Ich sehe hinauf zum Halbmond, er steht am Himmel wie eine weiße Muschel, und ich empfinde etwas wie Liebe zu ihm."

Das sind tief innerliche, mystische, mit der Natur sich eins fühlende Betrachtungen, wie sie uns selbst in der deutschen Lyrik seit Claudius frommem „Abendlied" oder seit den romantischen Dichtungen eines Novalis, Tieck, Eichendorff, seit Hölderlins „Hyperion" usw. — nicht inniger begegnen, oder bei Geibel, Rückert und Neuern. Geibel möchte die Sterne mit den frommen Lämmern auf blauen Himmelsfluren, mit Silberlilien, mit lichten Kerzen vergleichen, oder mit Silberlettern, drin ein Engel von Liebe ins blaue Buch des Himmels tausend Lieder aufgeschrieben hat. Und Rückert ruft:

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen besserer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
Ins umwölkte Herz?

Und unter den Neuesten mahnt es an die tiefe Empfindung der Naturstille, wie sie uns so oft in Storms Novellen entgegentritt, wenn G. Renner singt:

Es ist so still, daß man den leisen Atem
Von Blatt und Blumen beinah hören kann,
Fast hören kann den lautlos zarten Schritt
Der Sterne auf des Himmels Sammetteppich ...
So still, daß fast das Ohr vernimmt das Strömen
Des lichten Duftes durch die Fensterscheiben,
Den jene weiße Himmelsrose sendet
In Strahlen auf mich nieder, weich und linde.

Überblicken wir die Entwicklung der dichterischen Anschauung des Sternenhimmels, so sehen wir, daß sich besonders erhabne religiöse Empfindungen mit dem unmittelbaren Eindruck verbinden, daß der Mensch in unwillkürlicher Übertragung seines Wesens auf die Natur all sein Sehnen und Hoffen, alles, was er hienieden vergebens sucht, erfüllt wähnt in jener lautlosen, unvergänglichen, obern Welt, wo in ewigem Wandel die Millionen Sterne ihre Bahnen ziehen, daß er, von dem fernen Lichte in die unermeßliche Weite gezogen, unwillkürlich von allem Irdischen abgelenkt und dem Gedanken des Ewigen zugeführt wird, sodaß sich mit der nächtlichen Stille, mit dem magischen Leuchten der Sterne auch in die unruhig klopfende, von mannichfachen Stimmungen bewegte Brust Friede, träumerisch ins All sich verlierende

Digitized by Google

Sehnsucht oder stille Wehmut senkt. Zugleich lehrt uns diese Betrachtung, wie im Wechsel der Zeiten und der Völker das menschliche Sinnen und Dichten trotz aller Verschiedenartigkeit doch im Kerne einheitlich ist, einheitlich und an bestimmte Bahnen gebunden, wie die Sterne selbst, die droben in unwandelbarem Laufe kreisen.

Ästhetisches

ie Ästhetik, die Lehre von dem Schönen in der Natur und von dem Kunstschönen, sowie von dem Verhalten des menschlichen Geistes zu diesen beiden Gebieten, wird bekanntlich von der Philosophie als eine ihrer Abteilungen in Anspruch genommen. Die Philosophen haben sich in der Regel nicht bemüht, das Verständnis ihrer Meinungen ihren Lesern durch eine einfache und klare Sprache zu erleichtern; wer von ihnen Nutzen haben wollte, durfte sich den mühsamen Weg durch eine dunkle Schulterminologie nicht verdrießen lassen. Von dieser Erdenschwere hat selbstverständlich auch die philosophische Ästhetik ihr gutes Teil, und das ist ein Grund, warum ihre Darstellungen nicht sehr viele Leser haben können, aber es ist nur einer. Denn außerdem wird, wer sich trotzdem in eines dieser Bücher hineinliest, weil er über ihren Gegenstand, die Kunst, unterrichtet sein will, bald die Erfahrung machen, daß er sich in seiner Voraussetzung ein wenig getäuscht hat. Er dachte, es sei darin von Werken der bildenden Kunst, von Statuen und Bildern, die Rede. Aber weder Kant, noch Schiller, unsre wichtigsten deutschen Ästhetiker, sagen davon viel, während z. B. Winckelmann, der mehr davon verstand, als beide zusammen, und vieles darüber gelehrt hat, das keineswegs als Philosoph und Ästhetiker that. Man würde auch irren, wenn man bei den heutigen Philosophen, die Ästhetik treiben, eine wirkliche Kenntnis der vorhandnen Kunstwerke als notwendig voraussetzte; es ist ihnen um ganz andre und ihrer Auffassung nach höher liegende Fragen zu thun, bei denen sie die materielle Erscheinung, die dem Kunstfreunde die Hauptsache ist, sehr wohl umgehen können. Wenn einzelne Männer, wie Schopenhauer oder Vischer, zugleich Kenner der Kunst und Kenner der schönen Litteratur genannt werden konnten, so war das eine rein persönliche Zugabe, die allerdings auch ihre Ästhetik etwas anschaulicher und für den Kunstfreund unterhaltender gemacht hat. Aber trotzdem wird sich jemand über Poesie nicht aus Schopenhauer unterrichten wollen, sondern aus litteraturgeschichtlichen

Digitized by Google

Büchern, und was Vischers berühmte Ästhetik betrifft, so wurde sie schon vor dreißig und vierzig Jahren, als sie eben fertig geworden war, vielleicht noch von den Alten und außerdem jedenfalls nur noch von den Professoren der Philosophie gelesen. Die Jüngern und die, die sich in ernsthafter Absicht mit der bildenden Kunst beschäftigten, wollten nichts davon wissen: sie war eine Sache, und das, was sie trieben, war eine andre. So ist es im wesentlichen auch heute. Wir haben uns zwar gewöhnt, gewisse Seiten der Kunstbetrachtung als ästhetisch zu bezeichnen, aber mit der philosophischen Ästhetik hat dennoch der eigentliche Kunstforscher ebenso wenig zu thun, wie der Kunstfreund als solcher von ihr zu erwarten hat. Lehrt sie ihn etwas über Kunst, nützt sie ihm zum Verständnis bestimmter einzelner Kunstwerke, so thut sie es nicht als philosophische Disziplin, sondern vermöge der besondern Art und Bildung ihres Verfassers. In Vischers Ästhetik sind für den Kunstfreund solche Stellen am meisten wert, die für die philosophische Lehre am wenigsten in Betracht kommen, und zum Verständnis der Kunst haben z. B. Jakob Burckhardt und Schnaase mehr beigetragen, als alle philosophischen Ästhetiker zusammen.

Diese Bemerkungen scheinen sich uns auch an einem kleinen Buche zu bewähren, das aus dem Nachlasse eines jungen akademischen Lehrers von dessen Freunden herausgegeben worden ist: Vorlesungen über Ästhetik von K. Heinrich von Stein, nach vorhandnen Aufzeichnungen bearbeitet (Stuttgart, Cotta). Es ist zunächst ganz ausgezeichnet geschrieben: richtig im Ausdruck, klar, anschaulich und anziehend. Der Verfasser war ein Verehrer Schopenhauers, und der war bekanntlich ebenfalls ein Künstler der Sprache. Stein schwärmt ferner unbedingt für Richard Wagner; was davon in die Gesamtauffassung übergegangen ist, muß der Leser, dem etwa dieser Standpunkt nicht zusagt, abzutrennen suchen. Der systematische Teil des Buches, das Philosophische, macht nur reichlich ein Viertel des Ganzen aus. Er ist gemeinverständlich und anregend, die Formulirung ist persönlich, nicht allgemeingiltig, vieles zufällig und zu andrer Auffassung oder Einkleidung auffordernd. Der wertvollere, jedenfalls der für den Kunstfreund wichtigere Teil sind Bemerkungen über die Kunstauffassung bei den verschiednen modernen Kulturvölkern in geschichtlicher Folge, mit der italienischen Renaissance beginnend. Hier steht soviel gutes, feines, belehrendes und, wenn es schon allgemeiner bekannt war, doch besonders gut ausgedrücktes, daß das Buch allen, die sich für die bildende Kunst interessiren, aufs beste empfohlen werden kann. Der Verfasser war nicht nur in der Poesie und überhaupt der Nationallitteratur der einzelnen Völker bewandert und belesen, er hat auch viel Kunst gesehen und verstanden. Schade, daß man nicht für solche Mitteilungen den fachmäßig geprägten Titel „Ästhetik," der nach dem zu Anfang bemerkten gar nicht mehr zu diesem Inhalt paßt, fallen läßt und dafür „Kunstbetrachtung" sagt. Ein Buch wie dies

Digitized by Google

würde dadurch nach unsrer Überzeugung viel schneller und sichrer an die gelangen, für die es doch eigentlich bestimmt zu sein scheint. Um von der Art der Betrachtung eine Vorstellung zu geben, heben wir einige Gedanken heraus, die uns zugleich einer Vervollständigung fähig erscheinen. Ob eine Kunst lebt, meint der Verfasser, zeigt sich darin, in welchem Maße Stimmung in ihr wohnt. Stimmung beruhe auf einer gewissen „Ganzheit" des Seelenlebens. Der griechische Tempel und die ägyptischen Säulenhöfe oder die assyrischen Burgterrassen hätten Stimmung, aber der italienischen Renaissance sei eine Erweckung des innern Lebens nicht gelungen, darum habe sie nur einige Künstler, in deren Werken „Stimmung" sei, z. B. Michelangelo, und im allgemeinen sei aus der bildenden Kunst der neuern Zeit die Stimmung verschwunden. Aber desto reicher entfalte sie sich in der Musik (S. 55). Dies alles erscheint uns doch sehr verkehrt, erwachsen aus der Gepflogenheit der Philosophen, einen Begriff wie „Stimmung" willkürlich zu umgrenzen und daraus wie aus einer notwendigen Schlußfolgerung subjektive Eindrücke als allgemeinverbindliche Urteile hervorgehen zu lassen. Was wir andern unter „Stimmung" zu verstehen pflegen, ist zweifellos der neuern und auch der Renaissancekunst in viel höherm Maße eigen als der antiken. Ganz gewiß hat der Philosoph und Ästhetiker Stein dem Kunstkenner Stein ein wenig im Wege gestanden und ihn gehindert, das Richtige unbefangen zu sehen. Richtig und sehr gut ausgedrückt ist bei ihm der Gedanke, daß der italienische Humanismus durch sein Humanitätsideal den Kreis der Aufgaben der Kunst erweitert, daß er aber den lebendigen, eignen Geist der Frührenaissance nicht aufzufassen vermocht habe, gegen dessen Realismus er vielmehr eine Gegenströmung bilde (S. 78). Aber kurz vorher meint er: Aufgabe der Kunsttheorie sei es, die Empfindungsweise einer Zeit ins Bewußtsein zu erheben und ihr Festigkeit zu verleihen. Das hätte die Renaissancezeit nicht gekonnt, ihr größter Theoretiker Leon Battista Alberti hätte da nicht genügt. Im Renaissancemenschen gehe im allgemeinen das Bewußtsein für sich den Weg des Gelehrtentums, inspirirt durch den Ruhmsinn, und der künstlerische Geist für sich den Weg der dekorativen Instinkte, inspirirt durch den Prachtsinn; die belebende, große, gemeinsame Gesinnung fehle. „Es läßt sich nun verfolgen, wie in den neuern Jahrhunderten das ästhetische Denken sich als eine für die Kunst keineswegs gleichgiltige, organische Kraft entwickelt und wie sich hierdurch die Einseitigkeit der individuellen Struktur allmählich ausgleicht usw." Aber der Verfasser scheint zu vergessen, daß bei den Griechen, dem Kunstvolk schlechthin, nicht über Kunst geschrieben und, nach ihrer Litteratur zu schließen, auch nicht viel über Kunst gesprochen wurde, daß ferner die bedeutendste Erscheinung der „neuern Jahrhunderte," die holländische Malerei, sich um das „ästhetische Denken" blutwenig kümmerte, und daß endlich in der neuesten Zeit, seit dieses ästhetische Denken, von dem der Verfasser soviel abhängen läßt, völlig obenauf ist, d. h. seit Kant, Schiller usw., es mit der

Digitized by Google

wirklichen Kunst der „individuellen Struktur“ jammervoll abwärts gegangen ist. Sollte man daher nicht richtiger, wenn man einmal Ursächlichkeiten konstruiren will, sagen: je mehr Theorie, je mehr Philosophen und Ästhetiker, desto weniger Künstler und Kunst? Auch das ist falsch: „Lionardo besitzt nicht, wie Goethe und Schiller, das volle Bewußtsein seiner Kunst. Das höhere künstlerische Schaffen vollzieht sich bei ihm mehr unbewußt, mit einer Art von genialem Instinkt.“ Nein, wie sein Malerbuch und seine mehr als ein Dutzend Foliobände von Arbeitsjournalen zeigen, niemals hat unter irgend einem Volke in alter und neuer Zeit ein Künstler mit einem so klaren, überlegnen, bis in alle Teile der Ausführung eindringenden theoretischen Bewußtsein gearbeitet, wie Lionardo. Nach seinen Vorschriften hat man sogar in Frankreich unter Napoleon III. den Zeichenunterricht der Mittelschulen organisirt.

Stein gehörte, wie man nicht nur aus seinem Verhältnis zu Richard Wagner, sondern auch aus gelegentlichen andern Urteilen sieht, im allgemeinen einer sehr modernen Richtung an. Auf die Kunst der „Modernen,“ die Malerei der neuesten Zeit, hat er seine Vorlesungen nicht ausgedehnt. Diese „Modernen“ haben ja, wie man weiß, ihre besondern Ästhetiker, z. B. die Gelehrten des „Pan.“ Andre wieder, die über Kunst zu schreiben pflegen, sind mit ihnen wenig einverstanden, und im ganzen darf man wohl sagen, daß die meisten Beurteiler der Kunst, die über Kenntnisse und einen hinlänglich weiten Überblick verfügen, der neuesten Malerei sehr kühl gegenüberstehen. Wer sich etwa eine Zeit lang für einzelne Richtungen und Künstler interessirte, hat allmählich erfahren, daß die Leistungen so ziemlich ausgeblieben sind, und von Hoffnungen und Erwartungen kann der Mensch nun einmal nicht leben. Es hat nun aber noch eine ganz besondre Bedeutung, wenn ein Künstler darüber das Wort nimmt, nicht ein solcher, der sich überhaupt des Worts zu bedienen pflegt, weil es mit seiner Kunst nicht weit her ist (wie es namentlich früher viele Kunstkritiker gab, verunglückte Maler von gelegentlich nacherworbner theoretischer Bildung), sondern ein anerkannter Mann von tüchtigen Leistungen in der Kunst, der daneben sich durch lange geübte Gewohnheit in ein sehr vertrautes Verhältnis zu den großen Meistern früherer Zeiten gesetzt hat. Otto Knille galt immer für einen sichern Zeichner und einen selbständigen Koloristen (er war von Düsseldorf aus früh nach Paris zu Couture gekommen), seine Bilder haben in ihrem großen Wurf etwas vornehmes und historisches, er ist mit in der Reihe der Ersten gegangen, die man jetzt zu den Ältern rechnet. Mit was für Empfindungen muß ein solcher die Reklametrommel haben rühren hören für die Ansprüche der „Modernen,“ wenn er sich sagen muß: das könntest du mit der Hand geradeso gut, wenn du es nicht in deinem Herzen für Schwindel hieltest! Daß Knille die Feder führte, war bekannt. Daß er ein so durch und durch originelles Buch veröffentlicht über alte und neue Kunst, über das Technische und seine theoretischen Voraussetzungen, und in so voll-

Digitized by Google

kommner Form, wie sie nur ein klarer Kopf und ein Meister des Worts hervorbringt, das muß gleichwohl überraschen. Wer zu einem richtigen und selbständigen Urteil über die neueste Malerei angeleitet sein will, der lese das zierliche Büchlein: Wollen und Können in der Malerei (Berlin, Fontane). Er wird sich, wenn er es aus der Hand legt, einige Stunden mit einem geistreichen Mann unterhalten und dabei sehr viel gelernt haben. Was wir dem Leser darüber mitteilen, schließt sich an die letzte von drei Abhandlungen an, in der die moderne Malerei fachmännisch beleuchtet wird. Ihre drei Trümpfe sind das Freilicht, eine besondre Wirkung auf den Anschauenden (Impressionismus) und die angeblich wiederum besondre Erfindung oder Phantastik. Am meisten tritt das erste hervor, weil es auf die Menge am verblüffendsten wirkte und etwas ganz neues zu sein schien.

Wenn man meint, das Problem der Freilichtmalerei sei etwas neues, so irrt man gewaltig. Schon Lionardo da Vinci weist in seinem Malerbuche hin auf den Unterschied der Erscheinung eines Gegenstandes, jenachdem er unter freiem Himmel oder innerhalb geschlossener Wände gesehen wird; es sei unrichtig, im Zimmer gemalte Körper ohne weiteres auf ein Gemälde zu übertragen, das einen Vorgang im Freien vorstellen solle. Der Künstler habe draußen zu beobachten, was er als draußen vor sich gehend im Bilde geben wolle; er müsse diese Eindrücke zu Rate ziehen, wenn er nachher das Bild im Atelier fertig mache. Die einen, heißt es bei ihm, halten Zimmerbeleuchtung für richtig, die andern Freilicht, und jede Partei findet die andre lächerlich. Was hier der tiefste Kenner der malerischen Erscheinungen mit großer Klarheit ausgesprochen hat, das haben auch die andern alten Meister empfunden und durch Beobachtung gezeigt, und auf vielen alten Bildern kann man sehen, daß sie die Bedeutung des Freilichts kannten und nicht etwa immer künstliche und konventionelle Beleuchtungen geben. Aber sie waren nicht so armselig, daß sie, wie die neuesten, auf das bischen Freilicht eine neue Schule gründen wollten und in dem Weißgrau und den Lichtreflexen, die zufällig auf die Gegenstände fallen und oft deren Formen beeinträchtigen, das Wertvolle und Wesentliche sahen, was nun dem Bilde seinen Charakter geben müßte. Sie hatten Freude an der Lokalfarbe, am Körper und an seinen Linien und setzten ihre Gegenstände in das Licht, das ihnen am vorteilhaftesten schien. Die Naturwahrheit, die die heutigen Freilichtler zu geben meinen, ist ja etwas, worüber sich verhandeln läßt, es kann auch zugegeben werden, daß ein Anhänger dieser Richtung auf einzelne objektive Werte trifft, die sich durch die Kunst festhalten lassen, daß ihm manches offenbar wird, was der „Dreiwändemalerei" verschlossen blieb. Aber das Verfahren ist nicht neu, die holländischen Landschafter haben ebenfalls im Freien beobachtet, sich aber dadurch die Freude an der Farbigkeit des Lebens nicht zerstört und auf ihren Bildern noch etwas besseres gegeben als Luft- und Lichtstudien, und zum Hauptprinzip erhoben schafft

Digitized by Google

dieser neue Naturalismus ja doch nur wieder eine Täuschung, eine Konvenienz andrer Art, denn er ist nicht weniger willkürlich als die sogenannte geschlossene Beleuchtung. Der Wetteifer mit der Natur ist für den Maler hoffnungslos, denn das höchste Licht ist heller als das Weiß der Palette, und ihr Schwarz erreicht nicht die Tiefe des Nachtschattens. Die chemischen Farben geben die Farbe, die wir an den Gegenständen sehen, die „Lokalfarbe," doch nur annähernd wieder, der Maler erreicht Wirkungen, mit denen der Betrachter sozusagen sich einverstanden erklären muß. Seiner Seelenstimmung wird entsprochen durch eine gewisse Ton- und Farbenharmonie, auf der die „Bildwirkung" beruht. Die Meisterwerke aller bisher dagewesenen Malerei, so verschieden sie nach Komposition, Formen und Stimmung sind, haben im Reinmalerischen gemeinsame Eigenschaften. Fast jedes dieser Bilder „stimmt, jedes galt seinem Schöpfer als ein abgeschlossenes Ganzes, dem die Geschlossenheit der Wirkung entsprechen mußte durch wohlbegrenzte Form, Kontrast von Licht und Schatten, Wucht der Lokalfarbe und Fülle des Tons." Die alten Meister wußten, daß Weiß stumpf ist, und farbiges Licht mehr leuchtet als weißes, weil die Intensivfarben Grün, Gelb, Orange und Hochrot unsre Sehnerven ungewöhnlich reizen, sie legten durchsichtige Schichten solcher Farben über weißen oder hellen Grund und erreichten damit warmes, goldnes, stimmungweckendes Licht, auf entsprechende Weise brachten sie klare, farbige Tiefen hervor, Schatten, die dem Auge dunkler erscheinen als einfaches Schwarz, und dazwischen die Dämmerungen des clair-obscur. Sie gingen der Farbenerscheinung der sogenannten trüben Medien: Luft, Wolken, Wasser so gut nach, wie der Wirkung des von festen, dichten Körpern zurückgestrahlten Lichts. Was sie nun gegeben haben und was wir uns aus ihren Bildern herausnehmen, mag im einzelnen einer größern Annäherung an die Natur fähig sein. Aber wird das Ganze dadurch überzeugender? Kann eine Malerei überhaupt etwas andres sein als ein Scheinbild, ein Ungefähr, eine Täuschung, die sich der Betrachtende gefallen läßt, zu der er viele Voraussetzungen mitbringen muß? Wäre denn das wirklich der höchste Triumph der Kunst, wenn einmal die Illusion vollständig erreicht würde, wenn ein Hund einen gemalten Hund anbellte oder einen gemalten Hasen fassen wollte, oder wenn die Vögel wirklich die Trauben des Zeuxis angepickt hätten? Und diese Illusion ließe sich doch nur bei den einfachsten Gegenständen herstellen. Bei jeder Zusammensetzung höherer Art, einer Landschaft, einer Figurenszene ist selbst durch Anwendung künstlicher Beleuchtung, verbunden mit besondrer Aufstellung, z. B. in einem Panorama, eine Verwechslung mit der Wirklichkeit niemals, sondern immer nur die Art von „Täuschung" eingetreten, die der Mensch sich gefallen läßt, weil er gerne zu Zeiten seiner Phantasie den Vortritt einräumt vor der unmittelbaren Sinneswahrnehmung. Verglichen mit der Ruhe und Sammlung, die die alten Meisterwerke haben, mit dem Eindruck einer Natur, der sich jene Maler vor-

Digitized by Google

sichtig und anempfindend auf Umwegen zu nähern suchten, ist, was die Modernen dafür bieten, „sichrer Kraftverlust gegen unsichern Lichtgewinn." Denn das Licht an sich übt nur einen ganz allgemeinen Sinnenreiz aus, erst wenn es sich mit Farbe und Form verbindet, bedeutet es etwas in der Malerei. „Ästhetisch hat die Erkenntnis des Weißlichts nicht mehr Wert als jeder nüchterne Vernunftschluß überhaupt, und aus der Wahrnehmung, daß die überreiche Natur sich den Luxus flanirender Luftlichter gestatten darf, erwächst für den Maler noch kein Recht, diesen Luxus nachzustümpern." Der schmale Weg der Freilichtmaler schließt jede Steigerung oder Umgestaltung durch die Phantasie aus und führt nicht einmal in der Landschaft zur Wirkung eines schlichten Naturbildes. Vollends aber versagt das Verfahren bei der Historienmalerei. Das empfinde, meint Knille, sogar das Volk in seinen breitern Schichten. „Biete ihm eine trivial täuschende und eine im Schönen gereinigte Wiedergabe; es greift sicher nach der letztern. Manchmal kommt mir der Gedanke, ob es nicht besser wäre, das Schicksal der Kunst auf den trotz aller lastenden Materie immer wieder vorbrechenden Höhensinn der Masse zu stellen, als auf die launische Gourmandise von wenigen Tausend. Die Freilichtschule hat das Unglück, in ihrem Prinzip, dem Publikum wenigstens, langweilig zu sein, daher sie sich nicht einmal eines fröhlichen Modeerfolgs rühmen kann."

Der „Impressionismus" der Modernen wirkt mit Einzelheiten und beruht auf der Skizze. Der Einfall soll das Fertiggemachte ersetzen. Das „Können" und die Schule sind dazu nicht mehr nötig. Darum ist die Tradition lästig, außer wo man ihre Erfindungen plündern und für eigne Ware ausbieten kann. Das Ich des Impressionisten und der Betrachter, der den Eindruck willig aufnehmen soll, die zwei genügen. Das dritte ist nur störend, nämlich die Natur, die nach Gestaltung verlangt, oder das Kunstschöne, an dessen Beschaffenheit die Menschen sich im Laufe der Geschichte gewöhnt haben. Die Kritik hat hier ohne Frage leichteres Spiel, denn der Unsinn des Prinzips liegt zu deutlich auf der Hand. Die Wahl zwischen diesen Thorheiten und den Leistungen der vergangnen Zeit kann nicht schwer sein. Aber Knille giebt zu der Frage schöne und belehrende Beispiele.

Wir wenden uns noch mit einigen Bemerkungen zu der dritten Seite der modernen Malerei, die Knille als Phantastik bezeichnet. Scharf läßt sich diese freilich nicht von dem Impressionismus unterscheiden. Der Verfasser stellt hier die Frage nach dem Gedanken- oder Erfindungsinhalt der Modernen, die sich z. B. als „Sezession" für etwas besondres erklärten, er giebt zu, daß mancherlei tüchtiges unter dieser Flagge fahre, daß mit Ansprüchen solcher Art an einen gewissen Idealgehalt immerhin mehr ausgedrückt sei, als mit dem Freilicht oder der Wirkung durch wunderliche Farbentöne. Aber, so fragt er mit Recht weiter, war denn hier Grund genug, sich gegen das Alte aufzulehnen und sich als etwas besseres zu geberden? Mit andern Worten: was haben

Digitized by Google

die Modernen fertiggebracht, und was hatten die aufzuweisen, von denen sie sich trennten? Bis in die neuere Zeit, meint Knille, war niemals, bei keiner Bewegung, keiner Auflehnung gegen früheres, die Absage an die Tradition so schroff ausgesprochen worden wie von den Modernen. In allen frühern Zeiten kann man sehen, woran angeknüpft werden soll; hier thut man, als ob man keinen Vorgänger mehr brauchte. War denn vielleicht die Belastung durch die Tradition gerade jetzt so groß, daß man es begreift, wenn das Joch nicht mehr zu ertragen schien? Sehr gut wird zunächst von Knille geschildert, daß in unserm Jahrhundert die Kunst ganz erstaunliche Fortschritte im Zeichnen, Illustriren, Charakterisiren durch Andeutung gemacht habe. Vieles, was früher nur die Sprache ausdrücken zu können schien, führt uns jetzt der Stift vor, unser ganzes Leben enthüllt sich vor uns in den Zeichnungen der Tagesblätter. Unsre Gelegenheitsbilder sind als Ausdruck ihrer Zeit viel schärfer als die Holzschnitte und Kupferstiche unsrer Vorfahren. Das, meint Knille, teilte sich auch den eigentlichen Bildern, den Gemälden mit: den Künstlern, die am meisten gefielen, gelang das nicht infolge ihrer Farben, sondern durch das Zeichnerische, durch die Formen, die einem oft ebenfalls interessirenden Inhalt Gestalt gaben, die Farbe ging nur nebenher. Die Leute „konnten“ etwas mit dem Zeichenstift, mit der Feder, sie hatten vorher scharf beobachtet und hatten auch Gedanken, kurz an „Erfindung“ fehlte es ihnen nicht, aber in Bezug auf das Kolorit sahen auch die besten beschämt rückwärts in die großen Zeiten der Malerei, von denen sie zu lernen suchten. Dieses Verhältnis, das sich an Künstlern wahrnehmen läßt, die unter einander sehr verschieden sind — der Verfasser nennt z. B. Rethel, Menzel, Knaus, Lenbach —, sei doch auch natürlich und gesund. Denn aller wirkliche Fortschritt sei doch stets mit Formenstudium verbunden gewesen, mit Lichtgeflunker und Farbengetupfe allein habe sich noch keine neue Zeit in der Kunstgeschichte aufgethan, es gäbe darum auch keine ausschließliche Farbenschule, weil der Farbensinn kaum disziplinarisch auszubilden wäre — „man hat ihn, oder man hat ihn nicht“ —, und durch Linien und Form in der Malerei werde der wünschenswerte Zusammenhang mit den beiden andern Künsten erhalten. Daß ein Historienmaler wie Knille von diesen Voraussetzungen bei der Beurteilung der Modernen ausgeht, ist für uns selbstverständlich. Für die, denen das anders erscheinen sollte, mag darauf hingewiesen werden, daß er in verschiednen hübschen Beobachtungen seine Wertschätzung für das Malerische in seiner anspruchslosesten Erscheinung, für das einfachste Motiv oder die Stimmung eines Holländers niederlegt hat. Er findet ferner mit vielen andern, daß die Malerei der neuern Zeit (worunter aber nicht die „Modernen“ verstanden sind) zuviel Erzählung, Gedanken, Nebenbeziehungen, kurz: nicht bildmäßiges in sich aufgenommen habe, weswegen eine durch sie veranlaßte Ermüdung und Übersättigung und das Verlangen nach einfacherm Inhalt und einer leichter zu verstehenden Erfindung wohl zu be-

Digitized by Google

greifen wäre. Aber hat die Erfindung der Modernen denn genügt, oder ist sie überhaupt eine Erfindung? „Fröhlicher Raubbau auf kultivirten Stoffgebieten" lesen wir einmal; wir unterschreiben das mit allem, was daraus folgt, und was bei Knille nach einzelnen Stoffgruppen ausgeführt wird. Die Satyrn und Nymphen von Rubens bis Boucher, die biblischen Gestalten von Adam und Eva bis zum Ende der Passion in italienischer oder nordischer Künstlerredaktion, das ist die „Erfindung" der Modernen, und was gut herausgekommen ist, pflegt eine Reminiszenz an etwas schon besser dagewesenes zu sein. Dazu, meint Knille mit vollem Recht, brauchte man sich doch nicht aufzulehnen und abzutrennen, denn unterdrückt war doch keiner. Er erinnert uns sehr gut daran, daß, wenn früher Künstler in ähnlicher Lage gewesen und sich nicht hinlänglich hochgeschätzt vorgekommen wären, sie dagegen ein Mittel gehabt hätten, nämlich Stillschweigen und Bessermachen. „Menzel und Böcklin schrieen nicht Verfolgung, sondern nährten still ihre Überzeugungen, besserer Tage harrend." Liegt nun aber der Modernen Verdienst, wenn es nicht in der Erfindung gefunden werden kann, in ihrer Art, zu sehen und wiederzugeben? Kein Künstlerauge sieht absolut richtig, die Unterschiede des Formen- und Farbensehens zwischen den Modernen und den Fortsetzern der Tradition sind aber oft so außerordentlich, daß der Gegensatz viel tiefer liegen muß. Der Verfasser kommt dadurch zu einem Dilemma, das ungefähr lautet: Entweder sind die verrückt, oder wir! Er zeigt, wie die Modernen anders sehen als alle frühern Künstlergenerationen, anders in Formen, anders in Farben, und doch habe sich die Natur inzwischen nicht geändert, also hätten es die Künstler gethan, die nun der Natur Gewalt anthäten. Seine Zuflucht und Bundesgenossin ist also die Historie, er hält sie für stärker als die Willkür einer von wenigen vertretnen Richtung und läßt nun das Publikum einen Einblick thun in das, was beide „können," die Alten und die Neuern auf der einen, die Modernen auf der andern Seite. Darnach mag das Publikum wählen. Hier treffen wir auf ausgezeichnete und überraschend einfache Beobachtungen, z. B. über den mangelhaften Raumsinn der Modernen, ihr Verschwenden von unbenutzter Fläche, im Gegensatz zu dem Bemühen der großen Meister, die „Zoll um Zoll dem gegebnen Raume abgewannen, damit in ihm die lebendige Gestalt triumphire." Nun, wir meinen, ein gebildeter Leser wird nicht zweifeln, auf welche Seite er zu treten habe. Denn soviel ist klar: vereinzelte Ausnahmen vorbehalten, die „Moderne" der Malerei und die der Litteratur sind einander wert. An der einen fällt das Nichtkönnen, an der andern das Nichtwissen zunächst mehr auf, aber an beidem haben beide teil. Stümper und Ignoranten sind die „Modernen" fast alle. Wir möchten noch auf einige Stellen hinweisen, an denen Knille Gebhardts und Uhdes gedenkt, weil sie gar nicht in jene Gesellschaft gehören, und auf eine sehr gut empfundne Charakteristik Böcklins, mit dem sich die Modernen gern zu decken

Digitized by Google

pflegen. Gegenüber einigen verhimmelnden Lobgesängen offiziell bestellter Kunstgelehrten verdient diese feine Skizze eines Kollegen entschieden etwas niedriger gehängt zu werden. Böcklin, meint Knille, pflegt als ehemaliger Landschafter von einem Naturklang auszugehen und dazu angemessene Töne zu suchen, er verfährt also auch impressionistisch, aber sein weiteres Verfahren ist „unmodern." Denn er steht in der Tradition, versenkt sich in die Traumwelt vergangner Zeiten, und zwar mit der Reife gründlichster Künstlererfahrung. „Sein Kolorit hat die vornehm feierlichen Akkorde italienischer Malerei, wirkt wie Glockengeläute und befreit die Seele von Nichtigkeiten. Hierin liegt das Bedeutsame dieses sonderbaren, doch keineswegs nur mit dem eignen Talent zu messenden Meisters. Er hat der Sphinx mit Ehrfurcht gelauscht, und selbst da, wo manche seiner Bilder uns an die Fopperei Pucks erinnern, möchten wir Bedenken tragen, sie der Tombola eines Künstlermaskenfestes einzureihen, für die so manches allerneueste Opus gemalt zu sein scheint." Auch „radirt," möchte man hinzufügen. Überhaupt möchte man gern noch so manche von Knilles Beobachtungen glossiren, so z. B. möchten wir sagen, daß wir die englischen Präraffaeliten (Rosetti, Burne Jones usw.) lange nicht so verehrungswürdig finden, wie sie unsre Sammlungsvorstände und Kunsthändler jetzt dem großen Publikum zu machen bemüht sind, daß wir aber in dem einen Punkte wieder mit dem Verfasser übereinstimmen: besser als die deutschen nachahmenden Erfinder (wenn zwei sich ausschließende Worte verbunden werden dürfen) sind sie jedenfalls. Aber nun muß es genug sein. Wir geben dem Buche die besten Wünsche mit auf seinen Weg und finden es außerdem nett, daß es aus demselben Verlage hervorgegangen ist, der seine Gegner, die Modernen, ins Leben zu geleiten pflegt, die „Genossenschaft Pan."

So mag sich denn auch hier das neueste Heft des „Pan" (II, 1896/97, Nr. 4) friedlich anschließen, umso mehr, als die „Kunst" darin, d. h. die Dichtungen sowohl wie die Kunstbeilagen, auf ein ganz ungefährliches Nichts zusammengeschrumpft ist, über das sich kein Wort mehr verlohnt: imponirts keinem, so thuts doch auch keinem mehr weh. Es scheint also ausgewebt und ausgewirkt zu haben, obwohl es noch weiter gedruckt wird. Den übrigen und allein zu betrachtenden Inhalt des Heftes bildet eine Reihe von Aufsätzen, die mit dem Leben Hamburgs in Kunst und Litteratur zu thun haben: Hamburger Privatsammlungen, Wandteppiche der Webschule zu Scherrebek, Vom Dilettantismus, Die Kunst und die Massen, Hamburg, und die uns ein sehr unterhaltendes und, wenn es zutreffend ist, auch erfreuliches Bild geben davon, wie eine reiche Stadt in Kunst und Litteratur, da die Zeit des Großen vorbei ist, sich das Kleine zum Besten dienen läßt. Früher sind, so wird uns erzählt, Künstler von Hamburg aus auf die Akademien gezogen, und wenn sie zurückgekehrt waren, haben sie den wenigsten Freude gemacht: die Baumeister bauten, was nicht zu Hamburg paßte, die Maler malten, was man nicht kannte oder

Digitized by Google

nicht verstand, und fanden daher keine Käufer. Jetzt haben einsichtige Kunstfreunde größere Kreise für die Freude am Heimischen zu gewinnen gesucht. Liebhaber photographiren, zeichnen, radiren, andre wieder schriftstellern, sie alle suchen das ältere, äußerlich der modernen Bauentwicklung weichende Hamburg in der Erinnerung festzuhalten. Der Dilettantismus wird organisirt und nützlich gemacht, aber er hält sich nicht für Künstlertum und drängt keinem seine Leistungen auf, der nichts mit ihm zu thun haben mag; die Publikationen sind zum Teil nicht einmal im Buchhandel zu haben. Es ist also ein Vereinsleben, wie man es vielerorten kennt, nur daß es dort einen besonders wertvollen Inhalt hat. In diesen Vereinen beschäftigt man sich aber nicht nur mit dem Ausüben, sondern auch mit dem Verstehen der Kunst. Man sucht von da aus ästhetische Bildung in die Massen zu tragen, was z. B., da der angenehmste Weg jedenfalls der beliebteste sein wird, zunächst durch billige Volkskonzerte geschehen ist. Der erläuternde Ästhetiker bemerkt darüber am Schluß seines Aufsatzes: „Der Andrang des Publikums ist ganz enorm und sein Dank enthusiastisch. Wer es noch nicht glaubt, der kommt vielleicht durch dergleichen Konzerte zu der Überzeugung, daß die Kunst, die souveräne, vom Kapitalismus und vom Akademismus befreite Kunst die Erzieherin der Zukunft ist.“ Schade, daß wir zu spät auf die Welt gekommen sind, um die Vorteile einer so einfachen Erziehung noch zu genießen.

Aber es werden doch auch noch andre Versuche gemacht. Es soll, wie es in einem andern Aufsatze heißt, versucht werden, „auf der Basis der Kunst etwas wie eine Schulgemeinde zu gründen.“ Die Schulkinder werden nämlich in die Kunstsammlungen geführt und dann nebst ihren Eltern zu Unterhaltungsabenden eingeladen, wobei der lehrhafte Anstrich möglichst vermieden wird; Vorlesungen aus Schriftstellern wechseln dann mit Quartettmusik und Chorgesang ab. „Die Seele dieser Bestrebungen bilden die Lehrer an den Volksschulen, die überhaupt im geistigen Leben Hamburgs eine Rolle spielen. Die Gründung der Litterarischen Gesellschaft ist von ihnen ausgegangen, einige der namhaftesten Hamburgischen Schriftsteller gehören ihnen an oder stehen ihrem Kreis nahe. Es wirft ein scharfes Licht auf die Isolirung der Hamburger Gesellschaft, daß die Volksschullehrer den direkten Verkehr mit den hervorragenden Schriftstellern des Inlandes vermitteln.“ Die Volksschullehrer haben es also jedenfalls dort sehr gut, wenn sie nicht inzwischen vielleicht schon durch den stärkern Zufluß begehrlicher Kollegen von auswärts etwas beeinträchtigt worden sind. Für die Spitzen der Gesellschaft ist ja das Zeugnis weniger schmeichelhaft, aber der „Pan“ wird wissen, was er zu sagen hat, und sie müssen sich dadurch schadlos halten, daß einige Seiten weiter oben der Hamburgische Großkaufmann an Intelligenz und Umfang der Kenntnisse über die meisten Gelehrten gestellt wird. „Auf daß jedes was habe,“ pflegte bei solchen Gelegenheiten Goethe zu sagen.

Digitized by Google

Wir erhalten noch einige ebenfalls belehrende Aufsätze: Englische Kunst im Hause, Das englische Buch, Zeitgenössische englische Novellisten (fragmentistisch, gesucht und sehr überflüssig!), Amerikanische Chap-Books. Vorliebe für England und Amerika in Sitte, Geschmack und Hauseinrichtung gehört nun einmal in den Hansestädten mit zum Leben. Wir finden das erklärlich und halten es für vernünftiger, das einzugestehen, als wenn man uns glauben machen will, es seien vielmehr „Ähnlichkeiten," und sie gingen aus der „nahen Verwandtschaft des Volksstamms und der Lebensbedingungen hervor" (S. 308). Wir haben ebenfalls Herder und einiges aus der neuern soziologischen Litteratur gelesen, aber wir wenden das Gelernte lieber nicht falsch an. Die neuen Möbel mit den zahnstocherartigen Beinen, den schmächtigen Profilen, den dünnen, brettartigen Füllungen und dem grünen Farbenüberzug, sowie die leichten, aus der japanischen Verzierungsweise entwickelten Dekorationsstoffe nehmen ja auch anderwärts überhand und finden ihre Liebhaber; daß sie aber das Vorhandne bei uns verdrängen werden, ist undenkbar, sie werden immer nur ein Luxus für wenige sein können. Aus den englischen Bucheinbänden können wir in Bezug auf die Ausstattung nichts lernen, was brauchbar und zugleich geschmackvoll wäre, und die amerikanische Buchillustration finden wir durchweg geschmacklos. Aber zu dem Bilde Hamburgs, das uns der „Pan" geben wollte, mag es gehören, und daß man von unserm Geschmacksstandpunkte aus darüber keine Aufsätze von solchem Umfange hätte schreiben können, ist zuzugeben. Darum ist über den Inhalt dieser Aufsätze und über die Urteile ihrer Verfasser nichts weiter zu sagen, als daß sie im „Pan" an ihrem Platze sein mögen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reaktion in Sicht? Unter dieser Überschrift schreibt uns ein Freund der Grenzboten: In allen liberalen Zeitungen — wir nennen sie „liberal," weil diese Bezeichnung trotz ihrer Unklarheit nun einmal gebräuchlich ist — findet man nach den neuesten Personalveränderungen in der Reichsverwaltung die Befürchtung ausgesprochen, daß jetzt eine Reaktion hereinbrechen werde, und den Hinweis auf das Wachsen des Einflusses des Junker- und Agrariertums. So verkehrt das alles ist, so liegt dem doch ein richtiges Gefühl zu Grunde. Wie schon oft gesagt worden ist, sind alle unsre Anschauungen in einer Umwandlung begriffen, und es scheint in der That, daß sich die Politik anschickt, eine den neuern Anschauungen entsprechende Wendung zu nehmen. Die Mehrheit des Reichstags, wie alle die, deren Befürchtungen in jenen Zeitungen zum Ausdruck kommen, leben immer noch in den Ideen, die vor vierzig Jahren die herrschenden geworden waren,

Digitized by Google

und an die man seitdem glaubte, und merken nicht, daß diese Ideen veralten. Was sie „Reaktion“ nennen, ist freilich eine Reaktion, aber nicht in ihrem Sinne. Es ist nicht eine Rückkehr zu veralteten Anschauungen, sondern im Gegenteil, es sind eben die neuen Anschauungen, die zum Durchbruch kommen, und die Menschen sind es, die sich von den veraltenden nicht losmachen können. Daß sie das nicht einsehen, darin liegt eben der Irrtum. Aber, so wird man fragen, worin besteht denn die Umwandlung? und welches soll denn die neue Anschauung sein? Wir glauben, im allgemeinen zunächst in folgendem. Seit Jahrhunderten ist die Welt von Doktrinen beherrscht gewesen. Die längste Zeit hindurch von der Doktrin der Kirche, nach der alle Dinge beurteilt wurden. Im vorigen Jahrhundert ist an deren Stelle die politische Doktrin getreten. Es entstand die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, die gleiches Recht für alle verlangte. Aber dabei blieb man nicht stehen, sondern behauptete, daß in Wahrheit alle Menschen gleich seien, und kam dahin, alle Unterschiede unter den Menschen zu leugnen und die doch einmal vorhandnen Unterschiede für nur auf Vorurteilen beruhend, in Wahrheit aber nicht vorhanden zu erklären. So sprach man von nationalen Vorurteilen, von Standesvorurteilen und leugnete z. B. die Existenz des Adels, den man durch ein Dekret abschaffen zu können meinte. Ja man leugnete die Verschiedenheit der Völker und Volksstämme, und meinte, es werde sich das alles mit der Zeit abschleifen und ausgleichen, nur Staaten erkannte man als bestehend an. So erklärte man eigentlich alle Wirklichkeit für Vorurteil, und diese Anschauung ist noch heute so verbreitet, daß sie immer noch als die herrschende angesehen werden muß. Die Motive zu dem preußischen Gesetz vom 2. März 1850 betreffend die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse spricht von dem „sogenannten Bauernstande.“ Aber der Adel besteht (wir meinen natürlich nur den Geburtsadel), und der Bauernstand auch, wie die Natur sich gleich bleibt und aller naturphilosophischen Theorien spottet. Das ist es, was man einzusehen beginnt. Die Umwandlung liegt darin, daß man sich endlich befreit von den Doktrinen, mit denen man sich die Augen verband, um die Wirklichkeit nicht zu sehen. Das Gegenteil der herrschenden Ansicht ist das Richtige, die Theorien sind das Vorurteil. Man gewinnt endlich den freien Blick für die Wirklichkeit und beginnt einzusehen, daß alle Politik und alle Gesetzgebung sich nach dieser und für diese einzurichten hat. Nun sehen alle Dinge anders aus als bisher.

Betrachten wir eine Frage, die zur Zeit ganz besonders den Gegenstand des Streites bildet. Es giebt eine Theorie vom Freihandel und eine Theorie vom Schutzzoll. Werfe man doch endlich diese Theorien über Bord! Das einfachste und natürlichste ist doch, daß der Konsument, was er bedarf, vom Produzenten kauft. Da das aber bei verwickelten Verhältnissen nicht durchzuführen ist, so hat sich der Handel, der Kaufmannsstand gebildet. Der Kaufmann spielt nur eine Vermittlerrolle zwischen den beiden andern. Was er durch seine vermittelnde Thätigkeit gewinnt, ist sein legitimer Verdienst, von dem er lebt, auch Vermögen erwerben kann. Er muß sich einrichten und kann sich auch einrichten nach den Bedürfnissen und Verhältnissen der beiden andern. Die letztern sind aber wichtigere Personen im Haushalte der Völker als er. Seit nahezu zwei Menschenaltern hat man sich aber von dieser natürlichen Anschauung abgewandt. Man hat angefangen, einen blühenden Handel als den alleinigen Maßstab für den Wohlstand eines Landes anzusehen, und ist dann weiter dahin gelangt, es als das erste und wichtigste Interesse des Staats und der Gesellschaft anzusehen, daß der Handel blühe, oder mit andern Worten, daß der Kaufmannsstand prosperire. Dem Kaufmann soll deshalb in seiner Thätig-

Digitized by Google

keit die größte Freiheit gestattet werden, ihm müssen alle erdenklichen Erleichterungen gewährt, ihm alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Ob andre darunter leiden oder gar zu Grunde gehen, ist gleichgiltig. Der Kaufmannsstand ist ein privilegirter Stand geworden, der sich auch als solcher fühlt. Wenn ein sechzehnjähriger Handlungslehrling auf dem Gericht nach seinem Stande gefragt wird, so antwortet er stolz: „Ich bin Kaufmann.“ Die Interessen des Kaufmannsstandes sind die maßgebenden geworden, nach diesen hat sich alles zu richten. Auf diese Weise ist eigentlich die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Es ist in dieser Beziehung nie etwas richtigeres gesagt worden, als was der Minister Miquel gesagt hat, nämlich daß seit länger als dreißig Jahren unsre ganze Gesetzgebung nur für die Kaufleute gemacht sei. Das dem so ist, das weiß der liebe Gott und jeder Jurist. Wohin uns diese Politik geführt hat, welch unerhörter Unfug im Welthandel getrieben wird, das brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Jetzt fängt man endlich an, einzusehen, auf welch falschen Weg wir geraten sind, daß das nicht mehr so fortgehen kann, und daß der Kurs ein andrer werden muß. Das ist es, was die alten Parteien nicht einsehen wollen, und was sie nun kopfschüttelnd und mit besorgter Miene „Reaktion“ nennen.

Das italienische Heer und der Dreibund. Je mehr in Deutschland die Auffassung Platz greift, daß die Dreibundspolitik in Italien nicht mehr denselben Boden finde wie früher, daß der Wunsch, namentlich in wirtschaftlicher Beziehung mit Frankreich wieder in ein freundliches Verhältnis zu treten, immer weitere Kreise gewinne, daß im Zusammenhang damit zwar nicht eine Abkehr von den Grundsätzen der Dreibundspolitik, aber doch eine Verflachung des Dreibundgedankens Platz greife, um so mehr muß es anerkannt werden, daß sich in Heer und Flotte Italiens der Gedanke der Waffenbrüderschaft mit Deutschland in unveränderter Stärke erhält, daß die Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen im Ernstfall durch Überzeugung und Haltung des Heeres und der Flotte außerordentlich erleichtert werden würde. So ist es auch erfreulich zu hören, daß die zu Ende gehende diesjährige parlamentarische Tagung für die militärische Entwicklung Italiens von Wichtigkeit sein wird: der Weg wird wieder aufwärts führen. Einerseits ist auf der schiefen Ebene der steten Abstriche Halt gemacht worden, andrerseits sind für das Heer sowohl in Bezug auf die parlamentarischen Geldbewilligungen wie auf seine verfassungsmäßige Gestaltung feste Grenzen und Unterlagen gefunden worden, die es lange und schmerzlich entbehrt hat.

Seit Einleitung einer italienischen Kolonialpolitik in größerm Stil, also seit dem Jahre 1885, ist das Heer dauernd in ausgedehntem Maße und in wechselnder Höhe zu den Kosten der Kolonie Eritrea herangezogen worden, in friedlicher Zeit sind diese Zuschüsse geringer gewesen, im Jahre 1895/96 aber z. B. hat das Kriegsministerium für ordentliche Ausgaben 8 Millionen Lire, für außerordentliche 19,5 Millionen Lire zusteuern müssen, an der Kriegsanleihe war es mit 90 Millionen beteiligt; die ordentlichen Ausgaben des Jahres 1896/97 betrugen 10 Millionen Lire, der Anteil an der Kriegsanleihe 37,5 Millionen Lire. Es ist ohne weiteres klar, daß eine solche schwankende Belastung des Heereshaushalts auf das Heer des Mutterlandes von schlimmstem Einfluß sein mußte. Es ist eine der wenigen günstigen Folgen des afrikanischen Feldzuges und des Tages von Adua, daß mit dem Sturze Crispis und seines Kriegsministers Mocenni dem militärischen Mißverhältnis zwischen Wollen und Können in Bezug auf Kolonialpolitik ein Ende gemacht worden ist. Die kriegsgeschichtliche Forschung, an der sich die deutsche

Digitized by Google

und österreichische Presse lebhaft beteiligt hat, hat inzwischen nachgewiesen, daß die italienischen Offiziere und Soldaten, die an dem Feldzuge teilgenommen haben, in vollstem Maße ihre Schuldigkeit gethan haben,*) und daß darnach zu urteilen der Kern der italienischen Armee gut ist. In allen andern Richtungen aber mußte die afrikanische Katastrophe ein Wink sein, ernsthaft an die Heilung des kranken Heereskörpers zu gehen. Es war deshalb nur folgerichtig, wenn der Kriegsminister General Pelloux den Satz aufstellte und ihm gesetzliche Geltung verschaffte: „Die Bedingungen für die weitere Ausübung meines Amtes für mich sind, daß der Heereshaushalt in der Höhe von 239 Millionen Lire streng von den Ausgaben für die Kolonie getrennt wird und bleibt, und daß für sie vom Kriegsministerium niemals ein höherer Zuschuß als 7 Millionen Lire gefordert werden darf."

In dem Rahmen dieses gegen den Mocennischen thatsächlich um etwa 15 Millionen erhöhten Heereshaushalts von 239 Millionen Lire ist die Verfassung gedacht, die das Pellouxsche Heeresgesetz dem italienischen Heere gegeben hat, und deren Annahme die Wiederkehr gesicherter Zustände bedeutet. Wenn in spätern Jahren einmal eine Geschichte des Parlamentarismus geschrieben werden wird, so wird zu dem Kapitel „Entartung und Unnatur der parlamentarischen Einrichtungen" die neueste Geschichte Italiens gehäuften Stoff bieten. Mitleidig wird der Geschichtschreiber auch des italienischen Heeres gedenken, das so gut wie das jedes andern Staates auf Stetigkeit und ruhige Entwicklung angewiesen, in besonderm Maße den Leidensweg durchmessen mußte, den die Schwankungen und Unberechenbarkeiten des parlamentarischen Lebens überall den staatlichen Angelegenheiten vorschreiben. Diese Schwankungen haben es zuwege gebracht, daß bis zur Annahme dos Pellouxschen Gesetzes im Senat am 27. Juni d. J. die sogenannten Mocennischen Gesetzdekrete vom 6. November 1894 in Geltung waren, die das Leben des Heeres nur in der lückenhaftesten und unklarsten Weise regelten und ihrer Natur nach nur dazu bestimmt waren, augenblicklichen Notständen auf kurze Zeit entgegenzutreten.

Das Pellouxsche Gesetz geht auf die Grundlage des Heeresverfassungsgesetzes vom Jahr 1887 zurück und rüttelt nicht an der erprobten Einrichtung der Einteilung in zwölf Armeekorps, ebenso wenig an der der sogenannten nationalen Aushebung in Friedenszeit. Alle nationalen und monarchisch gesinnten Kreise sind darüber einig, daß das erst seit einem Vierteljahrhundert geeinte Land noch nicht reif sei für ein Aushebungssystem, das die Söhne Veneziens zu einem venezianischen oder die Apuliens zu einem apulischen Armeekorps vereinigt, sondern daß in den einzelnen Truppenteilen der Norditaliener neben dem Süditaliener, der Rekrut Mittelitaliens neben dem der Inseln dienen, daß ein national sich ergänzendes Heer und Offizierkorps den festen Kitt für die noch vielfach auseinanderstrebenden Stämme bilden müsse. Dagegen trägt das Pellouxsche Gesetz den militärischen Anforderungen der Neuzeit insofern Rechnung, als es nicht eine nationale Mobilmachung, die der nationalen Friedensaushebung entsprechen würde, sondern auch für die Linieninfanterie das sogenannte gemischte System der Mobilmachung einführt, das für die Kavallerie, die Artillerie, die Genie- und die Alpentruppen schon früher angenommen war. Die Infanterieregimenter werden durch Urlauber auf Kriegsfuß gesetzt, die in dem augenblicklichen Bezirk der aller drei bis vier

*) So ist z. B. durch amtliche Feststellungen erwiesen, daß bei Adua von 610 Offizieren 289, also fast 48 Prozent, von 10226 Mann 4055, also 40 Prozent gefallen sind, Verlustzahlen, die noch in keinem Kriege dagewesen sind; die eingebornen Truppen aber haben daran einen verschwindend geringen Anteil.

Digitized by Google

Jahre ihren Standort wechselnden Regimenter wohnen, vorher aber nicht in ihm gedient haben. Hierauf zielt die abfällige Beurteilung des Gesetzes, die im Senat in dem Vorgänger des jetzigen Kriegsministers, dem General Ricotti, einen fachmännisch sehr beschlagnen und kraftvollen Vertreter fand. Die Pellouxschen Friedenskompagnien sind für gewöhnlich nur 83 Mann stark, und diese schwachen Kompagnien werden durch Urlauber auf den Kriegsfuß von 250 Mann gebracht, die zum größern Teil durch keine Bande der militärischen Erziehung und Überlieferung mit dem Truppenteil und seinen Offizieren verbunden sind. So werde, meinte Ricotti, eine zusammenhangslose, schwer lenkbare Masse und eine ernste Gefahr für die Aufrechterhaltung der militärischen Zucht entstehen. Der Forderung Ricottis, dem System der nationalen Ergänzung im Frieden das der nationalen Mobilmachung an die Seite zu setzen, begegnete der Kriegsminister mit dem Hinweis auf die bei den italienischen Eisenbahnverhältnissen entstehenden großen Transportschwierigkeiten und auf die die äußerste Schnelligkeit der Kriegsbereitschaft anstrebenden Einrichtungen. Mit dem letztern Gedanken ist der Kern der Frage berührt: bei einem seiner Verpflichtungen gegen den Dreibund ledigen Italien, dem keine Angriffsrolle, namentlich nicht in den ersten Tagen nach Ausbruch eines Krieges zufällt, und das für den Landkrieg nur an seine eigne Verteidigung zu denken hat, ist, namentlich bei weiterer Ausgestaltung der in Frieden und Krieg sich territorial ergänzenden Alpentruppen, eine nationale Mobilmachung sehr wohl denkbar. Ein solches Italien aber schwebt wohl der Militärpartei Ricottis vor, die in Kammer und Senat auf der äußersten Rechten ihren Platz hat und es bei der Abstimmung über das Pellouxsche Gesetz im Senat auf 27 verwerfende Stimmen von 95 brachte. Im Rahmen der Dreibundpolitik muß das territoriale System der Mobilmachung, das einen Gewinn von sechs Tagen für die so oft ausschlaggebenden ersten Feldzugs- und Angriffsmaßregeln bedeutet, als das einzig richtige betrachtet, müssen seine Nachteile mit in den Kauf genommen werden.

Immer im Hinblick auf Italien als Dreibundstaat erscheinen weiter als Vorteile des Gesetzes: die Erhöhung der Aushebung um etwa 40000 Mann, die Absicht, eine Friedensdurchschnittsstärke von etwa 215000 Mann zu unterhalten, Erhöhung der Stärken von Landwehr- und Landsturmtruppen, die Kräftigung ihrer Verbände durch umfassendere Zuteilung von Offizieren. Mit allen diesen Maßregeln und Absichten, ebenso wie mit der Aufrechterhaltung der zwölf Armeekorps, sind die Heeresverminderungsgedanken, die im Mai 1892 das erste Ministerium Rudini zu Fall brachten, endgiltig abgethan. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß sich der vergrößerte Heereskörper auch dauernd mit wirklichem Leben erfüllen läßt, daß z. B. für ausreichende Landwehr- und Landsturmübungen, für Probemobilmachungen usw. Mittel gefunden werden. Verwaltungs- und Ersparnismaßregeln sollen nach der Versicherung des Ministers diese Mittel schaffen.

Den wohlberechneten und steten Angriffen der Linken der italienischen Kammer auf Einrichtungen des Heeres von besonders konservativer Art fehlt leider unter den Abgeordneten das rechte Gegengewicht. Es ist deshalb anzuerkennen, daß der Minister Pelloux, verbindlicher in der Form als sein Vorgänger Ricotti, aber widerstandsfähiger als dessen Vorgänger Mocenni, bis jetzt dem Ansturm auf gänzliche Abschaffung der Kadettenkorps — Italien hat noch zwei — und des höchsten militärischen Gerichtshofs gegenüber Stand gehalten und diese Einrichtungen aufrecht erhalten hat.

Alles in allem, ohne für die Schwächen des Gesetzes blind zu sein, darf man sich freuen, daß ohne einschneidende Eingriffe in die bisherigen Verhältnisse dem

Digitized by Google

italienischen Heere wieder feste Grundlagen gegeben sind. Sie passen sich der Lage des Landes, die in den öffentlichen Ausgaben Sparsamkeit noch immer zur höchsten Tugend macht, ebenso an, wie sie Rücksicht nehmen auf die Stellung Italiens unter den Mächten und insbesondre im Dreibund.

Die Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz. Inmitten des gewaltigen Aufschwungs, den die Wissenschaften in ihrem Drange nach Einzelforschungen genommen haben, hat man frühzeitig die vielfach auseinandergehenden Bestrebungen zusammenzufassen und Anstalten zu schaffen gesucht, in denen die jüngern Gelehrten für ihre Aufgabe geschult werden und die reifern Forscher das beste Handwerkszeug für ihre Arbeit finden sollten. Die ältesten Schöpfungen derart sind unsre Universitäten und unsre großen Bibliotheken. Ihre Gründung fällt noch in die Zeit, wo sich die Wissenschaft fast nur aus Büchern nährte. Sie entstanden daher nicht aus einem innern Bedürfnis gerade an der Stelle, wo sie nun stehen, sondern es waren mehr äußerliche Umstände, der Reichtum und die Freigebigkeit eines Fürsten oder einer Stadtbehörde, oder es waren Staatsrücksichten, die dahin wirkten, daß diese oder jene Stadt eine Universität oder eine Bibliothek erhielt.

Als aber die Wissenschaft in ihren Forschungen immer mehr auf die gleichzeitigen Urkunden zurückging, da fühlte man sehr bald das Bedürfnis, neue Anstalten an den Punkten zu errichten, die für diese Forschungen den natürlichen Mittelpunkt bildeten. Wer sich die Aufgabe gestellt hatte, tiefer in Baierns Geschichte einzudringen, der that am besten, sich zunächst nach München zu wenden, und wer die oft entstellten und mißverstandnen Angaben der alten Chroniſten über die Geschichte einer Stadt wie Nürnberg an den Urkunden nachprüfen wollte, der mußte zunächst in Nürnberg selbst darnach suchen. So entstanden die wissenschaftlichen Landes- und Stadtarchive, und die Wichtigkeit, die die Vatikanischen Archive auch für die deutsche Geschichtsforschung haben, führte in unsrer Zeit zu der Errichtung des Österreichischen und des Preußischen Historischen Instituts in Rom.

Schon vorher war Rom der Sitz eines anfangs internationalen, dann deutschen Instituts geworden, dessen Geschichte besonders deutlich erkennen läßt, wie die neuere Wissenschaft ihre Aufgaben an Ort und Stelle zu lösen suchen muß. Im Jahre 1829 wurde in Rom das Institut für Archäologische Korrespondenz eröffnet; als europäisches Institut begründet und zunächst nur auf freiwillige Beiträge angewiesen, wurde es 1857 von der preußischen Regierung und 1874 von dem deutschen Reich als Staatsanstalt übernommen und bildet als Deutsches Archäologisches Institut noch jetzt den Mittelpunkt der deutschen archäologischen und topographischen Forschungen in Italien. Seit 1874 hat es aber in dem Deutschen Archäologischen Institut in Athen eine Zweiganstalt erhalten. Denn während die Archäologie in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ihre Aufgabe in der Durchforschung der überreichen römischen Museen fand, brachten die großen Ausgrabungen und Entdeckungen in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts in Griechenland selbst so viel neue Kunstwerke zu Tage, daß sich die Wissenschaft von den abgeleiteten römischen Denkmälern mehr und mehr den ursprünglichen griechischen Denkmälern zuwenden mußte, und diese Richtung fand in der Begründung des Instituts in Athen ihr Ziel.

Was die Archäologie in diesen beiden Anstalten hat, das wünscht ihre jüngere Schwester, die neuere Kunstwissenschaft, durch die Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz zu erreichen. Ob die Errichtung eines solchen Instituts ein wirkliches Bedürfnis ist, diese Frage wird verschieden beantwortet werden. Wer

Digitized by Google

nur die nächste Folge berücksichtigt, die sich daraus ergeben wird, der darf wohl zweifeln, ob es gut sei, die Zahl der jungen Kunstgelehrten, die jetzt schon an unsern Universitäten herangebildet werden, noch zu vermehren. Das Angebot ist schon größer als die Nachfrage, und mancher, der sich im Geiste schon in dem windstillen Hafen eines großen Museums gesehen hat, sieht sich nun gezwungen, mit seiner Weisheit in dem windigen Feuilleton unsrer Tagesblätter vor Anker zu liegen. Daß die Errichtung eines Instituts wie des in Florenz geplanten die Anziehungskraft der Kunstwissenschaft auf die Studenten noch verstärken muß, ist klar, aber die übeln Folgen, die daraus entstehen werden, muß ja jeder, der sich ihnen aussetzt, selbst tragen; gegenüber den Vorteilen, die der Wissenschaft aus diesem Institut erwachsen werden, wiegen sie zu leicht, als daß sie das Urteil auf die Dauer beeinflussen dürften.

Die neuere Kunstwissenschaft hat in der That an Umfang und Tiefe ihrer Forschungen so zugenommen, daß sie eines festen Mittelpunkts bedarf, und wo sollte sie diesen eher finden als in Florenz? In Deutschland giebt es keine Stadt, die sich in ihrer Bedeutung für die neuere Kunstgeschichte mit Florenz messen könnte. In Florenz finden wir eine Kunst, die in jahrhundertelanger, ununterbrochner Entwicklung von unbeholfnen Anfängen zur Höhe emporsteigt; wir haben hier eine mächtige, opferbereite Bürgerschaft, reiche Geschlechter, befähigte Fürsten, die ihren Stolz und eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Förderung der Kunst erkannt haben, und wir sehen hier noch die Fäden, die zwischen Florenz und den andern Städten Mittel- und Oberitaliens hin- und hergespannt sind. Die Bedingungen eines gesunden Kunstlebens sind nirgends deutlicher zu erkennen als in Florenz. Deshalb hat sich die deutsche Kunstwissenschaft schon seit geraumer Zeit mit besonderm Eifer der Erforschung der ältern toskanischen Kunst zugewendet, und als auf den kunsthistorischen Kongressen in Nürnberg und in Köln 1893 und 1894 zum erstenmal über die Gründung eines kunsthistorischen Instituts verhandelt wurde, war man einstimmig dafür, daß Florenz der Sitz dieses Instituts sein müsse. Der Plan nahm bald feste Gestalt an. Es trat ein geschäftsführender Ausschuß zusammen, an dessen Spitze mehrere unsrer bedeutendsten Kunsthistoriker stehen — Ad. Bayersdorfer, F. X. Kraus, A. Schmarsow, H. Thode, M. G. Zimmermann —; der Leipziger Professor H. Brockhaus erklärte sich dazu bereit, die Direktion des neuen Instituts zu übernehmen, und jetzt verheißt uns ein Aufruf, daß das Florentiner Institut im Herbste dieses Jahres eröffnet werden soll.

Das Unternehmen ist zunächst ganz auf eigne Kräfte angewiesen. Durch freiwillige Beiträge sind bisher gegen 15000 Mark zusammengekommen. Diese werden freilich kaum über einen bescheidnen Anfang hinaus genügen, denn die Bedürfnisse sind groß. Ganz abgesehen davon, daß das Institut in Florenz ein eignes „Heim“ haben muß, erfordert die Begründung und Unterhaltung der nötigen Sammlungen — eines möglichst vollständigen Apparats von Abbildungen und Photographien und einer Bibliothek — gleich im Anfang reichere Mittel. Der geschäftsführende Ausschuß wendet sich daher in seinem Aufruf an weitere Kreise mit der Bitte um Beitritt zu dem „Verein zur Förderung des kunsthistorischen Instituts in Florenz“: Mitglied des Vereins wird, wer sich bereit erklärt, jährlich mindestens 20 Mark beizutragen. Beitrittserklärungen und Geldbeiträge nimmt das Bankhaus v. Mendelssohn & Co. in Berlin an, Geschenke von Büchern und Abbildungen, die ebenfalls sehr erwünscht sind, die Verlagshandlung von E. A. Seemann in Leipzig.

Für den guten Fortgang des Unternehmens ist dem Aufruf eine recht weite Verbreitung zu wünschen. Erweist sich das Institut als lebensfähig, so wird es

Digitized by Google

sicher auf die Unterstützung des deutschen Reichs rechnen dürfen. Mit diesem Ausblick in eine hoffentlich nicht ferne Zukunft rufen wir dem kunsthistorischen Institut in Florenz ein herzliches Glück auf! zu.

Waadtland und Reichsland. Das hätten wir uns doch nie träumen lassen, wenn wir die föderativ-radikale Politik des schönen Waadtlandes in ihrer nervösen Angst vor Bern und Zentralgewalt betrachteten, daß sich dieser Furor politicus eines Tages gegen Deutschland kehren und dessen 1870/71 gewonnene Gestaltung durch unerbittliche Nichtanerkennung bedrohen würde. Noch weniger, daß sich auch eine waadtländische Töchterschule an dem Protest beteiligen würde. Vor uns liegt ein Programm der rühmlich bekannten École supérieure de jeunes filles à Lausanne, dem ein Bogen von Adressen alter Schülerinnen und Eltern von Schülerinnen als Empfehlung beigegeben ist. Da stehen zuerst 76 Namen von Deutschen, dann kommen Alsace mit 12, Amérique, Autriche-Hongrie usw. Also auch die Töchterschule weist dem Reichsland seine besondre Stelle neben Deutschland an: man begreift den Sinn dieser Auseinanderhaltung noch einigermaßen in französischen Blättern, die ihren Abonnenten Rechnung tragen müssen; lächerlich wird sie, wenn sie in Blättern der neutralen Schweiz nachgeahmt wird; in dem Programm einer Töchterschule, für die man in Deutschland wirbt, sinkt sie zur Taktlosigkeit herab.

Büreaukratismus. Welch schöne Blüten der Büreaukratismus bei sorgfältiger Pflege treiben kann, beweist folgende allerliebste Leistung einer königlich preußischen hohen Verwaltungsbehörde, die uns ein Freund unsers Blattes mitteilt.

Einem rührigen Manne, der sich die Förderung eines Handarbeitsunterrichts angelegen sein ließ, war es gelungen, eine hohe Staatsbehörde für seine Bestrebungen zu interessiren und von ihr für seine Zwecke die wahrhaft königliche Beihilfe von annähernd baren fünfundzwanzig preußischen Reichsthalern zu erhalten. Diese Beihilfe war ihm ausgerechnet am allerletzten Tage eines Rechnungsjahres bewilligt, und war bei der sattsam bekannten Geschwindigkeit, womit die königlich preußischen Staatsbehörden ihre Arbeiten zu erledigen pflegen, glücklich auch über eine Woche später, also nach Schluß des Rechnungsjahres ausgezahlt worden. Mit geziemendem Dank nahm der rührige Mann das Geld entgegen und teilte auf besondres Verlangen der Behörde mit, daß es in kurzem vorschriftsmäßig verwendet werden würde. Drei Monate waren ins Land gegangen, da erhielt der rührige Mann zu seiner unbeschreiblichen Überraschung von derselben Behörde die freundliche Aufforderung, das empfangne Geld zurückzuzahlen. Begründet wurde diese Forderung mit folgender Ausführung: die königlich preußische Oberrechnungskammer (notabene: eine Behörde, die in Preußen beinahe ebenso gefürchtet ist, wie einstmals die ulans bei den Franzosen) habe einen Ukas dahin erlassen, daß alle Gelder, die für ein bestimmtes Rechnungsjahr ausgeworfen und von den Behörden ausgegeben seien, auch in demselben Rechnungsjahr thatsächlich verwendet werden müßten, und dies sei hier nicht geschehen. Als sich der Rührige von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, faßte er sich ein Herz und berichtete der hohen Behörde unterthänigst, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen sei, das Geld in dem abgelaufnen Rechnungsjahre zu verwenden, da er es erst nach Schluß des Jahres erhalten habe.

Wie diese Tragödie ausgegangen, vermag uns unser Gewährsmann leider nicht mitzuteilen; vielleicht findet er den Schlußakt noch einmal in seinen Papieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 31

Ausgegeben am 5. August 1897

Inhalt: Seite

Die belgische Frage. Von Harald Arjuna . . 193
Religionsunterricht (Fortsetzung) 201
Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen . 211
Die Psychologie der Kinderstube 220
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Agrarstatistisches aus Rußland — Der staatswissenschaftliche Universitätsunterricht 227
Litteratur 233

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Kunst der Rede

Eine deutsche Rhetorik

von

A. Philippi

Gebunden 2 Mark

Im Altertum nahm die öffentliche Rede eine viel wichtigere Stelle ein als in der Neuzeit, wenigstens vor Einführung der Parlamente. Die kunstgemäße Prosa bildete sich daher bei den Griechen an der mündlich gehaltenen Rede, bei uns Neueren dagegen im schriftlichen Gebrauche. Wie sich auf Grund der Theorie der Alten, der Rhetorik, die Prosa der europäischen Kulturvölker ausgebildet hat, schildert der Verfasser im ersten Teil seines Buches. Im zweiten Teil stellt er sodann aus jener Theorie alles das zusammen, was entweder noch praktisch brauchbar ist oder sonst von Interesse erscheint. Die Theorie hat sich hauptsächlich im Anschluß an die mündliche Rede weiter entwickelt, und darum tritt diese im zweiten Teil mehr hervor als die Schriftprosa. Hierbei wird auch vielerlei berührt, was in neueren Anleitungen zum Reden und in ähnlichen Büchern behandelt zu werden pflegt. Das Buch kann daher nicht nur denen empfohlen werden, die sich über Geschichte und Theorie der Redekunst in angenehm lesbarer Form unterrichten wollen, sondern es bietet auch an Beispielen älterer und neuerer Prosaisten und Redner praktische Winke zur Vervollkommnung im Reden und Vortragen, wie im schriftlichen Stil.

(Dtsch. Reichs- u. Preuß. Staats-Anzeiger.)

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Gustav Wustmann

Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Als das Büchlein vor sechs Jahren zum ersten Male erschien, erregte es ungewöhnliches Aufsehen: es fand auf der einen Seite lebhafte Zustimmung, auf der andern hitzigen Widerspruch. Es hat seitdem seinen Weg gemacht und man wird ihm nun, wo es in erneuerter Gestalt vor uns hintritt, das Zeugnis nicht versagen können, daß es viel Gutes gewirkt und sich für weite Kreise als nütz ich und segensreich erwiesen hat. Es hat das sprachliche Gewissen aufgerüttelt und geschärft, hat Auge und Ohr für sprachliche Fehler empfindlicher gemacht, und die Achtung vor der Muttersprache gekräftigt . . . — kurzum, es hat e ne nützliche, ja notwendige Mission erfüllt, so daß jeder, dem die Reinheit und Korrektheit unsers geliebten Deutsch am Herzen liegt, dem Verfasser zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist. Die neue Ausgabe ist in mancher Weise ergänzt und bereichert word n und hat gegen die erste namentlich durch die bessere und übersichtlichere Stoffeinteilung erheblich gewonnen. . . . Wollen wir hoffen und wünschen, daß das lehrreiche Buch auch in dieser neuen Gestalt von allen denen beherzigt werden möge, die ihre Muttersprache lieben, und von denen insonderheit, denen ihr Hut und Pflege in der Schule empfohlen ist. (Magdeburg. Zeitung)

Wie der Deutsche spricht

Phraseologie der volkstümlichen Sprache

von

S. Hetzel

Fein gebunden 3 Mark

Es ist ein erster Versuch, der nach den Stichproben, die wir gemacht haben, wohl gelungen ist. An Meinungsverschiedenheiten wird es nicht fehlen. Aber es ist schon ein Verdienst an sich, daß der volkstümliche Sprachschatz der Deutschen einmal gesammelt und festgestellt worden ist, zu einer Zeit, wo das Schriftdeutsch mit dem gesprochnen Deutsch oft in hartem Kampfe liegt.

(Die Post)

Das Werk ist unentbehrlich für den Bedarf der Lehrer des deutschen Sprachfaches, der deutschen Schriftsteller und Journalisten und für den Gebrauch aller derer, die mit dem Volk unmittelbar zu verkehren haben. Die Sammlung stellt dem Riesenfleiß des Verfassers das rühmlichste Zeugnis aus und wird auch wegen seiner eleganten Ausstattung jeder Bibliothek zur Zierde gereichen. (Königsberger Allgemeine Zeitung)

Der Verfasser des hübsch eingebundnen Buches hat Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Zitate aus dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller gesammelt und mit großem Verständnis erläutert. So ist ein sehr leicht zu handhabendes Nachschlagebuch zu stande gekommen. Es hat 358 Seiten, wir brauchen also kaum zu versichern, daß Hetzel einen erstaunlich großen volkstümlichen Sprachschatz darin gesammelt hat.

(Volks-Zeitung)

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzen sammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte“ von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Aussprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können . . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Grunowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so führt hier das Einzelne zu immer weitern Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Digitized by Google

Die belgische Frage

Der geharnischte Protest, den der vlämische Volksrat gegen die Bestrebungen des Alldeutschen Verbandes geschleudert hat, konnte nur den überraschen, der mit den Verhältnissen in Belgien nicht vertraut ist. Namentlich die Herren vom Alldeutschen Verband scheinen sich in der angenehmen Hoffnung gewiegt zu haben, auf ihren Kommandoruf würde das ganze vlämische Volk unter begeistertem Hurrageschrei die Einverleibung in das Reich fordern. Um so unangenehmer war die Erkenntnis, daß der berüchtigte deutsche Doktrinarismus, der glaubt, lebendige Dinge nach einem abstrakten Maßstabe messen zu können, auch diesmal wieder eine Niederlage erlitten hatte. Mit „Heilo Heil!“ und altertümlicher Sprache kann man keine Politik machen, mit der heiligen Philologie kann man keine Völkerbewegung in Gang bringen, und die Berufung auf das „heilige römische Reich deutscher Nation“ gehört zu den „ollen Kamellen.“ Deutsche Professorenideen verbunden mit preußischem Unteroffizierston mögen vielleicht noch den heutigen Reichsbewohnern imponiren, im Auslande finden sie nur spöttisches Achselzucken. Die Vlamländer fühlen sich nicht mehr als Deutsche, und man thut unklug, ihnen, gestützt auf ihre Abkunft, Ansichten und Wünsche zuzumuten, die sie gar nicht haben können. Es ist der Wille, der in letzter Hinsicht eine Nationalität bildet. Alle Hinweise auf gemeinsame Abstammung, die scharfsinnigsten philologischen Untersuchungen, die gründlichsten geschichtlichen Nachweise sind machtlos gegen den klar ausgesprochnen Willen. Die Angelsachsen waren zweifellos Deutsche. Aber schon zu König Älfreds Zeiten wären sie sicher sehr verwundert gewesen, wenn man daraus irgend welche Ansprüche hergeleitet hätte, die gegen ihre Interessen gewesen wären. Und die Nordamerikaner würden ähnliche Zumutungen der Engländer, deren Sprache sie

Digitized by Google

sprechen, mit derselben Entschiedenheit zurückweisen wie die griechischen Kolonien, nachdem sie sich unabhängig gemacht hatten, die Wünsche ihrer Mutterstädte zurückwiesen.

Es ist auch ein ganz müßiger Streit — eine wahre Doktorfrage! —, ob die Niederländer „Deutsche" seien oder nicht. Auf das Wort kommt es überhaupt nicht an. Ich will das durch ein einfaches Beispiel klar zu machen suchen. Denken wir uns, es wanderten hundert deutsche Familien aus, ließen sich auf einer einsamen Insel nieder und wären dann dreihundert Jahre vollständig ohne Verbindung mit dem Mutterlande. Ihre Sprache würde sich natürlich anders entwickeln als in Deutschland. Ihre Sitten, ihre Einrichtungen ebenfalls. Setzen wir nun den Fall, diese Insel würde nach dreihundert Jahren von den Reichsbewohnern entdeckt, so würden sie doch ihre dortigen Brüder nicht für Deutsche, sondern nur für Stammverwandte, für „Germanen" erklären. Sie würden sie auch nicht „Deutsche" nennen, sondern sicherlich nach der Insel, auf der sie wohnen. Wenn nun die Wissenschaft schließlich feststellt, daß diese Insulaner ebenso gut Deutsche wären wie die im Reiche zurückgebliebnen, so wäre es doch eine rein theoretische Erörterung, ob man beiden Völkern dieselbe Bezeichnung zuteil werden lassen solle oder nicht. In Wahrheit wären zwei Nationalitäten da. Jedenfalls würden es die Inselbewohner nicht verstehen, wenn man aus ihrer gemeinsamen Abstammung irgend einen Rechtstitel herleiten wollte, der sie zu etwas verpflichtete, was gegen ihre Neigung wäre.

Genau so ist es mit den Niederländern. Die Holländer haben das schwache Band, das sie an das Reich fesselte, im sechzehnten Jahrhundert durchschnitten, weil sie einsahen, daß sie sich als unabhängiges Gemeinwesen besser stünden, und das alternde Reich hat die Trennung anerkannt, weil es für den Volkszusammenhang kein Verständnis hatte. Das Reich war überhaupt kein nationaler Staat und ist es nie gewesen. Der Nationalismus ist ein Erzeugnis der Neuzeit und hängt wesentlich mit dem Zustandekommen einer nationalen Bildung, einer Kultursprache und einer Litteratur zusammen. Für Deutschland, d. h. für das Reich war die Sprache und das Schrifttum hochdeutsch. In den Niederlanden aber galt das Niederdeutsche. Das bewirkte die Trennung der Geister, die bis auf den heutigen Tag währt.

Das, was der Niederländer vor allem fürchtet, ist, daß man eines Tages seine Muttersprache mit der hochdeutschen vertauschen könnte. Vestigia terrent. Die Aufgebung des Niederdeutschen im Reiche schreckt ihn von einer Annäherung an die Duitschers ab. Unter Duitschers versteht er in Übereinstimmung mit allen andern Völkern die Germanen, die sich der hochdeutschen Schriftsprache bedienen. Für sich selbst aber wendet er die Form dietsch an, was die Alldeutschen nur zu gern mit „deutsch" verwechseln und in ihren Artikeln auch so wiedergeben. Duitsch und dietsch sind aber verschiedne Dinge. Man hat

Digitized by Google

allerdings früher in Holland das Wort nederduitsch ganz allgemein für die niederländische Sprache angewandt. Aber der heutige Gebrauch des Wortes nederlandsch beweist, daß man sich des Gegensatzes voll bewußt geworden ist. Die Alldeutschen haben nun neuerdings, um jeden Gegensatz zu verwischen, das Wort „reichisch," d. i. „zum Reich gehörig" erfunden und nennen also die Niederländer nichtreichische Deutsche. Aber das ist eine Gelehrtenbezeichnung, die kein Recht schafft, und ist dem Sprachgebrauch, wie er sich seit Jahrhunderten ausgebildet hat, fremd.

Und noch etwas andres ist zu beachten. Die neuere Anthropologie hat herausgebracht, daß die Grundlage jedes Volkes fremde Stämme bilden, die in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien eingewandert und später von den Ariern unterjocht worden sind. Allmählich aber verschmolzen die beiden Rassen mit einander. Es liegt nun auf der Hand, daß je nach dem unarischen Grundstock der Bevölkerung das Aussehen der heutigen Bevölkerung verschieden sein muß. Wie aber die Mischung verschieden ist, so ist auch jede Gegend verschieden. Da aber nach einem andern Gesetze der neuern Anthropologie die dunkle Schicht der Bevölkerung immer mehr oben auf kommt, so folgt, daß sich in der That auf diese Weise schließlich ein neues Volk bilden kann, von dessen Möglichkeit man im Mittelalter, als die Germanen noch verhältnismäßig rein waren, keine Ahnung hatte. Daß die Niederländer sämtlich zu dem blonden, blauäugigen Typus gehörten, ist ein weitverbreitetes Märchen, aber eben nur ein Märchen. Namentlich spanisches Blut hat sich mit vlämischem gekreuzt. Man sieht oft genug in Flandern Männer mit niederdeutschem Schädel, aber spanischen Augen, Bart und Gesichtsausdruck, also Mischlinge. Die Germanen sterben allmählich aus, sie werden immer mehr aufgerieben. Die Urrasse aber bleibt auf der Scholle und tritt schließlich an die Stelle der Germanen. Daß auch die Beschäftigung, die Lebensweise, die Gedanken, die Religion, das Klima, die Bodenbeschaffenheit usw. Einfluß auf den Volkscharakter haben, ja ihn allmählich ganz verändern können, will ich nur andeuten. Um nur ein Beispiel anzuführen: die in Deutschland sprichwörtliche holländische Reinlichkeit ist ziemlich jung. Im Mittelalter waren die Holländer wegen ihrer Unreinlichkeit berüchtigt. Wer feststellen will, ob sich eine neue Nationalität gebildet habe, muß alle Umstände berücksichtigen und darf nicht bloß nach der Sprache urteilen.

Was mich betrifft, so neige ich zu dem Glauben, daß sich die Nordniederländer trotz ihrer einstigen Abstammung von deutschen Stämmen zu einer eignen Nationalität entwickelt haben, so gut wie die Dänen und die Engländer. Daß sie jetzt noch sprachlich den Deutschen näher stehen, kommt daher, daß sie sich später von ihnen getrennt haben. Wenn die Angelsachsen in Schleswig geblieben wären, würden sie heute statt Englisch Plattdeutsch reden, und ein Shakespeare würde hochdeutsche Verse gemacht haben. Bürger beklagte es

Digitized by Google

bitter, daß sich das Niederdeutsche, das seiner Meinung nach so vollkommen war wie das Oberdeutsche, nicht zur Litteratursprache entwickelt habe. Aber alle Sentimentalität kann daran nichts ändern. Nationalitäten gehen unter, d. h. sie gehen in einer andern auf, wenn sie nicht die Kraft haben, eine eigne Litteratursprache zu schaffen oder zu erhalten. Als sich Ferdinand der Katholische mit Isabella von Kastilien verheiratete, wurde das Kastilische auch in Katalonien eingeführt. Als Südfrankreich mit Nordfrankreich vereinigt wurde, unterlag auch die occitanische Sprache, die eine glänzende Litteratur hervorgebracht hatte, ihrer jüngern, aber kräftigern Schwester. Ähnlich könnte es auch dem Niederländischen ergehen bei einer Vereinigung mit dem Reich.

Was die Vlamländer angeht, so haben sie es offenbar nicht so weit gebracht wie die Holländer. Dafür lastete der französische Einfluß zu lange und zu stark auf ihnen. Ihre Nationalität ist erst im Werden. Bei Beginn der Sprachbewegung wäre es noch denkbar gewesen, dem Hochdeutschen die große Rolle zuzuerteilen, die jetzt das Holländische hat. Aber man verpaßte den günstigen Augenblick, und nun ist es zu spät. Das Steinchen, das ins Rollen gekommen ist, die großniederländische Idee, wird den Abhang hinunterrollen.

Die großniederländische Idee schadet der Annäherung an die Reichsdeutschen. Denn es ist klar, je mehr sie wächst, desto geringer wird der deutsche Einfluß werden, desto selbständiger und zuversichtlicher werden die Niederländer auftreten. Die Alldeutschen haben also alle Ursache, das Anwachsen der Idee mit einer gewissen Sorge zu verfolgen. Die Holländer sind nie Freunde Deutschlands gewesen und sind es jetzt vielleicht weniger denn je. Es ist wohl möglich, daß sie die Belgier in ihr Fahrwasser ziehen und sich mit den Franzosen verbinden werden, um das Reich unschädlich zu machen.

Wie die Annäherung zwischen den beiden niederländischen Staaten fortgeschritten ist, kann man aus der Erklärung sehen, die der vlämische Volksrat öffentlich zu geben wagt. Darin heißt es: „Die vlämische Bewegung wünscht, daß Nord- und Südniederland, so innig wie möglich(!) verbunden, sich mehr und mehr gegenseitig helfen mögen. Sind auch die beiden Reiche (sic!) infolge von Ereignissen, die wir alle bedauern(!), staatlich getrennt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Holländer und Vläminger zu demselben Volke gehören, dieselbe Sprache sprechen, dieselbe freisinnige Verfassung haben(!), daß beide dieselbe Gefahr bedroht(!), kurz, daß sie durch gemeinschaftliche Interessen und Überlieferungen vereinigt eine feste und unzerstörbare Volkseinheit bilden." Die Großniederländer sind fest entschlossen, sich zu einem Gemeinwesen zu verbinden, wie es seinerzeit etwa England und Schottland gethan haben. Sie könnten dann in der That eine politische Rolle spielen und den Deutschen unbequem werden. Diese Rolle wäre ähnlich der, die Dänemark in frühern Zeiten gespielt hat. Die Situation ist ähnlich genug. Freilich ist die holländische Armee erbärmlich, die schutterij wird vom Volke mit Steinen geworfen, und

Digitized by Google

die Flotte ist veraltet. Aber in Belgien steht die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bevor, und in Holland ist sie wenigstens nicht unmöglich. Freilich ist es kaum denkbar, daß die niederländischen Truppen den geübten deutschen gewachsen wären. Aber schon ein unglücklicher Krieg zwischen so nahestehenden Völkern wäre bedauerlich. Sollte jedoch der vlämische Volksrat eine Rolle spielen wollen, wie sie die Ethnike Hetairia in Griechenland gespielt hat, und dadurch eine Verständigung mit Deutschland erschweren, dann wäre unter Umständen die echtgermanische Lösung der Frage mit Blut und Eisen die einzig richtige. Die Deutschen haben ein gewisses Recht, sich um die Zustände in den Niederlanden zu kümmern, und es ist die Aufgabe einer vorausschauenden gesunden Politik, drohende Hindernisse der gewünschten Annäherung beizeiten hinwegzuräumen. Es kann den Deutschen nicht gleichgiltig sein, ob sich auf germanischem Boden ein ihnen feindlicher Geist bildet. Sie sind schon bedrängt genug durch das Fortschreiten der slawischen Bewegung, die mit alteingesessener deutscher Bevölkerung den Kampf aufnimmt. Bei solcher Bewegung der Völker, die mehr und mehr in Fluß kommt, muß sich das deutsche Volk nach Bundesgenossen umsehen und die findet es nur bei den germanischen Brüdern. Aber in Vlamland ist die alldeutsche Gesinnung durchschnittlich so sehr auf dem Gefrierpunkt, daß man sich dort freut über die Fortschritte der — Tschechen. Man kennt dort die deutsche Frage noch gar nicht, d. h. die Frage nach der „Gemeinbürgschaft," wie man heute sagt, nach dem Eintreten aller Germanen für das Fortbestehen sämtlicher germanischer Länder und Völker. Der Vläme kennt nur sein Vlämentum, er ist das, was man im Reiche einen Partikularisten nennt. Alldeutsche Ideen sind ihm ganz fremd, ja unverständlich. Dem Holländer natürlich erst recht. Das hindert natürlich nicht, daß er bei Sprachentagen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten, wenn er des süßen Weines voll ist, mit einem deutschen Bruder anstößt und schöne Worte macht. Worte kosten nichts. Im Grunde aber hegt er tiefes Mißtrauen gegen die Deutschen. Der „Militarismus" erregt seinen Abscheu, die Polizei denkt er sich in Deutschland allmächtig, die „persönliche Freiheit" scheint ihm ganz ungenügend geschützt zu sein, und was der Vorurteile mehr sind. Seine Hauptfehler sind, ähnlich wie bei den Franzosen, seine Unwissenheit und seine Zuchtlosigkeit. Alles, was die Deutschen haben, fehlt den Niederländern. Gerade der Militarismus wäre das beste Mittel, der Zuchtlosigkeit entgegenzuarbeiten; der deutsche Einfluß, speziell der gefürchtete preußische, wäre gerade das, was sie brauchen.

Man muß sich das heutige Belgien etwa vorstellen wie das alte Polen vor seinem Untergang: dem Namen nach ein Königreich, in Wahrheit eine Republik, von Parteien zerwühlt, ohne jede Autorität. Verschiedne Einflüsse durchkreuzen sich beständig schon seit langer Zeit. Klerikale und Liberale kämpfen um die Herrschaft, jeder der Todfeind des andern. Fransquillons

Digitized by Google

und Vlamländer befehden sich mit allen Waffen des Zorns und des Spotts. Die Sozialisten gewinnen täglich an Einfluß, und hinter ihnen erhebt sich die neue, aber noch furchtbarere Gruppe der Anarchisten. Sie hat schon einen französischen Sammelplatz in der Université Nouvelle zu Brüssel, die vor kurzem im Gegensatz zur Université Libre gegründet worden ist, und ein bedeutendes vlämisches Organ: Van Nu en Stracks. Wie sich im Mittelalter die Klauwarts und Leliaards gegenüberstanden, so heute die feindlichen Brüder: die Vlämischgesinnten und die „Franschdollen." Dazu kommt neuerdings der Einfluß des Großniederländertums und der alldeutsche Gedanke. Er ist vielleicht noch am unpopulärsten; aber er wird sicher Fortschritte machen, schon durch den wachsenden Einfluß der Reichsdeutschen, die sich in Belgien aufhalten, und die es vor kurzem endlich zu einer eignen „Deutschen Zeitung" gebracht haben, die in Brüssel erscheint.

Man sieht, es ist reichlich Stoff vorhanden zu dem, was man in der Diplomatensprache eine „Frage" nennt. Eine „Frage" entsteht überall, wo Volksschichten in Streit geraten, der allmählich Nachbarvölker in Mitleidenschaft zieht. Natürlich handelt es sich dabei hauptsächlich um Streitigkeiten über die Rechte der Sprache. In solchem Falle pflegen sich die Stammverwandten des wirklich oder angeblich unterdrückten Bruderstammes anzunehmen und unter Umständen mit Waffengewalt einzugreifen. So haben es die Russen in Bulgarien gemacht, die Deutschen in Schleswig-Holstein; auch in Österreich bereitet sich allmählich eine solche Frage vor, und die dänische Frage ist infolge des hartnäckigen Widerstands der Nordschleswiger noch immer nicht gelöst; die Polen aber bilden eine beständige Verlegenheit für die Regierung. Es fragt sich, ob sich in einem so kleinen Gemeinwesen, wie der belgische Staat ist, alle diese Gegensätze friedlich werden ausgleichen lassen. Bis jetzt haben die Belgier wenig politische Weisheit gezeigt. Bei dem Parlamentarismus, der auf der Demokratie beruht, pflegen persönliche Rücksichten und Parteirücksichten vorzuwalten und höhere Anschauungen zu verhindern. Mundfertige Advokaten aber sind nicht die Männer, ein Land mit Weisheit zu regieren. Der König, der wahrscheinlich der beste Politiker seines ganzen Landes ist, sieht sicherlich mit großem Schmerze die Verwirrung. Wenn es wahr ist, was der Figaro neulich meldete, daß er mit dem General Brassine, dem bekannten Verteidiger der allgemeinen Wehrpflicht, nur deshalb nach Kiel gereist sei, um ein Bündnis mit dem deutschen Kaiser zu verabreden, so würde das jedenfalls von großer politischer Weisheit zeugen. Denn eine Anlehnung an ein konservativeres Staatswesen wäre für Belgien wie ein starker Anker auf unruhigem Meer. Die einzelnen Gruppen gehen natürlich, durch ihren Parteistandpunkt verführt, leicht zu weit. Einseitigkeit aber schadet dem politischen Fortschritt. So ist es der Fehler der Flaminganten, daß sie nur sich selbst kennen und nicht begreifen wollen, daß sie nicht allein auf der Welt

Digitized by Google

sind, sondern daß sie auch auf andre Rücksicht nehmen müssen. So wollen sie z. B. die vlämische Sprache im Heere einführen, was kaum möglich sein wird. Bis jetzt hat noch kein Staat das Experiment gewagt, mehr als eine Kommandosprache anzuwenden: es läßt sich das praktisch schwer durchführen und würde ohne Zweifel die ohnedies schon starke Spannung zwischen beiden Rassen erhöhen. Ein wallonisches und ein vlämisches Armeekorps wären eine gefährliche Wehr für den Staat. Schlägt aber ein Deutscher vor, doch einfach deutsches Kommando anzuwenden, das den Vlämen verständlich, den Wallonen aber gewiß weniger zuwider ist als Vlämisch, und das eine gewisse Berechtigung schon deshalb hat, weil ein Teil des Landes von Hochdeutschen bewohnt wird, denen man durch die Verfassung die Anwendung ihrer Sprache verbürgt hat, dann erheben sie ein ungeheures Geschrei, als ob mit dem deutschen „Präsentirts Gewehr!" der leibhaftige Gottseibeiuns seinen Einzug in das Land hielte.

Den Wallonen kann man es nicht so sehr verdenken, daß sie den Bestrebungen der Flaminganten einen Damm entgegensetzen wollen. Denn die völlig durchgeführte Zweisprachigkeit bedeutet eine entschiedne Schwächung des belgischen Staatsgedankens. Daher waren selbst Männer wie der alte Staatsminister Nothomb, der ein vorzüglicher Kenner des Deutschen ist, gegen das Gesetz De Vriendt-Coremans. Man muß überhaupt nicht glauben, daß die Wallonen alle französisch gesinnt wären und Gegner der Deutschen. Im Gegenteil, sie haben, um die Franzosen zu kennzeichnen, ein Sprichwort, das ihnen nachsagt: Bonne entrée, mauvaise sortie! Den Deutschen sind sie aber meist wohlgesinnt, wahrscheinlich mehr als die Vlamländer, die ihren Einfluß fürchten. Von den friedlichen Wallonen, die überhaupt viel germanisches Blut in sich haben, muß man die Fransquillons unterscheiden. Diese Bewundrer des Franzosentums finden sich bei beiden Rassen infolge ihrer französischen Erziehung. So schreibt ein Vläme unter dem Namen Albert Giraud in La Jeune Belgique: Depuis des siècles le foyer de notre civilisation est en France. C'est par la langue française que nous sommes en relation avec le monde des idées. Supprimez la langue de Voltaire et de Hugo: vous nous plongez dans la nuit. Man sieht, diese Leute sind mit deutscher Kultur noch ganz unbekannt. Die Bewundrer des Deutschen aber sind dünn gesät, und bis jetzt beschränken sie sich ausschließlich auf die Anerkennung ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur. Für den ganzen politischen Aufschwung der letzten Jahre haben sie noch nicht das geringste Verständnis. Diese Minderheit wird natürlich von der „franschdollen" Mehrheit angefeindet und womöglich als Verräter gebrandmarkt. Aber sie wird anwachsen, wenn der deutsche Einfluß steigt. Er steigt aber auf allen Gebieten. Vor dem Kriege war Handel und Wandel in den Händen der Franzosen. Jetzt geht ihr Handel durch ihre Trägheit und Inkulanz immer mehr

Digitized by Google

zurück, die Deutschen aber haben den Vorteil davon: die Erzeugnisse aus dem Reiche überschwemmen nachgerade das Land. Die Belgier sind aber noch so zurück, daß sie nicht einmal gelernt haben, sich leidlich deutsch auszudrücken. So kommt es vor, daß Kaufleute, die mit Deutschen Handel treiben, nicht einmal die Briefe lesen können, die sie von ihren Geschäftsfreunden bekommen. Eine ähnliche Unwissenheit zeigt die Presse. Trotzdem unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die Deutschen einen ähnlichen Einfluß gewinnen werden wie in den Tagen der Hanse. Sie sollten nur mehr zusammenhalten und sich eine gewisse Organisation geben. In jeder größern Stadt müßte ein deutsches Klubhaus sein, als Sammelpunkt für alle Landsleute. Sie sollten deutsche Bibliotheken gründen, an denen dann auch die Einheimischen teilnehmen könnten. Wenn der alldeutsche Verband und jeder, der für deutschen Einfluß in den Niederlanden ist, auf diese Weise vorginge, würde das von großem Nutzen sein. In Deutschland aber sollte man endlich anfangen, Niederländisch zu lernen und die niederländische Litteratur zu verfolgen. Erst das Verständnis für Land und Leute würde die geistige Annäherung geben, die im Interesse beider Völker nötig ist. Die alldeutsche Bewegung hat eine große Zukunft, wenn sie diese gegenseitige Verständigung anbahnt. Aber im Sturm kann man heute keine Festung mehr erobern; man muß planmäßig zu Werke gehen und Ausdauer und Geduld haben.

Möchten sich die Belgier klar werden über die Gefahren ihrer Lage. Möchten sie nicht in thörichtem Größenwahn befangen ihre Schwäche für Stärke halten. Es ist nicht unbemerkt geblieben, wie in dem Prozeß Lothair-Stokes das deutsche Reich in unverschämtester Weise öffentlich beschimpft worden ist, es bleibt auch nicht unbekannt, wie belgische Zeitungen in namenloser Verblendung die Deutschen schmähen und verspotten. Das könnte sich eines Tages rächen. Rächen könnte sich auch die Kurzsichtigkeit der Großniederländer, die meinen, ohne eine starke Armee eine neue Nation gründen zu können, und nicht begreifen, daß sie auf Deutschland angewiesen sind. Die materiellen Interessen weisen die Niederländer auf das Reich hin. Die ungeheure wirtschaftliche Konkurrenz, die Mitteleuropa gegen Amerika, England und Rußland zu bestehen haben wird, zwingt gebieterisch zur Gründung eines Zollvereins. Die Niederlande sind der natürliche Ausfuhrhafen für das Reich. Sie sind auch der natürliche Wall gegen das Franzosentum. Der beste Beweis dafür sind die Schlachtfelder auf belgischem Boden. Wenn es noch einmal zum Entscheidungskampfe kommt zwischen Germanentum und dem von den Slawen unterstützten Galliertum, dann müssen sich auch die Niederländer entscheiden, ob sie für oder gegen die Deutschen streiten wollen. Bleiben sie aber nach der Weise des alten Titus Tatius zwischen beiden Heeren abwartend stehen, um sich später dem Sieger anzuschließen, dann werden sie sich nicht wundern dürfen, wenn er sie rauh behandelt. Sie werden auch in diesem Falle das

Digitized by Google

Los des Besiegten teilen. Besser, sie erinnern sich beizeiten ihrer deutschen Abstammung und stehen zum Reiche. Das allein — ein festes Schutz- und Trutzbündnis — verbürgt ihre Unabhängigkeit und künftige Blüte.

Brüssel Harald Arjuna

Religionsunterricht

(Fortsetzung)

Also der Einfluß des Religionsunterrichts auf die Sittlichkeit kann seiner Natur nach nur ganz unbedeutend sein; auf die Fälle, wo er geradezu Schaden anrichtet, wollen wir gar nicht erst eingehen. Und wie steht es mit der Religion? Im sechzehnten Jahrhundert haben wohlweise und hochpreisliche Obrigkeiten, um der Verwilderung der Jugend zu steuern, am Gymnasium einen besondern Tugendlehrer angestellt. Wer würde darüber heute nicht lachen? Wäre es nun weniger lächerlich, wenn man einen Lehrer der Mutterliebe, oder einen Lehrer der Tapferkeit, oder einen Lehrer der Begeisterung, oder einen Lehrer der Reinheit, oder einen Lehrer des Zartsinns, oder einen Lehrer des Schönheitsgefühls, oder einen Lehrer der Wahrheitsliebe, oder einen Lehrer des Strebens nach Erkenntnis, oder einen Lehrer der Sehnsucht nach dem unsichtbaren Ewigen und Unendlichen anstellen wollte, und wird der Religionsunterricht dadurch vernünftiger, daß Religion alles dieses zusammen ist: Liebe, Mut, Begeisterung, Reinheit, Zartsinn, Schönheitsgefühl, Durst nach Erkenntnis der Wahrheit, Sehnsucht nach dem Ewigen und wahrhaft Seienden, die Seele jeder edeln Empfindung, jeder guten Willensrichtung?

Was ist denn Religion? Nur von der Religion im subjektiven Sinne, von der Religiosität also, kann in diesem Zusammenhange die Rede sein. Religiosität ist der Trieb, die Bereitwilligkeit und Gewohnheit, alle Erscheinungen und Vorkommnisse des öffentlichen Lebens auf ihren tiefsten Grund zurückzuführen und durch ihre Beziehung auf Gott miteinander zu verknüpfen; aus diesem Triebe sprießen dann, wenn er von einer reinen, von grobem Aberglauben freien Gotteserkenntnis geleitet ist, die edeln Empfindungen. Solche Bereitwilligkeit und Gewohnheit aber kann ebenso wie die Sittlichkeit nur aus der Beobachtung des Lebens und aus der Verflechtung darein hervorgehen. Wenn das Kind seine Eltern täglich beten sieht, wenn es sie bei schwerem Leid zu Gott aufseufzen und im Glück Gott danken sieht, wenn es

Digitized by Google

im Gotteshause Tausende vor Gott in den Staub sinken sieht, wenn es von früh auf gewöhnt wird, in allem Schönen, Großen und Guten die Schönheit, Größe und Güte des Schöpfers zu bewundern, so wird es ohne planmäßige und besonders auf diesen Zweck gerichtete Einwirkung von selbst religiös. Freilich kann und soll auch in diesem Stück der Religionsunterricht ein wenig nachhelfen — die lebendige Anschauung und die urwüchsige Gewohnheit, wo sie fehlen, ersetzen, das kann er nicht —, allein auch hier muß er seine Ansprüche mit den übrigen Fächern teilen. Die Naturbeschreibung zeigt die zweckmäßige Einrichtung, die Größe und Schönheit der Welt, Mathematik, Physik und Chemie weisen den gesetzmäßigen Zusammenhang aller Dinge nach, die Geschichte bringt das Walten Gottes in der Menschheit zum Bewußtsein, aus den Meisterwerken der Poesie und Prosa aus alter und neuer Zeit, die in der Schule gelesen werden, erfährt der Schüler, was die Weisesten und Besten aller Zeiten über Gott und sein Wirken gedacht und dabei empfunden haben. Wenn dabei dem Schüler das Wesen Gottes noch nicht aufgegangen und der Zusammenhang der irdischen Dinge mit Gott noch nicht klar geworden ist, dann werden es die paar Religionsstunden auch nicht erst thun. Ist der Religionsunterricht gut, so wird er die Wirkung der übrigen Stunden verstärken; ist er schlecht — nun, was er dann wirkt, das hat man Anfang der siebziger Jahre aus dem Munde Falks vernommen: Haß gegen die Religion hat der nach Stiehls Regulativen erteilte Religionsunterricht zunächst in einem großen Teile der evangelischen Lehrerschaft Preußens erzeugt. Wird aber der Unterricht in den übrigen Fächern in einem der Religion feindlichen Geiste erteilt, so wird der Religionsunterricht kaum imstande sein, diesem ungünstigen Einflusse das Gleichgewicht zu halten. Ein Religionslehrer der vierziger Jahre pflegte zu sagen: Was nützt mein Bauen, wenn neun Teufel einreißen! Dabei unterlag er noch dazu einer Illusion: er bildete sich ein zu bauen, während er selbst mit einriß; aber hätte er wirlich gebaut, so hätte er Recht gehabt, sein Bauen würde nicht viel genützt haben.

Das hat denn auch die Geistlichkeit beider Konfessionen längst eingesehn, und darum begnügt sie sich keineswegs damit, daß der Staat eine gewisse Zahl von Religionsstunden ansetzt und der Kirche das Recht zugesteht, den Religionsunterricht durch ihre Diener erteilen zu lassen oder, wenn er von Volksschullehrern erteilt wird, zu überwachen und zu leiten. Sie fordert außerdem, daß die Lehrer in kirchlicher Gesinnung erzogen, daß Lehrer und Schüler zur Teilnahme am Gottesdienst und an allerlei frommen Übungen verpflichtet und angehalten werden, daß die Schulen konfessionell sein, und daß nur Geistliche, natürlich Geistliche der eignen Konfession als Kreis- und Ortsschulinspektoren die Aufsicht führen sollen, und daß der Religionsunterricht im Gesamtunterricht eine „zentrale“ Stellung einnehme. Diese Forderungen der Klerikalen aller Länder und Konfessionen und die Streitigkeiten darüber sind

Digitized by Google

zu bekannt, als daß es nötig wäre, Aktenstücke anzuführen. Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß auch der Karlsruher Oberkirchenrat, der aus Männern liberaler Richtung besteht, im Jahre 1879 erklärt hat: bei angestrengtem, opferwilligem Zusammenwirken der Geistlichen und Lehrer könne den Schülern in den Simultanschulen allenfalls noch das notwendige Maß von Religionskenntnissen beigebracht werden, aber von einem „erziehlichen" Einflusse des Religionsunterrichts in den Elementarschulen könne nicht die Rede sein. Was die Herren mit dem „erziehlichen" Einflusse eigentlich gemeint haben, wird ihnen wohl selber nicht besonders klar gewesen sein. Nur so viel ist klar, daß die Geistlichen aller Länder, Konfessionen und Parteien blutwenig Vertrauen zu der Wirkung des göttlichen Wortes haben, das sie in der Schule verkündigen, daß sie mit dem Erfolg ihres Religionsunterrichts herzlich schlecht zufrieden sind, und daß sie, um den Erfolg zu sichern, einen ganzen Apparat von Hilfsmitteln, vor allem mehr Macht fordern. Sie möchten eben das ganze Leben des Schülers umspinnen, beherrschen und durchdringen, weil sie wohl wissen, daß es nicht ein paar Unterrichtsstunden, sondern die gesamten Einflüsse der Umgebung sind, was den Menschen religiös oder irreligiös macht.

Und mit religiös meinen sie natürlich in neun von zehn Fällen kirchlich; vielleicht hat auch der badische Oberkirchenrat mit dem „erziehlichen" Einflusse nichts andres gemeint als Erzeugung kirchlicher Gesinnung. Und wie denn niedrigere Ziele im allgemeinen leichter zu erreichen sind als hohe, so kann man es den Praktikern unter den Geistlichen nicht übel nehmen, wenn sie es zunächst oder vielleicht überhaupt nur auf Kirchlichkeit abgesehen haben, denn die ist wirklich nicht gar so schwer zu erzeugen. Ist doch der Herdentrieb sehr stark im Durchschnittsmenschen. Weil der einzelne für sich allein ohnmächtig und freudlos ist, darum erweitert sich einem jeden der persönliche Egoismus zum Gemeinschaftsegoismus, zum Familien-, Klassen-, Kirchen- und Nationalgeiste. Sich auf die Familie zu beschränken, ist nur den wenigsten gegönnt; die meisten werden durch äußere Umstände, die dem innern Trieb entgegenkommen, zum Anschluß an größere Gemeinschaften gedrängt, soweit sie sich nicht durch Staatseinrichtungen und durch die geschichtliche Entwicklung, schon ehe sie selbst wählen können, als Mitglieder solcher finden. Wer möchte nicht gern entweder zu einer auserlesenen oder zu einer mächtigen Gesellschaft gehören! Vornehmere Geister führt so ihr Wunsch nach etwas Besonderm und Höherm in kleine Sekten, Klubs und Logen, der Durchschnittsmensch dagegen fühlt sich am wohlsten bei dem Gedanken, daß er trotz seiner persönlichen Ohnmacht, Kleinheit und Bedeutungslosigkeit durch die gewaltige organisirte Masse, der er angehört, stark, groß und bedeutend, jedenfalls aber in ihrem Schutz sicher geborgen sei. Geistliche und weltliche Gemeinschaften gehen dabei bald die mannichfachsten Verbindungen ein, bald treten sie in Gegensatz zu einander. Sehr einfach war das Verhältnis z. B. im alten Athen, wo der Kultus der

Digitized by Google

Schutzgöttin Athene mit dem Dienste des bürgerlichen Gemeinwesens zusammenfiel. Im Orient hat die Kirche Mohammeds die Völker und die Staaten verschlungen. Bei den Polen sind heute Katholizismus und Volkstum ebenso eins, wie einst bei den Schotten und bei den Holländern Kalvinismus, Volk und Staat eins waren. Im neuen deutschen Reiche hat der Katholizismus gerade durch den Umstand, daß sich seine Anhänger plötzlich in die Minderheit versetzt und einer protestantischen Reichsregierung gegenübersahen, mit einem Schlage außerordentlich an Kraft gewonnen. Denn sofort nistete sich der Argwohn ein: wir werden nun auf allen Gebieten zurückgesetzt werden! Das drängte nun die Katholiken zum festen Zusammenschluß unter einander, und die Konfession ward zum Bollwerke und Schutzdache bürgerlicher Interessen. Das begriff man sofort auf der Gegenseite und unternahm einen Sturm auf das Bollwerk, der es, da er abgeschlagen wurde, nur stärkte. Die evangelische Kirche, zerklüftet wie sie ist, konnte dem Staate keine ebenso geschlossene und fest geeinte Bevölkerung zur Verfügung stellen. Aber selbst wenn die Protestanten auf dem religiös-kirchlichen Gebiete einig wären, hätte die Einheit des Glaubens ihren Zerfall in feindliche Parteien so wenig verhüten können, wie das die Glaubenseinheit in den katholischen Ländern vermag. In einer konfessionellen Minderheit, die sich von der Regierung ausgeschlossen sieht, sind die Vornehmen genötigt, sich zur Eroberung der Macht oder auch nur zur Erhaltung ihres Besitzstandes der untern Klassen zu bedienen und sich als deren Beschützer der Staatsgewalt gegenüber aufzuspielen. Die Vornehmen der herrschenden Konfession dagegen, die sich schon im Besitze der Macht befinden, bedürfen der untern Klassen politisch nicht. Daher tritt hier die aus dem natürlichen Interessengegensatze entspringende Feindschaft mit voller Gewalt hervor, und so ist denn die Sozialdemokratie die Kirche der protestantischen Massen geworden.

Für die Anschauungen und Begierden, die dieses Getriebe in Bewegung setzen, ist nun auch das Kind schon recht empfänglich. Wenn man ihm entweder sagt: Wir sind eine auserwählte Gesellschaft, weit besser, weit vornehmer als das übrige Gesindel! oder wenn man ihm sagt: Sieh doch, wie gewaltig und großmächtig wir sind! Zweihundert Millionen Menschen kommandirt unser Papst, mehr als der deutsche Kaiser, mehr als der russische Zar! Was wollen die armseligen Sekten bedeuten, die um uns herum sich vergebens abmühn, vorwärts zu kommen — so versteht es sowohl die eine wie die andre Rede, und sein Eigendünkel wird es sehr rasch zu einem eifrigen Mitgliede — sei es der englischen Hochkirche oder der römisch-katholischen Kirche machen. In einem geweckten Knaben erwachen dann auch schon vom zehnten, zwölften Jahre ab die Disputirlust und die Rechthaberei. Sobald er von dem Unterschiede der Konfessionen erfährt, bereitet es ihm Vergnügen, beweisen zu hören, daß seine Konfession der andern gegenüber Recht habe, noch größeres Vergnügen, es selbst beweisen zu können, etwa einem andersgläubigen Kameraden, und wenn ein solcher Wortstreit zu schlagenden Argumenten übergeht, wenn man sich

Digitized by Google

vielleicht gar nicht erst in einen Wortstreit einläßt, sondern ganze Banden katholischer und evangelischer Jungen mit Fäusten und Knüppeln gegen einander losgehen, so wird dadurch die Begeisterung für die eigne Konfession noch weit höher entflammt. Und von welchem Hochgefühl muß die Brust des wohlunterrichteten Knaben geschwellt werden, wenn er vernimmt, wie viel berühmte, großmächtige und gelehrte Männer auf der Gegenseite stehen, daß aber er, der kleine Knabe, gescheiter ist als sie alle, daß sie alle, diese großen Männer, entweder dumme Kerls oder vom Teufel verblendet gewesen sind, und sofern sie der Gegenwart angehören, noch sind! Die Unterscheidungslehren gehören, vom Standpunkte der Annehmlichkeit aus betrachtet, zu den Lichtpunkten im Religionsunterricht und mögen von manchem Schüler und leider auch von manchem Lehrer als eine Erholung von unerquicklicher Frohnarbeit begrüßt werden.

Nicht minder unterhaltend sind die Unterweisungen im Ritus. Und da hat denn die katholische Kirche vor der evangelischen sehr viel voraus. Daß der katholische Gottesdienst, der den Sinnen so viel bietet, das Volk und die Kinder weit stärker anzieht als der evangelische, weiß alle Welt, und einiges habe auch ich schon bei andrer Gelegenheit darüber gesagt. Nun, und wenn man eine Sache liebt, so hört man auch gern davon reden; wenn in der Schule die Kultusgegenstände und die kirchlichen Zeremonien erklärt werden, sind alle Schüler sofort bei der Sache, brauchen gar nicht zur Aufmerksamkeit gemahnt zu werden und merken sich alles vortrefflich. So ist es also die enge Verbindung mit der Kirche, was den Religionsunterricht vielfach erleichtert und erfolgreich macht, und schon die kirchliche Stellung dessen, der den Unterricht erteilt, übt dabei den größten Einfluß. In der Kirche sieht das Kind den Geistlichen an einem erhabnen Ort, in kostbare Gewänder gehüllt, feierliche Handlungen verrichten, sieht ihn von Kerzen bestrahlt und in Weihrauchwolken gehüllt goldne Geräte handhaben, an denen echte oder falsche Edelsteine funkeln, sieht Tausende vor ihm auf den Knieen liegen. Vor Gott, sagt man ihm freilich, vor Gott knieen wir, nicht vor dem Geistlichen, aber schließlich ist doch der Geistliche der einzige, der aufrecht steht, während die übrigen knieen, er muß also doch unserm Herrgott in der Würde sehr nahe kommen. Auf der Straße und wenn er ein Haus betritt, wird der Geistliche ehrfurchtsvoll mit Handkuß begrüßt. Wie sollte das Kind, wenn ein solcher Mann in der Schule zu ihm spricht, nicht mit Ehrfurcht seinen Worten lauschen, auch wenn es sie nicht versteht oder nicht besonders anziehend findet? Und ist es ein armes Kind, so verehrt es nicht selten im Pfarrer seinen und seiner Eltern Wohlthäter, der, sei es aus Stiftungsvermögen, sei es aus eignen Mitteln, sei es als Fürsprecher bei reichen Leuten, so manche Not lindert. Da nimmt denn das Kind auch manche unangenehme Unterrichtsstunde, manches harte Wort und manchen Schlag mit in Kauf, ohne daß seine Ehrfurcht vor dem wohlthätigen und in den Nimbus des Überirdischen gehüllten Manne erschüttert würde. Aber natürlich ist das, was auf diese Weise in sein Herz gepflanzt wird, zunächst Kirch-

Digitized by Google

lichkeit: Liebe zur Kirche, Ehrfurcht vor der Kirche, wenn auch allerdings der Eingang wirklich religiöser Empfindungen in sein Herz, sofern der Unterricht solche zu erwecken geeignet ist, durch die Zuneigung zu dem, der ihn erteilt, sehr erleichtert wird.

Sollte mir nun jemand entgegenhalten, daß ich ein hyperkritischer Narr sei, der sich durch Grübelei eine nützliche Thätigkeit verleidet habe, so würde ich ihm einfach Recht geben. Ich erkenne ohne weiteres an, daß der Religionsunterricht, so unvollkommen er sein mag, manches gute stiftet, und bestünde auch seine ganze Wirkung bloß darin, daß sich der eine oder der andre Schüler einen Bibelspruch gemerkt hat, der als Samenkorn in ihm schlummert und, nach vielen Jahren vielleicht, durch eine Seelenerschütterung zum Leben erweckt, dem Verständnis aufgeht und Frucht trägt, so wäre er nicht ganz vergebens gewesen; ist es doch im Geistesleben wie im Naturleben: soll wenigstens an einigen Stellen Leben einer gewissen Art sprießen, so müssen Milliarden Samen verschwendet werden. Ich erkenne ferner an, daß der Religionsunterricht notwendig ist; denn ich halte das Christentum für notwendig, und soll dieses nicht absterben und gleich den alten Philosophenlehren vom Volke vergessen werden, so muß jedes heranwachsende Geschlecht damit bekannt gemacht werden. Es ist also ein Glück, daß die meisten Geistlichen keine Grübler sind, und daß ihnen die Widersprüche und Vernunftwidrigkeiten dessen, was sie thun, gar nicht zum Bewußtsein kommen. Wenn aber einer nun einmal so geartet ist, daß er diese Widersprüche klar erkennt und lebhaft empfindet, so soll man es ihm nicht verübeln, daß er sie unerträglich findet und sich ihnen entzieht. Und die scharfe Kritik, die von solchen Grüblern geübt wird, ist doch auch nicht ganz nutzlos, da sie zum Fortschritt, zu Verbesserungen spornt. Denken wir nur an die Fortschritte der Pädagogik im allgemeinen! Noch vor anderthalbhundert Jahren war die Unterrichtsmethode so unvollkommen, daß die Kinder Grund hatten, die Schule als eine Marterkammer zu fürchten und zu hassen. Die begeisterten Schulreformatoren des vorigen Jahrhunderts sind natürlich von den Anhängern des Alten teils verspottet, teils als gefährliche Neuerer verfolgt worden, und mancher von ihnen hat mit seinen praktischen Versuchen Schiffbruch gelitten; aber das Endergebnis ist doch unsre heutige weit bessere Lehrmethode, die den Kindern das Lernen nicht bloß leicht, sondern vielfach sogar zu einer Lust macht und fast überall da, wo nicht überfüllte Klassen, Mehrsprachigkeit oder andre äußere Umstände den Unterricht erschweren, die körperlichen Züchtigungen auf ein erträgliches Maß zurückgeführt hat. Gerade die Unterrichtsstunden der ersten Jahre bereiten heute den Kindern vielfach wahren Genuß, und für manches arme Kind aus zerrütteten Familien sind die Schulstunden die einzigen glücklichen Stunden seines Lebens. Das ist doch kein kleiner Erfolg und gewiß nicht gleichgiltig; am allerwenigsten dem einzelnen Schüler, und der ist doch die Hauptperson. Selbst wenn die Tüchtigkeit unsrer heutigen Männer und Frauen durch den bessern Schulunterricht

Digitized by Google

nicht erhöht worden wäre — sie könnte sogar dadurch, daß ihnen der Zugang zum Wissen allzu leicht gemacht worden ist, vermindert worden sein —, so wäre es doch nicht gleichgiltig, wie jeder seine Jugend zugebracht hat. Es ist unverständig, bei Kindern ausschließlich an ihre Zukunft zu denken. Freilich enthält die Gegenwart der meisten Kinder mehr Zukunft als die der Erwachsenen, aber dem ungeachtet hat das Kind so gut ein Recht auf seine Gegenwart wie der Erwachsene. Weiß man doch gar nicht, ob ihm eine irdische Zukunft beschieden ist; stirbt es mit vierzehn Jahren, und enthielt seine Schulzeit mehr Qual als Freude, so ist ihm die größere und wichtigere Hälfte seiner Lebenszeit verdorben worden. Die Möglichkeit dieses Unglücks haben nun die Fortschritte der Pädagogik ganz bedeutend vermindert, und nachdem für den Schulunterricht im allgemeinen so viel erreicht worden ist, darf man wohl die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch der Religionsunterricht noch einmal gründlich reformirt werden wird. Sind doch manche der von mir hervorgehobnen Übelstände auch schon von den Behörden anerkannt worden, z. B. wie mißlich es ist, kleine Kinder eine ganze Stunde mit Religion beschäftigen zu sollen; vor längerer Zeit hat schon der preußische Kultusminister angeordnet, es solle, damit der Unterricht an jedem Wochentage mit Religion beginnen könne, wenigstens eine halbe Stunde Religion angesetzt werden, wenn eine ganze nicht zur Verfügung stehe, und es wurde dabei bemerkt, daß sich solche Halbstunden auch aus andern Gründen empföhlen, womit doch wohl die von mir angeführten gemeint sind. Gestatten wir uns also eine Zukunftsphantasie

Wir nehmen an, daß es die Kulturvölker mit der Zeit wieder zu einer einigermaßen einheitlichen Weltanschauung bringen werden, daß ein christlich gefärbter Theismus allgemein herrschen wird, und daß einander nicht mehr Gläubige und Ungläubige in tötlicher Feindschaft gegenüberstehen werden, wenn es auch an Meinungsverschiedenheiten nicht fehlen wird. Wir nehmen ferner an, daß es zwar noch Kirchen und Sekten, aber keinen Konfessionshaß mehr geben wird; daß die Kirchen einander die historische und geographische Berechtigung zugestehen werden, daß daher ein simultaner Unterricht nicht allein in der alten, sondern auch in der mittlern und neuern Geschichte möglich ist, der weder Katholiken noch Protestanten verletzt und doch auch nicht die unwürdige Form eines diplomatischen Eiertanzes annimmt. Wir setzen ferner voraus, daß auf den untern Stufen nicht von verschiednen Fachlehrern „Wissenschaften" gelehrt werden, sondern daß da der Unterricht, wie es die pädagogische Rücksicht auf die Natur des Kindes fordert, von einem einzigen Klassenlehrer erteilt wird, der jeden Lehrstoff nicht nach Fächern zerrissen und abstrakt, sondern als ein lebendiges Ganze übermittelt, also z. B. nicht die Flüsse, Berge und Grenzen eines Landes in der Geographie, seine Mineralien in der Mineralogie, seine Pflanzen und Tiere in der Botanik und Zoologie und seine Menschen in der Geschichte beschreibt, sondern das Land mit allem was darin ist, wie es leibt und lebt und in der Vergangenheit gelebt hat; wo

Digitized by Google

endlich jede neue Erkenntnis mit den im Kopfe des Schülers schon vorhandnen Erkenntnissen in organische Verbindung gebracht wird (Erkenntnisse, die nur „auswendig“ gelernt, nicht in den schon vorhandnen Seeleninhalt verwebt und mit verwandten Erkenntnissen fest verbunden werden, sind Spreu, die der Wind verweht), was der Lehrer leicht thun kann, weil er den Vorstellungskreis seiner Schüler kennt; allerdings gehört dazu, daß er auch ihre häuslichen Verhältnisse und die daraus entstandnen Vorstellungen kenne.

In einer solchen Volksschule oder untern Gymnasialklasse ist gar kein besondrer Religionsunterricht notwendig. Erkenntnis Gottes ist nicht möglich ohne Erkenntnis der Welt, in der er sich offenbart, ja sie ist von dieser gar nicht verschieden. Indem der Lehrer den Kindern die Welt zeigt, zeigt er ihnen Gott, er braucht den Namen nur an der richtigen Stelle zu nennen, die Dinge als Geschöpfe Gottes, die Naturordnung als göttliche Ordnung zu bezeichnen. Das raubt auch gar keine Zeit, denn es ist ja nicht notwendig, würde im Gegenteil zweckwidrig sein, wenn man nach Nennung des heiligen Namens erst noch durch langes Salbadern die Empfindungen der Liebe, Furcht und Ehrfurcht erwecken wollte. Ist es nötig, über das Genie des Baumeisters zu salbadern, wenn man den Dom oder Palast zeigt, den er gebaut hat, über die Kunstfertigkeit des Ingenieurs, der eine wunderbare neue Maschine konstruirt hat, über die Güte eines Wohlthäters, der ohne jede Verpflichtung einem Armen den Lebensunterhalt spendet? Empfindungen werden nicht durch Worte geweckt, sondern durch Dinge und Erfahrungen, durch Worte nur insofern, als sie entweder an eine Erfahrung erinnern oder die Bedeutung einer nicht gehörig verstandnen Erfahrung klar machen; salbungsvolles Geschwätz verdünnt die Empfindung und schwemmt sie fort. Auch ist ein gesunder Mensch, und zumal im kindlichen Alter, gar nicht imstande, eine starke Empfindung längere Zeit in der Weise festzuhalten, daß er mit seinen Gedanken dabei verweilte und nichts thäte als eben empfinden. Schwelgen in Empfindung ist ungesunde Empfindelei. Die gesunde Empfindung, z. B. des Mitleids beim Anblick eines Elenden, der Entrüstung über eine Ungerechtigkeit, der Ehrfurcht vor einem Helden, ist ein Stoß, der die Seele zu einer That oder einem Entschlusse treibt, sie aber nicht abhält, unmittelbar darauf zu andern Gedanken oder Thätigkeiten überzugehen und nur eine diese Thätigkeiten nicht störende Stimmung zurückläßt. Sache des Lehrers ist es nun, den Seelen seiner Schüler von Zeit zu Zeit bei passenden Gelegenheiten einen solchen Stoß oder Ruck zu versetzen, indem er eine ihrer Erfahrungen benutzt. Das kann fast bei jedem Worte geschehen, das im Unterricht vorkommt, bei dem Worte Brot, oder Vater, oder Vaterland, oder Schicksal, oder Krankheit, oder Fabrik, oder Bergwerk. Nicht jedes Kind ist jeder Empfindung fähig, weil nicht jedes dieselben Erfahrungen gemacht hat; das Kind eines Grubenarbeiters hat ganz andre Erfahrungen gemacht als das eines wohlhabenden Kaufmanns, und ein Kind, das einen verschloßnen, lieber-

Digitized by Google

lichen und gewaltthätigen Vater hat, empfindet bei der Nennung dieses Namens nicht Liebe, sondern Abscheu; der verständige Lehrer wird sich also nicht wundern, wenn die Kinder auf seine Weckversuche verschieden und manche auf manchen gar nicht reagiren. Alles das ist demnach Sache des allgemeinen Unterrichts; wozu also noch eine besondre Religionsstunde, in der doch nur wiedergekäut werden könnte, was im übrigen Unterricht schon oft vorgekommen ist, und wo das unnatürliche Streben, gewisse Empfindungen halbe und ganze Stunden lang wach zu erhalten, die Wirkung der gelegentlichen, daher kräftigen und gesunden Erweckungen nur abschwächt oder wohl gar in Widerwillen gegen die beabsichtigte Empfindung und Stimmung verwandelt?

Wo bleibt aber das eigentümlich Christliche? Nun, das braucht nicht zu kurz zu kommen. Warum sollen die biblischen Personen getrennt von denen der Profangeschichte behandelt werden? Warum soll von den alten Juden nicht in demselben Zusammenhange die Rede sein wie von den alten Deutschen? Warum soll im Lesebuche neben der Geschichte vom naschhaften Jakob, den die gute kluge Anna durch die Vorstellung von der Gegenwart Gottes abhält, böses zu thun, nicht auch die von Kain und Abel, warum neben dem Liede eines deutschen Dichters nicht auch ein Psalm stehen? Und warum sollte der Lehrer nicht auch manchmal in der Bibel lesen lassen und einige Anweisungen für den Gebrauch dieses Buches geben? Warum sollen die biblischen Sprüche und die Choräle von den profanen Sprichwörtern und Liedern getrennt eingeprägt werden? Und warum sollen die Gewohnheiten des täglichen Gebets, der Besuch des Gottesdienstes und das Verhalten dabei in besondern Stunden gelehrt und eingeschärft werden, da sie doch zur christlichen Lebensordnung gehören und nicht anders zu behandeln sind wie das Waschen nach dem Aufstehen, das Grüßen auf der Straße und die „Tischzucht," wie man es vor vierhundert Jahren nannte?

Ein besondrer Religionsunterricht würde nur der Konfirmandenunterricht sein. Dieser ist notwendig, weil der junge Mensch unterrichtet werden muß, wie er sich als selbständiges Mitglied seiner kirchlichen Gemeinschaft zu verhalten und welche Pflichten er gegen sie zu erfüllen hat. Dieser Unterricht würde mit der klaren Erkenntnis erteilt werden, daß er nicht den Zweck hat, Religion und Sittlichkeit zu lehren, was beides die Konfirmanden von Hause und aus der Schule schon mitbringen, sondern daß er eben nur über die Teilnahme an den Kultushandlungen, über den Gebrauch der Gnadenmittel, über die Organisation der Gesamtkirche und der Gemeinde, sowie über die Rechte und Pflichten der Gemeindemitglieder Aufschluß zu geben und darin zu unterweisen hat. Natürlich kann es, wenn er von einem aufrichtig religiösen Manne erteilt wird, nicht ausbleiben, daß die Schüler dabei auch religiös erwärmt und in ihrem sittlichen Leben gefördert werden. Für die Oberklassen des Gymnasiums endlich wäre ein Unterricht in der Religionswissenschaft ein-

Digitized by Google

zurichten, der die Schüler über die Stellung des Christentums und der Kirchen in der religiösen Entwicklung der Menschheit aufzuklären, in das tiefere Verständnis der Bibel einzuführen und über die Entstehung der einzelnen Bücher Auskunft zu geben hätte. Dogmatik und Kirchengeschichte könnten entbehrt werden; die erste besteht doch nur darin, daß man den Katechismus breit tritt und durch Einkleidung des Geträtsches in gelehrte Redensarten den Schein erweckt, als ob das eine Wissenschaft wäre, die Kirchengeschichte aber ist in der Weltgeschichte enthalten. Dabei müßten sich Lehrer und Schüler bewußt bleiben, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit religiösen Dingen, weit entfernt davon, religiös zu machen, vielmehr die Religion gefährdet und nur darum gewagt werden darf, weil das Zeitalter — so nehmen wir an — die aus der kritischen Prüfung des Glaubensinhalts entstehenden Zweifel schon hinter sich hat und im Glauben fest ist. Heute steht die Gläubigkeit der Völker noch genau im umgekehrten Verhältnis zur Güte und Länge des Religionsunterrichts, den sie empfangen; obenan stehen die Russen und die Spanier, die gar nicht unterrichtet werden, zu unterst die protestantischen Deutschen, die mehr und bessern Religionsunterricht empfangen und mehr und bessere Predigten ungehört lassen als irgend ein Volk in den gläubigsten Zeitaltern. Die Wirkungen des Religionsunterrichts sind an ganzen Völkern wie an einzelnen Personen — man denke an Friedrich den Großen und an Voltaire — so offenbar geworden, daß man sich, wenn man aus solchen Bedenken eine so gefährliche Thätigkeit einstellt, mit ruhigem und gutem Gewissen einen hyperkritischen Narren schelten lassen kann. Beda Weber, ein geistvoller Mann, der in den fünfziger Jahren katholischer Pfarrer in Frankfurt a. M. war, erzählt ein hübsches, wahres Geschichtchen, aus dem man sieht, wie unter Umständen gar kein Religionsunterricht der wirksamste ist. Ein gelehrter Klostergeistlicher hatte bei Aufhebung der Klöster mit einer kargen Pension vorlieb nehmen müssen. Ihm starb, ganz mittellos, ein lieber protestantischer Freund, der ihn zum Vormunde seines einzigen, auch mutterlosen Sohnes einsetzte. Der Pater nahm den Knaben zu sich, gewährte ihm Unterhalt und Belehrung, ließ ihn studiren, sprach aber niemals ein Wort über Religion mit ihm, um sich nicht vorwerfen zu müssen, daß er die Gewalt, die ihm die Umstände über das Herz des Knaben und Jünglings einräumten, gemißbraucht und so das Vertrauen des Vaters getäuscht habe. Sobald der junge Mann selbständig war, wurde er katholisch.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen

Schon öfter haben wir darauf hingewiesen, wie fruchtbar an Motiven für den dichtenden Erzähler das besondre Leben der einzelnen deutschen Stämme und Gegenden ist. Der Leser achtet mit Interesse auf die abweichenden Züge eines andern Landschaftsbildes und die Menschen, die sich darin bewegen, und ein bestimmtes, wirkliches Stück Natur verlangt eine frische und kräftige Schilderung. Das ist wohlthuend gegenüber dem konventionellen Gesellschaftsroman, der in jede Stadt verlegt werden kann, ohne daß sich die darin auftretenden Menschen wesentlich anders geberdeten: sie sind immer ziemlich gleich, der Schliff des höhern Lebens hat die landschaftlichen Besonderheiten verwischt. Oder der Erzähler, der nur auf diesem Boden beobachtet, hat nicht mehr die Fähigkeit, Unterschiede wahrzunehmen. Es ist also wohlgethan, daß er sich dahin begiebt, wo er seine Kraft auffrischen und seinen Blick stärken kann, unter die natürlichen Menschen einfacherer Verhältnisse, in die freie Luft, aufs Land. Dieser Zug nimmt in unsrer erzählenden Litteratur offenbar zu. Oft geht er geradeswegs ins Derbe und hat seine Lust am Rohstoff: wir sehen es ja fast täglich, worin sich die neueste Prosa und die neueste Malerei am liebsten finden und am besten verstehen. Aber es ist nicht nötig, daß alles, was vom Erdboden kommt, gleich wieder zu Schmutz wird; jeder findet ungefähr das, wonach er sucht, und Liebhaber des Bodensatzes finden bekanntlich unter der Kulturoberfläche unsrer großen Städte so reichlich, was ihnen Freude macht, daß sie darum nicht aufs Land zu gehen brauchen. Kurz, neben dem Unterschied des Stoffgebiets besteht eine Verschiedenheit der Auffassung. Die Richtung des Blicks, die Art der Beobachtung, die Form der Darstellung, also die Person des Schriftstellers prägt den Stoff bald so, bald anders. Wir wollen das an einigen neuen romanartigen Erzählungen von bestimmtem landschaftlichem Charakter verfolgen.

Zehn ganz kurze und im Ausdruck sehr kräftige Skizzen aus dem Bauernleben des westlichen Mitteldeutschlands von Wilhelm Schäfer haben den Titel: Die zehn Gebote, Erzählungen des Kanzelfriedrich (Berlin, Schuster und Loeffler). Das Verhältnis der Erzählungen, die einem Bauern in den Mund gelegt werden, zu den zehn Geboten stellt sich so, daß der Pfarrer und

Digitized by Google

der rechtgläubige Schulmeister ins Unrecht gesetzt werden, daß gegen ihre buchstäbliche Auffassung des Christentums ein Konflikt herbeigeführt wird, in dem die Gegenseite, der Bauer mit seiner natürlichen Anschauung, Recht bekommt. Die Tendenz ist ja nicht neu, und sie wird vielen zusagen. Wir wollen uns wenigstens nicht durch sie stören lassen und uns an der guten Beobachtung und der deutlichen Schilderung erfreuen, die von einer nicht gewöhnlichen Begabung zeugen. Eine einzige Erzählung, die letzte, ist abgeschmackt und ganz unwahrscheinlich, alle andern behandeln Dinge, die vorkommen können, jeder von uns hat ähnliches erlebt, einige sind ganz vortrefflich: Vom langen Franz, Der Fiskusbauer, Der Mahlknecht. Weil es nun aber dem Kanzelfriedrich gefallen hat, seine Weisheit an den zehn Geboten aufzuhängen, so müßte es auch seinen Lesern möglich sein, sie stückweise von ihrem bestimmten Haken herunterzunehmen, und gewiß giebt es kaum einen, der auf dieses Spiel des Verstandes als Zugabe zu der Unterhaltung verzichtete und nicht den Versuch machte, die einzelnen Gebote in den Erzählungen wiederzufinden. Die ersten sechs Gebote und das achte wird er finden, das siebente kaum (Der Mahlknecht?), die letzten zwei überhaupt nicht, und doch sind es zehn Geschichten, wovon also zwei ohne ihr Gebot bleiben, wenn wir recht gesehen haben. Vielleicht erhöht es für manchen Leser den Reiz der Unterhaltung, das nachzurechnen. Ob es aber der Verfasser beabsichtigt hat, ihm solche Freude zu bereiten? Da wo der kopfhängerische Pate aus dem Wupperthal den langen Franz schilt, daß er seiner Mutter ein besondres Stübchen gemauert hat, damit sie nicht mit seiner jungen Frau zanke, daß er sie nicht zu sich an den Tisch nehme, wie es Christenleuten gezieme, sondern sie allein essen lasse, da fragt er den jungen Ehemann und seine Frau: ob sie nicht in der Schule oder im Konfirmandenunterricht, denn in der Schule würde ja nichts als neumodische Gottlosigkeit gelehrt, ob sie da nicht das fünfte Gebot gelernt hätten? Mit Verlaub, Herr Kanzelfriedrich, das hat der Pate nicht gesagt. Und früher hätte einer, der über die zehn Gebote schreiben wollte, auch vorher nachgeschlagen, wenn er nicht mehr recht wußte, was drin stand, aber die Menschen wußten es auch, denn es gehörte mit zur allgemeinen Bildung. Vielleicht hat aber auch schon der Kanzelfriedrich nicht mehr recht gewußt, wo und wie, als er die einzelnen Haken zum Anhängen suchte, denn mag sein Bauernkostüm auch schön echt und alt sein, seine Seele neigt doch stark zur „Moderne," und die vorhin erwähnte Tendenz drängt sich massiver vor, als es für die Stimmung eines Kunstwerks gut ist.

Ebenso gut im Ausdruck und in manchen Beziehungen sehr ähnlich diesen kleinen Erzählungen ist ein ausgeführter Roman aus dem Schweizer Leben (deutscher Jura), höchst charakteristisch für Sitte, Denkweise und Äußerungsart: Das neue Gewissen von Adolf Voegtlin (Leipzig, H. Haessel). Verstanden ist unter der Fassung des Titels die ganz praktische und auf das Diesseits

Digitized by Google

bezogne Lehre des Christentums, die sich manchmal gegen die „alte," die den Zweck ins Jenseits setzt, auflehnt und von einem vortrefflichen Dorfpfarrer vertreten wird. Hören wir ihm eine Weile zu. „Jedenfalls dürfen wir unser wirkliches Leben nicht so einrichten, als ob unsre Hoffnungen sich im jenseitigen erfüllen müßten. Wer das thut, giebt das blühende wirkliche Leben preis zu Gunsten eines schattenhaften, eingebildeten. Und könnte es denn im Sinne des Schöpfers gelegen haben, uns das schöne Leben zu geben, damit wir es vertrödeln und verplempern, anstatt es so vielseitig und so lange als möglich auszunützen?" Von der Kanzel herab straft er ein Gemeindemitglied mit den Worten: „Wenn der, von dem die Rede ist, einen Fehler begangen, so können wir uns denken, daß er unter der Behandlung, die ihm seitdem zu teil geworden, genugsam gelitten und gebüßt hat; aber auch sonst wird sich Gott an ihm erweisen, da jede Schuld sich auf Erden rächt." — „Im Himmel," unterbrach ihn einer von den Ältesten. — „Ach, entgegnete der Pfarrer ruhig, fast wehmütig, meinetwegen im Himmel. Aber wer weiß, ob es ohne die Verheißung des jüngsten Gerichts und der Seligkeit im Himmel nicht besser stünde auf Erden? Wie viele stumpfen sich gegen ihre bessern Regungen und Gewissensbisse ab, quälen ihre Nächsten, versäumen es den Notleidenden mitzuteilen und für das Wohl der Gesamtheit zu arbeiten, beständig von dem erfahrungslosen Gedanken beherrscht, daß die, die auf Erden Steine gekaut, im Himmel Honig essen werden? Wenn sie ans Umgekehrte und an einen Ausgleich vor dem ewigen Richter wirklich glaubten, so würden sie schleunig ihren Honigtopf den Armen überlassen und Steine kauen, um auf diese Weise ein kurzes und bittres Erdenleben gegen eine lange und süße Seligkeit einzutauschen. Es steht also dem Glauben, daß einst die Menschheit einer seligen Verklärung auf Erden entgegengehe, nichts im Wege, und wir haben den herrlichen Trost, daß wir, indem wir aufrichtig an unsrer Verbesserung arbeiten und das höchste Gebot der Christenliebe am Nächsten erfüllen, auf Erden ein schönes, reines Leben führen können, das wert ist, gelebt zu werden, ohne daß wir uns zu grämen und zu härmen brauchen über die Endlichkeit desselben und den Gedanken, daß alles Staub werde. Denn Staub werden wir ja nicht, sofern wir jenes Gebot erfüllen: Wir haben gesäet, und die Saat wird aufgehen. Wir leben in dem, was nach uns kommt." Wahrscheinlich hat schon mancher von uns solch einen Pfarrer angetroffen, wir verstehen es, wie er seinen ebenso praktisch empfindenden Gemeindegliedern raten und helfen kann, begreifen aber auch, daß sein „neues Gewissen" nicht für alle Anforderungen seines geistlichen Berufes ausreicht, sodaß er am Schluß des Buches in die Kantonshauptstadt zieht und dort ein tüchtiger Schulprofessor wird. Aber vorher schildert uns der Roman sein Wirken unter den Leuten des Dorfes. Die Hauptpersonen sind ein armer, sehr tüchtiger Häuslingssohn und seine Braut und spätere Frau. Sie wird von dem reichen Sonnenwirtssohn ver-

Digitized by Google

geblich umworben, und dessen Schwester möchte und soll nach dem Wunsche der beiderseitigen Eltern den jungen Häusling heiraten, sodaß es dann zwei Paare gäbe zur Zufriedenheit aller, mit Ausnahme der beiden Hauptpersonen, die nicht von einander lassen wollen. Praktisch angesehen, ist das nicht sehr vernünftig, denn er hat nichts, und sie nicht viel mehr, während auf die andre Weise, wenn jedes von ihnen sich mit einem Sonnenwirtskinde zusammenthäte, Reichtum zu Armut käme und diese Güterverteilung das Fortkommen der beiden künftigen Familien aufs beste verbürgen würde. Man könnte es verstehen, wenn der Pfarrer, der das Vertrauen des jungen Mannes besitzt, sich mit seiner diesseitigen Lebensklugheit für das praktisch Klügere entschiede, zumal da der Jüngling sich durch ein seiner kürzlich verstorbnen Mutter gegebnes Versprechen in seinem Gewissen gebunden fühlt, die wohlhabende Sonnenwirtstochter zu heiraten und dadurch zugleich für die Zukunft seiner kleinen Geschwister zu sorgen. Dann wäre die Geschichte leicht zu Ende gebracht. Aber der junge Mann liebt mit dem Herzen nur das arme Mädchen, und der Pfarrer entscheidet die Gewissensfrage dahin, daß ihn zwar keiner von dem gegebnen Versprechen lösen könne, daß er sich aber selbst aus eigner innerer Kraft, wenn er fühle, daß seine Liebe stark genug sei, zu einem „neuen" Gewissen durcharbeiten müsse. Und auf dieses Ziel hin führt nun eine ganz vortreffliche, Teilnahme erweckende und spannende Schilderung sowohl der Seelenzustände als der äußern Verhältnisse und vielfachen Hindernisse, die in schweren Kämpfen überwunden werden müssen. Anstatt die Fabel des Stücks, die ihrem Kerne nach hiermit gegeben ist, zur Unterhaltung des Lesers näher auszuführen, wollen wir lieber versuchen, darzulegen, worauf die besondre und in manchen Stücken ganz neu erscheinende Schilderungskunst des Verfassers beruht, die dann hoffentlich der Leser aus dem Buche selbst heraus auf sich wirken lassen wird. Einen großen Raum nehmen die Vorkommnisse des täglichen Lebens ein, sie werden ruhig, ausführlich und mit der etwas gespreizten Wichtigkeit erzählt, die das Volk seinen Hantirungen beilegt. Man sieht die Menschen fast darin aufgehen, und der Held des Romans findet dabei seine Stelle. Jahrmarkt, Ernte, Leichenschmaus, militärische Übung, das Graben einer Wasserleitung machen das Leben der Dorfleute aus, dahinter scheint manchmal der Seelenroman etwas verloren zu gehen, aber dann kündigt er sich plötzlich wieder an, und zwar wird hier alles eigentlich sentimentale auf das Notwendigste beschränkt und dafür ein schlichter Ausdruck der Empfindung gewählt. Wir bekommen dadurch die Vorstellung von wahren und erlebten Vorgängen. Aber die Menschen sind keineswegs, wie man denken könnte, von der Beschaffenheit, daß wir keinen Anteil an ihrem Ergehen nähmen. Viele von ihnen, ja — die Schweizer haben ja leicht etwas nüchternes, was zum Rechnen und Zählen neigt, und solche bilden hier auch das „Milieu," wodurch der landschaftliche Charakter treu hergestellt wird. Auch der Pfarrer ist eine

Digitized by Google

Figur, für die sich trotz aller seiner Tüchtigkeit keiner erwärmen wird, aber er ist echt. Der junge Mann aber ist menschlich interessant. Als er schon verheiratet ist, drängt sich störend in seine Liebe das Bild der verstorbnen Mutter, es scheint das Glück unmöglich zu machen, die Beschreibung der Seelenvorgänge nimmt hier sehr starke Farben an. Mit solcher Deutlichkeit wird sonst nicht leicht von Dingen gesprochen, die man gewöhnlich nur erraten läßt, und das ist eine Art von Realismus, die ich als neu in der Litteratur bezeichnen möchte, und die wohl etwas mit der landesüblichen Ausdrucksweise zusammenhängt. Bei Gottfried Keller findet sich auch dergleichen. Es ist durchaus zu unterscheiden von dem, was künstlich herbeigeholt wird und reizen soll und darum unanständig ist. Hier, wo es natürlich ist, wird es doch mit großer Kunst verwendet, und es thut seine Wirkung, es ist sogar, um ein vielgebrauchtes Wort anzuwenden, das bedeutende an diesem Buche. Mancher wird diese Partien derb finden und ein solches Aufdecken der Natur für unzulässig erklären. Tous les sentiments naturels ont leur pudeur, heißt es einmal bei Frau von Staël. Trotz diesem Erröten läßt sich aber die Kunst nicht abhalten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir haben uns gewöhnt, dem Dichter mehr zu gestatten als dem Prosaiker, und darin, daß dieser Schriftsteller das fragliche Etwas in ganz kühler Beleuchtung zeigt, liegt für uns die Besonderheit. Wir haben bei einzelnen seiner Landsleute ähnliches gefunden, was wir lieber vermißt hätten. Hier scheint uns aller Anstoß vermieden und die Grenze des in der deutschen Sprache Sagbaren noch ein wenig erweitert worden zu sein. Darum die lange Umschreibung, die vielleicht den Zweck erfüllt, den Leser auf das „Ding an sich" neugierig zu machen. Noch eine Kleinigkeit: aus dem „dritten" Korintherbriefe konnte der Pfarrer keinen Text für seine Leichenpredigt nehmen!

Wenn wir in diesem Zusammenhange noch kurz von einer ebenfalls volkstümlichen ältern Erzählung sprechen, die sich mit dem Bürgertum einer bestimmten deutschen Landschaft beschäftigt, so geschieht es, weil ihr verdienstvoller Verfasser im Vorwort der neuen Auflage seine Kritiker ermahnt, nicht unnötigerweise zu tadeln, was anders sein könnte, und weil er dadurch unwillkürlich nachdenkende Leser darauf hinführt, sich klar zu machen, was denn wohl an seinem Buche anders sein mag, als an denen, die heute geschrieben werden. Unsers Herrgotts Kanzlei, d. h. Magdeburg im Kampf gegen die Katholischen zur Zeit des Augsburger Interims (1550), war das Erstlingswerk von Wilhelm Raabe (1862). Daß es jetzt in dritter Auflage erschienen ist (Magdeburg, Creutz), zeugt hinlänglich von seiner Lebenskraft. Auch die Anlage des Ganzen könnte bei einem derartigen Roman heute nicht anders gemacht werden: inmitten des breit geschilderten städtischen Lebens und des Kriegstreibens knüpft sich ein Liebesbund zwischen dem Ratsherrnsohn Markus Horn und der Jungfrau Regina Lotther. Gleichzeitige Berichte

Digitized by Google

werden benutzt, hie und da auch ein wenig in der Erzählung ihre Redewendungen nachgeahmt, von Geschichtsdaten und Ortsbeschreibung wird reichlich Gebrauch gemacht. Das Antiquarische war bei dem zeitlich zurückliegenden Stoffe nicht zu umgehen, und abgesehen von dem Lehrhaften, das dadurch in die Erzählung gekommen ist, findet sich viel menschlich schönes, was von der Zeit unabhängig ist, und manches darunter, was sehr ergreift. Auch ein verwöhnter Leser wird die Empfindung haben, daß ihm hier ein vortrefflicher historischer Roman, nicht nur an Inhalt und Gedanken, denn die verstehen sich bei Raabe von selbst, sondern auch in der Kunstform geboten wird. In der für solche Bücher üblichen Form hat sich allerdings im letzten Menschenalter einiges gegen früher geändert. Das jetzige Geschlecht lebt schneller, es will auch schneller erzählt haben, mehr konzentrirte Eindrücke, nicht so chronikartig gemütlich und ausführlich, daß selbst die Schrecken des Krieges noch harmlos unterhaltend, aber nicht schrecklich wirken; wer so etwas wirklich erlebt, der verliert die Aufmerksamkeit auf Nebendinge, und die Haupteindrücke stürmen so schnell auf ihn ein, daß er sie kaum fassen und schnell genug in Worten wiedergeben kann. So ist es auch mit der Ortsschilderung: die moderne Beschreiberkunst sucht wenige Hauptpunkte dem Unkundigen durch Vorstellung klar zu machen, bei Raabe müßten wir, um die Vollständigkeit seiner Beschreibung zu genießen, Magdeburg in seinen Einzelheiten kennen oder aufsuchen, und wer weiß, ob uns dazu Magdeburg interessant genug wäre? Mit andern Worten, der moderne Schilderer wird wohl seine zufällig erworbnen Neigungswerte nicht so unmittelbar dem Leser darbieten; das Lokale wirkt kräftiger, wenn es auf seine wesentlichen Merkmale zusammengedrängt wird.

Diesen anschaulichen, im besten Sinne lokalen Charakter haben Ferdinand von Saars Novellen aus Österreich (Erster Band, Heidelberg, Georg Weiß). Der Verfasser, ein ehemaliger Offizier, ist ein welterfahrner Mann von einer ernsten und tiefen Lebensauffassung, ein bewährter Schriftsteller, dem das Wort in vielen Tonarten zu Gebote steht. Man kann Land und Leute und den Kulturzustand des Gesellschaftskreises, mit dem er sich beschäftigt, wirklich aus diesen Lebensbildern kennen lernen. Er liebt nicht die neueste Welt der geadelten Industriellen und der jüdischen Finanzleute, über die uns andre ja ganze Romane zu schreiben pflegen. Er kennt sie, und sie erscheinen bisweilen bei ihm im Hintergrunde. Sein Herz lebt in dem Österreich, das durch die großen Fehler seiner Regierenden in die Niederlagen von 1859 und 1866 geführt wurde, das dann sich zu erneuern und zu verjüngen suchte mit Erfolgen, aber auch unter Enttäuschungen, die das Erbteil früherer Mißgriffe waren. Das ist der ernste Hintergrund, der oft recht deutlich hinter den feingestimmten Bildern aus dem Leben sehr verschiedner Gesellschaftskreise hervortritt, am ergreifendsten in Vae victis, worin ein junger, talentvoller General zum Selbstmord getrieben wird durch die Intriguen seiner aus einer Finanz-

Digitized by Google

familie stammenden Frau, die mit ihrem Liebhaber, einem einflußreichen Parlamentarier der nach 1859 herrschenden liberalen Reformpartei, ausgemacht hat, daß ihr Mann keine Zukunft mehr habe. Besonders kunstvoll ist eine Erzählung in Briefen (Marianne) aus dem Leben kleinbürgerlicher Leute, die sich fast ganz in dem Gärtchen der Mietkaserne abspielt, wo der Erzähler ein Zimmer bewohnt. Sodann: Die Steinklopfer, eine Geschichte zweier Arbeiter an der Semmeringbahn, ganz wahr und schonungslos im Detail und zunächst so hoffnungsarm, daß man sich fragt, wozu denn das Ganze erzählt wird. Aber es hat nichts von der Widerwärtigkeit an sich, worin sich heute die Erzähler solcher Geschichten aus dem täglichen Leben des niedrigsten Volkes nicht genug thun können, und der Schluß ist versöhnlich. Der Band enthält noch fünf weitere Novellen. Den meisten ist in der Form eigentümlich, daß der Erzähler mit auf den Schauplatz der Handlung tritt. Aber abgesehen davon: sie haben alle, um dieses Modewort hier einmal zu gebrauchen, eine persönliche Note. Und die Persönlichkeit ist, was keineswegs immer der Fall ist, wo man das Wort anwendet, dem Leser sympathisch. Sie hat viel Gemüt und ist nicht im mindesten blasirt, obwohl sie vieles durchgemacht hat.

Und nun kommen wir zu einer Königin unter ihren Genossinnen, einer zum vollständigen Roman ausgeführten landschaftlichen Erzählung von Sophus Bauditz: Wildmoorprinzeß, übersetzt von Mathilde Mann (Leipzig, Grunow). Wie prächtig und echt wird da Jütland geschildert mit seiner welligen braunen Heide und dem weitgedehnten Grünland, mit den tüchtigen, ernsten, etwas schwerfälligen und manchmal auch schwermütigen Menschen auf den Bauerstellen und Gutshöfen, ihr gesundes und meist auch befriedigendes Leben, in das aber schon die Wetterzeichen der städtischen Überkultur von Kopenhagen her hereinleuchten. Allerlei Gestalten laufen hin und her zwischen den Gütern, mit deren Besitzern sich der Roman beschäftigt, die nicht hingehören auf diesen Boden, und die nun Verwicklungen einleiten, teils zum Guten, teils aber auch zum Bösen. Manche darunter sind auch nur komische Figuren, wie der zum Bauern gewordne frühere Stadtkrämer oder der Amtsrichter mit der goldnen Tressenmütze, der seiner Ansicht nach zu vornehm ist für diesen Aufenthalt. Auf einem Gute, zu dem ein großes Wildmoor gehört, wohnt die nach ihm benannte, ein höchst begabtes und ganz natürliches junges Mädchen mit einer prächtigen alten Tante und einem nicht ganz für voll geltenden Onkel. Ihre Eltern sind lange tot, das Gut ist mit Hypotheken überlastet, sie selbst wird von einem jungen Grafen von einem Nachbargute umworben, und wenn sie den nähme mit seinem vielen Gelde und seinem überaus braven, treuen, neufundländerartigen Gemüte, so hätte Tante Rosa keine Sorgen mehr. Aber dem anmutigen Wildfang ist der Graf nicht interessant genug, und die Sorgen steigen immer drohender auf. Der Verkehr zwischen den beiden Gütern geht weiter. Ein Ingenieur aus Kopenhagen, ein

Digitized by Google

kluger Mann aus einem wohlhabenden Hause, der in der Gegend mit Vermessungsarbeiten beschäftigt ist, interessirt sich für das Gut, das eigentlich, wie er meint, seinen Vorfahren zugekommen wäre, und es kommt darüber zwischen den jetzigen Inhabern und ihm zu allerlei gereizten Unterhaltungen. Ein alter Hauptmann außer Dienst, ein großer Naturfreund und Jäger, ein ehemaliger Verehrer von Tante Rosa und ebenso originell und voller Humor wie sie, reitet zwischen allen diesen festen Punkten hin und her und verbindet die Menschen, deren Leben er aufs genaueste kennt, mit einander, wie der Postbote, nur daß er dabei noch etwas die Vorsehung, und zwar mit Geschick und Erfolg, ergänzt. Er ist der Pate der Wildmoorprinzeß und möchte ebenfalls, daß sie den guten Grafen heiratete, fast hätte er es zusammen mit Tante Rosa auch einmal fertig gebracht, alles schien aufs schönste abgemacht, der Freiersmann kam geritten, aber der Wildmoorprinzeß imponirte er immer noch nicht, und so sieht es denn jetzt auf dem Gute wieder einmal recht traurig aus, wenigstens für Tante Rosa, denn der alte Bruder begreift den Ernst der Sache nur halb, und die Wildmoorprinzeß scheint ihn gar nicht zu begreifen, sie weiß nur, daß sie den Grafen nicht heiraten mag. In diese Lage hinein trifft ein Brief aus Kopenhagen, wo ihr Bruder, der junge einstige Herr des Majorats, studirt und viel Geld verbraucht. Er lebt da mit einigen jungen Leuten, die eine ganz „moderne“ Kunst- und Litteraturzeitschrift herausgeben, den Faublas, den auch Fanny, die Wildmoorprinzeß, liest zum Entsetzen des Hauptmanns und der Tante. Aber er schadet ihr nichts, sie versteht ihn nur halb. Z. B. „Bist du ganz sicher, Tante Rosa, daß ich nicht einstmals da drüben im Kloster Nonne gewesen bin? Es liegt stets etwas, was man nicht sieht, hinter dem, was man sieht, hinter dem See liegen die Nonnenhügel, und hinter den Nonnenhügeln liegt das Wildmoor. Dann kommt das Meer, und dahinter liegt wieder etwas, man kann bis ins Endlose zurückgehen — oder vorwärts —, es giebt niemals eine Grenze, die die letzte ist. Ist es dir nicht oft, als erinnertest du dich eines gewissen Etwas, das du nie erlebt hast, das vor dem Gedanken flieht, das aber doch“ — „Unsinn!“ — „Nein, es ist kein Unsinn! Die größten Geister der Jetztzeit, Männer und Frauen, haben sich zur Theosophie bekannt, huldigen der Lehre von einer Präexistenz und“ — „Ich halt mich an Luthers kleinen Katechismus, darauf bin ich konfirmirt. Du aber solltest noch einmal konfirmirt werden und von vorn anfangen usw.“

Also der junge Baron schreibt, er komme einige Wochen in die Ferien, und da es gerade Sommer sei, wo alles aus der Stadt nach dem Lande verlange, so habe er seine Litteraten einmal einladen müssen. Also bringe er sie mit. Das fehlt nun gerade noch, meint Tante Rosa, und vielleicht machen solche junge Herren auch noch Ansprüche! Ach nein, tröstet Fanny. Der Bruder schreibt ja, es ist eigentlich eine ganz traurige Blase, und Fanny soll den Burschen ja nicht zu nahe kommen. Man müßte sich eigentlich auch

Digitized by Google

wundern, warum sich der junge Baron solchen Umgang aussucht. Aber sein Umgang ist das ja gar nicht, es gehört jetzt nur mit dazu, auch zur Litteratur ein Verhältnis zu haben, und die Litteratur ist nun einmal so beschaffen, wie sie ist, und will sich ordentlich sattessen. Doch wir wollen lieber Bruder und Schwester anhören über dieses ganze für Dänemark ja ebenso wie für Deutschland wichtige Kapitel. Also Bruder Fritz ist vorher eingetroffen, und die Freunde sollen nun bald nachkommen.

Nein, wie interessant das wird, und du glaubst wirklich, daß sie bei uns fürlieb nehmen werden?

Nichts lieber als das! Sie haben noch nie einen Landsitz gesehen und sind nur selten in anständiger Gesellschaft gewesen — darauf legen diese Art Leute Gewicht, denn das sind die allergrößten Streber!

Kommt Jean Moulin auch?

Marius Petersen? Ja, er ist ja der Chefredakteur des Faublas.

Ist er nicht momentan in Paris?

Der! Der ist nie in seinem Leben über die Grenzen von Dänemark hinausgewesen, ausgenommen einen Sonntag, wo er mit der Dampffähre nach Helsingborg gefahren ist! Aber deswegen kann er doch sehr wohl Korrespondenzen aus Paris schreiben!

Kommt der, der die kleinen Novellen schreibt und sich Don Rosario nennt, auch?

Ja der muß wohl kommen, denn das ist auch Marius Petersen.

Aber Marcel?

Hm, der Symbolist, der Ärmste, der Verse von Leichen und Blumen und dergleichen schreibt, ja der kommt auch. Er heißt übrigens Fernando Villerup.

Wen erwartest du denn sonst noch?

Nikolai Jensen, den Dramatiker.

Ja den kenne ich, sein Bild war neulich im Faublas.

Ja ganz recht. Er hat einen so großen Vorschuß auf seinen werdenden Ruhm genommen, daß das Kapital längst verbraucht sein muß, wenn er überhaupt eins gehabt hat! Dann kommt der Maler Nielsen-Munkegaard — das ist so eine Art Genie-Rauhbein, und dann wahrscheinlich Peter Hals, der arme Schlucker!

Den Namen habe ich noch nie gehört.

Nein, das will ich gern glauben, denn er thut nur die gröbere Arbeit, das Scheuern und Fegen, das heißt, er liest Korrektur, besorgt Botengänge und schreibt — natürlich anonym — alles das, womit sich die andern nicht befassen mögen. Ja es ist, weiß Gott, eine nette Gesellschaft, aber man kann sie ja zur Thür hinauswerfen, wenn man ihrer überdrüssig ist — ans Hinauswerfen sind sie gewöhnt.

Pfui, Fritz, wie kannst du nur so reden!

Die Herren vom Faublas kommen. Der Kutscher erzählt dem Stallburschen, er habe sie draußen ums Dorf herumgefahren, sie hätten ihm nicht recht reputirlich ausgesehen, so als Besuch für seine Herrschaft. Die Schilderung dieser Gesellschaft, für die der halb blödsinnige Onkel der interessanteste Unterhalter ist, sodaß sie seine simpeln Worte impressionistisch verwerten, deuten und notiren, ist wirklich geistreich. Aber ebenso lebendig wird uns ein andres

Digitized by Google

soziales Element geschildert, der Gegensatz von Stadt und Land. Davon wieder eine kleine Probe: „Pächter Kielsen sagte mitten in der entstandnen Pause mit lauter Stimme zu den Zunächstsitzenden: Eins steht fest, in Kopenhagen und in allen den andern Städten haben sie weder Felder noch Kühe, und trotzdem leben sie, die Schweinehunde, da ist es doch ganz klar, daß wir sie füttern müssen! — eine Äußerung, die allgemeinen Beifall erregte und seitdem wie eine Art indirektes Programm für die Agrarier in der ganzen Gegend betrachtet wird."

Die Erzählung wird nun in der Weise weiter geführt, daß nach vielen Zwischenfällen, dem Tode des jungen Barons, der im Duell mit einem der Litteraten fällt, dem Brand des Schlosses und der Beseitigung des Hypothekenbesitzers, eines boshaften Wucherers, die Wildmoorprinzeß dem Ingenieur die Hand reicht und der Besitz infolge der Kultivirung des Wildmoors ganz erhalten bleibt. Das Ergebnis ist einigermaßen überraschend, aber es ist wohlgefügt und befriedigend, wie ohne Zweifel jeder Leser finden wird. Wir wüßten auch nichts anzugeben, was wir hätten anders haben mögen, so angenehm gestimmt haben wir das Buch aus der Hand gelegt. Anziehend durch seinen Heimatscharakter, beschäftigt der Roman in gleicherweise als Dichtung unsre Phantasie, wie er als Erzählung von einem bestimmten Inhalt unsre Teilnahme erweckt und unser Gemüt befriedigt. Endlich kann man — was keineswegs auf alle sonst gute derartige Bücher zutrifft — oft herzlich lachen und ebenso oft sich an einem noch tiefer liegenden Humor erfreuen, bei dem man nicht mehr zu lachen pflegt. Alles das zusammen in demselben Buche ist viel wert, und da die Übersetzerin ihre Sache sehr gut gemacht hat, so können wir uns daran freuen, wie an einem deutschen.

Die Psychologie der Kinderstube

Neulich nachmittags, als zur Vesperzeit der singende Theekessel ins Familienzimmer hereingetragen war, brannte sich daran das Jüngste des Hauses in seinem Vorwitz. Tags darauf, als der Kessel wiederkam, umkreiste ihn der kleine Wicht in weitem Bogen und rief dazu: Heiß, heiß! Die Magd lachte, die Mutter fand das „viel" von ihrem Liebling, und der Vater, der aus seiner Zeitungslektüre heraus für die Bewundrung des Vorgangs gewonnen werden sollte, sagte zuletzt: „Sehr geistreich," was aber ironisch gemeint war. Er hatte

Digitized by Google

sicherlich Recht. Wenn nun die Mutter, wie Mütter zu thun pflegen, das Ereignis weiter getragen hätte, und ihr andre Mütter mit ähnlichen Lebenserfahrungen gefolgt wären, und alles das einem für dergleichen empfänglichen Hausfreunde zugekommen wäre, so wäre das der natürliche Weg geworden zum Erscheinen wenn nicht eines Buches, so doch einer gehaltreichen Aufsatzstudie über die geistige Entwicklung des Kindes in seinen ersten Lebensjahren Wir haben ja aber wirklich schon ganze Bücher über diese neue Wissenschaft, die man in England child study, in Italien psicologia del bambino nennt, sogar in dem praktischen Amerika beschäftigt man sich damit: man hat dort an einer Provinzialuniversität (Worcester in Massachusets) ein ganzes Museum für Zeichenversuche kleiner Kinder angelegt, die sogenannte Worcestersammlung, die die Grundlage bilden soll für einen besondern Zweig dieser Wissenschaft, die die Erforschung des Kunsttriebes der kleinen Kinder zu ihrer Aufgabe gemacht hat. Einen Ertrag verspricht man sich hiervon nach zwei Seiten. Einmal soll der Vergleich dieser Anfänge mit den primitiven Zeichnungen der Naturvölker Aufklärung gewähren über die ersten Stufen der Kunst überhaupt, und jeder deutsche Professor der Archäologie pflegt ja wohl schon lange in seinem Unterrichte dergleichen herbeizuziehen. Sodann sucht die Pädagogik diesen Stoff nutzbar zu machen. Sie baut sich bekanntlich seit längerer Zeit auf der Psychologie auf, geht aber nun einen Schritt weiter und läßt die Psyche des Erwachsenen nur im allgemeinen und in Ermanglung eines Bessern als Unterlage ihrer Methode gelten und findet dann dieses Bessere in der Seele des Kindes, und je schwerer diese Seele zu verstehen ist, weil sie sich nur verworren zu äußern pflegt, desto großartiger wird natürlich die Aufgabe der Wissenschaft. Dichter und Märchenerzähler, Mütter und Kinderfreunde haben von jeher ihre liebevolle Beobachtung der zarten Pflanze zugewandt. Das genügt schon lange nicht mehr. Es muß gehörig in Fächer und Unterabteilungen zerlegt und mit einer wissenschaftlichen Terminologie übersponnen werden, die auch etwas zu denken giebt, damit man es nicht für selbstverständlich halte, wie Essen und Trinken, sondern einsehe, daß das bekannte Eins, zwei, drei dazu nötig sei. Spricht doch der Volkspädagoge schon lange von der auditiven und visuellen Apperzeption seiner Abcschützen, wo der vornehmste Gelehrte noch immer mit dem hergebrachten Hören und Sehen auszureichen meint.

Ich habe einmal einen Sarkastiker ausführen hören, man könne auf alles und jedes die wissenschaftliche Methode anwenden, und jeder kleinste Ausschnitt ergebe nötigenfalls wieder eine eigne, sich selbst genügende und die Menschen hinlänglich beschäftigende Wissenschaft. Ja, wenn die Menschen darnach sind, wandte ich zunächst schüchtern ein, meinte aber nach einigem Besinnen dann doch entschiedner, daß es zwar wohl z. B. eine Wissenschaft der Schuhe geben könne, nicht praktisch (denn Schuster hat man ja bekanntlich längst gehabt),

Digitized by Google

sondern eine theoretische und zugleich nützliche Beschäftigung mit der Fußbekleidung aller Völker und Zeiten, schwerlich aber bei weitergehender Spezialisirung eine Wissenschaft, die sich nur noch etwa mit den Schuhschnallen allein beschäftige und dennoch nutzbringend genannt werden könne. Sollten sich, wie ich beinahe annehmen muß, von einer derartigen Wissenschaft meine Leser keine Vorstellung mehr machen können, so würde ihre Geduld vollends versagen gegenüber der Zerlegbarkeit der Kinderpsychologie in zahlreiche Gruppen, von denen jede einzelne wieder eine ganze Litteratur und viele, wie man glauben muß, bedeutende Spezialforscher und Kenner hat. Ein Überblick über das Ganze in allgemein verständlicher Form kann darum erwünscht sein, namentlich wenn er aus einem klassischen Lande der Kinderforschung kommt und von einem Manne gegeben wird, der, wie uns der Übersetzer sagt, eine Autorität in dem Fache ist. Zunächst liegen die Untersuchungen über die Kindheit von dem englischen Professor James Sully, übersetzt von Dr. J. Stimpfl, Lehrer am Schullehrerseminar in Bamberg (Leipzig, Wunderlich) vor (ein Handbuch der Psychologie für Lehrer, von demselben Verfasser, wird, ebenfalls in Übersetzung, folgen). Die ersten acht Abschnitte des Buches behandeln die Altersstufe der Phantasie, das Aufdämmern der Vernunft, das Denken, das erste Sprechen, die Furcht, die Elemente der kindlichen Moral und das Verhalten gegenüber dem fremden Willen bei der ersten Erziehung; die letzten zwei beschäftigen sich mit den ersten Versuchen der Kinder im Zeichnen, ihnen sind viele Facsimiles von Kinderzeichnungen beigegeben. Dieser Teil bietet jedenfalls ein größeres Interesse als der erste, über den nicht viel zu sagen ist. Bei beiden aber liegt das Interessante viel mehr, als in den Ergebnissen, in der eigentümlichen Form der Darstellung.

Wenn die hier über die Kinder mitgeteilten Dinge einfach als Erzählungen von bescheidnen Vorgängen aus dem Kinderleben zusammengestellt wären, so würde wahrscheinlich niemand begreifen, warum so etwas herausgegeben würde. Es giebt nicht nur sehr viel hübschere Kindergeschichten, gemütvollere, spaßhaftere, merkwürdigere, sondern jeder einzelne von uns hat auch ohne Frage solche erlebt, wie sie sich hier nicht finden, und andrerseits könnte man bei dem besten Willen auch nicht eine aus dem Buche herausuchen, bei der der Leser ausrufen würde: Wie nett! was er doch gewiß manchmal gethan hat, wenn er sich dergleichen mündlich erzählen ließ oder selbst erlebte. Ihr Wert besteht also darin, daß sie wissenschaftlich zuverlässiges Material sind, d. h. wahr und mit allen Nebenumständen urkundlich verbürgt. So und so viel Jahre und Monate war das Kind, es hatte eine Kindsmagd oder zwei, es wohnte auf einem Landsitz oder in der Stadt, war für sein Alter groß oder klein, hatte das oder das Temperament usw. Durch so gründlichen Ernst wird jeder Vorwitz, der da etwas komisches erwarten möchte, an der Schwelle abgeschoben: das ist Wissenschaft, kein Vergnügen. Höchstens hat der Eng-

Digitized by Google

länder von den Humoristen seines Landes eine gewisse umständliche Wichtigkeit des Vortrags angenommen, die im Gegensatz zu dem bescheidnen Objekt auch hier bisweilen eine leichte komische Wirkung thut oder wenigstens im Original gethan haben muß (in der Übersetzung kommt nur noch die Breite zum Ausdruck), die aber dann auch umso mehr den Leser spannt auf das Ergebnis, die Pointe. Und diese? Sie wird fast immer den Leser enttäuschen. Oder findet er es etwa bemerkenswert, daß meinetwegen der Knabe Bob Matthew, fünf Jahre und zehn Monate alt, wie mit vielen Nebenumständen festgestellt wird, dem Sankt Niklas ohne Zweifelmut seinen Weihnachtsvers aufsagt? Ich nicht, denn ich kenne Fälle, wo zehn- bis zwölfjährige Mädchen, nicht etwa zurückgebliebne, sondern kluge, unterrichtete, aber sehr lebhafte Kinder, aus vollem Herzen an den Kinderstorch glauben und ihren Freund, wenn sie ihn im zoologischen Garten zu sehen bekommen, aufrichtiger anjubeln als die schönsten Papageien oder Flamingos. Der Verfasser versichert uns immer und immer wieder in seinen Vorbemerkungen, das und das sei eigenartig, merkwürdig, lehrreich; der Leser wird, fürchte ich, fast niemals dieser Meinung sein. Bei den Sprechversuchen der Kinder sind die Thatsachen, die hervorgebrachten Laute, wie jeder von uns weiß, für die Angehörigen gewöhnlich beachtenswert, für andre aber doch nur dann, wenn ihre Erklärung auf irgend einen überraschenden Seelenvorgang hinführt. Wenn aber die Erklärung schon mit einem „vielleicht," „ich denke mir" oder dergleichen beginnt, und die weitere Schlußfolgerung auch wieder mit möglichen Voraussetzungen operirt, welchen Wert hat dann das Ergebnis? Vielleicht wird man sagen, es sei so wenig ungewöhnlich, daß man es auch ohne die Beweisführung glaube. Schade dann um die Mühe! Ich möchte den ganzen Abschnitt über das Sprechen der Kinder einer klugen Mutter zu lesen geben — und auf das Urteil dieser Beobachter giebt der Verfasser viel —, ich fürchte, sie wird darin wenig beachtenswertes finden, und ich würde es nicht verstehen, wenn die Pädagogen darüber anders dächten. Was über das Denken, Fühlen, Begehren der schon sprechenden Kinder in den andern Abschnitten mitgeteilt wird, ist nicht so problematisch und subtil, aber ich kann es in keiner Weise originell oder besonders bemerkenswert finden. Unsre deutschen Popularphilosophen haben darüber viel besseres gesagt, wenn es auch nicht in Büchern steht, die einen ähnlichen Spezialtitel führen. Auch das Detail, das Sully dazu bringt, hat keinen besondern Wert, es belastet größtenteils unnötigerweise Ausführungen, deren Inhalt entweder ganz allgemein zugestanden ist oder doch keiner neuen Kontrolle bedurft hätte. Alle diese Psychologie ist doch so ungeheuer subjektiv, daß ein Mensch, der wissenschaftlich zu denken gewohnt ist und der nur sicheres haben will, sich nicht durch den äußern Tric einer sogenannten Methode gefangen nehmen läßt. Müssen wir uns aber doch einmal mit einem à-peu-près zufrieden geben, so giebt es natürlichere und anregendere Formen der Mitteilung,

Digitized by Google

als die äußerliche Nachahmung einer exakten Untersuchung. Die Engländer haben im allgemeinen eine gute Gabe, in populärer Darstellung Dinge klar zu machen, die keineswegs von ihnen zuerst ausgesprochen worden sind. So kommt es, daß man bei uns vielfach aus Herbert Spencer lernt, was man bei Schiller oder Wilhelm von Humboldt genau ebenso hätte finden können. Dies sollte doch vorsichtig machen und vor einer Überschätzung bewahren, wie sie der Übersetzer in Bezug auf das vorliegende Buch kundgiebt, das mit nichten diese Auszeichnung verdient.

Wir wollen das an den beiden letzten Abschnitten zeigen, die vom Zeichnen der kleinen Kinder handeln, und die ihres Gegenstandes wegen noch das meiste Interesse beanspruchen. Der Verfasser giebt hier eine große Menge von Einzelfällen, die er höchst ausführlich erläutert, um daraus Schlußfolgerungen zu gewinnen, die, soweit sie richtig erscheinen, keinen, der über diese Dinge nachgedacht hat, überraschen werden, weil sie für ihn selbstverständlich sind. Das betrifft das ganze Kapitel: Erklärung der Thatsachen, von S. 358 an. Es ist darum ganz unangebracht, daß der Verfasser immer von „seiner" Beobachtung oder Erklärung spricht. Ein großer Teil seiner Auffassungen ist außerdem sichtlich verkehrt. Die Art, wie Kinder zeichnen, und die primitive Kunst der Naturvölker kommen, wie man längst weiß, in den Hauptsachen überein. Beide zeigen uns, daß das Aufpassen auf die Natur verhältnismäßig spät eintritt, daß die Kunst zunächst eine Art Sprache, ein Beschreiben, ein Ausdrücken durch Zeichen, ein Symbolisiren ist, daß der Befriedigung des Künstlers von seiner Leistung ein Entgegenkommen seines genügsamen Publikums entspricht, und daß sich auf diese Weise eine „Konvention" bildet, deren Grundzüge überall dieselben sind. Die Zeichnungen der Wilden sind, wenn wir beide Gebiete im ganzen nehmen, vollkommner als die der Kinder, weil bei ihnen die Tradition fester und reicher ist; der Wilde treibt diese Kunst sein Leben lang, das Kind verharrt nur einige Jahre auf dieser Stufe. Woher kommt es übrigens, daß unter allen Völkern (von den Kinderzeichnungen sehe ich dabei ab) Tierbilder eher gelingen, d. h. früher verhältnismäßig naturwahr sind, als Menschenbilder? Weil der Unterschied der Typen hier die Naturbeobachtung früher wecken mußte. Wer nun, wie der Verfasser, ein solches Gebiet förderlich bebauen will, der darf nicht vergessen, daß alles Detail sowohl für die Intelligenz des Menschen als für die sinnliche Wahrnehmung nur bis zu einer gewissen Grenze Wert hat. Darum stellt ja die Kunst immer nur einen Typus dar, in dem zahlreiche Einzelheiten eines Naturgegenstandes gar nicht mehr zum Ausdruck kommen können; darum sammelt eine Wissenschaft nicht alle Fälle oder Thatsachen, sondern nur soviel, wie sie für ihre Schlußfolgerungen braucht. Die Menge der Thatsachen, die in diesen Kinderzeichnungen dem Leser vorgeführt wird, und die ihm den Eindruck einer experimentell geführten und darum in ihren Ergebnissen unanfechtbaren Unter-

Digitized by Google

suchung geben soll, scheint dem Verfasser den Blick für das Wesentliche getrübt zu haben, das ihm auf diese Weise vielfach gar nicht zum deutlichen Bewußtsein gekommen ist. Wie konnte er z. B. Worte darüber machen, daß Kinder die Profile von Menschen und Tieren von rechts nach links gerichtet zu zeichnen pflegen? Das ist doch so natürlich, wie daß, wenn jemand mit der rechten Hand mit Strichen schraffirt, diese Striche immer eine bestimmte Richtung haben: sie weichen oben nach rechts, unten nach links aus dem Lot; wer mit der linken Hand schraffirt, wie Lionardo da Vinci, dessen Striche neigen sich in entgegengesetzter Richtung. Oder wie kann er wunderbar finden, daß ein Kind manchmal bei einem Hause außer der Vorderwand nach rechts und links die beiden Seiten angiebt und nicht mehr die Rückwand? Wo sollte es denn die vierte Seite anbringen? S. 349 spricht er bei schematischen Strichzeichnungen von Menschen und Tieren über die Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Zahl der Beine; ein Vogel hat drei, eine Katze zwei, ein unbestimmter Vierfüßler zehn Striche unter sich. Da die betreffenden Kinder, das eine fast vier, das andre sechs Jahre alt sind, so können sie doch sehen und auch zählen. Was kann man denn aus diesem Verfahren lernen? Daß Kinder Schrullen haben wie große Leute? Oder daß sie manchmal albern sind und große Leute foppen, wenn diese ihr Thun beachten? Hat der Verfasser noch nie gehört, daß ganz kleine Kinder bei ihren ersten Sprechversuchen förmlich ausgelassen werden, wenn sie merken, daß sie ihre Umgebung durch ihr Kauderwelsch belustigen? Aber der Verfasser sucht so tief wie möglich. Wenn in diesen Strichzeichnungen die Hand durch ein Büschel von Strichen angegeben ist von verschiedner Zahl, so zählt er: vier, fünf, zehn und schließt daraus: „Es scheint die Idee zu bestehen, daß eine Vielheit sich verzweigender Finger dargestellt werden soll," was ja wohl selbstverständlich ist, aber nun: „und die Vielheit scheint hier drei oder mehrere zu bedeuten" (S. 329). Ist der Leser dadurch klüger oder — geworden? Bekanntlich stricheln Kinder ein menschliches Gesicht zunächst in der Vorderansicht, erst nach einiger Zeit und nach einer Übergangsform, in der ein aus dem runden Kopf seitwärts vorspringendes Dreieck die Nase bedeuten soll, gehen sie zu einer Art Profilzeichnung über. „Wie ich glaube, ist ein triftiger Grund für die Behauptung vorhanden, daß sie ganz unabhängig von jeder Belehrung ihren eignen Weg zu einer neuen Darstellungsweise finden," heißt es S. 333. Hier wäre die Angabe des triftigen Grundes von einiger Wichtigkeit gewesen, denn andre Beobachter werden wohl geneigt sein, anzunehmen, daß dem Beispiel hier eine viel größere Bedeutung zukommt und sogar die direkte Belehrung (Kinder können ja doch sprechen) viel häufiger ist, als der Verfasser denkt. Nachahmung dessen, was andre thun, ist die erste Schule. So sehen die Kinder auch bei dieser Beschäftigung auf einander. Von dem Einfluß des Vorbildes macht sich auch der Erwachsene, der Künstler, wenn er nur der Natur zu folgen meint, niemals ganz los, die Ausdrucksformen,

Digitized by Google

in denen sich seine Vorgänger ausgesprochen haben, wohnen in seinem Geiste, und die meisten ahmen lieber künstlich geschaffnes nach, als daß sie es aus sich neu zu schaffen suchen. Und da sollte jedes einzelne Kind die neue Darstellungsform aus sich finden? Komische Wissenschaft, diese Kinderpsychologie!

Weiter meint der Verfasser, die Kinder, und zwar ganz allgemein, nicht nur die der Wilden, gingen bei ihren Zeichnungen von dem nackten Körper aus, und weil sie die Kleidungsstücke nur unvollkommen charakterisiren, so sollen diese für sie nur nebensächliche Bedeutung haben. Charakterisiren sie denn aber die Körperteile vollkommner? Sie haben ja nur ein Schema, und dafür geht doch wohl wenigstens in Europa das Kind von der bekleideten Menschengestalt aus. Der Verfasser belehrt uns, das Kind werde „selbst wenn es von der natürlichen Gestalt abweiche und die Kleider versuche, dennoch seine ursprüngliche Achtung vor dem Körperbau zeigen." Diesen wunderbaren Satz belegt er mit zwei Beispielen und begeht dabei, wie man sich feierlich auszudrücken pflegt, einen schweren methodischen Mißgriff. Ein zehnjähriger Knabe, der in seiner hier mitgeteilten Zeichnung „trotz der Bekleidung (Figur 41) die Glieder naiv durch ihre Hülle hindurch andeutet," ist, wenn er es naiv that, eine Art Kretin, wahrscheinlich aber ist er ein Schalk, ein alberner Spielhans gewesen, der „kleine Knabe eines bekannten Anthropologen" jedoch, der darauf besteht, daß seine Mutter, die ihm eine Frau zeichnen will, deren Beine durch den Unterrock nach oben hindurchführt, ist kein normales Paradigma, sondern eine Ausnahme von bedenklicher Frühreife. Vielleicht hat ihn auch der wissenschaftliche Vater, ohne es zu wollen, schon „vorgebildet." Denn Kinder gehen von dem aus, was sie um sich haben, und kleine Kinder besserer Familien bekommen keine nackten Körper zu sehen, und auf ihren eignen achten sie nicht. So kann man mit viel größerm Rechte umgekehrt sagen, daß unter unserm Himmelsstrich für das Kind die Kleider den Mann machen. Aus meiner frühen Kindheit erinnere ich mich z. B. bestimmt, daß, als ich ein Paradies in prächtigen Zinnfiguren geschenkt bekommen hatte, mich daran längere Zeit ganz gewaltig störte, daß Evas Beine ebenso lang waren wie die Adams. Wie das positiv hätte sein sollen bei der in einem Paradiese doch unumgänglichen Kleiderlosigkeit, darüber werde ich mir wahrscheinlich keine Rechenschaft gegeben haben, weil ich mich um die weibliche Anatomie nicht so ernstlich gekümmert hatte wie der kleine Mustermensch des Verfassers. Meine Unzufriedenheit hielt sich eben an das, was ich kannte, weil ich es unterhalb der Kleiderlinie zu sehen pflegte. Dieses Verhalten muß ich auch heute noch für natürlicher und infolge dessen mein Urteil für richtiger halten als das des Verfassers. Wäre ich als Negerkind in Zentralafrika auf die Welt gekommen, so würde ich mich besser in seine Methode finden.

Auf das Zeichnen der kleinen Kinder zu achten ist also für die Erkenntnis aller Kunstanfänge von Wichtigkeit, und die ganze Kinderpsychologie hat Wert

Digitized by Google

für alle, die Zeit haben, sich mit ihr zu beschäftigen. Sollen wir nun aber auch mit dem Verfasser und dem Übersetzer wünschen, daß unsre Volksschullehrer dies fortan als ein notwendiges Stück ihrer Ausbildung ansehen? Der Verfasser bemerkt einmal, das kleine Kind sei hilfloser als das junge Tier, und diese Periode der Hilflosigkeit werde sich mit der zunehmenden Kultur durch sorgfältigere Pflege des Kindes noch verlängern; das Kind des Wilden werde früher selbständig als das des kultivirten Mannes. Ganz gewiß, aber trotzdem kommt das Kind des kultivirten Mannes, wenn die Bevormundung einmal aufhört und das Leben mit seinem Ernst anfängt, schneller vorwärts als das andre, und die Kulturvölker erreichen schließlich mehr als die Wilden. Darum braucht uns jene Verlängerung keine Sorge zu machen. Viel wichtiger ist es aber, daß wir ohne Frage die Periode des unbeholfnen Zeichnens bei unsern Kindern verlängern, wenn wir es vorschriftmäßig beobachten und förmlich in Pflege nehmen, und weil doch aller Unterricht auf Fortschritt, auf ein Besserwissen und ein Bessermachen hinausgehen soll, so wäre es aufrichtig zu bedauern, wenn sich unsre Volksschullehrer ihren ernsthaften Beruf durch solche Spielereien erschweren wollten oder gar müßten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarstatistisches aus Rußland. Das Bulletin russe de Statistique financière et de Législation, das in der Druckerei des russischen Finanzministeriums in Petersburg erscheint, bringt in der Doppelnummer 3/4 vom März und April statistische Mitteilungen über die Zunahme der Agrarverschuldung im russischen Reiche und Betrachtungen darüber, die bei der Bedeutung unsers östlichen Nachbarstaats für die deutsche Brotversorgung und Landwirtschaft, sowie im Hinblick auf die viel beklagte Überschuldung unsers landwirtschaftlichen Grund und Bodens auch in Deutschland Interesse beanspruchen dürfen.

Im Jahre 1885 beklagte sich der russische Grundbesitz über eine unhaltbare Lage. Seit 1861 hatte die Verschuldung — mit der man bei der Bauernemanzipation tabula rasa gemacht hatte — außerordentlich schnell zugenommen, sodaß eine strenge Anwendung der Satzungen der landwirtschaftlichen Kreditinstitute die Hälfte der Grundeigentümer dem Ruin zu überliefern schien. Da kam die Regierung zu Hilfe, indem sie die Adelsbank gründete zu dem Zweck, die bisherigen verhältnismäßig zu sehr hohem Zinsfuß aufgenommnen Grundschulden abzulösen und neuen Hypothekarkredit zu möglichst niedrigem Zinsfuß zu gewähren; er sollte nicht höher sein als der, zu dem der Staat selbst seine Schulden verzinste. Man hoffte, auf diese Weise die Zinsenlast, unter der der Grundbesitz seufzte, etwa um ein Drittel zu vermindern. Was ist aber der Erfolg gewesen? Am 1. Januar 1886 stellte sich die hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes im

Digitized by Google

europäischen Rußland — immer mit Ausnahme des Kaukasus, des Königreichs Polen und der baltischen Provinzen — auf 536610000 Rubel (Kredit), wovon auf Aktienbanken 259321000, auf die Genossenschaftsbank von Cherson 60636000 und auf die alte Grundkreditbank auf Gegenseitigkeit 216653000 Rubel kamen. Für diese Schuld waren von den Grundeigentümern bei einem durchschnittlichen Zinsfuß von $6\frac{1}{2}$ Prozent jährlich $34\frac{5}{6}$ Millionen Rubel an Zinsen zu bezahlen. Das war der alte, unerträgliche Zustand, dem die Intervention des Staats abhelfen sollte. Am 1. April 1897 hatte dieselbe Schuld, für dieselben Provinzen, die Höhe von 1235000000 Rubeln erreicht, und die jährliche Zinsenlast bei einem Zinsfuß von durchschnittlich $4\frac{1}{2}$ Prozent beläuft sich auf $58\frac{2}{3}$ Millionen Rubel. Wenn man das ganze Reich, einschließlich des Kaukasus, Polens und der Ostseeprovinzen, in Betracht zieht, so ergiebt sich eine Hypothekarverschuldung des landwirtschaftlichen Besitzes von 1404 Millionen Rubeln für das Jahr 1897, die, wie unser offiziöser Gewährsmann versichert, am 1. Januar 1898 unvermeidlich auf mehr als 1500 Millionen angewachsen sein wird. Dabei sind die Privathypotheken als quantité négligeable ganz außer Rechnung gelassen, nur die von den Staatsinstituten, den Genossenschafts- und Aktienbanken ausgeliehenen Kapitalien sind berechnet.

Der Stand der Hypothekardarlehen, die bei den drei Staatsinstituten, der Genossenschaftsbank von Cherson und zehn Aktiengesellschaften ausgeliehen sind, hat sich von 1889 bis 1896 folgendermaßen verändert:

	Verpfändete Güter	Fläche (Dessiatinen)	Schuld im ganzen		Schuld auf 1 Dessiatine	
1889	41441	30275628	756415689	Rubel Kredit	24,98	Rubel Kredit
1892	53779	34923080	901118198	„	25,09	„
1893	57725	36150971	943248896	„	26,09	„
1994	62290	37330084	986516449	„	26,43	„
1895	66409	38286115	1043970073	„	27,26	„
1896	71561	39765511	1114358501	„	28,02	„

(1 Dessiatine = 1,0925 ha, 3 Rubel Kredit = 8 Franken)

Der Verkaufspreis für landwirtschaftlichen Besitz betrug im Jahre 1893 in 45 Provinzen des Reichs im Durchschnitt für 1 Dessiatine 39,95 Rubel (Kredit). In den verschiednen Provinzen war er freilich sehr verschieden. So wird er für Bessarabien mit 119,6 Rubel angegeben, für Kursk mit 114,2, für Podolien mit 112,8, für Kief mit 104,4, für Poltowa mit 101,6, für Tambof mit 93,1, für Cherson mit 92,0, für Tulo mit 88,2, für Moskau mit 86,0, für Riagan mit 83,8, dagegen für Wologda mit 7,0, für Kostroma mit 6,5, für Olonetz mit 9,3, für Novgorod mit 10,1, für Orenburg mit 10,9, für St. Petersburg mit 19,9. Noch auffallender ist der Unterschied bei kleinen und großen Besitzungen oder Grundstücken. So wurde für 6040 Grundstücke unter 1 Dessiatine, die zusammen 1633,0 Dessiatinen betrugen, im ganzen ein Verkaufspreis von 2575554 Rubeln erreicht, d. i. 426,40 Rubel für ein Grundstück und 1577,10 Rubel für 1 Dessiatine. Bei 3016 Besitzungen von 25 bis 50 Dessiatinen (34,71 im Durchschnitt) ergab sich ein Preis von 57,30 Rubeln für die Dessiatine, bei 317 Besitzungen von 1000 bis 2000 Dessiatinen (1349,56 im Durchschnitt) kamen 42,90 Rubel auf die Dessiatine, bei 12 Besitzungen von 4000 bis 5000 Dessiatinen (4510,58 im Durchschnitt) 22,60 und bei 12 Besitzungen von mehr als 10000 Dessiatinen (25690,31 im Durchschnitt) sogar nur 9,85 Rubel auf die Dessiatine.

Unser Gewährsmann macht noch folgende allgemeine Bemerkungen, die man

Digitized by Google

unſern agrariſchen Entſchuldungsapoſteln zur Erwägung geben könnte: De tout temps en tout pays, les propriétaires du sol ont été enclins à considérer la dette foncière comme un mal accidentel, comme le résultat de fâcheuses conjonctures qu'il eût été possible d'éviter. Explicitement ou implicitement, ils attribuent leur endettement aux sollicitations irrésistibles dont ils ont été l'objet de la part du capital mobilier et aux conditions onéreuses auxquelles ce capital leur a prêté son concours. La vérité est tout autre. La dette foncière n'a rien d'accidentel. Etant donnés certaines circonstances (qui se produisent toujours dans les pays où la population n'est pas encore arrivé à l'état stationnaire), elle doit de toute nécessité croître parallèlement à la valeur du sol et plus rapidement encore que cette valeur. La dette foncière existerait, elle irait sans cesse grandissant, quand même le capital mobilier, loin de se jeter à la tête des propriétaires du sol, serait toujours resté sourd à leurs plus instants supplications. La dette foncière naît et s'accumule en l'absence de tout prêt, de toute avance d'argent, de toute prodigalité des propriétaires, de toute amélioration agricole. In den Ländern, wo Überfluß an mobilen Kapitalien vorhanden ſei, ſagt er, komme es vor — weniger oft als man glaube, aber es komme vor —, daß der Grundbeſitz gegen Barzahlung gekauft werde. Es komme ſogar vor, z. B. in Frankreich und einigen Teilen Deutſchlands, daß Maſſen von hoch verſchuldeten Parzellen von Kapitaliſten gekauft würden, deren erſte Sorge es dann ſei, alle Hypotheken zu kündigen. Überall ſonſt, d. h. in neun Zehnteln der ziviliſirten Welt und namentlich in Rußland erhalte der Verkäufer nur einen ſehr kleinen Teil des Kaufpreiſes bar, für den ganzen Reſt nehme er, wenn das Grundſtück noch unbelaſtet ſei, Hypotheken, und wenn es ſchon belaſtet ſei, für einen entſprechenden Teil des Reſtes. In den Ländern, wo, wie in Rußland, die Grundbeſitzer nicht geradezu Überfluß an mobilen Kapitalien hätten, wo die Familien zahlreich ſeien, und wo die Grundſtücke nicht in natura geteilt würden, habe jeder Erbfall und ebenſo jede Schenkung unter Lebenden die Zuwendung eines Teils der Rente des nominellen Eigentümers an eine oder mehrere Perſonen zur Folge. A eux seuls, fährt er fort, ces deux facteurs, les mutations à titre onéreux (ventes) et les mutations à titre gratuit (donations et successions), suffisent et on toujours suffi pour porter la dette foncière (cela s'appelait en France, sous Louis XVI, les constitutions de rente) à la presque totalité du chiffre auquel s'élève la valeur estimée des biens fonciers (et parfois bien au dela de la valeur vénale de ces biens). Tout fois, s'il est vrai que la dette hypothécaire tend constamment à se rapprocher de la pleine valeur des biens fonciers, il n'est pas moins certain qu'il lui faut du temps pour s'élever à ce niveau. Peut-être trois générations, peut-être davantage. Or, on constate, dans divers pays, que la dette foncière est arrivée en moins d'une trentaine d'années, à absorber intégralement la rente du sol. C'est que, pour guérir le prétendu mal (la croissance des branches en même temps que celle du tronc), on a recours à un prétendu remède, toujours le même, dont l'effet certain est précisément d'activer, de hâter la pleine manifestation de l'état organique dont on se plaît à nier l'évidence. Ce remède, c'est le crédit foncier — le crédit à bon marché, le crédit au-dessous du cours.

Vielleicht werden in Rußland wie in Preußen ſolche Anſchauungen in den Miniſterien dem Anſturm des überſchuldeten Großgrundbeſitzes weichen müſſen. Hält aber der Kaiſer ſeinen Finanzminiſter, dann wird er ſich um die Heilung der ungeſunden Verſchuldungsverhältniſſe das beſte Verdienſt erworben haben.

Nicht viel günſtiger für „agrariſche Übergriffe“ ſcheinen auch die Ergebniſſe

Digitized by Google

der Arbeiten zu sein, mit denen der russische Finanzminister eine Anzahl der Nationalökonomen und Statistiker beauftragt hatte, um die Wirkungen der Getreidepreise auf das wirtschaftliche Leben zu untersuchen. Aus dem darüber erschienenen Werke teilt jetzt Michael von Soboleff einiges in Conrads Jahrbüchern mit (13. Band, 6. Heft). Die gesamte Bauernbevölkerung hat von höhern Getreidepreisen so gut wie keinen Vorteil zu erwarten. Nur 9 Prozent der Bauern haben von ihren Gemeindeparzellen einen Überschuß an Getreide, den sie auf den Markt bringen können. Der Grundbesitz, den die Bauern außer diesem Gemeindelande käuflich erworben haben, soll unbedeutend sein, etwas bedeutender das gepachtete Land. Traurig ist namentlich die Lage der Bauern in den nördlichen Bezirken. Hier decken die Einnahmen nicht die Ausgaben, und Schulden und Steuerrückstände wachsen bedenklich. Privatgrundbesitzer — im Unterschiede von den Inhabern der Gemeindeparzellen — giebt es im Reiche 487 692. Etwa 12,5 Prozent davon haben weniger als 1 Dessiatine, etwa 37,7 Prozent 1 bis 10, weitere 27,4 Prozent haben 10 bis 50, weitere 22,4 Prozent mehr als 50 Dessiatinen. Aber selbst die Besitzer von Gütern zwischen 50 und 200 Dessiatinen werden noch wenig von den Getreidepreisen berührt. Ihre Güter, im Durchschnitt 102 Dessiatinen, von denen nur 42 auf Ackerland kommen, gewähren hauptsächlich den Lebensunterhalt in natura, wogegen der Geldertrag von dem Verkaufe des Getreides „eine Kleinigkeit“ ist, d. h. immerhin zum Beispiel in Poltawa 300 Rubel. Im Norden ist er bedeutend niedriger. So würden sich eigentlich erst die Eigentümer von 200 Dessiatinen und mehr für den Marktpreis des Getreides interessiren. Man wird alle diese Berechnungen mit Vorsicht aufzunehmen haben, sobald man allgemeine Schlüsse daraus ziehen will. (Das gilt auch für Deutschland, wo neuerdings Dr. Stumpfe aus einer Anzahl von kleinbäuerlichen Wirtschaftsrechnungen nachgewiesen haben will, daß Wirtschaften von 2 Hektar und darunter in der Regel mehr Getreide verkauften, als Körnerprodukte zukauften, mithin an hohen Getreidepreisen ein Interesse hätten.)

Soboleff macht auch auf die Untersuchungen über die Wirkung der Getreidepreise auf die Mobilisirung des Privatgrundbesitzes in Rußland aufmerksam. Man hat die Zahlen und Flächen der verkauften Grundstücke im Laufe von fünfzehn Jahren in 41 Bezirken verschiednen Gouvernements berechnet und mit den Getreidepreisen verglichen und dabei übereinstimmend gefunden, daß hohe Getreidepreise die Mobilisirung des Grundbesitzes befördern.

Zum Schluß äußert sich Soboleff dahin, daß bis jetzt der Verbrauch in natura in Rußland noch immer vorherrsche. Dem größten Teile der Bevölkerung komme es nicht auf hohe Getreidepreise, sondern auf gute Ernten und große Naturalvorräte an. Die internationalen Marktverhältnisse seien für einen verhältnismäßig sehr kleinen Teil der russischen Landbevölkerung maßgebend. Es sei zu beklagen, daß die russischen Bauern einen so kleinen Grundbesitz hätten, daß er sie nicht einmal ernähren könne, daß sie sich in einem Zustande fortwährenden Hungers befänden. Aber die Thatsache bleibe bestehen, daß sich die russische Landbevölkerung nach billigem Getreide und guten Ernten sehne, und daß hohe Preise eine ernsthafte Verwirrung in der Volkswirtschaft Rußlands erzeugen würden.

Wir haben Teuerungsgefahren in Deutschland Gott sei Dank vorläufig nicht zu fürchten. Aber vielleicht werden auch bei uns interessante Studien zu machen sein, wenn das neueste Verlangen des Bundes der Landwirte, die Sperrung der Grenzen gegen ausländisches Getreide, verwirklicht sein wird. Jedenfalls werden wir dann bei den Russen in die Schule gehen müssen.

Digitized by Google

Der staatswissenschaftliche Universitätsunterricht. Im Jahre 1817 wurde der damals achtundzwanzigjährige württembergische Rechnungsrat Friedrich List von dem Staatsminister von Wangenheim, der sehr für die Heranbildung eines von dem Banne der alten, verknöcherten Büreaukratie befreiten Beamtentums bemüht war, bestimmt, die an der Tübinger Universität neubegründete Professur für Staatswirtschaft zu übernehmen. Aus dieser Zeit ist ein Gutachten Lists über die Errichtung einer staatswirtschaftlichen Fakultät erhalten (Lists gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Häusser, 1850. Zweiter Teil), das angesichts der Reformbedürftigkeit des staatswissenschaftlichen Unterrichts auf den deutschen, vor allem den preußischen Universitäten der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. List tritt entschieden ein für die Verbindung der Staatswissenschaft mit der Rechtswissenschaft in einer Fakultät. Er will eine „politische Fakultät" eingerichtet wissen, die beides umfasse: die „Staatsgelehrtheit" und die „Rechtsgelehrtheit." Die Rechtswissenschaft in allen ihren Fächern ist ihm ein Bestandteil der „politischen" Lehre; ohne also „gegen die Logik zu sündigen," könne man keine fünfte Fakultät schaffen, sondern müsse die juristische zur politischen erheben. Er entwirft auch einen genauen Studienplan für beide Abteilungen der politischen Fakultät, aus dem wir nur den ersten Teil der Staatsgelehrtheit, die eigentliche „Staatswissenschaft," hier mitteilen wollen. Da soll gelesen werden erstens über „allgemeine Wissenschaften": Encyklopädie der Staatsgelehrtheit, Staatsgeschichte und Statistik, philosophisches Staatsrecht; zweitens über „besondre Wissenschaften": Land- und Forstwirtschaft, Bergbaukunde, Technologie und Baukunst, Handlung und Schiffahrt. Der zweite Teil der Staatsgelehrtheit befaßt sich dann mit Gesetzeskunde und Verwaltung. Für heute noch beachtenswert ist es, wenn er erläuternd zu diesem Studienplane hinzufügt: „Encyklopädie der Staatsgelehrtheit sollte jeder Studirende hören, sogar der Mediziner und der Theologe, denn hier ist das Feld, wo alle Meisterschaften zusammentreffen, und es kann dem Staate doch nicht gleichgiltig sein, ob eine so zahlreiche Klasse von Gelehrten, die auch zum Teil dazu bestimmt sind, in hohen Staatsdiensten, z. B. Konsistorien, Medizinalkollegien oder in der Ständeversammlung zu wirken, den Staat als ein wissenschaftlich geordnetes Gebäude oder für einen Komplex von willkürlichen Anordnungen betrachtet." Für die Notwendigkeit der Errichtung einer politischen Fakultät überhaupt tritt der junge Professor unter anderm mit folgenden Ausführungen ein. In dem Kollegium der Regierung halte die Konvenienz in Rücksicht auf den gewohnten Geschäftsgang und der Personen gegen einander das Talent und die Gedankenfreiheit in engen Schranken, hier betrachte jeder das ihm beschiedne Teil als „Tagwerk," und selten würde ein einmal angenommnes Prinzip angefochten. Ohne äußern Antrieb könne dem schwer abgeholfen werden. Ein solcher liege aber darin, „daß den Dikasterien ein auf Wissenschaftlichkeit beruhendes Vorbild gegeben werde, durch eine auf der hohen Schule bestellte politische Fakultät." Diese werde, entfernt von allem Vorurteil, nur nach höherer Vervollkommnung streben, und Wahrheiten, die sie ausgesprochen habe, würden sich auch in den Dikasterien verbreiten, weil hier ein Einzelner, wenn er sich auf ihren Ausspruch berufe, gegen ein ganzes Kollegium auftreten könne, ohne befürchten zu müssen, als unbedachter Neuerer oder Phantast zurückgewiesen zu werden. Noch stärker als durch ihr Vorbild werde aber die politische Fakultät als „Erzieherin der künftigen Staatsdiener" wirken. So wie die Erziehung der Staatsdiener jetzt beschaffen sei, müsse die Regierung notwendig schlecht fahren. Die Rechtswissenschaft ausgenommen lerne der spätere Beamte nichts auf der Universität, was auf die Staatsverwaltung Bezug habe; alles übrige lerne

Digitized by Google

er bloß durch die Praxis bei den Ämtern und in der Kanzlei. So gehe nicht nur die schönste, kraftvollste Zeit seines Lebens nutzlos vorüber, sondern er wisse sich auch nie in seinem Leben auf einen wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen. Der „Vorgang" werde sein Stützpunkt, und jede Änderung scheine ihm gefährlich, weil ihm der Kompaß, das Prinzip fehle. Der Rechtsgelehrte habe hierin vor dem Schreiber, das Justizfach ausgenommen, keinen Vorzug. „Solche Routiniers sind das wahre Verderben des Staats, wenn sie nicht ganz untergeordnete Rollen spielen." Durch eine politische Fakultät werde der Student eine philosophische Anschauung von dem ganzen Gebäunde des Staats erhalten, werde alle einzelnen Fächer wissenschaftlich erkennen lernen, seine heilige Scheu vor dem „Vorgang" werde verschwinden, denn er handle nur nach den Grundsätzen der Wissenschaft. „Solchen Jüngern kann der Schlendrian unmöglich widerstehen, und die Regierung wird durch sie an Einsicht über die Staatsrepräsentation (Volksvertretung) hoch hervorragen."

Das sind Wahrheiten, die sich die Regierungen, und namentlich die preußische, doppelt und dreifach gesagt sein lassen sollten, wo Schlag auf Schlag die mangelhafte Vertretung der Regierungsgrundsätze und Regierungsmaßnahmen vor den Parlamenten ihr Ansehen im Volke zu erschüttern droht, ja schon erschüttert hat. Freiherr von der Recke sollte mit beiden Händen die von dem Minister Bosse ausgestreckte Hand erfassen, um mit allem Nachdruck die Vereinigung der Staatswissenschaften und der Rechtswissenschaften in einer Fakultät durchzusetzen gegen den Zopf veralteter Universitäts- und Fakultätsstatuten, der in der Hauptsache auf die neuerdings zur reinen Spielerei herabgedrückten Promotionen zum „Doktor beider Rechte" oder zum „Doktor der Staatswissenschaften" hinausläuft. Freilich wollen wir nicht bedingungslos in die Anschauungen des achtundzwanzigjährigen Tübinger Professors von 1817 einstimmen — der, wie er selber sagt, damals eine Professur angenommen hatte, zu der er „noch lange nicht reif war." Die Trennung der Staatsgelehrsamkeit, wie sie heute auf den preußischen Lehrstühlen vorherrscht, von den praktischen innerpolitischen und Verwaltungsaufgaben und von der Rechtsgelehrsamkeit hat allmählich zu einer wissenschaftlichen Vorbildung der angehenden Staatsdiener geführt, die sie trotz aller Seminararbeiten zu allem eher befähigt als zum Staatsdienst, und der durchaus praktisch angelegte Friedrich List würde in Feuer und Flamme geraten, wenn er diese Art philosophischen Behandlung der Staatswissenschaften sähe. Am Schluß seines Gutachten sagt er ausdrücklich: „Dabei ist übrigens wohl zu bemerken, daß, gleichwie überhaupt die Wirksamkeit aller Institute auf der Tüchtigkeit der Lehrer beruht, vorzüglich hier, wo alles erst neu und mit regem Eifer geschaffen werden soll, alles darauf ankommt, daß theoretisch und praktisch gebildete, eifrige und vorurteilsfreie Lehrer bestellt werden." Das ist heute noch viel nötiger als damals, vielleicht auch schwerer. Aber man darf doch nicht länger um die Frage herumgehen, welche Bedingungen der, der sich als Lehrer der Staatswissenschaften in den zu erweiternden Juristenfakultäten oder wie man sie sonst nennen will, habilitiren will, zu erfüllen hat. Alle sonstigen Habilitationen treten an praktischer Bedeutung weit hinter den staatswissenschaftlichen zurück, an keinen hat der Staat und die Regierung ein so unmittelbares Interesse wie an diesen, denn hier handelt es sich um die Erziehung der Staatsdiener, der Regierungsvertreter selbst und fast ausschließlich. Trotzdem hat man sich bisher um die Bedingungen zur Habilitation für die Staatswissenschaften am wenigsten gekümmert; wer den philosophischen Doktorgrad erlangt hatte durch eine Fakultät, in der zu mehr als neun Zehnteln Philologen, Historiker, Mathematiker ver-

Digitized by Google

treten sind, der war imstande, sich als akademischen Erzieher unsers Staatsdienernachwuchses aufzuthun, wenn ihm nur der Segen irgend eines Machthabers der herrschenden Schule nicht fehlte. Jede Rücksicht auf den praktischen Zweck der Lehrthätigkeit schien grundsätzlich verpönt. Diesen Unsinn sollte man doch wirklich nicht länger mit alten Statuten und Privilegien der Fakultäten zu entschuldigen suchen. Nur theoretisch und praktisch hinreichend vorgebildete Männer sollte der Staat mit den zur Zeit für ihn wichtigsten Lehrstühlen betrauen. Aber davon scheint man in Preußen noch weit entfernt zu sein. Wenigsten die neuesten Leistungen auf diesem Gebiet lassen durchaus den nötigen Ernst vermissen, nach beiden Seiten hin, nach der wissenschaftlicheu wie nach der praktischen.

Litteratur

Sozialpolitische Schriften. Im ersten Hefte des zehnten Bandes des sehr reichhaltigen Braunschen Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik (Berlin, bei Carl Heymann) finden wir einen Aufsatz: Ideale der Sozialpolitik von Werner Sombart, der nichts geringeres als die wissenschaftliche Umgrenzung und Begründung dieser neuen Wissenschaft leisten will. Daß sie vorläufig noch keine Wissenschaft, sondern nur eine planlos aufgehäufte Masse von Erfahrungssätzen, Wünschen, Forderungen und Vorschlägen ist, läßt sich ja nicht bestreiten. Des Verfassers Entwurf wird Epoche machen; wir skizziren ihn, ohne ihn zu kritisiren. Die Politik ist teils nationale teils soziale; jene hat es mit dem Auslande, diese mit der Regelung der innern Verhältnisse zu thun. Die innerpolitischen Maßnahmen beziehen sich entweder auf das Bestehen und Vergehen eines bestimmten Wirtschaftssystems und der ihm entsprechenden Klasse (Junkertum und Bauernschaft, Kleinbürgertum, Großbürgertum, Arbeiterschaft) oder nur auf das Wohl und Wehe einzelner Wirtschaftssubjekte. Maßregeln der ersten Art sind z. B. Bauernbefreiung, Handelsverträge, Börsenreform, Befähigungsnachweis, Arbeiterschutz; Maßregeln der zweiten Art: die Armenpolitik und viele Zweige der Finanzpolitik, z. B. die Einkommensteuerpolitik, die nur die ganz bedeutungslose Unterscheidung von Reich und Arm kennt, auf den Unterschied zwischen den Trägern der verschiednen Wirtschaftssysteme aber keine Rücksicht nimmt. Nur die Maßregeln der ersten Art bilden die eigentliche Sozialpolitik, die der zweiten könnten Personalpolitik genannt werden. Die Ideale der Sozialpolitik dürfen nun nicht aus einem dem Wirtschaftsleben fremden Gebiete, etwa aus der Religion, oder der Moral, oder der Rassenhygiene geholt, sondern müssen ihm selbst entnommen werden. Ihrem oben angedeuteten Inhalte nach muß die Sozialpolitik Klassenpolitik sein, und der Sozialpolitiker hat zu fragen: Welches Wirtschaftssystem, welche soziale Klasse soll begünstigt werden? Die Antwort lautet: „Eine gesunde Sozialpolitik muß sich die thunlichste Unterstützung der den wirtschaftlichen Fortschritt repräsentirenden sozialen Klasse zur Aufgabe machen, weil nur dadurch ihr Ideal: die höchste Entfaltung der produktiven Kräfte verwirklicht werden kann, dessen Verwirklichung aber im Interesse des

Digitized by Google

Kulturfortschritts notwendig erheischt wird. Was auch so ausgedrückt wird: das Ideal der Sozialpolitik ist das wirtschaftlich Vollkommne; dieses wird dargestellt von dem jeweils höchst entwickelten Wirtschaftssysteme, d. h. dem Wirtschaftssysteme höchster Produktivität." Was wir dazu sagen würden, wenn wir kritisiren wollten, werden sich die Leser wohl denken.

Wir reihen ein Büchlein an, das, nichts weniger als streng wissenschaftlich, de rebus omnibus et quibusdam aliis plaudert: Wie wars, und was wird werden? Ein Glaubensbekenntnis nebst einigen sozialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen von Dr. K. M. Ehrmann. Zweite, vermehrte Auflage. (Regensburg, W. Wunderling, 1897.) Der Verfasser beginnt mit der Zersplitterung Gottes in die Vielheit der Erscheinungen und schließt mit einer Kritik der heutigen äußern und innern Politik des deutschen Reichs; unter andern empfiehlt er eine berufsständische Volksvertretung. Es kommen in dem Büchlein ganz hübsche, patriotische, aber keine neuen Gedanken vor, und auch keine neue, überraschende Gruppirung aller Gedanken. Willy Pastor behandelt in seinen „Sozialen Essays," die er Wanderjahre betitelt (Berlin, Schuster und Loeffler, 1897), einige soziale Gegenstände feuilletonistisch mit Geist und Geschick. Er ist Gegner des Sozialismus aber begeisterter Vorkämpfer der Frauenemanzipation, macht Hertzkas „Freiland" schlecht und lobt Bebels „Frau," findet, daß der Einfluß der „unter dem Druck lebenden" Mütter auf die Söhne vorwiegend ungünstig sei, hat aber doch das Büchlein seiner Mutter gewidmet. Am interessantesten ist der letzte Aufsatz: das „Lumpenproletariat"; der Verfasser hat ein paar Wochen in Verkleidung unter den Berliner Lumpenproletariern gelebt, um sie zu studiren. Wir möchten ihm vorschlagen, sich einmal über diese Menschenklasse mit Herrn A. Seydel, Prediger an St. Nikolai in Berlin, zu unterhalten und das Gespräch herauszugeben; das würde eine sensationelle Broschüre werden, denn während jener den Bruder Lump ins Herz geschlossen hat, schwärmt dieser für eine recht schneidige Polizei. Seydel hat einen Vortrag über die humanitären [warum nicht humanen oder Humanitäts-?] Bestrebungen der Gegenwart, ihren Segen und ihre Gefahren gehalten, der bei Puttkamer und Mühlbrecht (1897) erschienen ist. Es ist die Philippika eines Mannes, der sich selbst echter Humanität rühmt, gegen den „Humanitätsdusel" unsrer Zeit. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Berlin, wo ja alles, auch die Schnorrerei im größten Stile betrieben wird, einem Geistlichen gar leicht die Galle überlaufen mag, und an lächerlichen und teilweise schädlichen Auswüchsen der Humanität fehlt es ja wirklich nicht, wozu wir mit dem Verfasser die feierlichen Empfänge von kleinen Ferienkolonisten durch befrackte Bürgermeister und Stadträte rechnen. Aber wenn er geneigt ist, die ganze Arbeiterbewegung und die moderne Sozialgesetzgebung für ein Stück Humanitätsdusel zu halten, so läßt er sich von seinem Ärger sehr weit über das Ziel fortreißen. Ein hervorragender Verfechter dieser Sozialpolitik, erzählt er, habe behauptet, „die Unzufriedenheit der Arbeiter beruhe darauf, daß sie infolge der in der Großfabrikation notwendig gewordnen Teilarbeit keine Freude mehr an ihrer Thätigkeit hätten. Auf meine Frage, von welchem Arbeiter er das wisse, antwortete er: von keinem, aber er denke sich das so. Meine Erwiderung lautete, dann riete ich ihm zunächst die Arbeiter zu befragen; er würde alsdann wahrscheinlich erfahren, daß ein sehr großer Teil der Arbeiter überhaupt die Arbeit nicht als eine Freude, sondern als eine unangenehme Last empfindet und sie deshalb gern ganz los sein möchte." Darauf würden wir nun wieder dem Prediger geantwortet haben: Sind Sie denn so ganz sicher, Verehrtester, daß Sie die nächtliche Arbeit in der Backstube, oder die Arbeit im Kohlenschacht, oder die

Digitized by Google

Arbeit in einer der Fabriken, wo es so höllisch stinkt (im Gasthause einer österreichischen Stadt konnten wir einmal die ganze Nacht nicht schlafen vor dem Gestank, den eine über hundert Schritt weit entfernte Fabrik verbreitete), daß Sie diese Arbeit als eine Freude empfinden würden und nicht als eine Last, die Sie gern los sein möchten? Das Sprüchlein des Aristoteles, daß man die Sklaven nicht eher werde entbehren können, als bis die Weberschifflein von selbst laufen, ist in den letzten Jahren unzähligemal zitirt worden, aber Herrn Seydel scheint es weder zu Ohren noch vor die Augen gekommen zu sein, sonst würde er etwa folgende Betrachtung angestellt haben. Faul sind die Alten nicht gewesen; was haben nicht die großen Dichter, Philosophen und Künstler, was hat nicht ein Cäsar, ein Cicero gearbeitet! Wenn sie also die Sklaverei für unentbehrlich hielten, so kann das nicht daher kommen, daß sie selbst arbeitsscheu gewesen wären und daher andre für sich hätten arbeiten lassen wollen, sondern sie müssen der Ansicht gewesen sein, daß es Arbeiten giebt, die gemacht werden müssen, zu denen sich aber kein Mensch von gesunden Sinnen freiwillig entschließt. Es sind das solche körperliche Arbeiten, bei denen der Geist nur wenig oder gar nicht thätig sein kann, oder die mit großen körperlichen Beschwerden verbunden sind, ohne durch die Freude am Erfolg zu entschädigen. Und die Kirche hat die Unterscheidung der Arbeiten in opera liberalia und opera servilia angenommen und festgehalten; jene erlaubt, diese verbietet sie an Sonn- und Feiertagen. Warum? Offenbar darum, weil jene das Gemüt befriedigen, also die Festfreude nicht stören, und weil nichts entwürdigendes in ihnen liegt, während diese, die den Geist nicht zu seinem Rechte kommen lassen, den Menschen herabwürdigen und außerdem oft übermäßig beschwerlich sind, daher als ein Joch empfunden werden, das die Menschlichkeit einmal in der Woche den Menschen abzunehmen gebietet. Und die Unterscheidung wird doch auch heute noch ganz allgemein gemacht. Ein Regierungsrat gärtnert zum Vergnügen, er hackt auch vielleicht noch Holz zur Kräftigung seines Körpers, aber in einem Kohlenschacht oder in einer Bäckerei oder in einer Zuckerraffinerie sucht er nicht die Abspannung von seiner geistigen Arbeit. (Unsre heutige Polizei allerdings, die unter anderm das Verhängen der Schaukästen von Photographen am Sonntag gebietet, scheint bei ihren Bemühungen um die Sonntagsruhe mehr dem unklaren Drange eines maßlosen Pflichteifers als einer aus psychologischen Studien erwachsenen klaren Überzeugung zu folgen.) Und daß die Schusterei noch als eine Art Kunst befriedigen kann, wenn der Schuster einen ganzen Stiefel herstellt, daß sie aber in der Schuhfabrik, wo der Arbeiter nur noch einen Siebenunddreißigstelschuh herstellt, schlechterdings keine andre Art von Befriedigung mehr zu erzeugen vermag als die über den Geldlohn am Sonnabend, wenn er hoch genug ist, nun, das läßt sich doch auch nicht gut leugnen. Daraus folgt, daß man hier vor einem gewaltigen Problem steht, das aus dem Zusammenstoß einer seit Jahrtausenden festgestellten und unabänderlichen psychologischen Thatsache mit der modernen Gesellschaftsordnung und Arbeitsweise entspringt, einem Problem, über das man sich nicht mit ein paar unwirschen Redensarten hinwegsetzen darf, einem Problem, das da lautet: Sollen wir die Sklaverei wieder einführen, oder sollen und können wir die opera servilia so gestalten, daß es freie Arbeiter dabei aushalten, und wie behelfen wir uns vorläufig, bis die Lösung gefunden sein wird? Ebenso ist es mit einem zweiten Problem, das der Verfasser oberflächlich abthut, ohne darauf einzugehen, indem er den Ausspruch „eines in der Volkswirtschaft erfahrnen Mannes“ zitirt: „Wenn erst alle in der Schule den Homer lesen lernen, wird niemand mehr Pferde füttern und Stiefel wichsen wollen.“ Dasselbe haben wir oft genug gesagt (in

Digitized by Google

etwas verständigerer Weise; Pferde füttern würde manchem Homer lesenden Sekundaner das größte Vergnügen bereiten; wir kennen einen, der einzig nur zu dem Zwecke durchgebrannt ist, um Pferde zu füttern und striegeln zu dürfen). Ein Vorwurf liegt für niemand darin; aber Vorwürfe muß man denen machen, die es nicht leiden können, daß man diese Schwierigkeiten aufdeckt und fragt: Wie helfen wir uns nun heraus, nachdem uns die Entwicklung hineingeführt hat? Seydel ereifert sich über die Geistlichen, die arbeiterfreundliche — sozialistische nennt er es — Reden hielten, „ohne den Arbeiterstand in seinem Denken und Empfinden auch nur zu kennen.“ Es giebt nun Leute genug, die ihm den Vorwurf der Unkenntnis zurückgeben werden, und darunter sehr angesehene Unternehmer, die Jahrzehnte hindurch im engsten Verkehr mit ihren Arbeitern gelebt haben, und denen man daher die genaueste Kenntnis des Denkens und Empfindens der Arbeiter*) unmöglich absprechen kann. Zu ihnen gehören der (jetzt allerdings schon verstorbne) Mechaniker Karl Friedrich Zeiß und sein Kompagnon Professor Abbe, die Begründer und Leiter der durch ihre Mikroskope weltberühmten Werkstätte für Optik und Feinmechanik in Jena, die einen Jahresabsatz von nahe an zwei Millionen Mark hat. Nachdem sich der Sohn von Karl Zeiß 1889 vom Geschäft zurückgezogen hatte, hat Abbe das Unternehmen in eine unter Regierungsaufsicht gestellte Stiftung verwandelt, um seine Ideen vom Rechte der Arbeiter zu verwirklichen. Die dortigen Arbeiter hatten sich auch schon unter dem alten Zeiß einer Behandlung und Fürsorge erfreut, wie sie kaum in einem zweiten industriellen Unternehmen vorkommen mögen, wobei allerdings zu beachten ist, daß in einer Werkstatt für Optik und Feinmechanik, deren Besitzer zugleich der Hauptleiter und Hauptarbeiter ist, und deren sorgfältig geschulte Arbeiter in beständigem persönlichen Verkehr mit dem Leiter die allerindividuellsten Leistungen zu vollbringen haben, eine ganz andre Grundlage für ein gutes und edel menschliches Verhältnis zwischen beiden gegeben ist, als z. B. zwischen den Aktionären oder dem entfernt lebenden Besitzer eines Kohlenbergwerks und seinen Häuern und Schleppern. Aber diese gute Lage der Arbeiter genügt Abbe noch nicht, weil sie nicht auf einem Rechtsanspruch der Arbeiter, sondern auf dem Wohlwollen der Besitzer des Unternehmens beruhte und darum der Bürgschaft der Dauer ermangelte. Er ist der Ansicht, „daß das geltende allgemeine Arbeitsrecht Licht und Schatten zwischen die beiden Vertragsparteien allzu ungleich verteile, dem Unternehmer in der Geltendmachung wirtschaftlicher Übermacht, die ihm der Kapitalbesitz in der Regel verleiht, zu wenig Schranken ziehe, dem Arbeiter im Verhältnis zur Schwäche seiner wirtschaftlichen Stellung zu wenig Rechtsschutz einräume.“ Die „nicht sozialistische aber sozial-radikale“ (das passende Wort würde sozial-liberale sein) Verfassung der Stiftung kann nicht mit wenigen Worten verständlich gemacht werden; man muß sie in der Broschüre, die davon handelt, selbst nachlesen: Die Carl-Zeiß-Stiftung, ein Versuch zur Fortbildung des großindustriellen Arbeiterrechts von Dr. Julius Pierstorff, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften an der Universität Jena (Leipzig, Duncker und Humblot, 1897). Nur das eine sei bemerkt, daß die Existenz der Arbeiter, ihrer Frauen und Kinder so sicher gestellt ist, wie die von Staatsbeamten, und daß einer übermäßigen Bereicherung der Leiter des Unternehmens vorgebeugt ist. Das Einkommen der höhern Betriebsbeamten „soll niemals zu jener exorbitanten Höhe, welche die Dotirung der leitenden Kräfte vielfach in der Großindustrie er-

*) Auch hier ist übrigens, wie überall, das Verallgemeinern vom Übel; es giebt sehr verschiedne Bildungsstufen und daher auch sehr verschiedne Empfindungsweisen bei den Arbeitern.

Digitized by Google

reicht, hinaufgeschraubt werden. Keinem Beamten, die Mitglieder der Geschäftsleitung eingeschlossen, darf an Jahresgehalt mehr gewährt werden, als das Zehnfache des durchschnittlichen jährlichen Einkommens der über vierundzwanzig Jahre alten und mindestens drei Jahre im Betriebe thätigen Lohnarbeiter.“ Alles, was nach Tantieme aussieht, ist verbannt. Auch so stehen sich diese Beamten noch bedeutend besser als Staatsbeamte von demselben Bildungsgrade. Die Erwägung, daß diese Beschränkung der Einkommensteigerung den Konkurrenten die erwünschte Möglichkeit darbieten werde, dem Unternehmen die besten Kräfte zu entziehen, hat Abbe natürlich selbst angestellt; „die Möglichkeit, daß gelegentlich einmal eine sonst wertvolle Kraft dem Dienst der Stiftung deshalb verloren gehen könne, giebt der Stifter selbst zu. Er beruhigt sich aber bei der Überzeugung, daß die Stiftung doch immer auf solche Personen angewiesen bleibe, für welche die eigentliche Triebfeder des Handelns nicht in der Aussicht auf außerordentlichen materiellen Gewinn, sondern in dem innern Antriebe zur Bethätigung in einem tüchtigen Wirkungskreise liegt.“ Vielleicht wird diese Hoffnung nicht getäuscht, weil die Leiter einer optischen Anstalt Gelehrte sein müssen, und weil Jena in Deutschland liegt; in der Baumwollenspinnerei und in dem Lande, wo man nur kaufmännisch rechnet, könnte ein solcher Idealismus kaum aufkommen. Die englischen Unternehmer sind heute voll Sorge wegen der deutschen Konkurrenz, und unter die Ursachen der deutschen Erfolge glauben sie auch die niedrigern Arbeitslöhne rechnen zu müssen. Deshalb erwacht bei ihnen aufs neue der Groll gegen die Gewerkvereine, deren Hauptzweck es ja ist, Lohnerhöhungen anzustreben, und sie schaffen sich Theoretiker an, die den Arbeitern und der Regierung beweisen müssen, daß die Gewerkvereine der Nation im ganzen, also auch den Arbeitern, nur Schaden zufügen. Ein solcher Versuch liegt in der Broschüre vor: Eine Kritik der Theorie der Gewerkvereine von T. S. Cree. Autorisirte deutsche Ausgabe. (Berlin, Mitscher und Röstell, 1897.) Der Verfasser fußt, obwohl er es nicht Wort haben will, auf der Theorie von einem durch das Nationalvermögen gegebnen Lohnfonds, dessen Überschreitung die Volkswirtschaft gefährde. Eine Auseinandersetzung mit dieser Theorie, wobei nur tausendmal gesagtes wiederholt werden könnte, würde eine lange Abhandlung erfordern. Von praktischer Bedeutung sind doch nur die beiden Fragen, ob sich die anderthalb Millionen englischer Gewerkvereinler von Cree werden davon überzeugen lassen, daß sie die ganze Zeit über gegen ihren eignen Vorteil gehandelt haben, und ob, wenn dies nicht der Fall sein sollte, das englische Unterhaus es wagen wird, durch Beschränkungen der Koalitionsfreiheit „der unerträglichen Tyrannei der Gewerkvereine“ ein Ende zu machen.

Da unsre Übersicht schon unmäßig lang geworden ist, müssen wir die noch übrigen Sachen ganz kurz abfertigen. Albert Schäffle und Paul Lechler hatten in einer Nationale Wohnungsreform betitelten Schrift den Vorschlag einer Baubank oder Wohnungsreformkreditanstalt begründet; in einer weitern Schrift: Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform (Berlin, Ernst Hofmann u. Comp., 1897) verteidigen sie ihren Plan gegen die Angriffe ihrer Kritiker. Ein Arzt, Dr. Georg Bonne, fordert dringend die Dezentralisirung der großstädtischen Bevölkerung in einem Flugblatte: Die Wohnungsfrage in ihrer Bedeutung für die Verbilligung der Arbeitskräfte mit besondrer Berücksichtigung Hamburgischer Verhältnisse (Hamburg, Druck der Aktiengesellschaft Neue Börsen-Halle, 1897). Professor Knapp endlich hat uns mit einem Bändchen voll Aufsätzen beschenkt, die als wertvolle Ergänzungen der von ihm und seinen Schülern gelieferten Darstellung deutscher Agrarverhältnisse und Agrargeschichten bezeichnet werden dürfen

Digitized by Google

(Grundherrschaft und Rittergut. Vorträge, nebst biographischen Beilagen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897). Am meisten hat uns eine Vergleichung des Verlaufs der Bauernbefreiung in Österreich und in Preußen interessirt. Die „biographischen Beilagen" sind gelungne Zeichnungen der Charakterköpfe von Nasse, Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann, Helferich, Ernst Engel und Georg Hanssen.

Zum Schluß mag noch der echt katholische Vorschlag erwähnt werden, den der Bonner Professor Dr. W. Ph. Englert in seiner „sozialtheologischen Studie": Arbeitergeistliche (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, früher G. J. Manz, 1897) macht: es soll ein neuer Orden gegründet werden, der sich ausschließlich der Arbeiterseelsorge, d. h. ohne Umschweife gesagt dem Schutze der Arbeiter vor Entkirchlichung und der Wiedergewinnung der schon Entkirchlichten zu widmen hätte: daß die durchschnittlichen Seelsorgegeistlichen der Aufgabe, Engels und Bebel vor Arbeitern erfolgreich zu widerlegen, nicht gewachsen sind, damit dürfte der Verfasser Recht haben, aber eine neue Ordensgründung wird ihm wohl nicht glücken; die großen und berühmten Orden sind nicht auf den Vorschlag von Broschürenschreibern gegründet worden, sondern aus dem Antrieb des Geistes in genialen Menschen hervorgegangen.

Nietzscheana. Die meisten der Bücher und Broschüren, die über Philosophen geschrieben werden, sind überflüssig; denn der Fachmann hält sich doch an den einzelnen Philosophen selbst und macht sich seine eignen Gedanken über ihn, der gebildete Laie erfährt das Notwendige aus einem Kompendium der Geschichte der Philosophie. Gute Schriften über Nietzsche dagegen finden wir nützlich, weil man niemandem die Lektüre dieses Schwarmgeistes anraten kann. Wir selbst haben ihn noch nicht gelesen, nicht etwa, weil wir uns vor ihm fürchteten, sondern weil wir bisher immer noch besseres und notwendigeres zu thun hatten; wir verschieben seine Lektüre auf eine Zeit, wo wir einmal nichts ordentliches zu thun haben werden. Unter diesen Umständen mußte uns ein Schriftchen, das die Quintessenz des Nietzschischen Geistes darbietet, willkommen sein, und da fallen uns nun gleich zwei solche gleich gute in die Hände: Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurteilt von Otto Ritschl, außerordentlichem Professor der Theologie in Bonn (Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1897) und: Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik von Ferdinand Tönnies (Leipzig, Reisland, 1897). Ritschl hat seine Schrift dem theologischen Ferienkursus zu Bonn gewidmet, dem er den Hauptinhalt vorgetragen hatte. Er findet, Nietzsche sei viel zu gefährlich, als daß man ihn nicht ernst nehmen oder sich darauf beschränken dürfte, die bekannten, seinen Schriften entnommnen Schlagworte kurz abzuweisen. Tönnies hat als Jüngling selbst für Nietzsche geschwärmt, kennt also seine Macht über die Gemüter. Beide folgen dem großen Irrlicht auf allen seinen Sprüngen durch alle seine Entwicklungsphasen hindurch und zeigen die Nichtigkeit seiner „Philosophie" auf. Selbstverständlich hat Nietzsche nicht bloß schön, sondern sehr viel Schönes und Wahres geschrieben. Der Fehler liegt darin, daß er alle Widersprüche des Daseins mit seinem überempfindlichen Gemüt wahrgenommen und sofort auf den ersten Eindruck hin dargestellt, aber keinen Versuch gemacht hat, sie zu lösen. Zu einem erfolgreichen Lösungsversuche war er, abgesehen von den Hindernissen, die ihm seine Gemütsart bereitete, schon deswegen wenig befähigt, weil es ihm an positiven Kenntnissen fehlte; aus diesem Grunde sind alle seine Geschichtskonstruktionen haltlos und beurteilt er die sozialen Bewegungen der Gegenwart falsch. Selbst bei bescheidner Geschichtskunde hätte er eigentlich wissen

Digitized by Google

können, daß die christlichen Zeiten so wild und grausam gewesen sind wie nur irgend eine Heidenzeit, und daß also seine Klage, das Christentum habe die Menschen weibisch und weichlich gemacht, unbegründet ist. Ob es nicht eigentlich seiner Natur nach diesen Erfolg hätte haben müssen, und wie es kommt, daß es ihn nicht gehabt hat, das wäre zu untersuchen gewesen, sobald einmal das Verhältnis des christlichen Geistes zu den Volksgeistern berührt wurde; aber Nietzsche untersucht eben nicht, er schwärmt, phantasirt und orakelt bloß. Dieses ergebnislose Neckspiel Nietzsches mit allen wichtigen Lebensfragen beleuchtet Tönnies und zeigt, wie in den einzelnen Fällen verfahren werden muß, wenn man zu einem Ergebnis kommen will, wie es z. B. zu erklären ist, daß in unsrer modernen Kultur überzarte Humanität und gefühllose rohe Selbstsucht so oft ganz nahe bei einander gefunden werden. In einzelnen Punkten stimmt er Nietzsche bei, und es sind das gerade solche, in denen wir beiden beistimmen können, z. B. daß ein edler und vernünftiger Egoismus der beste Altruismus ist, daß die Tüchtigkeit der Individuen auch eine hohe soziale Bedeutung hat, und daß die weichen und zärtlichen Gefühle keineswegs immer das Wohl der Mitmenschen, geschweige denn der Menschheit fördern. Wir wünschen beiden Schriften weite Verbreitung.

Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. 27. Auflage. Mit 49 Karten, 12 Stadtplänen und 12 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker, 1897

Meyers Reisebücher. Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. 7. Auflage. Mit 31 Karten, 33 Plänen und Grundrissen und 8 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Meyers Reisebücher. Deutsche Alpen. Zweiter Teil, Salzkammergut, Tauern, Dolomiten usw. Mit 26 Karten, 5 Plänen und 7 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Meyers Reisebücher. Der Harz. 14. Auflage. Mit 19 Karten und Plänen und einem Brockenpanorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Trautwein, Das bairische Hochland und das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzkammergut. 8. Auflage. Bearbeitet von Heinrich Heß. Innsbruck, A. Klingers Verlag, 1897

Führer durch das Fichtelgebirge und den Steinwald. Herausgegeben im Auftrage des Fichtelgebirgsvereins von Dr. Albert Schmidt. Mit einer Touren- und Spezialkarte des Fichtelgebirges, sowie einem Plane der Louisenburg. Wunsiedel, G. Kohler

Bei den weitverbreiteten großen Reisebüchern von Baedeker und Meyer genügt es, auf das Erscheinen einer neuen Auflage hinzuweisen. Man kennt ihre Vorzüge, durch die sie sich ein unbedingtes Vertrauen nicht bloß bei deutschen Reisenden, sondern in der ganzen Welt erworben haben. Für das bairische Hochland kann ihnen „der Trautwein“ zur Seite gestellt werden, der nun auch eine hübsche Reihe von Auflagen erlebt hat, seit der Zeit, wo der liebenswürdige, naturbegeisterte Verfasser in den Pausen seiner bibliothekarischen Thätigkeit — er wirkte an der Münchner Hof- und Staatsbibliothek — die erste, damals kleine, bescheidne Auflage herausgebracht hat. Indem diese Bücher soviel Jahre nebeneinander hergehen, werden sie in vielen Dingen immer ähnlicher, und jedenfalls sind sie immer bestimmter und genauer in ihren Angaben geworden. Das Publikum arbeitet an ihnen mit und sollte nicht müde werden, Vervollständigungen und Berichtigungen einzusenden. Nur so können die wichtigen Angaben über Wege, Wirtshäuser u. a. veränderliche Dinge immer auf der Höhe der Zeit gehalten werden. Dabei hat doch jedes Buch seine Eigentümlichkeiten behalten. Baedeker wahrt sich die lobenswerte Auszeichnung, keinen Anzeigenanhang zu bringen, und hat die viel-

Digitized by Google

besprochnen Gasthausfternchen, mit denen wir sehr einverstanden sind. Meyer bequem sein für das große und größte Publikum, dem zuliebe er auch gelegent etwas mehr in die Breite geht, als dem einfachen Touristen lieb ist, dessen I der gedrängte, mehr der Natur als der Kultur zugewandte Trautwein bleibt. Trautwein fesseln die vortrefflichen Schilderungen der landschaftlichen An- Aussichten, Meyer ist im allgemeinen unterhaltend und reich an geschichtlichen gaben, Baedeker sucht sowohl dem Reisenden als dem Bergsteiger gerecht zu werde und hat den gedrängtesten Ausdruck.

Was nach unsrer Auffassung allen dreien abgeht, das ist die geographische, landschaftliche und geschichtliche Orientirung. Wie wohl thäte es dem Norddeutschen, der „gen Franken fahren" will, wenn er in seinem Reisehandbuch eine kurze Schilderung der Eigentümlichkeit des alten Frankenlandes fände; er würde noch aufmerksamer um sich schauen und vieles besser genießen. In dieser Beziehung sind die Meyerschen Führer durch die deutschen Mittelgebirge zu loben. De neue Harzführer hat eine Einleitung über den Bau, das Klima, den Bergbau, di Geschichte des Harzes und die Harzbewohner, die sehr lehrreich ist. Wir möchten, daß sich die Verfasser der jedes Jahr sich vermehrenden Reiseführer durch einzeln deutsche Landschaften diese Einleitung zum Muster nähmen. Dieser Litteraturzwei liegt sehr im Argen. Eine glänzende Ausnahme, ein Muster eines Mittelgebirgs führers in jeder Beziehung ist der Fichtelgebirgsführer von A. Schmidt, de ebenso zuverlässig in den Orts- und Wegangaben, wie liebevoll und eingehend i der Allgemeinschilderung ist. Das ist ein Buch, das uns nicht bloß in diesen Gebirge wandern, sondern Land und Leute gründlich verstehen lehrt. Allerding ist es aus der intimsten Bekanntschaft mit dem Gebirge herausgewachsen. De Verfasser gehört einer Geschlechterreihe von Fichtelgebirgsforschern an.

Zum Schluß ein Vorschlag zur Güte: Wenn unsre Reiseführer mit der Zei einen seltenen Grad von Vollkommenheit im Praktischen erreicht haben, wäre es woh angebracht, den Text auch von der ästhetischen Seite her etwas schärfer ins Aug zu fassen, wo dann so manche Geschmacklosigkeit zu beseitigen wäre. Ein häßliche Vergleich wie der des herrlichen Wettersteingebirges mit einem hohlen Zahn (Meyer Süddeutschland, S. 268) wäre z. B. sofort auszumerzen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
56. Jahrgang
Nr. 32
Ausgegeben am 12. August 1897

Inhalt:

	Seite
Die Alten und die Jungen in der Flottenfrage. Von Georg Wislicenus	241
Ein Grundübel unsrer Strafrechtspflege. Von einem Gefängnisbeamten	249
Religionsunterricht (Schluß)	259
Jeremias Gotthelf. Von Adolf Bartels. I	268
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Vogel-Strauß-Politik — Zur wirtschaftlichen Erschließung Deutsch-Ostafrikas — Die Lehrerbesoldung an den höhern Schulen — Zur Frauenfrage — Taubenschießen — Giebt es ein Recht?	278

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man a[illegible] persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Se[illegible] geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzi[illegible]

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker

von

Georg Wislicenus

Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft.

Klarheit in der Flottenfrage zu erhalten und sich ein begründetes Urteil über alle für Marine in Betracht kommenden Punkte zu bilden, ist heute bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für unser politisches und soziales Leben eine Pflicht jedes Bürgers. . . . Da ist denn das schöne Werk von Wislicenus mit besondrer Freude zu begrüßen. Hier ist ein Buch geschaffen, das vermöge der geringen Höhe seines Preises in weite Kreise der Gebildeten dringen kann, und das in einem so angenehm lesbaren Tone abgefaßt ist, daß jeder Laie es verstehen und aus seinen Ausführungen reiche Belehrung schöpfen wird. . . . Um das geschriebne Wort zu lebensvoller Anschaulichkeit zu bringen, hat Willy Stöwer, der Maler, der zuerst in der Marinemalerei technische Genauigkeit mit künstlerischer Auffassung zu vereinen verstanden hat, und von dessen Hand die farbigen Kunstbeilagen zu dem ersten großen Werk von Wislicenus herstammten, auch das neue Buch mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt. Allerdings fehlt ihnen das belebende Element der Farbe, aber sie sind darum eine nicht minder dankenswerte und wertvolle Zierde des Werkes, dem der verdiente Erfolg ohne Zweifel bald zu teil werden wird. . . . (Münchner Allgemeine Zeitung.)

Wir wünschen, daß das Buch die denkbar weiteste Verbreitung finden und überall hin Kunde tragen möge von der Geschichte der Schiffahrt und insbesondre unsrer deutschen Marine, für die noch immer nicht das genügende Verständnis im Volke herrscht. . . . In diesem gediegnen Prachtwerke spielt die Politik, spielen die Parteimeinungen keine Rolle, in knapper, schlichter Form wird uns eine Geschichte der Seeschiffahrt überhaupt und des Einflusses gegeben, den eine kräftige Seemacht auf die Entwicklung und die Selbstbestimmung der Völker durch alle Zeiten gehabt hat. Mit warmer patriotischer Begeisterung für unsre Marine wird ihre Entwicklung geschildert und Verständnis erweckt für ihre Aufgaben jetzt und in der Zukunft. . . . Die klaren Ausführungen werden überall mit Interesse gelesen werden. Ihr Verständnis wird wesentlich unterstützt durch den reichen Bilderschmuck. Stöwers Bilder erregten in größerm Format und in farbiger Ausführung im vorigen Jahre großes Aufsehen. Sie sind hier in schönen Lichtdrucken wiedergegeben, die den [illegible] Beifall finden werden. . . .

Digitized by Google

Die Alten und die Jungen in der Flottenfrage

Vor etwa einem halben Jahrhundert, als Prinz Adalbert von Preußen mit klarem Blick kräftig für die Schaffung einer selbständigen Flotte eintrat, begann eine Denkschrift eines Generals über Marineangelegenheiten mit den Worten: „Da das Wasser bekanntlich nicht unser Element ist.“ Man sollte nun denken, daß man im deutschen Reiche heute doch überall etwas weiter gekommen sei. Die Zunahme der Gewerbthätigkeit im ganzen Lande, der riesig entwickelte Weltverkehr hat ja inzwischen besonders dem jüngern Geschlecht über die Bedeutung der Seemacht die Augen geöffnet. Aber unter den Graubärten, die die Entwicklung Preußens und Deutschlands zur ersten Landmacht des europäischen Festlandes miterlebt und miterstrebt oder miterstritten haben, sind doch immer noch einzelne auf ihre militärischen Lorbeern so stolz, daß sie meinen, die Zukunft des Reichs sei durch die Landmacht allein hinreichend gesichert. Den Ansichten dieser Alten, die in ihrer Jugend den Traum von einer starken deutschen Flotte noch nicht mitträumten, sondern die von Kindesbeinen an in dem Soldaten den einzigen Vaterlandsverteidiger sahen, giebt ein langer Aufsatz der Schlesischen Volkszeitung vom 15. Juli Ausdruck: „Zur Marinefrage.“ Der Verfasser unterzeichnet sich mit dem astrologischen Zeichen für den Planeten Mars. Abgesehen von einigen parteipolitischen, also unschönen Schachzügen atmet der Aufsatz Überzeugungstreue und ist in ruhigem Ton gehalten: zwei schätzenswerte Eigenschaften, die bei den Gegnern der Flotte bisher recht selten zu finden waren und deshalb umso angenehmer berühren. Dabei ist er aber voll von Irrtümern.

Mars irrt sich gleich zu Anfang, wenn er sagt, daß schon in der nächsten Session des Reichstags sehr starke Forderungen für die Marine an das Land herantreten würden. Einmalige sehr starke Bewilligungen können der Marine

Digitized by Google

gar nichts nützen; was ihr fehlt, sind etwas höhere dauernde Bewilligungen. Daß dabei die Grenzen in den ersten Jahren etwas weiter gezogen werden müssen, weil in den letzten fünfzehn Jahren zuviel versäumt worden ist, ist natürlich. Weiter versucht nun Mars ganz im Sinne des schon erwähnten Generals nachzuweisen, daß das Wasser nicht unser Element sei und es auch nicht mehr werden könne. Nun ist freilich Deutschland ein „überwiegend kontinentaler Staat," denn es liegt ja auf dem Festlande; aber wegen unsrer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung, wegen der stark wachsenden Bevölkerungszahl des Reichs und wegen des bevorstehenden Zusammenschlusses der großen Wirtschaftsgebiete Englands, Amerikas und Rußlands liegt die Zukunft unsers Vaterlandes doch auf der See. Zum größten Unglück für Deutschland ist allerdings die glanzvolle „Periode der Hanse" vorübergegangen, weil damals hinter dem deutschen Kaufmann keine genügende politische Macht, d. h. keine Seemacht, stand. Daß die Hanse „nur in der Ostsee" Bedeutung gehabt habe, ist ein geschichtlicher Irrtum des Verfassers. Sollte er nie von der Gildehalle der Kölner Kaufleute und vom Stahlhof der Osterlinge in London gehört haben? Die Hanse beherrschte nicht bloß die Ostsee, sondern den ganzen Zwischenhandel zwischen dem nordeuropäischen Osten und dem Westen. Als die Handelseifersucht der Engländer erwachte, dienten Streitigkeiten zwischen englischen Freibeutern und hansischen Seeleuten in Island als Vorwand, um die deutschen Stahlhofkaufleute zu plündern und zu erwürgen. Da raffte sich die Hanse zu thatkräftigem Handeln auf, verhängte allgemeine Handelssperre über England und schickte die hansische Kriegsflotte in die englischen Gewässer; unter der Führung des wackern Paul Beneke verwüsteten die Hanseaten 1472 die englische Küste, kaperten viele feindliche Schiffe und hängten die Gefangnen an den Masten auf. Nach diesem deutlichen Beweis deutscher Kraft halfen die Hanseaten schließlich noch Eduard IV. die englische Herrschaft wiedergewinnen; beim Friedensschluß mußte Eduard den Osterlingen ihre alten Gerechtsame bestätigen, und die Engländer zahlten 10000 Pfund Sterling Schadenersatz für die geraubten Waren. Liegt nicht schon in der alten Bezeichnung „Sterling" — nach den Osterlingen, den östlichen Hanseaten benannt — der Beweis, daß die Hanse auch außerhalb des unbedeutenden Binnenmeers, der Ostsee, eine Macht war? Ein deutscher Kaiser, dem es nicht an klarem Blick und Ernst, aber an Thatkraft fehlte, Karl IV., versuchte vergeblich zum Wohle des Reichs den Städtebund fester an sich zu schließen. Lübeck, damals das Haupt des Bundes, empfing ihn ehrerbietig, aber kühl; in kurzsichtiger Furcht vor Bedrohung des eignen Handels durch die Westerlinge wies man die Anträge des Kaisers zurück, weil man seine Pläne nicht begriff. Wer weiß, wie kräftig sich Deutschlands Seemacht und Weltwirtschaft entwickelt hätten, wenn damals ein machtvoller Bund zwischen dem Kaiser und der Hanse zu stande gekommen wäre!

Digitized by Google

Ohne jeden Beweis behauptet Mars: „Deutschland soll jetzt binnen kürzester Frist zu einer großen Seemacht gestempelt werden.“ Das ist nicht nur ein großer Irrtum, sondern auch eine Behauptung, die der sachlichen Auseinandersetzung schadet; denn sie erregt ganz unnötigen Verdacht. Eine solche Absicht liegt nirgends vor. Unbedingt nötig ist es aber, die deutsche Seemacht, die heute an sechster oder siebenter Stelle steht, so stark zu machen, daß wir Aussicht haben, wenigstens eine vollständige Blockade der deutschen Küste zu verhindern. Es liegt nirgends die Absicht vor, eine Flotte zu schaffen, die so stark wäre wie die französische. Deshalb ist es ganz verkehrt, wenn Mars unsre Anstrengungen im Flottenbau mit denen Englands und Frankreichs zu vergleichen sucht. Die französische und die englische sind im Laufe von Jahrhunderten zu der jetzigen Macht angewachsen, haben große Kolonialreiche und sehr ausgedehnte Landesküsten zu schützen, müssen also auf allen Weltmeeren stark sein. In einem Punkte täuscht sich überdies Mars auch hier: auch das Wachstum der englischen und der französischen Flotte hat seine Grenzen. Bei beiden Flotten wird jede bedeutende Vergrößerung des Schiffsbestands große Schwierigkeiten machen für die Beschaffung tüchtiger Offiziere und Mannschaften. Die Bemannung ist schon jetzt der wunde Punkt der englischen Flotte. Beide Staaten würden aber auch große technische Schwierigkeiten zu überwinden und sehr viel Geld aufzuwenden haben, wenn sie einen wesentlich stärkern Flottenbestand als jetzt dauernd kriegsbereit halten müßten.

Mars behauptet weiter: „Preußen und Deutschland haben in den letzten $3^1/_2$ Jahrzehnten das quantitativ zweitstärkste, das qualitativ erste Landheer der Welt geschaffen, und es erscheint von ein und derselben Generation unbedingt zuviel verlangt, nach der willigen Leistung der dafür gebrachten gewaltigen Opfer auch sofort eine starke Flotte zu bauen. Man muß den künftigen Generationen auch etwas zu thun übrig lassen, und es handelt sich bei der Flotte um keinen Existenzfaktor des Reiches.“ Auch hier tritt der Irrtum klar zu Tage. Es ist ja gar nicht wahr, daß dasselbe Geschlecht, das das Landheer geschaffen hat, auch die Mittel zu einer vergrößerten Flotte hergeben soll! Die alten Freunde und Gegner der Heeresverstärkung von damals zahlen fast alle schon lange keine irdischen Steuern mehr. Das nächste Geschlecht ist dabei, die Flotte zu schaffen! Und nun gar der Schlußsatz: die Flotte kein „Existenzfaktor“ des Reichs! Da sind wir Jungen denn doch andrer Ansicht; für uns gilt für die kommenden Zeiten die Flotte als der Lebensnerv des Reichs! Von Deutschlands Seemacht hängt Deutschlands Zukunft ab — das rufen wir nicht „auf Grund mehr oder weniger abstrakten Deduktionen,“ wie Mars meint, sondern auf Grund einer sehr nüchternen, kaufmännisch rechnenden Beweisführung. Gestützt auf die Untersuchungen von Historikern und Wirtschaftspolitikern werden seemännische Fachleute wohl zuverlässige Schlüsse darüber ziehen können, welche Gefahr für die Zukunft des Vaterlands in dem

Digitized by Google

Mangel einer Seemacht liegt! Da aber auch „abstrakte Deduktionen“ sehr wichtige Ergebnisse haben können, so ist es gleichgiltig, welche Bezeichnung Mars und seine Gesinnungsgenossen für unsre Beweisführung wählen wollen.

Unser Heer kann unsre Interessen nur gegen die beiden Nachbarn im Osten und Westen des Festlands schützen. Die Gegensätze zu diesen Nachbarn haben sich ja stark abgeschwächt und werden sich voraussichtlich noch mehr abschwächen, in demselben Maße, wie sich die wirtschaftlichen Interessen auf dem Festlande gegen den einen großen wirtschaftlichen Gegner zusammenschließen müssen. Deutschland ist nächst England am stärksten am Weltverkehr, am Seehandel und an der Schiffahrt beteiligt; in Hamburg könnte Mars lernen, daß Merkur Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes nach allen Ländern des Erdballs führt. In Hamburg und Bremen kann aber auch jeder lernen, daß der wirtschaftliche Wettkampf zwischen den Völkern der Erde täglich hitziger wird. Nur Macht schafft Recht in diesem Wettstreit, oder wie die Berliner Neuesten Nachrichten kürzlich treffend ausführten: „Die Streitkräfte großer Nationen haben im Wesentlichen den Beruf, ihren Völkern die wirtschaftliche Existenz zu sichern, auf der die politische Existenz beruht.“ Dieser Kampf unsrer Landsleute um die wirtschaftliche Existenz ist in den dreiundeinhalb Jahrzehnten, seit das Heer geschaffen wurde, ungeheuer gewachsen, sowohl in der Höhe des Warenumsatzes, als auch in seiner Ausdehnung über die Länder der Erde. Welchen Schaden die Hemmung dieser Entwicklung Deutschland bringen würde, hat der allbekannte Artikel des Spectator im vorigen Jahre drastisch genug geschildert. Da es sich dabei fast nur um überseeische Handelsverbindungen handelt, so ist Deutschland ohne ausreichende Flotte gänzlich unfähig, seine wirtschaftlichen Interessen genügend zu vertreten. Alle Opfer an Gut und Blut, alle Millionen und Milliarden, die für Deutschlands Einigung und Kulturentfaltung aufgewendet worden sind, wären vergeudet, wenn es nicht gelänge, dem Reiche einen sichern Schutz in dem wirtschaftlichen Kampfe mit den übrigen Mächten zu schaffen. Diesen Schutz kann aber allein eine starke Flotte gewähren, weil ihre Kraft so weit reicht wie unsre Handelsinteressen, während für das Landheer das Meer die Grenze des Machtbereichs bildet. Als Schützerin unsrer wirtschaftlichen Existenz ist aber eine starke Flotte auch zur zweckmäßigen, also verständigen Lösung unsrer sozialen Frage berufen; denn sie sichert und fördert die Stetigkeit der Gewerbthätigkeit schon in Friedenszeiten. Nur durch starken Export und bei hinreichenden Absatzgebieten kann das leibliche und geistige Wohl unsrer Arbeitermassen und damit auch ihre Freude am Dasein und an der Entwicklung der Macht des Vaterlands gehoben werden. Eine starke Flotte bringt den Arbeitern hohe Löhne; in England haben die Arbeiter das längst begriffen. Bei uns werden sie sich ohne Zweifel auch noch davon überzeugen lassen, denn die Wahrheit des Satzes liegt klar vor aller Augen.

Digitized by Google

Die Notwendigkeit einer starken Flotte hat man denn auch von jeher eingesehen. Schon vor dreißig Jahren hat das alte Geschlecht, dem die Schaffung der Heeresmacht zu danken ist, ohne ein Wort des Widerspruchs die Grundsätze für die Schaffung einer starken Marine anerkannt. Sie stehen in den Motiven zu dem Gesetz über die Erweiterung der Bundeskriegsmarine von 1867 und lauten: „Es wird auch bei dem durchgreifenden Einfluß, den der Seehandel zumal heutzutage auf das Leben der Völker ausübt, keiner weitern Darlegung bedürfen, daß es als eine hochwichtige Aufgabe betrachtet werden muß, dem Seehandel samt der Küste, von der er seinen Ausgang nimmt, den nötigen Schutz zu gewähren. Wenn hieraus, sowie aus dem Umstande, daß viele Länder, mit denen wir in Handels- und andern Beziehungen stehen, nur zur See erreichbar sind, erhellt, wie wesentlich die politische Bedeutung und der Einfluß eines Staates an Kraft und Ausdehnung gewinnt, wenn er imstande ist, im Falle eines Kriegs, den eignen Handel kräftig schützend, dem feindlichen Lande eben diese Lebensader zu durchschneiden(!), so giebt es für Norddeutschland zwei gleich wichtige und zwingende Gründe, nicht länger zu zögern, in die Reihe der größern Seemächte einzutreten, nämlich erstens, um den bedeutenden Seehandel Norddeutschlands zu schützen und die vaterländischen Küsten und Häfen an der Ost- und Nordsee zu verteidigen; zweitens, um für alle Zukunft seinen Einfluß in europäischen Angelegenheiten, zumal wenn diese solche Länder betreffen, die nur zur See erreichbar sind, wahren zu können.“ Ehre den wackern Alten, die so verständige Grundsätze aufstellten, und denen, die sie gut hießen! Sie waren freilich weder Träumer noch meerfremde Generale. Aus dem Kopf eines genialen Soldaten, aus dem Kopfe Roons soll die Denkschrift stammen. Und was 1867 nicht bekrittelt wurde, das soll 1897 als „abstrakte Deduktion“ gelten? Nein, durch den Hinweis auf unsre unentbehrliche Heeresmacht ist die Flottenfrage nicht mehr zu lösen, wir brauchen gerade auch darum eine starke Flotte, damit das Heer unter allen Umständen seinen Zweck erfüllen kann.

Mars und wohl noch mancher andre Deutsche unterschätzen die Gefahren, die uns von feindlichen Seemächten drohen. Nicht bloß die Absperrung der Lebensmittelzufuhr stünde uns bevor, sondern der gesamte Handelsverkehr, Einfuhr und Ausfuhr, würde unterbunden werden. Bekämen wir aber während eines längern Kriegs keine Rohstoffe mehr ins Land, und könnten wir keine Gewerbeerzeugnisse mehr ausführen, so müßte die Industrie zum größten Teil ruhen. Die Arbeitslosigkeit in den Fabriken, die Not von Hunderttausenden von Arbeitern und ihrer Familien würde sehr schlimme Folgen haben, die durch eine in Feindesland gewonnene Schlacht nicht sofort gebessert werden würden. Der völlige Abschluß vom Seeverkehr würde auch unsern Kredit im Auslande schwer schädigen und unsre wirtschaftliche Existenz stärker bedrohen, als es ein vorübergehendes Schwanken unsrer Erfolge im Landkriege vermag.

Digitized by Google

Einen weitern Irrtum enthält folgender Satz: „Was unsern berechtigten Anteil an der Weltpolitik betrifft, so genügen unser politisches Ansehen und unsre Landmacht allen europäischen Staaten gegenüber, mit Ausnahme Englands, vollkommen, gebotnenfalls auch unsre maritimen Ansprüche zur Geltung zu bringen, und unsre derzeitige Flotte vermag dies auch den überseeischen Ländern gegenüber, vielleicht mit einziger Ausnahme Japans nach Beendigung von dessen Flottenvermehrung im Jahre 1906.“ Unsre Landmacht kann uns sogar gegen Frankreich und Rußland nur unvollständig schützen, weil diese Mächte zugleich Seemächte sind, also unsre Küsten blockiren können. Politisches Ansehen, das nur auf der Landmacht beruht, genügt weder Frankreich noch Rußland, noch England, noch Nordamerika, noch Japan, noch Brasilien und Argentinien gegenüber. Es handelt sich eben heute und in der Zukunft nicht mehr bloß um unsre Machtstellung auf dem europäischen Festlande, die das A und O der politischen Anschauungen unsers Gegners ausmacht, sondern um unsern politischen Einfluß auf der ganzen Erde, bei allen Staaten, mit denen wir im Warenaustausch stehen. Natürlich kann dieser politische Einfluß durch ein paar Kreuzer mehr oder weniger nicht wesentlich geändert werden; bei allen Seestaaten, die Panzerschiffe haben, und dazu gehören außer Japan auch China und die südamerikanischen Staaten, ist unser Ansehen von der Seemacht abhängig, die wir in den heimischen Gewässern bereit halten können, um unsern Forderungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Leider haben aber unsre heimischen Seestreitkräfte stark abgenommen, sowohl absolut, d. h. im Vergleich zu ihrem eignen frühern Bestande, als auch relativ, d. h. im Vergleich zu der bedrohlich wachsenden Kraft der meisten andern, auch kleinern Seestaaten. Weil Mars heute schon den Wettstreit, wenn man so sagen darf, im Ausbau der Flotte mit Japan aufgiebt, so würde er es im Laufe einiger Jahre wohl auch ruhig mit ansehen, wenn uns die Seestreitkräfte Spaniens, Brasiliens oder Chiles über den Kopf wüchsen. Aber wo bliebe dann die Grenze für das deutsche Reich? Nein, wir haben nicht nur „triftige Veranlassung, mit der Flottenentwicklung Japans gleichen Schritt zu halten,“ sondern wir sind sowohl im eignen wirtschaftlichen Interesse, wie auch als die geistige und sittliche Vormacht des festländischen Europas verpflichtet, uns beizeiten gegen asiatische Machtentfaltung zu wappnen. Solange wir das Recht haben, uns für ein Herrenvolk zu halten, müssen wir auch die Macht haben, uns vor jeder Knechtschaft durch Asiaten und andre minderwertige Völker zu bewahren. Was würde Mars wohl für Maßregeln empfehlen, wenn infolge von Handelsstreitigkeiten eines Tages eine übermächtige japanische Flotte vor der Elbe erschiene und unterwegs unsre Handelsflotte zerstörte? Unsern Nachbarn und gar unsern englischen Freunden würde die Sache ja großen Spaß machen, uns aber könnte sie doch recht teuer zu stehen kommen. Daß Japan zufällig ein Inselreich ist und billig Schiffe bauen kann, darf uns doch nicht hindern,

Digitized by Google

mit diesem Lande gleichen Schritt im Flottenbau zu halten, umso mehr als Japans Gewerbthätigkeit im Laufe der kommenden Jahrzehnte uns in einen sehr gefährlichen wirtschaftlichen Wettkampf mit diesem braven und liebenswürdigen, aber auch energischen und rücksichtslosen Völkchen verwickeln wird. Die deutschen Streichholzfabrikanten können schon jetzt ein Lied davon singen; in Japan hergestellte „Schweden" überschwemmen schon Australien und Südamerika.

Mars giebt zu, „daß namentlich Völker, die die See beherrschten, großen Wohlstand erreicht haben," meint aber, das sei nicht das ideale Ziel staatlicher Entwicklung. Eine sonderbare Einschränkung! Die allgemeine Wohlfahrt ist doch unmöglich ohne Förderung des allgemeinen Wohlstands; auch die sittliche und geistige Hebung des Volkes setzt die Erhöhung seiner Erwerbsquellen voraus, auch Kirche und Schule bedürfen der Geldmittel, um ihre Aufgaben erfüllen zu können. Die Geschichte lehrt auch, daß alle thatkräftigen Völker und Herrscher nach Vermehrung ihrer Besitztümer und damit nach Vergrößerung ihres Wohlstands strebten. Zugeben kann man, daß einzelne Völker auch ohne starke Flotte zur Blüte gelangt sind; aber Mars irrt sehr, wenn er Rom und Rußland dazu rechnen zu dürfen glaubt. Roms Glanzzeit begann erst, als Karthago zerstört war, als dem mächtigsten Handelsvolke der alten Welt nach schweren Kämpfen der Dreizack entrissen war. Und Rußland erwachte erst aus seiner barbarischen, kräftezersplitternden Bedeutungslosigkeit, als ihm Peter der Große die Flotte schuf. Die Osmanen mußten übers Meer, um Stambul zu gewinnen. So bleiben von den Reichen, die nach Mars ohne Flotte zur Blüte gelangt sind, nur Persien, China, die indischen Reiche und das Reich der Inkas übrig, von denen aber doch zu wenig sichres bekannt ist, als daß man sie als Muster von Landmächten aufführen könnte. Das deutsche Reich zur Zeit der Salier und Hohenstaufen aber war in der glücklichen Lage, daß es Boden im Überfluß für seine nach heutigen Begriffen sehr schwache Bevölkerung hatte.

„Deutschland würde — meint Mars — gleichwie es mit der Erwerbung seines Kolonialbesitzes zu spät gekommen ist, auch mit der Schaffung einer großen Flotte, selbst wenn es dabei nicht, wie höchst wahrscheinlich, von den übrigen Seemächten wiederum übertroffen würde, post festum kommen." Spät sind wir freilich mit der Erwerbung von Kolonien gekommen, aber doch durchaus noch nicht zu spät. Was heißt denn überhaupt post festum in der Geschichte? War es vielleicht zu spät, als die Römer nach dem Muster der gestrandeten punischen Triere ihre Flotte bauten? Kam etwa Cromwell mit seiner Navigationsakte, die die Handelsschiffahrt des seemächtigen Hollands vernichtete, post festum? Nur der Erfolg ist maßgebend, das läßt sich an Hunderten von Beispielen zeigen; Maßregeln aber, die zum Erfolge führen sollen, a priori zurückzuweisen, weil sie doch post festum kämen, das thun nur altersschwache Menschen. Das ist eine Kleinmütigkeit, die wir minderwertigen

Digitized by Google

Völkern überlassen wollen. Ob Deutschland im Laufe kommender Jahrhunderte seine Grenzen erweitern oder wertvolle Kolonialreiche besitzen wird, kann heute noch niemand voraussagen; hoffen wollen wir es aber. Jedenfalls ist es Pflicht des lebenden Geschlechts, dafür zu sorgen, daß unsre Nachkommen nicht nur Raum und Nahrung finden, sondern auch Waffen, um sich im Völkergedränge behaupten zu können.

Mars unterschätzt aber auch den Nutzen, den uns eine starke Kriegsflotte schon in der Gegenwart bietet. Unser Volk nimmt jährlich um 600000 Köpfe zu, wir werden also immer abhängiger von ausländischer Getreidezufuhr. In einem Kriege gegen Frankreich und Rußland z. B. könnten wir aber unter keinen Umständen auf Getreidezufuhr von Österreich rechnen, weil dieses Land dann selbst am Kriege beteiligt wäre und mit seinem Getreide sein eignes Heer nähren müßte. Die Zufuhr von Lebensmitteln durch Holland und Belgien würde Frankreich mit seiner Seemacht verhindern können.

Die Herrschaft in der Ostsee, für die Mars unsre Marine allenfalls kräftigen will, hat für uns gar keinen Wert. Die Ostsee ist nur ein kleines Binnenmeer mit unbedeutendem Handelsverkehr. Die Hauptaufgabe unsrer Kriegsflotte ist nicht der Schutz unsrer Ostseeküste, sondern vor allem der, die Elbe und die Weser offen zu halten, diese beiden Hauptadern unsers ganzen wirtschaftlichen Lebens. Eine monatelange Blockade aller Ostseehäfen würde dem deutschen Handel und Gewerbe viel weniger schaden als der Abschluß der Elbe auf wenige Wochen. Mars möge sich nur bei den Hamburgischen Reedern erkundigen, wieviel Millionen Schaden die Störung des Seeverkehrs durch die Cholera und durch den unseligen Streik nicht Hamburg allein, sondern dem ganzen deutschen Gewerbe gebracht hat.

Daß Mars imstande ist, zu behaupten, es sei seit einiger Zeit „Mode(!) geworden, die Seemacht der Staaten zu überschätzen“ beweist nur, daß seine politischen Anschauungen noch aus der kleindeutschen oder stockpreußischen Zeit vor mehr als einem halben Jahrhundert stammen, wo man dem König von Preußen nur „den Bau bewaffneter Fahrzeuge zur Verteidigung der preußischen Küste,“ aber keinen Flottenbau vorschlug. Er sieht nicht, daß die gesamte Politik der Zukunft lediglich wirtschaftliche Ziele hat. Die großen wirtschaftlichen Interessengebiete: Amerika, England mit seinen Kolonien und Rußland mit seinen asiatischen Ländereien werden sicherlich schon zu Anfange des nächsten Jahrhunderts die wirtschaftliche Existenz Deutschlands und dadurch die soziale Lage unsers Volks mit seinen Arbeitermassen schwer bedrohen. Es ist möglich, jedenfalls wünschenswert, daß sich das übrige Europa dann gleichfalls zusammenschließe, um mit vereinten Kräften den Wettkampf gegen die drei großen Polypen führen zu können. Deutschland wird aber in einem solchen Staatenbund für die Vertretung seiner Interessen nur so viel politisches Gewicht haben, als es zur See bedeutet; denn die See ist das Kampffeld des Welthandels, nicht das europäische Fest-

Digitized by Google

land! Bei einem großen Kriege, den etwa im nächsten Jahrhundert die verbündeten europäischen Nationen gegen das wirtschaftlich übermächtige England zu führen haben könnten, würden wir im Falle des Sieges nur dann eine entsprechende Belohnung einheimsen, wenn wir uns mit entsprechender Seemacht am Kriege beteiligt haben. In Deutschland wünscht ja niemand Krieg gegen England, aber Frieden werden wir nur behalten, wenn wir gegen England etwas bedeuten. Das Heer hat uns vor dem zweiten Kriege mit Frankreich bewahrt; die Flotte allein kann uns vor dem Zusammenstoß mit England bewahren. Wenn wir England gegenüber nichts sind, wird England mit uns umgehen, wie es mit Holland umgegangen ist. Wie für das Heer, so gilt auch für die Flotte: Si vis pacem, para bellum!

Großflottbek Georg Wislicenus

Ein Grundübel unsrer Strafrechtspflege

Von einem Gefängnisbeamten

Otthelf Weiter hat vorm Jahre in einem Aufsatz der Preußischen Jahrbücher das Grundübel, an dem die moderne Strafrechtspflege krankt, in der Unzulänglichkeit der unsrer Justizverwaltung zu Gebote stehenden materiellen Mittel zu finden geglaubt; alles Heil in der Strafrechtspflege verspricht er sich von einer bessern Bezahlung der Richter und von einer Auswahl der Richter aus den bessern Ständen, die durch Vermögen unabhängig und gegen alle Beeinflussung sicher gestellt seien. Er hat im Januarheft der Preußischen Jahrbücher sofort Widerspruch erfahren durch den Hamburger Staatsanwalt Dr. Buehl. Ebenso hat G. Pfizer in einem Februarheft der „Wahrheit“ in einem höchst bemerkenswerten Aufsatz „Rechtspflege und Kapitalismus“ dem Verlangen Weiters nach einem Optimatentum im Richterstande widersprochen. Trotz der scharfen Erwiderung, mit der sich Weiter gegen Buehl gewendet hat, werden die Laien doch nicht über den Eindruck hinauskommen, daß der von Weiter vorgeschlagne Weg zur Heilung aller Übel in der Strafrechtspflege den Widerspruch Buehls sehr wohl verdient habe. Das Beweismittel Weiters, daß den Ausführungen Buehls nur die Autorität eines Staatsanwalts von zehnjähriger Erfahrung zur Seite stehe, ist doch so zweifelhaft, daß man einem Manne, der sich sonach auf die Erfahrung einer längern Reihe von Jahren berufen kann, eine etwas weniger persönlich gefärbte Kampfesweise in diesem geistigen Kampfe hätte wünschen mögen.

Digitized by Google

Die Übel, an denen unsre Strafrechtspflege heute krankt, sind so mannichfacher Art und liegen so handgreiflich zu Tage, daß es überhaupt schwer ist, eines von diesen Übeln herauszugreifen und als das Grundübel zu bezeichnen. Viel wichtiger als die mangelhafte Bezahlung oder die Überbürdung des Richterstandes erscheint mir die gänzliche Unbekanntschaft des Richterstandes mit der praktischen Strafvollziehung. Ein Schulmeister, der ein ausgeklügeltes System der Pädagogik schreiben wollte ohne Rücksicht auf die praktischen Wirkungen und Nachwirkungen seiner Theorie auf die Schüler, würde jedem als Utopist erscheinen; in der Strafrechtspflege aber, dem schwierigsten Teil der Volkserziehung, lassen wir es uns ruhig gefallen, daß Theoretiker zu Gericht sitzen, die höchst selten, ja vielleicht noch nie eine größere Strafanstalt betreten haben, sich nie eine Vorstellung davon verschafft haben, wie sich denn eigentlich so ein Verurteilter im Gefängnis ausnimmt, welchen Einfluß die von ihnen verfügten Strafen ausüben, kurz, wie eine Strafe vollzogen wird. Das ist doch auch ein Übel unsrer heutigen Strafrechtspflege, sogar eines von den Grundübeln, die es erklären, weshalb unsre heutige Strafrechtspflege vielfach so erfolglos ist. In der praktischen Ausbildung unsrer Strafrichter ist nirgends für einen Zeitraum gesorgt, wo der Referendar oder Assessor einmal praktisch in der Verwaltung einer größern Strafanstalt arbeitete. Manchmal nimmt ein Professor Gelegenheit, seine Zuhörer nach einer benachbarten Strafanstalt zu führen, um ihnen im Fluge den Betrieb einer solchen Anstalt zu zeigen. Ein solcher Besuch dient wohl dazu, einige neugierige Fragen zu beantworten, aber ein Eindringen in die ganze Art der Strafvollziehung, eine pädagogische Beschäftigung mit Sträflingen wird dadurch nicht ermöglicht. Von demselben Wert ist es, wenn hie und da einmal ein „Erster Staatsanwalt" mit einer glänzenden Suite von Referendaren erscheint, um die auf diesen Empfang wohl vorbereitete und in dem hellsten Glanz gewichster Gänge und gescheuerter Zellen strahlende Anstalt in Augenschein zu nehmen. Von irgend einer Beschäftigung mit der praktischen Strafvollziehung kann dabei selbstverständlich auch nicht die Rede sein. Neuerdings wird in Preußen von dem Ministerium des Innern und der Justiz der Versuch gemacht, alljährliche Kurse einzurichten, die den Zweck haben, eine praktische Kenntnis des Gefängniswesens zu vermitteln. Jüngere Staatsanwälte, Amtsrichter, Assessoren, Regierungsräte sind in den zwei letzten Jahren zu vierzehntägigen Kursen nach Moabit und Plötzensee berufen worden. Viele, die die Strafvollziehung nur als ein notwendiges Übel ansahen, dessen Erfolg gleich nichts zu erachten sei, sind eines Bessern belehrt aus der Hauptstadt in die Provinz zurückgekehrt. Die Strafvollziehung ist und bleibt nun einmal die Probe auf das Rechenexempel der Strafrechtspflege. Das Bedürfnis einer Ausbildung an Ort und Stelle ist entschieden vorhanden, nur dürfte es sich nicht auf Einzelne beschränken, sondern müßte einen wesentlichen Bestandteil der gesamten Ausbildung

Digitized by Google

des Juristen ausmachen. Es ist ja eine alte, viel bezweifelte Frage, ob sich ein Sträfling im Gefängnis überhaupt so gebe, wie er in Wirklichkeit gesinnt ist. Gewöhnlich beobachtet man zwei Extreme: entweder ist der Sträfling ganz gebrochen, oder er ist frecher als gewöhnlich, um seine wirkliche Stimmung und Gesinnung zu verbergen. Die Erkenntnis seiner wirklichen Natur wird noch dadurch erschwert, daß vielfach in den Gefängnissen zwei Arten von Heuchelei angetroffen werden, die religiöse, zu der die Sträflinge zu dem Zwecke greifen, sich bei den Beamten beliebt zu machen, und die Bildungsheuchelei, die dazu dienen muß, sich als die bedauernswerten Opfer unnatürlicher sozialer Verhältnisse hinzustellen. Aus diesen Verzerrungen den wahren Charakter herauszufinden, ist die schwerste Aufgabe des Gefängnisbeamten, die Pflicht des Richters aber ist es, bei der Bestimmung und Begrenzung der Strafe die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Verbrechers zu berücksichtigen. Das erlernt man nicht in flüchtigen Augenblicken, auch nicht in vierzehn Tagen, dazu gehört lange Erfahrung.

Wie wenig heute manchmal von psychologischen Gesichtspunkten aus Recht gesprochen wird, mag folgender Fall zeigen: Ein junger Mensch wird in einer Wirtschaft von zwei der Polizei als Tagediebe und Trinker bekannten, gemeingefährlichen und schon oft bestraften Zuhältern belästigt. Er ergreift einen Stock und prügelt beide Zuhälter derart durch, daß der eine in ein Krankenhaus geschafft werden muß. Hätte der junge Mann zwei anständige Leute durchgeprügelt, so hätte er eine harte Strafe verdient; da es aber zwei elende, berüchtigte Rowdys waren, so verdiente er eigentlich eine Anerkennung, jedenfalls aber keine harte Strafe. Wenn nun ein Richter trotzdem diesen jungen Mann zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, so ist das nur dadurch zu erklären, daß er als echter Bureaukrat dachte: Si duo faciunt idem, est idem. Daß nach diesem mechanischen Grundsatz sehr viel geurteilt wird, weiß niemand besser als der gewohnheitsmäßige Verbrecher. Auch die Haftstrafen, die wegen Bettelns erkannt werden, lassen vielfach eine vernünftige Beurteilung schwer vermissen. Vor mir liegen z. B. folgende Aktenstücke: Der fünfundzwanzigjährige Schlosser F. R. aus H., mehrere Jahre in einer Gewehrfabrik beschäftigt und verheiratet, wird entlassen, da die Arbeit in der Fabrik nachläßt. Er kehrt in die Gegend seiner Heimat zurück. Auf der Suche nach Arbeit wird er mittellos und bettelt um Brot. Von einem Schutzmann aufgegriffen, wird der noch nie bestrafte Mann sofort zu dreißig Tagen Haft verurteilt. Ein sechzehn Jahre altes verwaistes Bübchen J. G. H. aus R. ist auf der Wanderschaft begriffen, um seinen ältern Bruder, der Korbmacher in Köln ist, aufzusuchen und bei diesem in Arbeit zu treten. In W. haben ihm zwei Handwerksburschen seine kleine Barschaft abgeschwindelt. Er gelangt zu Fuße bis nach F. Dort bettelt er und wird sofort zu zehn Tagen Haft verurteilt. Ein gemütlicher Sachse, seines Zeichens Friseur, F. D. aus D., achtzehn Jahre alt, kommt ebenfalls als Handwerksbursche in eine Stadt, hält Umschau bei

Digitized by Google

dem Handwerk und erhält, da er einen Fleischerladen mit einem Friseurladen verwechselt und dort ein Stückchen Wurst gebettelt hat, obwohl bisher noch nie bestraft, sofort zwanzig Tage Haft. B. D. aus L., Fabrikarbeiter, ebenfalls auf der Wanderschaft begriffen, wird in derselben Stadt beim Betteln betroffen und obwohl noch nie bestraft, auf zwanzig Tage eingesperrt. Th. O. aus U., Knecht, neunzehn Jahre alt, einmal wegen Widerstands mit sieben Wochen Gefängnis bestraft, erhält zum erstenmale wegen Bettelns ergriffen zwanzig Tage Haft. J. K. aus K., Fleischergeselle, Handwerksbursche, achtzehn Jahre alt, noch nie bestraft, wird wegen Bettelns mit zwanzig Tagen Haft belegt. C. G. K., Gärtner, aus dem Gefängnis zu B. nach dreijähriger Strafe entlassen, die er wegen falscher Anschuldigung verbüßt hat, geht wegen Arbeitslosigkeit auf die Wanderschaft. Beim Betteln betroffen, wandert er sofort auf dreißig Tage in Haft. H. M. aus B., einundfünfzig Jahre alt, Tischlergeselle, einmal wegen Bettelns mit einem Tag Haft bestraft, bettelt aus Hunger. Urteil: dreißig Tage Haft. F. M. aus K., einunddreißig Jahre alt, Gerber, noch nie bestraft, erhält als erste Strafe wegen Bettelns zwanzig Tage Haft. Der Tagelöhner Chr. E., fünfzig Jahre alt, noch nicht bestraft, bettelt in der Not; Urteil: zehn Tage Haft. Der Tischler K. H. aus L., neunzehn Jahre alt, noch nicht bestraft, als Handwerksbursche auf Wanderschaft, erhält wegen Bettelns als erste Strafe dreißig Tage Haft. Außer diesen Fällen, die hauptsächlich Handwerksburschen oder arbeitslose junge Leute betreffen, hier noch einige andre Fälle. Ein sechzigjähriger Tagelöhner J. Sch. aus M. ist seit dem 18. Januar 1893, wo er wegen Bettelns drei Tage Haft verbüßte, nicht in der Strafanstalt gewesen, scheint sich also ehrlich bemüht zu haben, sein tägliches Brot zu verdienen. Jetzt erhält er wegen Bettelns — infolge des ungünstigen Frühjahrs haben die Erdarbeiten zeitweilig unterbrochen werden müssen — dreißig Tage Haft. Der sechsundvierzigjährige C. H. hat am 28. November 1891 eine fünftägige Haftstrafe verbüßt. Seit dieser Zeit ist er nicht wiedergekommen. Arbeitslos geworden, erhält er jetzt wegen Bettelns vierzig Tage Haft. Der zweiundfünfzigjährige Tagelöhner C. B. aus G. hat seine letzte fünftägige Haftstrafe am 9. März 1894 verbüßt. Nach mehr als drei Jahren erhält er wegen Bettelns eine Strafe von zwanzig Tagen. Der fünfundfünfzigjährige H. H. aus E., einmal wegen Diebstahls mit drei Jahren Zuchthaus bestraft, bettelt aus Not und erhält als erste Bettelstrafe fünfundzwanzig Tage Haft. Der schon unzähligemal wegen Bettelns bestrafte achtundfünfzigjährige J. G. aus G. hat vor vielen Jahren einmal ein Auge verloren. In diesem Frühjahr bricht er zum zweitenmal den Arm. Am 4. Mai aus dem Krankenhause entlassen, findet der alte Mann, innerhalb von vier Tagen, nicht sofort Arbeit und erhält am 8. Mai wieder zwanzig Tage Haft, da die Polizei von jedem Bettler und Arbeitslosen verlangt, daß er einen Schein unterzeichnet, auf dem er sich verpflichtet, sich binnen vier Tagen

Digitized by Google

Obdach und Arbeit zu verschaffen. Ob das wohl ein Assessor fertig brächte, wenn er aller Hilfsmittel entblößt auf seiner Hände Arbeit angewiesen wäre?

Diesen Haftstrafen junger Handwerksburschen und halb erwerbsunfähiger älterer Bettler stelle ich einige Haftstrafen öffentlicher Dirnen gegenüber. K. K. aus R., vierundzwanzig Jahre alt, wird wegen Übertretung der Kontrollvorschriften mit einem Tage Haft bestraft, nachdem sie bereits folgende Strafen erlitten hat: am 29. Dezember 1890 einen Tag Haft wegen Übertretung der Kontrollvorschriften, am 7. August 1893 drei Tage Haft, am 17. November 1893 fünf Tage Haft, am 9. April 1894 drei Tage Haft, am 8. August 1894 zwei Tage Haft, am 22. März 1895 drei Tage Haft, am 4. November 1896 einen Tag Haft. Die dreiunddreißigjährige, seit dem 14. September 1888 wenigstens dreißigmal und auch schon vorher öfter bestrafte Katharina Z. aus H. erhält wegen Übertretung drei Tage Haft als neueste Strafe. Die am 12. September 1896 zum erstenmale, seitdem noch sechzehnmal bestrafte J. Z. erhält wegen Übertretung zehn Tage Haft. Sophie D. aus R., fünfundzwanzig Jahre alt, seit 1892 einundzwanzigmal bestraft (die höchste Strafe darunter zehn Tage, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Tage), bekommt — einen Tag Haft; M. C. aus N., sechsundzwanzig Jahre alt, seit dem September 1894 siebzehnmal bestraft, verbüßt eine dreitägige Haftstrafe; die höchste Strafe, die sie bisher verbüßt hat, betrug vier Tage. W. E. aus G., neunzehn Jahre alt, seit dem Mai 1896 sechsmal bestraft, verbüßt ihre höchste Strafe: zwei Tage Haft. Die seit dem August 1893 dreizehnmal bestrafte A. W., dreißig Jahre alt, wird am 22. Januar zu einem Tag Haft, ebenso am 22. Februar zu einem Tag Haft verurteilt; die höchste Strafe, die sie bisher verbüßt hat, betrug fünf Tage Haft. Die zweiundzwanzigjährige A. W. verbüßte seit dem Februar 1896 Haftstrafen von 5, 2, 3, 5, 3, 4 Tagen, obwohl sie selbst angiebt, vorher schon unzählige Kontrollstrafen „erledigt" zu haben (erlitten kann man kaum sagen). A. St., einunddreißig Jahre alt, seit dem November 1888 vierzehnmal bestraft, hat als höchste Strafe vierzehn Tage aufzuweisen. W. Sch. blickt seit dem August 1891 auf Haftstrafen in der Dauer von 1, 3, 2, 2, 5, 2, 3, 5, 5, 3, 3, 6, 1, 1, 2, 1, 1, 5 Tagen zurück. Die neunzehnjährige L. W. wurde als siebzehnjähriges Mädchen im Dezember 1895 wegen Diebstahls bestraft, da sie einem Herrn eine Uhr gestohlen hatte. Seit dieser Zeit hat sie Haftstrafen verbüßt in der Dauer von 10, 14, 7, 10, 4, 10, 15 Tagen. Die neunzehn Jahre alte K. M., später verehelichte S. aus B. gab bei ihrer Aufnahme am 6. Juli 1888 an, schon unzählige Strafen wegen Kontrollübertretung in Köln verbüßt zu haben. Seitdem zählen ihre Personalakten folgende Strafen auf: 10, 3, 14, 1, 5, 3, 2, 3, 3, 6, 3, 4, 1, 2, 3, 3, 3, 2, 3, 2, 2, 2, 3, 1, 2, 1, 2, 3, 2, 3, 5, 2, 1, 1, 1, 1, 1 Tag Haft!

Diese Liste von Haftstrafen zur Kennzeichnung der Rechtspflege an öffentlichen Dirnen läßt sich nach Belieben ausdehnen. Vergleicht man sie mit der

Digitized by Google

Strafliste der Bettler, welche Strenge auf der einen, welche Milde auf der andern Seite! Mit beiden Klassen wird in unsrer heutigen Strafrechtspflege kurzer Prozeß gemacht, sie werden in prompter Geschäftserledigung, auf die ja Gotthelf Weiter so großen Wert legt, einen Tag oder ein paar Tage nach der polizeilichen Ergreifung in summarischem Verfahren abgeurteilt. Die Dirnen, durch langjährige Erfahrung gerichtskundig, ergreifen, wenn ihnen die Strafe zu hoch scheint, oder wenn ihnen die Überweisung an die Landespolizei unbequem ist, öfter das Rechtsmittel der Berufung an die Strafkammer, wo es ihnen durch geschickte Verteidigung öfter gelingt, ihre Strafe zu mindern oder die Überweisung an die Landespolizei rückgängig zu machen. Die jungen Handwerksburschen aber, des gerichtlichen Geschäftsganges unkundig, während der summarischen Gerichtsverhandlung auch oft sehr wenig redegewandt, eingeschüchtert und beschämt durch den niederschlagenden Eindruck der ersten Verhandlung, unterschreiben vielfach sofort ihr Urteil, nur um aus der Verhandlung hinauszukommen. Nun ist gewiß jeder praktische Gefängnisbeamte ein Anhänger langer Strafen; denn alle kurzen Strafen hinterlassen von dem Gefängnis keinen Eindruck, nur lange Strafen üben die ganze, niederdrückende Wirkung des Gefängnisses aus. Trotzdem können die kurzen Strafen nicht entbehrt werden, schon deshalb, weil sie den Ersatz für nicht einzutreibende Geldstrafen bilden müssen, noch mehr aber, weil gewisse Ordnungsvergehen eben nur ganz geringe Strafe verdienen. Aber die Frage drängt sich doch jedem auf: Sind so lange Haftstrafen nötig, um einen arbeitslos gewordnen Familienvater, der sich eine neue Heimat suchen will, der gewiß nicht aus Übermut bettelt, gleich zum erstenmale mit dreißig Tagen Haft zu bestrafen, während eine leichtlebige, ehrlose Dirne, die in dem Zeitraum von neun Jahren in einer Anstalt allein siebenunddreißig Strafen verbüßt hat, immer wieder nur mit zwei bis drei Tagen, wenns hoch kommt, einmal mit vierzehn Tagen bestraft wird? Diese Dirnen bleiben völlig ungerührt bei solchen Urteilen; sie gewinnen ihnen nur den Eindruck ab, daß sie in Bausch und Bogen ausgesprochen werden, um die Anzeigen der Schutzleute aktenmäßig zu „erledigen.“ Solche Urteile lassen kaum noch einen pädagogischen Hintergedanken ahnen. Harte erste Haftstrafen aber erzeugen in unverdorbnen Handwerksburschen eine wahre Wut gegen den Staat. Man kann davon Zeuge werden, wenn man sich als Gefängnisbeamter von solchen sechzehn- bis neunzehnjährigen Bürschchen erzählen läßt, wie sie zu ihrer ersten Strafe gekommen sind. Mancher Meister, der in seinen reifern Jahren in Achtung und Ansehen steht, hat auch einmal auf der Walze eine schwache Stunde gehabt und eine kleine Arreststrafe verbüßt. Er erinnert sich ihrer später mit Lachen, wie sich mancher vertrocknete Staatshämorrhoidarius ohne große Reue daran erinnert, daß er als Primaner oder Sekundaner einmal das Karzer geziert oder als Student mit der Festung Bekanntschaft gemacht hat.

Digitized by Google

Kommen wir nun auf unsre Frage zurück, ob es möglich sei, im Gefängnis den wahren Charakter eines Sträflings zu erkennen, so glaube ich allerdings, daß sich sowohl der Verbrecher wie der Pechvogel im Gefängnis mehr von seiner wahren Seite giebt als im Gerichtssaal. Tribunalluft wirkt leicht gemüttötend und lagert bleischwer auf der Seele der Angeklagten und auch unwillkürlich der Richter. Deshalb darf der Strafrichter nicht immer im Gerichtssaal und im Bureau hocken bleiben. Er muß die Wirkung der von ihm ausgesprochnen Strafen im Gefängnis beobachten und sich durch diese Bereicherung mit dem Leben vor Verknöcherung bewahren. Es ist heutzutage Mode geworden, die Übel, an denen die Strafrechtspflege krankt, auf das „Überwuchern des staatsanwaltschaftlichen Elements" im Strafprozeß zu schieben. Das ist auch eins der modernen Schlagwörter, die vom Publikum gläubig nachgebetet werden. Einzelerscheinungen zu verallgemeinern, ist immer gewagt, und so läßt sich auch kein Urteil darüber fällen, auf welcher Seite der Sinn für die Bedürfnisse des Lebens und die Bedeutung der Strafvollziehung für die Erziehung eines Volkes lebhafter ausgebildet sei, bei den Richtern oder bei den Staatsanwälten. Aber durch die Beziehungen, die vielfach zwischen Gefängnisverwaltung und Staatsanwaltschaft bestehen, ist doch im ganzen das Bedürfnis, der Sprache zu lauschen, die der Erfolg der Strafvollziehung redet, auf Seiten der Staatsanwaltschaft größer. Es können Jahre und Jahrzehnte vergehen, ohne daß ein Richter eine Strafanstalt betritt und sich einmal nach denen erkundigt, in deren Leben er einst so zerstörend eingegriffen hat. Und doch müßte die Kenntnis des Gefängnislebens unbedingte Voraussetzung sein für ein Amt, das einen so hohen Grad sittlicher Verantwortung hat, wie das des Strafrichters. Unsre Richter sind durch die Trennung von Verwaltung und Justiz viel zu sehr dem Leben entfremdet worden. Der Verwaltungsbeamte schafft Werte im Volksleben. Ein guter Landrat ist ein Vorkämpfer für seine Bauern und hilft ihnen durch Vorschläge neuer Wege, neuer Eisenbahnlinien usw. Des Richters Thätigkeit dagegen ist zum größten Teil negativ, vor allem die des Strafrichters. Der Staatsanwaltschaft ist ein Verwaltungsgebiet, die Leitung des Gefängniswesens, in einigen Teilen der preußischen Monarchie verblieben. Dies giebt ihnen eine größere Menschen- und Weltkenntnis als dem Richter, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß es nicht auch Staatsanwälte gäbe, die es für eine Sünde halten würden, wenn sie einmal unter ihren Scheuklappen hervor in das Leben hinausblickten. Wenn unsre Richter das Gefängnisleben besser kennten, dann würden nicht so manche Urteile vorkommen, die wegen ihrer lächerlichen Milde den Spott des Gefängnisbeamten herausfordern, und wieder andre Urteile, in deren unverständliche Härte man sich nur mit Kopfschütteln ergeben muß. Wenn ein unzähligemal bestrafter Zuhälter zu einem Jahr Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt wird, so kann man sich des

Digitized by Google

Lachens nicht enthalten; denn fünf Jahre Ehrverlust bedeuten für einen solchen Menschen, der gar keine Ehre zu verlieren hat, dasselbe, als wenn man einen Ochsen ins Horn kneipt. Fünf Jahre Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust würden einen ganz andern Eindruck machen. Dagegen wird man mit Wehmut erfüllt beim Anblick eines gutmütigen, kreuzbraven Tölpels. Er hat vor einem Jahre zur Winterzeit, wo im Kohlenhafen viel zu thun war, sechsunddreißig Stunden hintereinander gearbeitet. Auf dem Heimweg betritt er mit einem Mitarbeiter eine Bierwirtschaft. Beim ersten Glase schläft er vor Übermüdung ein. Der Wirt, ein Mensch, der nicht in dem besten Rufe steht, schüttet dem eingeschlafnen Gast ein Glas kaltes Wasser in den Nacken. Erschrocken fährt dieser auf, schlägt um sich und ergreift ein auf dem Tische liegendes Messer, mit dem er den Wirt zweimal leicht verletzt. Das Urteil lautet auf zwei Jahre und vierzehn Tage Gefängnis. Dieser arme Teufel, der ohne Verteidiger vor Gericht stand, der so auf den Mund gefallen war, daß er, obwohl ein Hüne von Gestalt, vor Thränen unfähig war, ein Wort zu reden, war froh, als die Gerichtsverhandlung zu Ende war. Er hätte das Urteil unterschrieben, auch wenn es auf drei und noch mehr Jahre gelautet hätte. Als ob jede Körperverletzung eine Roheit sein müßte! Der Messerheld, der gewöhnlich im Gefolge des Zuhältertums in den Großstädten auftritt, ist gewiß ein hinterlistiger, meuchlerischer und gemeingefährlicher Verbrecher, der kein Mitleid verdient. Dieses Gesindel, das gewöhnlich eine ganze Reihe von Strafen wegen Roheit, Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Obrigkeit usw. verbüßt, ist ein feiges, entartetes Volk. Unter Arbeitern und Bauernjungen dagegen, die zum erstenmale wegen Körperverletzung bestraft werden, begegnen einem vielfach ganz ehrliche Burschen, die man durchaus nicht mit den Messerhelden auf eine Stufe stellen darf. Vielfach hat diese Leute verletztes Rechtsgefühl zur Rache getrieben. Das ist ja nicht der legale Weg, Genugthuung zu erlangen, aber als ultima ratio wird ein gesundes Volk, namentlich wenn der gerichtliche Weg vielfach durch ungeheure Gerichtskosten verrammelt ist, immer wieder solche Wege beschreiten; das wird sich nie ganz aus der Welt schaffen lassen. Infolgedessen sieht auch das Volk die Körperverletzung vielfach nicht als etwas Ehrenrühriges an, ebenso wie in weiten Volkskreisen, die das Leben noch mit ein paar gesunden Augen ansehen, die Prügelstrafe und die Todesstrafe als eine unbedingte Notwendigkeit empfunden wird. Die Entfremdung unsrer heutigen Juristerei von dem Rechtsgefühl des Volkes offenbart sich in nichts mehr als in der angekünstelten Entrüstung über die Prügelstrafe, in der Bewegung gegen die Todesstrafe, von der Fürst Bismarck einmal mit Recht gesagt hat, daß sie nur in der Bequemlichkeit ihren Grund habe, kein Todesurteil aussprechen zu müssen und damit diese hohe Verantwortung von sich abwälzen zu können. Dem deutschen Doktrinarismus ist es gelungen, die Prügelstrafe aus dem Reichsstrafgesetzbuche als richterliche

Digitized by Google

Strafe zu entfernen. Wenn dann solche Gesellen im Gefängnis erscheinen, die nur aus Bosheit und Gemeinheit öffentliche Anlagen, Ruhebänke usw. mit Kot beschmutzen, junge Bäume umknicken, Denkmäler oder Neubauten mit einer ätzenden Flüssigkeit begießen oder wie jüngst in Frankfurt a. M. am Denkmal Kaiser Karls des Großen die Hand herunterhauen (wofür sie wirklich ein ganzes Jahr Gefängnis erhalten haben sollen!), dann ergreift den Beamten das Gefühl: Für dich, elender Kujon, ist das Gefängnis ein viel zu guter Ort, du müßtest Prügel haben, daß du an den Wänden hinauftanztest! Aber diese Energie geht unsrer Rechtspflege immer mehr verloren. Tacitus sagt: In pessima civitate plurimae leges. Die Fähigkeit, ein formgerechtes, allen Feinheiten der Strafprozeßordnung entsprechendes Urteil zu verfassen, bietet noch lange nicht die Bürgschaft, daß solche Urteile auch dem schlichten Rechtsbewußtsein des Volkes Genüge leisten. Eine Rechtspflege, die imstande ist, einen achtzehnjährigen Handwerksburschen zum erstenmale zwanzig Tage ins Gefängnis zu sperren, dagegen ein Mädchen, das sich preisgegeben hat und zum erstenmale mit der Sittenpolizei in Konflikt kommt, mit einem Tag Haft bestraft, beweist damit, daß sie das Volksleben schlechterdings nicht kennt. Ein Handwerksbursche, der beim Handwerk vorspricht, braucht noch lange nicht ehrlos zu sein. Die öffentliche Dirne aber ist unter allen Umständen ehrlos und hat in der Regel, ehe sie mit dem Richter Bekanntschaft macht, vorher schon wochenlang, ja oft schon jahrelang von ihrem ehrlosen Treiben gelebt. Vor einiger Zeit hörte ich, daß ein Gendarm einem fechtenden Handwerksburschen die Papiere geprüft, ihm aus seiner Tasche ein Geldstück gegeben und ihn dann vor das Dorf geführt habe, wo er ihn mit einem sanften Fußtritt den Weg zur nächsten Stadt gezeigt habe, wo er Arbeit finden würde. Das war ein vernünftiger Kriminalpolitiker.

Geradezu absurd ist die gesamte heutige Rechtspflege gegen die Dirnen. Wird ein Mädchen unter Sittenkontrolle gestellt, und der Richter kommt in die Lage, ein solches Mädchen zum erstenmal bestrafen zu müssen, dann soll man sich nicht mit lächerlichen Haftstrafen von einem oder zwei Tagen begnügen. Würden die Mädchen gleich so bestraft, daß ihnen die Augen übergingen, würde ihnen das Leben so sauer gemacht, daß ihnen gleich nach der ersten Bestrafung der Aufenthalt in der Stadt verboten würde, daß sie sofort in die Heimat zu den Eltern und Vormündern zurückgebracht würden, wo sie erst dann wieder die Erlaubnis sich zu vermieten bekommen dürften, wenn sie eine Arbeitsstelle in einer Familie oder einer Fabrik nachweisen könnten, die nicht auf Täuschung der Polizei hinausliefe, gegen die überhaupt kein Einwand erhoben werden könnte, dann hätte die Rechtsprechung gegen diese Dirnen einen Sinn. Eine solche Rechtspflege fordert allerdings Pädagogen und keine Bureaukraten, aber von einer solchen Rechtspflege dürfte man sich entschieden bessere Früchte versprechen als von der heutigen. Gegen den Vergleich der

Digitized by Google

Juristen mit den Pädagogen sträubt man sich freilich mit Händen und Füßen aus geschichtlichen und andern Gründen; trotzdem ist es vielleicht die idealste Auffassung der Strafrechtspflege, daß der Strafrichter sich das Ziel setzen soll, formell korrekt zu urteilen, aber in der Ausübung seines Amtes auch gesunde Volkspädagogik zu treiben. Ebenso wichtig wie das eine, daß der Richter das Strafgesetzbuch kennt, vielleicht noch wichtiger ist das andre, daß er den Verbrecher kennt, den Menschen kennt, über dessen Handlungsweise er ein Urteil fällen soll. Welches Licht wirft es auf den Richter, wenn ein allerdings sehr schönes, aber bodenlos gemeines Frauenzimmer in der Gefängnisanstalt ihren Genossinnen erzählt: Wenn ich vor dem Richter stehe und so recht aus gepreßtem Herzen seufze und hilfeflehend die Augen aufschlage, zur Not auch einmal weine, dann verurteilt mich kein Richter zu längerer Haftstrafe oder zu Arbeitshaus! Dergleichen erzählen sich die Dirnen unter einander, und die häßlichen Mistfinken unter ihnen, die Proletarier, die schon einmal längere Strafen erhalten haben, sind ganz neidisch auf die Aristokratinnen ihres „Geschäfts."

Der gänzliche Mangel an Vertrautsein mit der Strafvollziehung ist mir immer als eines der Grundübel der heutigen Strafrechtspflege erschienen. Nur im Verlaufe der Strafvollziehung kann man lernen, wie Strafen wirken, welche Erfolge sie haben. Trotzdem hält man es nicht einmal für der Mühe wert, den Juristen während seiner praktischen Ausbildungszeit für das Richteramt sich mit der Strafvollziehung beschäftigen zu lassen. Die Thätigkeit der Amtsrichter, die ja meistenteils Vorsteher der Amtsgerichtsgefängnisse sind, kann nicht dafür gelten, denn die Insassen dieser Gefängnisse sind doch größtenteils Untersuchungsgefangne oder harmlose Vagabunden. Je mehr aber die Verwaltung der Strafvollziehung auch noch der Staatsanwaltschaft entzogen und in die Hände der Polizei und der Verwaltung gelegt wird, umso größer wird die Entfremdung des Richterstandes von den Aufgaben der Strafvollziehung werden. Und doch sollte die Beschäftigung damit die Arbeit des grünen Tisches, Strafurteile zu finden und zu fällen, immer lebendig erhalten. Geht diese Wechselwirkung immer mehr verloren, so muß die Strafrechtspflege immer bureaukratischer, immer unvolkstümlicher werden. Mehr Menschlichkeit am rechten Orte, mehr Strenge zur rechten Zeit, das sind die Heilmittel, die man für das Grundübel der modernen Strafrechtspflege fordern muß.

Digitized by Google

Religionsunterricht

(Schluß)

Soweit der Religionsunterricht Sittenlehre ist, enthält er außer den schon angeführten noch andre Schwierigkeiten, die mir je länger desto unüberwindlicher schienen. Daß und warum ich in das Geschrei über die „Jesuitenmoral“ nicht einstimme, habe ich bei einer andern Gelegenheit gesagt: in einer für die Geistlichen geschriebnen Anweisung zur Erteilung des Unterrichts in der Sittenlehre und zur Beurteilung von Gewissensfällen kann die Kasuistik nicht entbehrt werden. Darin liegt also das Übel nicht, aber daß die Kasuistik in den Jugendunterrricht eindringt, das ist unbedingt vom Übel, und dazu leiten die Katechismen an. Ein edles Gemüt, zum tüchtigen Charakter gefestigt, verachtet die Kasuistik und ist nicht im geringsten im Zweifel darüber, ob eine Handlung gut oder schlecht sei. Ein Verbrechen kann der edle Mann, von Leidenschaft hingerissen, begehen, aber keine Gemeinheit. Eine Gemeinheit aber ist es z. B., sich diesen oder jenen zweifelhaften Profit zu gestatten, diesen oder jenen unedeln Gedanken zu hegen, weil nach der probabeln Meinung des Dr. A. bloß eine läßliche, nach der des Dr. B. gar keine Sünde darin liegt, die Hölle also nicht unmittelbar droht. Die kasuistische Behandlung der Tugenden, Sünden und Pflichten erzieht nun, ohne daß es der Lehrer will, zu solcher Gemeinheit. Der Schüler wird zum Kriminalstudenten oder zum Börsenspekulanten, der, das Strafgesetzbuch in der Hand, in jedem Augenblicke prüft, wie weit er in der Befriedigung unedler Wünsche und Begierden gehen darf, ohne einer Strafe zu verfallen, die den Vorteil übersteigt. Nicht besser als um die Sündenflucht steht es um die Tugendübung, wenn sich diese in lauter einzelne gute Werke auflöst, die nicht unwillkürliche Ausflüsse einer edeln Gesinnung, sondern vorbedachte Frohnarbeiten zur Erkaufung des Himmelslohnes sind. Über Pflichtenkollisionen hilft auch die eingehendste Kasuistik nicht hinweg; ja darüber soll sie gar nicht hinweghelfen. Muß der Jüngling, der Mann die eine Pflicht verletzen, um eine andre erfüllen zu können, so soll er den ganzen Schmerz empfinden, der in dieser harten Notwendigkeit liegt, und er soll sich ihn von keinem geistlichen Advokaten rauben lassen. Nun kann ja freilich diese edle

Digitized by Google

Gesinnung nicht bei jedem jungen Menschen vorausgesetzt werden. Sie ist gar nicht bei allen möglich, und vielleicht wäre auch eine aus lauter edeln und heroischen Charakteren bestehende Gesellschaft gar nicht möglich. Das Leben ist ein Gewirr von Frohnarbeiten, die geduldige und wenig nachdenkende Fröhner fordern, und von Interessenkämpfen, bei denen es sich meistens um ein paar Thaler und manchmal nur um ein paar Pfennige handelt. Das Alltagsleben ist also philisterhaft und gemein und fordert gewöhnliche Alltagsmenschen, die es verstehen, sich in seine Ordnung zu fügen und in ihre Lage zu schicken. Dafür brauchen sie eine Anweisung, und was man gewöhnlich Moralunterricht nennt, das ist eine solche Anweisung; sie kann also wohl nicht gut entbehrt werden, aber wenn man das durchschaut hat, erteilt man sie nicht gern, weil sie die zarte Blüte der edeln Gesinnung abstreift und dem edeln Streben das Mark nimmt.

Bedenklich sind dann ferner die mancherlei Mittel zur Besserung, Vervollkommnung und Heiligung, die im katholischen und zum Teil vielleicht auch in manchem pietistisch angehauchten evangelischen Religionsunterricht empfohlen werden, und die insgemein auf anhaltende Beschäftigung der Seele mit sich selbst hinauslaufen: tägliche Gewissenserforschung, selbstgewählte Abtötungen und dergleichen. Es ist mir vorgekommen, daß den Mädchen einer Schulklasse geraten wurde, über die kleinen Abtötungen und Entsagungen, die sie sich freiwillig auflegen sollten, Buch zu führen und am Wochenschluß dem Beichtvater oder der Lehrerin Bericht zu erstatten. Es braucht nicht weitläuftig ausgeführt zu werden, wie diese Methode bei den oberflächlichen Seelen lächerlichen Dünkel, bei den zarten geistige Hypochondrie, bei den stillen die gefährliche Gewohnheit des Brütens, bei den trägen die Neigung, anstrengende Arbeit durch Andachtständelei zu ersetzen, bei wilden Knaben Zynismus erzeugt. Ein junger Kaplan kam einmal ganz unglücklich aus seiner Dorfschule heim. Er hatte mit seinen Beichtjungen eine gemeinsame Gewissenserforschung angestellt und ihnen geraten, dabei, um jede Zerstreuung abzuwehren, den Kopf auf die überm Tisch gefalteten Hände zu legen, und er nahm auch selbst diese Haltung ein, von Zeit zu Zeit eine Sünde nennend und darauf in längerer Pause Zeit zum Nachdenken lassend. Nachträglich erfuhr er, daß die Jungen diese Situation, die ihnen großen Spaß machte, dazu benutzt hatten, einander Zoten zuzuflüstern. Das würde nun freilich nicht überall der Erfolg gewesen sein, denn es giebt Knaben, die ungemein empfänglich für dergleichen Veranstaltungen sind, und in denen die Vorstellungen von Sünde und Hölle die tiefsten Erschütterungen hervorbringen, aber es ist die Frage, ob nicht aus Dorfjungen, die sich bei der Gewissensprüfung Zoten erzählen, geistig und körperlich gesündere Menschen werden, als aus zartbeseelten und gemütstiefen, die schon in einem Lebensalter, wo sie noch in jeder Beziehung wirklich unschuldig sind, von schrecklichen Gewissensängsten gefoltert werden.

Digitized by Google

Überhaupt aber ist es ein Grundfehler des christlichen Unterrichts in der Sittenlehre, daß dabei Verbote und Sünden, also die Unsittlichkeiten, in den Vordergrund gestellt werden, die doch nur, als die Schatten der Sittlichkeit, hinterdrein und nebenbei erwähnt werden sollten, und daß die Gedanken der Schüler bei Gegenständen festgehalten werden, über die sie vielleicht, wenn sie ihnen im Leben aufstoßen, mit flüchtigem Erröten hinweghüpfen. Ich war noch gläubiger römischer Katholik, als einmal die Kritik der zehn Gebote, die Goethe Mittlern in den Mund legt, tiefen Eindruck auf mich machte. Nichts sei ungeschickter und barbarischer, als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. „Der Mensch ist von Hause aus thätig, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle sähe. . . . Wie verdrießlich ist mirs oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges, gebietendes Gebot. . . . Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Als wenn irgend ein Mensch im mindesten Lust hätte, den andern tot zu schlagen! Man haßt einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen tot schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Totschlag zu verbieten? Wenn es hieße: sorge für des andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eignen Gefahr: das sind Gebote, wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern statt haben, und die man in der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasistdas nachschleppt. Und nun gar das sechste . . . wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und teil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages usw." Das Verbot selbst möchte noch angehen, wenn es nur die Erklärungen nicht noch schlimmer machten. In den katholischen Katechismen wird gewöhnlich gesagt, das sechste Gebot verbiete „alle unkeuschen Gedanken, Worte und Werke," was gar nicht wahr ist und das Verständnis des Verbots verbaut. Die christlichen Geistlichen könnten sich für die Erklärung des sechsten Gebots bei Xenophon Rat holen, der an vielen Stellen sehr schön über die Ehe spricht und besonders an einer einen für den Katecheten sehr brauchbaren Fingerzeig giebt. Er läßt den Tyrannen Hiero in einem Gespräch mit Simonides die Freundschaft preisen und sagen, auch die meisten Stadtobrigkeiten hätten sie als das höchste irdische Gut anerkannt, und zwar dadurch, daß sie den Mann straflos ließen, der den ertappten Ehebrecher erschlägt; denn die Freundschaft zwischen Mann und Weib, die die sinnliche Liebe überdaure, sei

Digitized by Google

die allerinnigste, und ihre Zerstörung daher das allergrößte Verbrechen. Das leuchtet sicher den Kindern ein; sie verstehen es ganz gut, daß es ein großes Unglück und die Zerrüttung der Familie bedeutet, wenn der Vater mit einem andern Weibe vertrauter und freundschaftlicher verkehrt als mit der Mutter, oder diese mit einem andern Manne; sie verstehen also auch ganz gut, was Ehebruch ist, denn eben darin besteht er und ist schon vollendet, auch wenn gar keine „Unkeuschheit" vorkommt. Über diese müssen ja die jungen Leute ebenfalls unterrichtet werden, aber das ist Sache eines ärztlichen Ratgebers, den der Vater oder die Mutter vertreten können. Freilich fehlt es meistens in unsrer heutigen Gesellschaft an einem solchen, und so mag ja eine Belehrung über diese Dinge im Katechismusunterricht oder im Beichtstuhl notwendig sein, wie aus andern Gründen eine über das fünfte, siebente und achte Gebot; aber, wie gesagt, wenn man über die Sache nachgedacht hat, überläßt man das Geschäft lieber einem andern. Übrigens ließen sich alle diese Unterweisungen recht gut in andre Unterrichtsfächer einfügen, z. B. was mit dem sechsten Gebot zusammenhängt in die Naturgeschichte.

Mit alledem habe ich aber die Hauptschwierigkeit noch gar nicht berührt, die darin liegt, daß diese bürgerliche Moral, die der Geistliche in der Schule einpauken soll, gar nicht die Moral des Evangeliums ist, sofern man überhaupt von einer solchen sprechen darf, denn Christus wollte einen neuen Geist mitteilen, der keiner besondern Gebote und Verbote, keiner Sittenvorschriften und keiner Pflichtenlehre bedarf. Wenn es sich bloß darum gehandelt hätte, einzuschärfen, daß man nicht stehlen, nicht verleumden, den Eltern uud den Obrigkeiten gehorchen, niemand totschlagen und sich mit des Nächsten Ehefrau nicht einlassen soll — wahrhaftig, das hätte sich für Gott gelohnt, zu diesem Zwecke Mensch zu werden und am Kreuze zu sterben! Alle diese Dinge sind von jeher in jeder geordneten Gesellschaft erzwungen worden, soweit sie erzwingbar sind, und soweit sie das nicht sind, fehlt es eben auch in der christlichen Gesellschaft daran. Die Pharisäer waren moralische Mustermenschen und außerdem noch in der Sabbathheiligung der heutigen Berliner Polizei weit über, und trotzdem hat ihnen Christus die Hölle angedroht und statt ihrer die öffentlichen Sünder und Sünderinnen berufen; war er doch gerade gekommen, zu verkündigen, daß wir nicht ins Himmelreich eingehen können, wenn unsre Gerechtigkeit nicht besser sei als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Wir wollen uns nicht in eine Untersuchung des wahren und tiefsten Sinnes der Jesuslehre einlassen, haben ihn doch die Theologen und Philosophen bis auf den heutigen Tag noch nicht ergründet; aber gegen die Ansicht, daß er in der gewöhnlichen bürgerlichen Moral liege, war Luthers Lebenskampf gerichtet, und einige Punkte, in denen sich Jesu Moral, sofern von einer solchen gesprochen werden darf, von der gewöhnlichen unterscheidet, lassen sich deutlich erkennen. Die zwei wichtigsten sind, daß Christus das Streben nach irdischen

Digitized by Google

Gütern verwirft und die Feindesliebe fordert. Er erklärt rundweg, niemand könne zwei Herren dienen, man habe zu wählen zwischen Gott und dem Mammon. Nun ist aber der Mammonsdienst keineswegs etwa nur eine Ausartung der weltlichen Kultur, sondern einer ihrer hauptsächlichsten Ursprünge: ohne das Streben nach Reichtum hätte es weder eine Herrschaft Athens über die Bundesgenossen, noch Handelsstaaten wie Tyrus und Sidon, Karthago und Venedig, Holland und England, noch ein römisches Reich gegeben, noch hätten wir unsre moderne Kultur mit ihren Fabriken und Gruben, ihren Eisenbahnen und Dampfschiffen, ihren Gas- und Elektrizitätswerken: kurz, ohne Mammonsdienst gäbe es keine Weltgeschichte. Das Weltgetriebe ist und bleibt gottlos und ist in christlichen Zeiten nicht um ein Haar weniger gottlos geworden, als es früher war, und wer Gott in sich aufnimmt, der sondert sich von der Welt ab, wie denn Christus selbst in der Welt nicht geduldet wurde; Hebräer 11 werden die verschiednen Todesarten aufgezählt, die die Zeugen Gottes erduldet hätten, „deren die Welt nicht wert war." Seit 1500 Jahren haben sich die Theologen abgemüht, den christlichen Gott und die Welt zusammenzuleimen und den Spalt zu verkleistern, aber die beiden Teile fallen immer wieder auseinander, und eine „christliche Welt" will nicht daraus werden. Der einzelne mag es abwechselnd mit Gott und der Welt versuchen und je nach Bedarf, Umständen und innerlichem Antrieb von einem Brett aufs andre springen, aber diese geistliche Turnkunst in ein System bringen und als Moral lehren, das ist keine schöne Arbeit.

Das andre, die Feindesliebe, bereitet gerade heute noch größere Schwierigkeiten, denn Christus lehrt ja in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter ausdrücklich, daß er nicht bloß den Privatfeind sondern auch den Volksfeind zu hassen verbietet. Nun beruht die ganze auswärtige Politik auf dem Haß gegen die Ausländer und auf der Ansicht, daß es nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht sei, den Feind den Vaterlandes zu schädigen, und jeder Ausländer wird in dem Augenblicke Feind, wo er in einen Interessengegensatz zu uns tritt, was bei Nachbarstaaten fast immer der Fall ist. Demnach war die Moral der Völker des Altertums in diesem Punkte klar und folgerichtig und erzeugte keinerlei Gewissenskonflikte. Du sollst deinen Freund lieben und deinen Feind hassen, lautete das allgemein anerkannte Gebot; darnach ließ sich handeln, und die meisten handelten wirklich darnach, und wenn sich auch die zweite Hälfte leichter erfüllen ließ als die erste, so brachte man es doch auch in der Erfüllung dieser zu recht anerkennenswerten Leistungen. So z. B. erzählt Xenophon, Sokrates sei einmal dem Aristarch begegnet, und da er dessen bekümmertes Aussehen bemerkte, so habe er nach der Ursache gefragt. Der habe ihm nun erzählt, in den Kriegsunruhen hätten sich so viel Schwestern, Muhmen und Basen in sein Haus geflüchtet, daß nun vierzehn freie Personen zu ernähren seien, und so viel bringe weder sein Acker noch die Arbeit seiner

Digitized by Google

wenigen Sklaven, er wisse sich daher gar keinen Rat mehr. Sokrates rät ihm nun, die Verwandten mit Spinnen und Weben für den Verkauf zu beschäftigen. Aristarch erwidert, das gehe doch nicht an, die Frauen seien doch keine Sklavinnen, sondern Freie. Sokrates überzeugt ihn, daß er dadurch diesen Frauen nicht allein kein Unrecht zufügen, sondern einen großen Dienst erweisen würde, und sein Rat übt die erfreulichste Wirkung. Die interessanten volkswirtschaftlichen Betrachtungen, die sich an dieses Gespräch knüpfen lassen, gehören nicht hierher, aber ich frage: Wie viel unter je tausend christlichen Männern würden heute wohl bereit sein, sich bei eignem dürftigen Einkommen mit der Fürsorge für ein Dutzend Schwestern, Muhmen und Basen zu beladen? Und in dem Gespräch wird mit keinem Wort angedeutet, daß Aristarch besonders edel oder großmütig gehandelt hätte; was er thut, erscheint als die Erfüllung einer ganz selbstverständlichen Pflicht.*) Also in der Erfüllung der Liebespflicht gegen Verwandte, Freunde, Standes- und Volksgenossen haben die Heiden uns heutigen Christen nicht nachgestanden. Die Bekämpfung der Feinde aber gilt heute nicht minder als strenge Pflicht wie damals. Wird doch das ganze öffentliche Leben vom Kampfe der Klassen, Berufsstände, Konfessionen, Nationalitäten und Staaten gegen einander beherrscht, und ein Mann, der sich an diesem Kampfe nicht beteiligen will, der zum Frieden und zur Versöhnung mahnt, der die Gegner seiner eignen Partei oder Nationalität entschuldigt oder wohl gar ihr Recht anerkennt, der wird grober Pflichtverletzung, unter Umständen des Vaterlandsverrats angeklagt und gefährdet seine Stellung in der Gesellschaft, nicht selten seine wirtschaftliche Existenz. Wie in aller Welt soll es denn unter diesen Umständen ein Geistlicher fertig bringen, ohne unwürdige Sophistenkünste die Feindesliebe zu lehren? Soll er etwa lehren, der Christ begnüge sich damit, den Gegner lahm zu schießen und lasse ihm dann sogar Pflege angedeihen, während ihm mancher Heide statt dessen auch noch die Nase abschneiden würde? Oder der Christ schicke der Frau seines politischen Gegners, den er ins Gefängnis oder um sein Einkommen gebracht hat, Bettelsuppen, und das sei nun die christliche Feindesliebe? Von seinen Zeit- und Volksgenossen ist denn auch Christus vollkommen richtig verstanden worden; sie haben erkannt, daß seine Lehre ihre bürgerliche Ordnung in Gefahr bringe, und stimmten dem Kaiphas bei, der meinte, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Die Anklagepunkte, auf die hin Christus verurteilt worden ist, waren nur Vorwände, der eigentliche Grund wurde nicht ausgesprochen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem

*) Das starke Gefühl der Verpflichtung gegen alle Familienglieder hat sich auf die heutigen Griechen vererbt. Kein junger Mann, versichern Kenner des Volks, heiratet eher, als bis seine Schwestern versorgt sind, und verwundert fragt man dort Europäer: wie kommt es denn, daß sich so viele von euern Mädchen als Gouvernanten in der Welt herumschlagen müssen, haben sie denn keine Brüder?

Digitized by Google

Prozeß des Sokrates, auch hier wurde der eigentliche Grund der Verurteilung nicht ausgesprochen. In dem einen der beiden oben hervorgehobnen Punkte zwar hatte Sokrates keinen Anstoß gegeben; die Ergänzung des natürlichen Liebesgebots: du sollst deinen Feind hassen, hatte er aufrecht erhalten. Nicht allein hatte er selbst tapfer gegen die Feinde gekämpft, sondern auch die Jünglinge fleißig unterwiesen, wie man die Feinde schädigen könne und solle. Auch dachte er gar nicht daran, Ausländern zu helfen und zu nützen, nur für sein kleines Vaterland wirkte er; Athen war seine Welt, und die Menschheit, die er liebte, und für die er wirkte, umfaßte nicht mehr als die zwanzigtausend athenischen Bürger mit ihren Familien und die paar Gastfreunde aus andern griechischen Staaten, die seines Umgangs teilhaft zu werden nach Athen kamen. Dagegen würde seine Verachtung der äußern Güter und seine Mahnung, ausschließlich für die Seele zu sorgen, womit er Christo in dem andern Punkte nahe kam, dem Gedeihen des Staats Eintrag gethan haben, wenn sich diese Gesinnung allgemein verbreitet hätte; sie vertrug sich schon nicht mit der Wohlfahrt der kleinen griechischen Staaten, obwohl die bei weitem noch nicht so mammonistisch waren — man denke nur an Spartas Versuch, der Macht des Geldes zu entgehen —, als unsre heutige Menschheit durch das fast gänzliche Aufhören der Naturalwirtschaft, durch die künstliche Steigerung der Bedürfnisse und die wütende Konkurrenz zu sein gezwungen wird. Was Sokrates, Plato und andre Philosophen eingeleitet hatten, das hat Christus vollendet: er hat die furchtbare Kluft zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, die von den orientalischen Völkern längst wahrgenommen worden war, auch für die europäischen Völker aufgedeckt, die bis dahin in gesunder Lebenskraft und naiver Lebenslust darüber hinweggehüpft waren.

Die Geschichte der christlichen Völker stellt eine fortlaufende Reihe mißlungner Versuche dar, die Kluft wieder zu schließen.*) Geistliche Diplomatie

*) Der neueste Versuch besteht in der Wiederaufnahme und Pflege der Idee vom christlichen Staat und in der Förderung äußerlicher, also pharisäischer Frömmigkeit von Staats wegen, nachdem im Kulturkampf ein Anlauf zum rein heidnischen Staat genommen worden war. Es entstand unter den Förderern der Falkschen Gesetzgebung ein „Verein für Freiheit der Schule," und von ihm wurde eine Broschüre des Wiesbadner Rektors Dr. Fricke preisgekrönt, die bewies, daß der Religionsunterricht, als ein Hemmschuh des Forschritts, abgeschafft werden müsse. Während man also einerseits zu Stahl zurückkehrt, lassen sich andrerseits die weltlichen Gemüter durch solche Unterwerfung des Christentums unter den Staatszweck nicht beschwichtigen; sie merken auch ohne sonderlich tiefe Religionskenntnis ganz gut, daß das Christentum ein der Welt feindliches Element birgt, und fühlen sich nicht sicher, so lange dieses Element, wenn auch verdünnt und mit fremden Zuthaten verunreinigt, im Volkskörper wirkt. Aber sie sind ängstlich und schweigen. Von Zeit zu Zeit werden sie durch enfants terribles geschreckt, die das, was sie selbst nur ganz heimlich denken, laut herausschreien: das Christentum ist der Feind! So die Urteutonen und Wuotansanbeter, die Schwärmer für die reine arische Rasse unter den Antisemiten, die Nietzschianer. Man sollte nicht verkennen, daß diese Leute der Menschheit einen

Digitized by Google

hat es sogar fertig gebracht, die christliche Moral nicht allein mit der gewöhnlichen bürgerlichen Moral zu versöhnen, sondern sie zu einer solchen umzustempeln. Im Feuilleton einer angesehenen Zeitung las ich einmal — es wird wohl schon zwanzig Jahre her sein — Betrachtungen über die Konfirmationsfeier in den verschiednen Kirchen einer Großstadt. Der Verfasser hatte die eine besucht und lobte den Geistlichen sehr; dieser habe sich nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand gewendet, was doch namentlich bei Knaben das wirksamste sei, und habe gezeigt, wie man mit der Tugend in der Welt besser fortkomme als mit dem Gegenteil. Auch unter den Geistlichen, die das Christentum sehr ernst nehmen, giebt es wohl wenige, die nicht einen Teil des Unterrichts in der Sittenlehre auf die utilitarische Begründung der Moral verwendeten. Wie nun, wenn ein Junge unter den Schülern wäre, der die Nase schon in die Satiriker der verschiednen Zeiten gesteckt hätte und plötzlich zitirte: probitas laudatur et alget, und beifügte, daß die Rechtschaffenheit in spätern Jahren oft genug nicht einmal gelobt, sondern Dummheit gescholten worden sei? Begegnet es nicht manchem Gymnasiasten, der daheim aus der Schule dies und jenes erzählt, daß ihn sein Vater belehrt, die „idealen" Grundsätze, die ihm seine Lehrer einprägten, taugten nichts fürs Leben? Gehört etwa ein die Kräfte des Sechzehnjährigen übersteigender Grad von Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die Klugheitsregeln, deren Beobachtung das Fortkommen in der Welt sichert, und zu denen freilich auch die ort- und zeitgemäße Übung mancher Tugend gehört, daß die alles andre sind, nur nicht die Moral des Neuen Testaments, und wird nicht ein solcher junger Mensch den Geistlichen, der sie dafür ausgiebt, in seinem Herzen verlachen oder gar verachten? Sowohl die Tugenden und die guten Handlungen wie die Sünden nützen unter gewissen Umständen, und unter andern schaden sie, und wenn es möglich wäre, eine Rechnung aufzusetzen, so würde man vielleicht finden, daß bei den Tugenden der Schaden und bei den Sünden der Nutzen überwiegt. Unter diesen bemerke ich nur eine einzige, die dem Sünder immer und unter allen Umständen schadet, das ist der Neid, denn der ist Selbstpeinigung. Vom Geize gilt das nur, wenn er die im Harpagon verspottete unverständige Form annimmt, die ja nur selten vorkommt, dagegen gar nicht, wenn einer nur im Wohlthun geizig ist. Habsucht ist geradezu Existenzberechtigung für den modernen Menschen; natürlich wird sie nicht so genannt, sondern Erwerbstrieb, Fürsorge für die Familie oder Unternehmungsgeist. Beim Zorn hängt die Wirkung von den Umständen ab, manchmal kommt man mit Kaltblütigkeit

Dienst erweisen, denn Widersprüche, die unausgesprochen bleiben und heimlich den Volkskörper durchwühlen, müssen ihn mit der Zeit zerrütten, und zuguterletzt muß das doch einmal ausgesprochen werden, was jedermann weiß und denkt oder wenigstens empfindet, mag es auch, wie im Märchen, nur ein Kind sein, das da ruft: der König ist ja nackt! und dadurch den Bann unerträglich gewordner Verstellung und Verheimlichung löst.

Digitized by Google

weiter, manchmal mit stürmischer Leidenschaft. Ebenso steht es um die Hoffart: hat man die Mittel dazu, so nützt sie meistens, im andern Falle nützen die ihr entgegengesetzten Laster: Kriecherei, Schmeichelei und geheuchelte Demut. Die Trägheit schadet wohl meistens, aber selbst in unsrer Zeit der Konkurrenzhetze nicht immer. Was endlich die Befriedigung der sinnlichen Begierden anlangt, so wird die Gesundheit zwar durch unvernünftige Unmäßigkeit geschädigt, durch verständig geregelten Genuß aber sogar gefördert; darauf, ob ein Genuß legitim oder nach irgend einem Moralbegriff sündhaft ist, kommt dabei nichts an. Auch die sonstigen guten oder übeln Wirkungen der Genüsse hängen nicht von deren Moralität oder Immoralität ab, sondern von den Vermögensverhältnissen, den gesellschaftlichen und Familienbeziehungen und der größern oder geringern Geschicklichkeit, mit der man den von der wechselnden öffentlichen Meinung geforderten Schein zu wahren versteht.

Und wenn nun der denkende Sechzehnjährige nicht bloß die alt- und neuheidnischen Satiriker, sondern auch das Neue Testament gelesen oder wenigstens seine Bibelsprüche nicht bloß auswendig gelernt, sondern verstanden und ins Gemüt aufgenommen hätte, was würde er da zu einer Diplomatie sagen, die das Christentum in eine Veranstaltung zur Förderung des irdischen Wohlergehens umlügt? Hat Christus nicht die selig gepriesen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen? Hat er nicht ausdrücklich gesagt, daß der Weg zum Himmel schmal und unbequem ist, und daß nicht viele darauf wandeln? (Etwas ähnliches hatten auch schon die Alten in die Heraklessage hinein moralisirt, worüber Goethe, der Weltmensch, in Götter, Helden und Wieland spottet.) Und hat er nicht beteuert, daß keiner sein Jünger sein könne, der ihm nicht das Kreuz nachtrage? Wie viele wollen denn Kreuzträger sein? Wer will nicht wohlhabend und angesehen sein und genießen? Und wie, wenn der Geistliche, während er gerade das Sprüchlein vom Kreuzauffagen läßt, die fette Pfründe im Sinn hätte, die ihm winkt, und die ihn in den Stand setzen wird, Pferde und Wagen zu halten und sich einen wohlassortirten Weinkeller anzulegen? Nein, das geht wirklich nicht, wenn man weder gedankenlos ist, noch eine Hornhaut über dem Gemüt hat! Eine Engländerin, wenn ich mich recht erinnere, Thackerays Tochter, erzählt von einer edeln, vornehmen Frau, die ihren Sohn dem Erzieher mit den Worten übergeben habe: machen Sie nicht einen Menschen aus ihm, wie die andern Menschen! Dann aber, nach einem heftigen Seelenkampf, sich widerrufen und gesagt habe: ja, machen Sie einen Menschen aus ihm, der ist, wie alle Leute sind! Wer den Geist des Neuen Testaments hat, der will aus seinen Schülern Menschen machen, die anders sind wie der Durchschnitt, die Eltern aber und der Staat verlangen, daß er Menschen aus ihnen mache, die so sind, wie es die Sitten der Zeit und des Landes fordern, und wenn er Mitleid mit seinen Schülern hat, so wird er auch selbst wünschen, daß nichts andres aus ihnen werde.

Digitized by Google

Das ist ja alles Unsinn, wird der Leser sagen, und wahrscheinlich hat er Recht, aber er wird einsehen, daß einer, der diese Erwägungen angestellt hat, keine Lust mehr haben kann, Religionsunterricht zu erteilen. Übrigens aber sind diese Erwägungen weder etwas neues, noch Gehirnausschwitzungen weniger Querköpfe. Die Ketzer aller Jahrhundete — und deren Zahl ist wahrlich nicht klein — sind in ihrer Opposition gegen die Kirche von diesen und ähnlichen Gedanken ausgegangen, und Gottfried Arnold, des frommen Speners Schüler, hat in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" ganz entschieden für die Ketzer Partei genommen und nachzuweisen versucht, daß das wahre Christentum immer nur bei ihnen und niemals bei den herrschenden Kirchen sei; er war schon in jungen Jahren zu dieser Erkenntnis gelangt, die ja natürlich nur mit Einschränkungen wahr ist, und hatte deshalb auch kein kirchliches Amt angenommen, weil bei dessen Führung „doch alles nur auf ein opus operatum hinauslaufe," auf äußerliche Leistungen, denen der Geist Christi fehlt.

Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

1

Zu den deutschen Dichtern, deren hundertjährigen Geburtstag man in diesem Jahre feiern kann, gehört auch Jeremias Gotthelf oder Albert Bitzius, der Pfarrer von Lützelflüh im Kanton Bern, geboren am 5. Oktober 1797 in Murten. Aber man scheint Bedenken zu tragen, den Schweizer Pfarrer unter die jubiläumswürdigen deutschen Dichter einzureihen, wenigstens fand ich in dem Jubiläenverzeichnis, das die Tageszeitungen zu Anfang jedes Jahres zu veröffentlichen pflegen, seinen Geburtstag vielfach nicht angemerkt. Ich wunderte mich nicht sehr darüber. Gotthelf ist eine Erscheinung, mit der die Litteraturwurstler, mögen sie nun Professoren der Litteraturgeschichte oder Feuilletonredakteure oder geistvolle Damen sein, nie sehr viel anzufangen gewußt haben; deshalb steckten sie ihn in die Klasse der ästhetisch kaum in Betracht kommenden Volksschriftsteller. Heute vollends, wo man in weiten Kreisen ganz ernsthaft an eine von Anfang der achtziger Jahre datirende, völlig neue deutsche Litteratur glaubt und alles mißachtet, was nicht den Berliner Stempel hat, hat man

Digitized by Google

für den alten Schweizer selbstverständlich erst recht nichts übrig. Es hat aber doch einmal eine Zeit gegeben, wo Gotthelf in den deutschen Landen einigermaßen bekannt war; das war in den Jahren 1845 bis 1865, im Zeitalter der Dorfgeschichte, als deren Heros zwar Berthold Auerbach galt, neben dem aber auch Jeremias Gotthelf, wohl gerade deshalb, weil er derber und natürlicher war, seine Freunde und Bewunderer hatte. Es ist vielleicht bezeichnend, daß die Hauptbewunderer in Berlin saßen, wo denn auch mehrere Ausgaben der Werke des Schweizer Dichters (in 24 Bänden) erschienen, begleitet von einer für jene Zeit sehr lobenswerten Biographie von C. Manuel, der dem Pfarrer Bitzius bei Lebzeiten nahegestanden hatte. Dann begann der zwei Jahrzehnte andauernde Verfall der deutschen Litteratur, der wunderbarerweise die nationale Einigung begleitete, und mit den andern großen Talenten der unmittelbar vorhergegangnen Zeit wurde auch Jeremias Gotthelf vergessen. Aber natürlich nicht ganz; einzelne Liebhaber seiner Werke erhielten sich, vor allem in der Schweiz, wo Gottfried Keller seinerzeit als Gegner Gotthelfs aufgetreten war, obwohl er ihn für das größte epische Talent unsrer Zeit erklären mußte. Von der Schweiz aus wurde denn auch, nachdem die Werke des Dichters freigeworden waren (Albert Bitzius starb am 22. Oktober 1854), eine neue Ausgabe seiner Erzählung „Uli der Knecht" in Reclams Universalbibliothek veranstaltet (1886), und zwar in der ursprünglichen, stärker mit Dialekt durchsetzten Gestalt; auf dieser Ausgabe, der dann noch in derselben Bibliothek ein paar Bändchen kleiner Erzählungen und neuerdings „Uli der Pächter" folgten, beruht wohl im wesentlichen die Kenntnis des heutigen Geschlechts von Gotthelf. Sie ist, obwohl unter dem Einfluß des Naturalismus in der deutschen Litteratur der eine oder der andre gemerkt haben mag, daß der Dichter wieder „zeitgemäß" geworden ist, immer noch auf kleinere Kreise beschränkt; einer vollständigen und genauen Bekanntschaft mit seinen Werken können sich in Deutschland gewiß nur wenige Personen rühmen, und seine wahre Bedeutung ist trotz der guten Einleitung Ferdinand Vetters zu der neuen Ausgabe von „Uli der Knecht" noch kaum geahnt, viel weniger sorgfältig entwickelt worden.

Um gleich die wahre Sachlage mit einem Schlagwort anzudeuten: Gotthelf ist, so gut wie der Franzose Balzac, der Vater des Naturalismus, nicht bloß des deutschen, sondern des europäischen, aber freilich, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater. Ein bekannter Ästhetiker sagt einmal: „Es giebt Geister, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozesses sind, es giebt andre, die nur Stadien und Übergänge vorstellen. Von jenen gehen stets reine und entschiedne Eindrücke aus, von diesen verworrene und unbestimmte. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Historiker ist es nicht selten möglich, eine ganze Stufe von vorbereitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorherging. Die andern deuten vorwärts und finden oft erst nach Jahrhunderten

Digitized by Google

ihre Ergänzung.“ Man muß diese Anschauungen noch etwas erweitern und zugleich bestimmter fassen, um sie auf die Litteraturgeschichte anwenden zu können. Erfahrungsgemäß giebt es ja in der Litteratur wie in der Geschichte und im Leben keinen Anfang und kein Ende, aber jede Persönlichkeit ist ein Anfang und ein Ende, und ferner sind doch aus Persönlichkeiten bestehende Entwicklungsreihen festzustellen, die einen Anfang und ein Ende haben oder doch zu haben scheinen. Nur muß man nicht meinen, daß solche Entwicklungsreihen stets mit einem kleinen Talent begönnen, auf das größere folgen, bis die Reihe in ein Genie ausläuft, an das sich dann wieder der Größe nach abnehmende Talente schließen; so einfach geht es in der menschlichen Entwicklungsgeschichte nicht zu. Es kann recht wohl an der Spitze einer Entwicklung eine verhältnismäßig große Persönlichkeit stehen, von der nach verschiednen Richtungen Talente ausgehen, die Übergänge können durch Talente bezeichnet werden, die an Bedeutung sehr verschieden sind, das gipfelnde Genie kann auch seinerseits, obgleich sein Werk abgeschlossen erscheint, wieder vorwärts deuten und eine Ergänzung fordern, nicht im einzelnen, aber der Gesamtheit nach. Im allgemeinen ist jedoch die aufsteigende wie die absteigende Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst, ja der gesamten menschlichen Thätigkeit festzuhalten, nur daß die ganze Entwicklungsreihe nie den bekannten Perlenkränzen gleicht, sondern höhere und niedre Typen gemischt sind. Jeremias Gotthelf wäre also ein Anfang, wenn ihm auch schon eine Entwicklung volkstümlicher Schriftstellerei in Deutschland vorhergeht, aber er ist nichts weniger als ein beschränktes Talent, sondern eine universale Erscheinung, in der eine ganze Reihe verschiedenartiger Erscheinungen späterer Zeit, ich will nicht sagen wurzelt, aber doch angedeutet und zum Teil vorweggenommen ist, ohne daß bisher das gipfelnde Genie hervorgetreten wäre. Nicht nur der dogmatische Naturalismus Zolas, der bestimmte moralische Zwecke verfolgt, ist bei Gotthelf zu finden, sondern auch der natürliche der großen russischen Schriftsteller, der das, was wir „Erdgeruch“ nennen, in die Litteraturwerke hineinträgt; das politisch Tendenziöse der (ältern) Dramen Ibsens und seine etwas karrikirten Parteimänner fehlen bei Gotthelf ebenso wenig wie der soziale Geist der neuern Deutschen, der sich mit besondrer Vorliebe auf die Armeleutbilder geworfen hat. Und diese verschiednen Bestandteile sind nicht etwa bloß im Keime, embryonisch, sondern mehr oder minder ausgebildet da. Wenn Gotthelf dennoch, alles in allem genommen, keinen Gipfel unsrer oder gar der Weltlitteratur bedeutet, so hat das seine ganz besondern Gründe.

Über seinen Lebensgang ist nicht viel zu sagen. Albert Bitzius stammte aus einer alten Berner Familie, deren Mitglieder jahrhundertelang Ämter bei dem aristokratischen Regiment des Kantons bekleidet hatten, seine unmittelbaren Vorfahren waren Pfarrer. Sowohl die aristokratische wie die geistliche Abstammung ist für die Erklärung seines Wesens wichtig. Seine ersten Kinder-

Digitized by Google

jahre verbrachte er in Murten, die meiste Zeit seiner Jugend aber in dem Bauerndorfe Utzenstorf, und so wurde er schon als Knabe in der Welt heimisch, in der seine Erzählungen spielen. Mit fünfzehn Jahren kam er auf die Litterarschule nach Bern, zwei Jahre später auf die Berner Akademie, die mit ihrem sechsjährigen Kursus eine Verbindung der obern Klassen des Gymnasiums und der Universität bildete. Seine Lieblingsfächer waren Mathematik und Physik, später auch Geschichte; eines seiner Lieblingsbücher wurden Herders „Ideen," und der „höhere Rationalismus" Herders ging in seine Lebensanschauung über. Die Theologie hat er nie als reines Brotstudium aufgefaßt, sondern in der Predigerstellung schon früh die Gelegenheit gesehen, in die menschlichen Gesellschaftsverhältnisse als ein tüchtiges Glied praktisch eingreifen, schaffen und wirken zu können, weswegen er denn auch das Studium des Menschen, nicht aus Büchern, sondern im Leben für besonders notwendig für den Theologen erklärte. Bei solcher Geistesrichtung mußte ihm alle Frömmelei, ja selbst der Übereifer, dem junge Theologen so leicht verfallen, verhaßt sein. Im Jahre 1820 wurde er Kandidat und sofort Vikar seines Vaters in Utzenstorf; ein Jahr darauf bezog er aber zur Erweiterung seiner Studien die Universität Göttingen. Dort hörte er die namhaftesten Professoren, nicht bloß die Theologen, sondern auch den Historiker Heeren, den Ästhetiker Bouterwek. An das Göttinger Studienjahr schloß sich eine größere Reise durch Deutschland, namentlich durch Preußen und Sachsen, die aber keinen besondern Einfluß auf ihn gehabt zu haben scheint. Nach der Heimkehr wurde er zunächst wieder Vikar seines Vater, der 1824 starb, dann in Herzogenbuchsee in Oberaargau, darauf 1829 in Bern und 1831 in Lützelflüh im Emmenthal. 1832 erhielt er dort die Pfarrstelle, die er dann bis an sein Lebensende verwaltet hat; 1833 verheiratete er sich. Schon als Vikar hatte er sich viel mit dem Schul- und dem Armenwesen beschäftigt und sich auf diesem Gebiete die eingehendsten Kenntnisse erworben; als Pfarrer arbeitete er in derselben Richtung weiter, war Mitglied einer Schulkommission und eines Vereins für christliche Volksbildung und gründete eine Erziehungsanstalt für arme Knaben. Aber diese Werkthätigkeit im engern Kreise genügte ihm auf die Dauer nicht, im Jahre 1836 trat er, zur Überraschung seiner Freunde und Bekannten, plötzlich als Schriftsteller auf, es erschien sein „Bauernspiegel" oder „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf," nach deren Helden er sich fortan als Schriftsteller nannte. Er war damals schon neununddreißig Jahre alt.

Wir haben auch sonst Beispiele, daß zu schriftstellerischer Thätigkeit berufne Männer erst spät hervorgetreten sind. Rousseau z. B., ein Schweizer wie Bitzius und ihm an Begabung ähnlich, war siebenunddreißig Jahre alt, als er seinen berühmten ersten Discours herausgab. Eigentliche Dichter gelangen jedoch höchst selten so spät zur Produktion, wenn sich auch manche, wie Heinrich von Kleist und Gottfried Keller, ihrer poetischen Begabung erst

Digitized by Google

mit der eintretenden Reife bewußt geworden sind, und man sieht sich daher genötigt, bei dem Pfarrer von Lützelflüh das dichterische Talent, so mächtig es auch war, als etwas Sekundäres oder doch an eine andre Kraft Gebundnes und davon Untrennbares anzusehen. Bitzius war, möchte ich sagen, ein Thatmensch, eine zum praktischen Wirken berufne große Persönlichkeit, die nur, weil der Raum mangelte, auf das Schreiben verfiel, nun freilich großartige schriftstellerische und dichterische Gaben entfaltete, aber immer im Dienste der Praxis, nie in dem der Kunst, die er denn auch zu verachten schien. Man darf ihm, um das gleich hervorzuheben, keineswegs eine Mischbegabung zuschreiben; wenn auch Genie und Talent in der Regel spezifisch sind, so wird doch der genialen Begabung jeder Art, auch der praktischen, immer ein großes Maß von Anschauungs- und Darstellungskraft verliehen sein, und diese wird sich offenbaren, sobald ihr Besitzer, wie es in unsrer Zeit so leicht möglich ist, zur Schriftstellerei getrieben wird. Gesetzt aber auch, man müßte die so lange latent gebliebne künstlerische Kraft des Schweizer Pfarrers als etwas ungewöhnliches annehmen, so harmonirte sie doch vollständig mit seiner Persönlichkeit, der Eindruck des Zwiespältigen wird nie erregt. Dennoch ist bei ihm eine rein dichterische Thätigkeit, ohne die praktischen Beweggründe und Antriebe, undenkbar, er ist in erster Reihe sozialer Schriftsteller und dann erst Dichter; wer bei ihm von mangelnder ästhetischer Durchbildung redet, versteht sein Wesen gar nicht. Eine solche Durchbildung wird eben nur ein rein künstlerisches Talent erstreben, aber ein Thatmensch, der zu schreiben genötigt ist, wird Naturalist (im alten Sinne) bleiben, und das ist denn auch bei Bitzius der Fall gewesen. Ist doch das Schreiben überhaupt nur ein unvollkommner Ersatz für das Handeln, und für solche Menschen erst recht; vivere necesse est, scribere non necesse est, möchte man manchmal in unserm „tintenkleckſenden Säkulum“ sagen, wodurch freilich die Thätigkeit des dichterischen Genius, die in hervorragendem Sinne „Handeln“ ist, nicht berührt wird. Auch Gotthelf war von jener Wahrheit tief durchdrungen und mußte es seiner ganzen Art nach sein; dennoch blieb ihm nichts andres übrig als Schriftsteller zu werden, wenn er so, wie er seiner Natur gemäß mußte, wirken wollte, und im Laufe seiner Entwicklung wurde er dann auch mit Leib und Seele Schriftsteller, er schrieb viel, aber nie, um zu schreiben.

Etwas wie einen Beweis für die vorstehenden Ausführungen kann man glücklicherweise aus den Briefen Gotthelfs bringen: „Es kommt mir je länger je mehr vor, schrieb er im Jahre 1838, daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkte aus beurteile. Die Bernerwelt ist eine eigne. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. Ins vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspaß, und sobald

Digitized by Google

ein Berner zum Bewußtsein kommt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem allen, und keinem Menschen ist es je weniger in den Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien vielen ein unberufnes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören. . . . So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in der Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Thun kein andres Ziel hatte als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben. . . . Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser [die Helden seiner ersten Bücher] sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei, der andre kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers." Man sieht: was wir den poetischen, den künstlerischen Drang nennen, das fehlte bei Bitzius vollständig. Er fühlte nicht das unbezwingliche Verlangen, Erlebtes zu gestalten, sondern nur eine allgemeine Thatkraft, die sich irgendwie Raum machen mußte, er dachte gar nicht an künstlerische Eroberung der Welt um sich, sondern nur an eine starke Wirkung auf die Welt; aber freilich, eine Naturnotwendigkeit, in der wir außer dem sich gehemmt fühlenden persönlichen Wirkungsdrang auch das erkennen, was wir jetzt Sozialgefühl nennen und christliche Liebe nennen könnten, trieb ihn zum Schreiben, nicht Ehrgeiz oder

Digitized by Google

sonst ein äußeres Motiv. Sein Biograph führt weitläufig aus, daß es nicht die gewöhnlichen litterarischen Beweggründe gewesen seien, die Bitzius zum Volksschriftsteller machten — ganz gewiß nicht, aber ebenso wenig waren es rein dichterische, sondern eben die des sozial gesinnten Thatmenschen, der nicht anders als durch Schriften auf weitere Kreise wirken kann. Dem Prediger war seine Kanzel zu eng, seine Kirche zu klein geworden, und so wurde er Schriftsteller. Es ist sicher das Einfachste, aber auch wohl das Richtigste, Jeremias Gotthelf auch als Schriftsteller einen Prediger zu nennen; er gleicht da nicht bloß Rousseau, der, wenn nicht Bergpredigten, doch Briefe vom Berge schrieb, sondern eher noch Carlyle, dem gewiß niemand die poetische Begabung absprechen wird, und der doch kein einziges rein dichterisches Werk, kaum ein rein historisches, sondern vor allem Predigten im größten Stile geschrieben hat. Freilich, es ist wieder ein gewaltiger Unterschied zwischen dem düstern schottischen Puritaner, der sich mit Vorliebe in der nebelreichen Welt der Träume und Prophezeiungen bewegte, und dem heitern Schweizer Pfarrer, der immer fest auf dem Boden der Thatsachen stand, aber man kann doch recht wohl in ihrer Begabung eine bestimmte Verwandtschaft, in ihrem Gesamtwirken die gleiche Richtung, in ihrer Gesamtstellung sehr viel Ähnlichkeit entdecken, ja es ist recht wohl möglich, daß Carlyle selbst in Jeremias Gotthelf, wenn er ihn gekannt hätte, etwas wie eine Verkörperung des Heldenhaften als Schriftsteller, wie er sie in Goethe zu finden meinte, gesehen haben würde. Unser Begriff vom „Dichter" paßt auf Gotthelf gar nicht; er war durchaus an die Erscheinungen des wirklichen Lebens gebunden und strebte, sie umzugestalten. Eine solche Schriftstellerei setzt eine ganz genaue Kenntnis der Verhältnisse voraus, auf die man wirken will, die nur mit Hilfe gewaltiger Anschauungskraft, aber auch mit dieser nicht im Handumdrehen zu erwerben ist und außerdem erst mit der eingetretenen Reife des Verstandes Wert erhält; so erklärt sich, wie schon C. Manuel ausführt, das späte Hervortreten Gotthelfs, auch die ganze heftige Art dieses Hervortretens, besser gesagt, der Produktion selbst, die stets den Charakter der That trägt. Schriftstellerei im höchsten und größten Sinn kann allerdings Ersatz für das Handeln werden, und hier, aber auch nur hier erhält dann das scribere non necesse est seine Einschränkung.

Es wäre aber falsch, den Verfasser des „Bauernspiegels" nun als völlig unbeeinflußt von dem litterarischen Leben seiner und der frühern Zeit hinzustellen. Mochte auch sein Schaffen mit Naturgewalt hervorbrechen, mochte er den schriftstellerischen Naturalismus nie überwinden, er gehörte doch zu den Gebildeten und hatte, ehe er die Feder ansetzte, zahlreiche litterarische Einwirkungen erfahren. Auf der Akademie in Bern hatte er die Popularphilosophen Engel und Fries studirt, hatte mit seinen Studiengenossen Schillersche und Körnersche Dramen aufgeführt, dann in Göttingen Walter Scott kennen gelernt und von ihm, wie wohl mit Recht angenommen worden ist, mancherlei

Digitized by Google

gelernt. Die Volksschriftstellerei war überdies in der Schweiz von altersher zu Hause; 1761 hatte Johann Kaspar Hirzel, Stadtarzt in Zürich, sein Buch „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern" herausgegeben, dessen Held Kleinjogg, einem wirklichen Züricher Bauern, Jakob Guyer von Wermutschwyl, nachgebildet, nach Hettner sehr lebendig gezeichnet ist, das anziehende ländliche Genrebilder von faßlicher und überzeugender Lehrhaftigkeit enthält; 1781 war dann Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" gefolgt. Außer diesen Büchern mag Gotthelf Jung-Stillings Lebensgeschichte und Hebels, vielleicht auch Mösers Schriften gekannt haben, und wahrscheinlich sind auch die Werke seiner ältern Schweizer Zeitgenossen, Ulrich Hegners aus Winterthur und Heinrich Zschockes (bekanntlich aus Magdeburg gebürtig, aber ganz Schweizer geworden), nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Beide waren, als der „Bauernspiegel" erschien, noch am Leben, und einzelnes von ihnen, wie Zschockes „Goldmacherdorf," liegt doch in der Richtung von Gotthelfs Schaffen. Dennoch begann mit dem „Bauernspiegel" ein neuer Zeitabschnitt der Volksschriftstellerei, richtiger, der Volksschilderung. Zwei Jahre vor dem Erscheinen von Immermanns „Münchhausen," mit dessen Oberhofidyll man in der Regel die neue Periode der Schilderung des Bauernlebens beginnt, kam in einem Winkel der Schweiz das Buch heraus, das dieses Bauernleben mit gewaltiger Kraft als eine Welt für sich hinzustellen wagte — was Immermann nicht gethan hat — und zugleich die unerbittliche Wahrheit der Lebensdarstellung, wenn auch nicht zu poetischen Zwecken, doch im ganzen mit poetischen Mitteln, d. h. solchen der Anschauung durchführte. Was die That des Pfarrers Bitzius für das Volksleben selbst, also praktisch bedeutete, darüber ist gleich nach dem Erscheinen des Buches hin- und hergestritten worden; was sie in der Geschichte der Litteratur, der Dichtung bedeutet, können wir erst heute, nach sechzig Jahren beurteilen. Es ist, wie gesagt, nicht mehr und nicht minder als das Auftreten des Naturalismus in der Litteratur, d. h. der Kunstrichtung, die nichts verschweigen, nichts verdrehen, nicht komponiren, nicht verklären und verschönern, kurz, nicht die Poesie der Dinge, sondern die Dinge selbst geben will, genau, wie sie sind. Und wenn man zehnmal den Theoretikern des Naturalismus entgegenwirft, daß das unmöglich sei: Gotthelf, der freilich an eine neue Kunstrichtung nicht im entferntesten dachte, konnte sich mit vollem Recht rühmen, daß er die Wahrheit gegeben habe; denn er hatte fast vierzig Jahre unter den Menschen und Zuständen gelebt, die er schilderte, und hatte nicht nur (sich unbewußt) die Anschauungskraft des Dichters, sondern auch den praktischen Verstand des Sozialpolitikers, der nicht in die Gefahr kommen konnte, sich irgendwie über die Richtigkeit und die Tragweite seiner Darstellung zu irren.

Man kann mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß Gotthelf unter allen Volksschriftstellern die größte Kenntnis des Volkes gehabt habe; seine Vorgänger wie seine Nachfolger, namentlich die Schulnaturalisten, stehen darin weit hinter

Digitized by Google

ihm zurück. Die Ursachen liegen auf der Hand: er hatte sein Leben nicht nur unter dem Volke verbracht, er hatte auch wirklich mit dem Volke gelebt, als Pfarrer und Schweizer Bürger, war mit ihm völlig verwachsen und kannte keine andern Interessen als die des Volkes. Was ihn über das Volk erhob, war nicht sowohl seine größere Bildung oder gar seine gesellschaftliche Stellung, sondern seine das Durchschnittsmaß weit überragende Persönlichkeit, die nicht Gefahr lief zu verbauern, wie man zu sagen pflegt, ebenso wenig aber, sich vom Volke und damit von dem Boden der Natur loszulösen. Erscheinungen wie Gotthelf sind äußerst selten, zumal in Deutschland, wo sich jeder Gebildete seiner Bildung stark bewußt ist und, wenn er mit dem Volke in Verbindung tritt, um es zu „heben," das Gefühl der Herablassung nicht leicht los wird, während andrerseits die Leute, die sich aus eigner Kraft aus dem Volke zu größerer Bildung emporarbeiten, wenn sie doch im Volke stehen bleiben, meist Sonderlinge werden. Sehr nahe liegt uns Modernen der Vergleich Jeremias Gotthelfs mit Leo Tolstoi. Zola und die meisten andern französischen und deutschen Naturalisten stehen überhaupt nicht im Volke, es sind Gebildete, die das Volk mehr oder minder gut beobachten und nach ihren Beobachtungen darstellen, die Russen aber leben mehr mit dem Volke als wir Westeuropäer. Mitten unter ihm steht jedoch auch von den Russen nur einer, eben Tolstoi, und er schafft denn auch wie Gotthelf sozusagen aus der Volksseele heraus. Doch ist bei Tolstoi ein Akt der Entsagung dem Leben im Volke vorausgegangen, und im Laufe seiner Entwicklung hat er sich dem Schicksal, als Reformator aufzutreten, nicht entziehen können, während es Bitzius nie in den Sinn kommen konnte, daß er zu Gunsten des Volkes auf etwas zu verzichten habe, seine Pfarrerstellung ihn davor bewahrte, sich als Reformator zu fühlen, er auch als Schriftsteller der Pfarrer geblieben ist. Der Unterschied der beiden großen Kenner der Volksseele erklärt sich zum Teil aus äußern Umständen, hauptsächlich aber aus dem Unterschiede des Germanen- und des Slawentums, der russischen und der schweizerischen Verhältnisse und bedarf kaum der Auseinandersetzung. Uns Deutschen wird der Russe bei all seiner Größe leicht als krankhaft, der Schweizer dagegen als durchaus gesund erscheinen, und diese Gesundheit gleicht keineswegs der Beschränktheit, wenn auch eine gewisse „Protzerei" bei Gotthelf manchmal stört. Alles in allem ist er doch eine ganz einzige Erscheinung, und alle, die auf das Volk und für das Volk wirken wollen, nicht bloß unsre Naturalisten, haben dringende Veranlassung, sich mit Gotthelf eingehend zu beschäftigen.

Der Boden, auf dem er, fest wie eine starke Eiche, steht, ist im ganzen die Schweiz, im besondern das „Bernbiet," das Gebiet des Kantons Bern, noch „besondrer" die Teile des Kantons, die Emmenthal und Oberaargau heißen. Wie alle Schweizer, so sind auch die Bewohner dieser Gegenden nichts weniger als das, was man ein sympathisches Volk nennt, es fehlt ihrem Charakter

Digitized by Google

wie ihrer Lebensweise alles Romantische und Poetische, was man den Angehörigen andrer deutschen Stämme, vor allem den Gebirgsbewohnern zuschreibt. Geld und Besitz, das offne, rücksichtslose Streben darnach scheint unter diesem Bauernvolk von jeher eine größere Rolle gespielt zu haben als anderswo, wo man es wenigstens verhüllte, die Lebensformen sind durchaus nüchtern, Volkssitten, die mit der Natur zusammenhängen, sind kaum noch vorhanden, alle Feste sind in der Hauptsache auf Essen und Trinken im Wirtshause beschränkt, die Volkspoesie, Lied und Spruch sind fast verschwunden, dafür freilich praktische Lebensweisheit, Spott und Satire stark ausgebildet, die Sprache roh und derb. Aber die meist besonnenen, oft bis zum Schmutz geizigen Alten, die wilden, rohen, aber kraftvollen Jungen, die behäbigen, wenn auch oft beschränkten Frauen, die berechnenden, dabei oft sinnlichen, manchmal auch von französischer Kultur nicht zu ihrem Vorteil beleckten Jungfrauen bilden doch im ganzen ein tüchtiges Bauerngeschlecht, mit allen Untugenden der deutschen (reichsdeutschen) Bauern, aber ohne deren aus alter Zeit ererbte Gedrücktheit; hin und wieder kommen bei aller Enge und Beschränktheit Gestalten vor, die man königliche Bauern nennen könnte, und die ihresgleichen in Deutschland nur etwa in bestimmten niedersächsischen Gegenden finden, auch wachsen aus dem geschilderten Boden immerhin genug „moralische" Ausnahmen an Männern und Frauen, für die der Dichter wohl Sympathie empfinden kann. Im großen und ganzen beschränkt sich nun Gotthelf in seinen Werken auf diese bäurische Welt, von der städtischen will er nicht viel wissen, er betrachtet sie mit dem Auge des Bauern, der in den Städtern eigentlich unnützes Volk sieht, das er im Grunde mit durchzuschleppen hat, cum grano salis natürlich. Der Bauer ist bei Gotthelf der Aristokrat, darüber übersieht er aber den Proletarier nicht, den Tagelöhner, das Dienstvolk, und der Schriftsteller hat diese unterste Klasse im ganzen mit gleicher, oft selbst mit größerer Liebe wie den Bauern behandelt, wenn er auch weiß, daß das Heil seines Landes auf der Erhaltung eines tüchtigen Bauernstandes beruht. Wie ich schon sagte, Bitzius schildert das Bauernleben als eine Welt für sich, man möchte fast sagen als die Welt, und so oft er auch, namentlich in seinen spätern Werken, das politische und allgemein soziale Leben der Schweiz in seine Darstellung hineinzieht, es wird doch fast immer nur als Hintergrund verwandt, die Bauern bleiben die eigentlich handelnden Personen. Das ist, wie die Dinge nun einmal lagen und zum Teil noch liegen, nicht Beschränktheit, sondern Notwendigkeit und Wahrheit und in der Geschichte der Litteratur geradezu eine That, eine, die sich kaum wiederholt hat, denn wer hat nach Gotthelf so resolut zu verfahren gewagt, so selbstverständlich und so aus dem Vollen dargestellt? Seine Werke enthalten in der That die ganze Natur- und Kulturgeschichte des schweizerischen Bauerntums bis in die geringsten Einzelheiten herab, ja die Naturgeschichte des Bauerntums überhaupt, des westeuropäischen wenigstens, und werden des-

Digitized by Google

halb ihren Wert behalten, auch wenn der letzte wirkliche Bauer gestorben ist. Daß aber der Bauer ein sehr bemerkenswerter „Repräsentant der Menschheit" ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden, Gotthelf selber wußte das auch und meinte, das Leben gleiche der Luft, die oben und unten gleich sei, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und daß sich die Menschen in sittlicher Beziehung viel näher stünden, als man ihrem Äußern nach glauben solle. So ist denn der Bauernspiegel, wie man die Gesamtheit seiner Werke nennen kann, zugleich ein Weltspiegel, aus dem jeder lernen kann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vogel-Strauß-Politik. In Nr. 30 beweist ein Freund der Grenzboten, daß die von vielen Seiten beklagte Reaktion, sofern von einer solchen gesprochen werden dürfe, nichts schlimmes sei. Und darin ist ihm beizustimmen. Der Wissenschaft gilt die Reaktion so wenig wie die Revolution als etwas schlimmes, beide sind ihr nur historische Kategorien oder richtiger Abschnitte des Weltlaufs. Die Weltgeschichte besteht aus einer ununterbrochnen Reihe von Revolutionen (Revolution und Reform oder friedliche Entwicklung sind nicht Gegensätze, sondern bezeichnen nur das verschiedne Tempo derselben Bewegung), und jede solche Umwälzung vollzieht sich in einem Vorlauf und einem Rücklauf; welche der beiden Hälften eines Kreislaufs als Fortschritt und welche als Rückschritt bezeichnet wird, das hängt, gerade so wie in einem Zirkus, von dem Platze des Beobachters ab; was der freisinnige Protestant Fortschritt zum wahren Christentum nennt, das nennt der Katholik Rückfall ins Heidentum. Ob diese Kreise der Weltgeschichte eine Spirale bilden und daher einen Fortschritt darstellen, oder ob sie immer derselbe Kreis sind, der nur hin und her schwankt und uns zu guter letzt auf dem alten Flecke sitzen läßt, ob in diesem Falle die Bewegung trotzdem einen Zweck erfüllt, wie die Bewegung ihrer Trägerin, der Erde, um die Sonne, oder ob sie ganz zwecklos verläuft, darüber lassen wir die Geschichtsphilosophen streiten; hier genügt es anzuerkennen, daß das Wort Reaktion nichts schlechtes bezeichnet, sondern nur denselben Abschnitt der unaufhörlichen historischen Kreisbewegung, der von den Zuschauern auf den gegenüberliegenden Plätzen der Arena als Fortschritt gesehen wird.

Also darin ist dem Freunde zuzustimmen. Aber die Deutung, die er der augenblicklichen Reaktion giebt, sieht einigermaßen wunderlich aus. Diese soll darin bestehen, daß man jetzt endlich aufhört, das kaufmännische Interesse, das von der Gesetzgebung die letzten zwei Menschenalter hindurch ausschließlich berücksichtigt worden sei, als das wichtigste zu behandeln, und daß man zu der gesunden und natürlichen Anschauung zurückkehrt, wonach der Produzent und der Konsument, nicht die Vermittler zwischen beiden, die wichtigsten Personen im Staate seien, und diese Rückkehr zur Vernunft soll es sein, was die alten Parteien und die Reichstagsmehrheit in Aufregung versetzt, denn die lebten noch in der alten Idee, das Staatswohl sei gleichbedeutend mit der Blüte des Handels. Nun ist die Reichstagsmehrheit aber in der That

Digitized by Google

seit 1879 schutzzöllnerisch, zünftlerisch und agrarisch, und soweit sich die Gesetzgebung in den letzten fünfzehn Jahren mit dem Kaufmann beschäftigt hat, ist sie gegen ihn gerichtet gewesen; denn der Krämer, den die Zünftler und die Agrarier, als „ein wichtiges Glied des Mittelstandes," unter ihre Fittiche genommen haben, spielt doch im Welthandel, von dem hier allein die Rede ist, keine Rolle. Wäre es also auf diese Reaktion abgesehen, so würde die Regierung damit nur den Wünschen der Reichstagsmehrheit entsprechen. Was aber die alten Parteien anlangt, so ist die freihändlerische Fortschrittspartei zu einem ohnmächtigen Häuflein zusammengeschmolzen; die großen Parteien sind allesamt schutzzöllnerisch, und den Sozialdemokraten ist die Frage: Schutzzoll oder Freihandel gleichgiltig, soweit dabei nicht eine Verteuerung notwendiger Lebensbedürfnisse ins Spiel kommt. Die Triumphe, die Eugen Richter in der letzten Zeit gefeiert hat, verdankt er nicht seinem Manchestertum. Was aber die Auffassung des Grenzbotenfreundes vollends ad absurdum führt, das ist der Umstand, daß Freund und Feind vermuten, das Bestreben der Regierung sei hauptsächlich darauf gerichtet, eine ihren Flottenplänen günstige Reichstagsmehrheit zu stande zu bringen, und die Flottenforderungen werden ja gerade auch mit der Notwendigkeit, unsern Export auszudehnen, begründet, d. h. also, die „Reaktion" stellt den Handel*) aufs neue in den Mittelpunkt des Staatsinteresses, und zwar mit einer Entschiedenheit, wie kaum je in der Zeit von 1840 bis 1879.

Wer wollte aber dem Grenzbotenfreunde diese kleine Konfusion übel nehmen in einer Zeit, wo die gescheitesten Leute Mühe haben, ihr rechtes Bein vom linken zu unterscheiden, und sich ab und zu an die Nase fassen müssen, um das Bewußtsein ihrer Identität nicht zu verlieren. Der seit hundert Jahren in stetig beschleunigtem Tempo daherrasende Fortschritt der Technik ist es, der Stände, Parteien, Gewerbe, Gemeinden, Völker, Staaten, Begriffe zerreißt und durcheinander quirlt; und es ist klar, diese Riesenmacht, der der Mensch so wenig Widerstand zu leisten vermag wie einem Orkan, einem Gießbach oder einer Schlammlawine, wird uns auf Wegen, die wir nicht selbst wählen, zu Zielen führen, von denen wir keine Ahnung haben. Ob in diesem Wirbelsturm eine feste und klare Politik, ob auch nur eine ganz zuverlässige Orientirung möglich sei, das mag billig bezweifelt werden. Nicht im geringsten zweifelhaft aber ist es, daß, soweit noch von einer zielbewußten Politik die Rede sein kann, unumwundne und offne Anerkennung der thatsächlichen Verhältnisse die Grundlage bilden muß. Und daran gerade fehlt es, wie wir nicht müde werden, von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Um nur an zwei von diesen oft beschriebnen thatsächlichen Verhältnissen zu erinnern: wie kläglich nimmt sich doch die Sisyphusarbeit aus, die wir als die Politik gegen das Einmaleins zu charakterisiren pflegen! Die Herren wollen eine Kartellmehrheit im Reichstage, ohne das Reichstagswahlrecht zu ändern, und das ist eben ein unerfüllbarer Wunsch, wie jeder weiß, der das Einmaleins kennt. Alle Versuche, das Unmögliche dadurch möglich zu machen, daß man zwar das Wahlrecht bestehen läßt, seine Ausübung aber den untern Klassen und den mißliebigen Parteien durch neue Polizeigesetze nach Möglichkeit erschwert, werden in Zukunft keine andre Wirkung erzielen, als sie bisher erzielt haben, nämlich die Opposition verstärken.

*) Freilich nicht eigentlich den Handel, sondern die Exportindustrie, aber diese ist doch eben ohne Handel nicht denkbar; ob der Fabrikant selbst den Exporteur spielen oder sich eines Vermittlers bedienen will — den Reeder wenigstens wird er kaum entbehren können —, das ist seine Sache und geht andre Leute, auch die Gesetzgeber, nichts an.

Digitized by Google

Herr von Miquel muß doch nicht ganz der kluge Mann sein, als der er allgemein gepriesen wird, sonst würde er, anstatt das alte kraftlose Phantom unter dem auch nicht mehr ganz neuen Namen einer Politik der Sammlung heraufzubeschwören, lieber ein paar Monate vorher seinen gewaltigen Einfluß aufgeboten haben, die Regierung von Maßregeln abzuhalten, die ihr sogar im preußischen Abgeordnetenhause eine Niederlage zugezogen haben, in diesem Hause, das ausschließlich eine Vertretung der obersten Zensusschichten ist. (Von den 5056146 Wählern der dritten Klasse — die der ersten beiden Klassen betrugen zusammen noch nicht eine Million — haben sich im Jahre 1893 nur 769259 an der Wahl beteiligt, und die hätten, soweit es sich nicht um Gegensätze unter den bürgerlichen Parteien, sondern um den Klassengegensatz handelt, auch noch daheim bleiben können, da ihre Wahlmänner ja doch von denen der andern beiden Klassen überstimmt werden; oder vielmehr: sie sind daheim geblieben; das Proletariat beteiligt sich nicht an den Landtagswahlen.) Soll also das klägliche Vexirspiel nicht in infinitum fortgesetzt werden, so muß sich die Regierung entscheiden, ob sie den Staatsstreich wagen oder sich mit irgend einer der beim bestehenden Wahlrecht möglichen Reichstagsmehrheiten ehrlich und aufrichtig verständigen will. Und das andre: sie muß sich entweder für den geschlossenen Staat, den die Agrarier fordern, oder für die Exportindustrie entscheiden. Auch hier sind alle Vermittlungsversuche vergeblich. Landwirtschaft und Gewerbe, ja, das läßt sich vereinigen, und es giebt keinen vernünftigen Politiker, der nicht beider Blüte erstrebte; aber Grenzsperre und Export, das kann kein Mensch vereinigen. Wir sagen in Beziehung auf keine der beiden Fragen, welchen Entschluß die Regierung fassen soll, denn wir maßen uns nicht an, ihr Ratschläge zu erteilen, sondern wir sagen nur, was jeder Privatmann so vor sich hin zu sagen berechtigt ist, daß, wenn einer über den Fluß will, er entweder auf einer Brücke hinübergehen oder hinüberschwimmen muß. Wollte man einer Entscheidung in diesen beiden Punkten schlechterdings aus dem Wege gehen, so würde das allein schon genügen, die Regierung vollständig zu lähmen, auch wenn es gar keine Sozialdemokratie, keine konfessionelle, keine Polenfrage und keine von den übrigen unzähligen Fragen gäbe.

Zur wirtschaftlichen Erschließung Deutsch-Ostafrikas. Im Anschluß an den Aufsatz von Hans Wagner: „Die Verkehrsmittel in Deutsch-Ostafrika“ im 4. Hefte der Grenzboten, kann ich auf Grund der Erfahrungen, die ich bisher an Ort und Stelle gesammelt habe, folgende Mitteilungen machen. Ich stimme mit Wagner vollkommen darin überein, daß die schweren Ochsenwagen, wie sie in Südafrika im Gebrauch sind, sich für Deutsch-Ostafrika, wenigstens im Norden unsers Schutzgebiets, nicht eignen. Seit Jahr und Tag habe ich mich nun schon damit beschäftigt, ein den schädlichen klimatischen Einflüssen gegenüber unempfindliches Zugtier zu finden oder zu schaffen. Mein Gedanke ist, Zebras und eingeborne Esel mit Pferd und unter sich auch mit Maskateseln zu kreuzen. Zu diesem Zweck hatten wir Pferde und Maskatesel mitgenommen. Trotz sorgsamster Pflege ist uns aber von sieben Pferden und sechs Eseln nur ein arabischer Schimmelhengst geblieben und eine weiße Maskateselstute, die jetzt ein Fohlen — Stute — hat, eine Kreuzung zwischen Njamwesiesel und Maskat. Alle andern Pferde und Esel sind uns unter fast gleichen Erscheinungen krepirt. Ich bin, wie auch andre, der Ansicht, daß die Tiere infolge eines Insektenstiches krank geworden sind. Doch fehlen mir die Beweise dafür. Als Anhaltepunkt für meine Ansicht kann ich nur anführen, daß die mich begleitenden Massais früher in den Gegenden, wo uns die

Digitized by Google

meisten Tiere draufgingen, Kraals hatten und Vieh hielten und mir sagten, daß dort zu Zeiten eine Fliege mit ganz hartem Körper vorkomme, und daß ihnen infolge des Stiches einer solchen Fliege ihr Vieh krepirt sei. Die Massais hatten auch einige Mittel aus der Pflanzenwelt dagegen, die, wie sie behaupteten, oft helfen; bei unsern Pferden und Eseln blieben sie aber ohne Erfolg. Auch hier bei Mbuguni haben Massais wie Ndorobbos dieselbe Ansicht. Die schädliche Fliege soll besonders bei Regen auftreten. Ob es nun gerade die Tsetsefliege oder ein andres Insekt ist, ist ziemlich gleich; jedenfalls möchte ich das Vorhandensein eines solchen Insekts nicht in den Bereich der Fabel verweisen, solange nicht an Ort und Stelle diese Pferdekrankheit studirt, erkannt und ein Gegenmittel gefunden ist. Es ist ja auch möglich, daß im Wasser oder im Futter schädliche Bestandteile sind, die die Krankheit verursachen; nach vielfachen Beobachtungen, die ich früher in der Wißmannschen Truppe bei Dienstpferden machen konnte, auch nach Beobachtungen andrer hat sich taufrisches Gras oder Futter als besonders schädlich erwiesen. Möglich, daß sich hier in den Tropen durch den Morgentau kleine schädliche Pilze auf manchen Pflanzen schnell bilden. Thatsache ist, daß Pferde, eingeführte Esel und Maultiere hierzulande zu neunzig bis fünfundneunzig Prozent einem ziemlich sichern Tode geweiht sind; allerdings pflegen sich Tiere, die einmal eingewöhnt sind, lange gesund zu halten, sie verlangen aber eine dauernde, peinlich gewissenhafte Pflege und Beobachtung.

Aus alledem habe ich die Überzeugung gewonnen, daß als Zug- (oder Last-) tier am besten im Lande geborne Tiere (Pferde, Esel) verwendet werden. Unser Bestreben muß daher darauf gerichtet sein, nicht nur Bastards, sondern vor allem einen Stamm reiner Tiere (Hengste und Stuten) zu schaffen, die im Lande geboren sind. Gelingt das auch zunächst nur mit einem Paar, so ist schon viel gewonnen. Es kommt ja vor, daß sich auch Bastarde fortpflanzen, es ist aber so selten, daß man Bastarde nicht als Zuchttiere betrachten kann. Solange aber nicht ein solcher Stamm geschaffen ist, bleiben Kreuzungen immer mehr oder minder ein Wagnis, da viel von den zur Zucht einzuführenden Tieren krepiren werden.

Von dem hiesigen eingebornen Vieh halte ich nicht viel. Weshalb verwenden die Massais nicht in Zeiten, wo sie keine Esel haben, ihr Vieh zum Tragen? Sie haben doch die größten Erfahrungen. Das ans Marschieren gewöhnte Vieh dieses Nomadenstammes würde doch in erster Linie in Frage kommen, während das seit Jahrhunderten an Stallfütterung gewöhnte Vieh der Gebirgsvölker (Kilimandjaro, Pare, Ugueno usw.) kaum einfache Märsche ohne jede Last aushält, und z. B. Wadschaggavieh nach ein- bis zweitägigem Marsch wiederholt halbtot bei mir ankam. Manche werden der Ansicht sein, man könne das Vieh trainiren. Ich glaube das nicht, da das Vieh eben durch Jahrhunderte hindurch verwöhnt ist. Auch hier halte ich eine Kreuzung mit starkem Vieh — etwa Zebubullen aus Indien — für den einzig richtigen Weg, um Zuchttiere (Kühe und Bullen) zu bekommen, die im Lande geboren sind und das Blut eines „Zugviehs von Profession“ in sich haben.

Vorläufig, bis solche gute Zugtiere geschaffen sind, halte ich die Esel aus der Landschaft Umbugwe für das beste Zugtier, das man bekommen kann. Diese Umbugweesel zeichnen sich durch Stärke, Schönheit und etwas natürliches Feuer vorteilhaft vor ihren andern afrikanischen Verwandten aus. Ich habe Versuche mit Einfahren gemacht und fahre mit vier Umbugweesel (zwei als Vortrab und Reserveesel), indem ich aller anderthalb bis zwei Stunden umspanne, stundenweit mit einem nach meinen Angaben konstruirten zweirädrigen Wagen in die Steppe. Dieser Wagen nimmt zehn bis zwanzig Lasten und vier Personen auf und ist mit Sonnen-

Digitized by Google

segel und Regenschutz versehen. Die Esel traben flott und ausdauernd, galoppiren sogar bei gutem Terrain, gehen gut am Zügel und tragen sich hübsch. Ich habe die Absicht, nun einen vierrädrigen Wagen bauen zu lassen, der dreißig bis vierzig Lasten, vier bis sechs Menschen aufnehmen kann und von vier Eseln gezogen wird. Dieser Wagen wird gleichsam ein Mittelding zwischen Eselkarre und Ochsenwagen sein und sich auch für nicht allzu gute Wege eignen, auch so eingerichtet sein, daß er nach Pontonart im Wasser leichter wird für die Fahrt durch Sümpfe. Solche Wagen werden kaum schneller fahren als Träger marschieren. Es kommt ja aber bei dieser Transportfrage weniger auf Schnelligkeit, als auf Billigkeit und darauf an, daß nicht so viel Menschen zum Karawanendienst verbraucht werden, die besser zur Plantagenarbeit verwendet werden können.

Da es mir schon gelungen ist, bei großen Treiben viele Zebrafohlen zu fangen, und ich jetzt darauf ausgehe, auch Herden in Kraals zu treiben, so hoffe ich auch dieses schöne und von Kraft strotzende Tier dem Dienst der Menschen unterthan zu machen.

Kilimandjaro H. Bronsart von Schellendorff

Die Lehrerbesoldung an den höhern Schulen. In dem höhern Lehrerstande herrscht gegenwärtig eine starke Gährung. Die Unzufriedenheit hat eine solche Höhe erreicht, daß die „Maßgebenden“ gut thun werden, endlich einmal die berechtigten Forderungen dieses stiefmütterlich bedachten Standes zu erfüllen. Mit billigen Redensarten von dem Idealismus des Erzieherberufes ist gegenwärtig nichts mehr auszurichten. Die Bedürfnislosigkeit ist eine schöne Tugend, so lange man nur für sich selbst zu sorgen hat; wer aber für die menschenwürdige Existenz einer Familie zu arbeiten hat, den sollte man nicht beständig auf die klassische Tugend der Bedürfnislosigkeit verweisen.

Der Philolog ist mit seiner „Karriere“ fertig, sobald er fest angestellt ist, also gerade dann, wenn die des Juristen anfängt. Er sitzt in einer Sackgasse, aus der ihn nur der Zufall in eine andre, aussichtsvollere Laufbahn führen kann. Er hat nur den einen kleinen Winkel, den ihm seine Lehrthätigkeit bietet; da hat er sein bescheidnes Glück zu suchen. Leider können unter den obwaltenden Verhältnissen nur die wenigsten selbst dieses bescheidne Glück erreichen. Denn es giebt unter den nur auf ihren Gehalt angewiesenen Philologen, besonders im Königreich Sachsen, und hier vor allem in den großen Städten, kaum einen, der nicht infolge der stetig wachsenden Wohnungs- und Lebensmittelpreise mit elenden Pfennigsorgen zu kämpfen hätte — und das in den besten Jahren des Lebens, ja sogar noch im Alter. Das sind unwürdige Zustände.

Es sind in der letzten Zeit mehrere Broschüren über diesen Notstand erschienen. Sie sind ruhig und sachlich geschrieben. Die unmännliche, in Devotion ersterbende Haltung wie früher, die zu nichts als weitern Demütigungen geführt hat, wird man freilich nicht mehr darin finden, und wir freuen uns darüber; die Gymnasiallehrer haben endlich von den Volksschullehrern gelernt, daß sie eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage nicht als ein bloßes Gnadengeschenk von oben zu erflehen, sondern als ihr gutes Recht zu beanspruchen haben. Wir heben von diesen Broschüren hervor Schröders Schrift: Oberlehrer, Richter, Offiziere (Kiel, Lipsius & Tischer, 1896) und die von Erdenberger: Das Avancement der akademisch gebildeten Justizbeamten und Lehrer im sächsischen Staatsdienste in den Jahren 1886 bis 1896 (Leipzig, Renger, 1897).

Digitized by Google

Während in Preußen die Lage des höhern Lehrerstandes durch die Einführung des Normaletats und des Wohnungsgeldzuschusses in der letzten Zeit wesentlich gebessert worden ist, haben sich in Sachsen die Zustände verschlechtert. Die Statistik, die Erdenberger giebt, ist so niederschlagend, daß noch immer jedem jungen Manne dringend abgeraten werden muß, sich dem höhern Lehrfache zu widmen. Erdenberger weist folgende Thatsachen nach: 1. Der Philolog in Sachsen erreicht nach zehnjähriger ständiger Dienstzeit noch nicht den Anfangsgehalt des Richters (3600 Mark). Das Durchschnittsalter der Philologen, die 3600 Mark beziehen, ist vierzig Jahre! Im vierzigsten Lebensjahre hat der sächsische Oberlehrer also erst zehn pensionsberechtigte Dienstjahre aufzuweisen.*) Klingt es da nicht wie Hohn, daß er gesetzmäßig die höchste Pension erst nach vierzig ständigen Dienstjahren, also im Alter von siebzig Jahren erreichen soll? 2. Ein Richter erreicht früher den höchsten Gehalt von 6000 Mark (schon nach vierzehn Jahren) als der Oberlehrer den Gehalt von 3600 Mark. (In Baden erhält jeder akademisch gebildete Lehrer schon nach siebzehn Dienstjahren den höchsten Gehalt, in Sachsen erst nach dreißig bis vierunddreißig(!) Jahren.) 3. Der Richter hatte im Jahre 1886 1500 Mark, im Jahre 1896 1200 Mark mehr Anfangsgehalt als der Oberlehrer. 4. Der Richter hat achtmal soviel Aussicht, einen Gehalt von 6000 Mark und mehr zu erreichen als der Oberlehrer. Auf achtzehn Lehrerstellen kommt eine Rektorstelle, auf zwei bis drei Richterstellen kommt eine höhere Justizstelle. Von 299 Richtern wurden 106 in höhere Stellen berufen, von 251 Oberlehrern nur 11.

Um die Ungerechtigkeit in der Besoldung der akademisch gebildeten Lehrer aufzudecken, brauchte aber Erdenberger gar nicht den Richterstand zur Vergleichung heranzuziehen, denn die Philologen werden nun einmal von den obern Behörden als ein subalterner Stand angesehen, eben weil sie keine „Karriere“ vor sich haben. Er hätte die Oberlehrer nur mit den höhern Postbeamten oder den Subalternbeamten der Justiz z. B. am Reichsgericht zu vergleichen brauchen, und er würde gesehen haben, daß selbst die Postbeamten und die subalternen Justizbeamten wirtschaftlich besser gestellt sind als die Oberlehrer.

Es ist an dem akademisch gebildeten Lehrerstande Jahrzehnte hindurch schwer gesündigt worden, aber es ist nicht notwendig, daß die kläglichen Zustände, die früher manchem tüchtigen Manne das Lehramt zu einer Qual gemacht haben, weiter dauern. Die Behauptung, daß für eine bessere Stellung der Lehrer an unsern höhern Schulen keine Mittel vorhanden seien, ist ganz hinfällig. Seit vielen Jahren ist die Höhe des Schulgeldes unverändert geblieben, man brauchte es nur um einige Prozent zu steigern, und die erforderlichen Mittel wären reichlich vorhanden. Es kann nicht Aufgabe des Staates oder einer Gemeinde sein, die höhern Schulen auf Kosten der geistigen Arbeiter, d. h. der wirtschaftlich schwachen Lehrerschaft, zu unterhalten. Eine Frivolität aber ist es, immer wieder das Ansinnen zu stellen, die Lehrer der höhern Schulen möchten ihre unzulängliche Besoldung durch die Jagd auf Nebeneinnahmen ergänzen.

In Preußen haben die Oberlehrer durch das geschlossene Vorgehen aller höhern Schulen einen großen Teil ihrer Forderungen erreicht. In Sachsen spalten sie sich leider noch immer in einzelne Heerlager, machen getrennt verzweifelte Vorstöße und erreichen auf diese Weise gar nichts. Aus der Macht, die der einheitlich organisirte Volksschullehrerstand überall ausübt, sollten die Lehrer an den höhern

*) Der Offizier hat im vierzigsten Lebensjahr durchschnittlich zwanzig Dienstjahre aufzuweisen und in diesem Alter außer den Kommandozulagen, Reisegeldern usw. ein pensionsfähiges Einkommen von 5330 Mark.

Digitized by Google

Schulen endlich lernen, daß sie ihre gemeinsamen Interessen auch gemeinsam und geschlossen verfechten müssen. E. G.

Zur Frauenfrage. Der Aufsatz zur Frauenfrage in Nr. 28 hat an mehreren Stellen meinen Widerspruch hervorgerufen, wenn ich auch mit dem Ergebnis im wesentlichen einverstanden bin. Ehe ich aber in der Sache das Wort ergreife, erkläre ich ausdrücklich, daß ich der Frauenfrage gänzlich objektiv gegenüberstehe und daß sie für mich durchaus kein persönliches Interesse hat.

Bei der Behandlung der Frauenfrage muß die rechtliche Seite scharf von der praktischen geschieden werden.

Was die rechtliche Seite betrifft, so erscheinen die meisten Männer als befangen in der althergebrachten Auffassung, die aber doch nur durch die herrschende Männerwelt im Laufe von Jahrhunderten zu ihren Gunsten geschaffen und zäh festgehalten worden ist. Es blickt da eine gewisse Voreingenommenheit heraus, eine gewisse Anmaßung der Männer, die ihr Geschlecht a priori als höherstehend betrachten möchten und deshalb öfter blind sind gegen die eigentliche Sachlage. Mit Anführung von Autoritäten ist da nichts gedient; denn meist sind das eben auch wieder Männer, und sie schrieben als Kinder ihrer Zeit, sind also für die unsrige nicht unbedingt maßgebend. Nicht einmal die Bibel kann schlechthin als Autorität anerkannt werden; am wenigsten das Alte Testament mit dem unter der Männerwelt so beliebten „Er soll dein Herr sein“ (1. Mos. 3, 16). Denn sonst müßten wir auch Geschwisterehen gutheißen, weil nach der israelitischen Schöpfungssage die erste Ehe nach Adam und Eva eine Geschwisterehe gewesen ist. Aber auch 1. Kor. 14, 34, 1. Tim. 2, 12 usw. können nicht verwendet werden zur Zurückweisung der Frauenbewegung; Paulus schrieb eben doch für die sozialen Verhältnisse des römischen Kaiserreiches im ersten Jahrhundert. Ob die damals übliche Stellung der Frau für jetzt noch die richtige ist, das ist eben die Frage. Auf jeden Fall dürften die Männer nicht nur die Bibelsprüche im Munde führen, die ihrer bevorzugten Stellung einen scheinbaren Rückhalt geben, sondern müßten bedenken, daß derselbe Paulus 1. Kor. 13 von der Liebe redet, die „nicht das Ihre sucht,“ und ihre Stellung gerade in der Frauenfrage einigermaßen mit diesem Wahlspruch in Einklang bringen.

Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 28 [es war eine Verfasserin!] beruft sich auf Goethes „Dienen lerne beizeiten das Weib usw.“ und behauptet: „Keiner hat die Frauenfrage besser verstanden als Goethe.“ Inwiefern aber gerade Goethe auf diesem Gebiete hervorragender Kenner gewesen sein soll, ist nicht einzusehen: hat er doch zu keinem weiblichen Wesen in einem ganz normalen, sozusagen bürgerlichen Verhältnis gestanden, auch nicht nach Legitimirung der Ehe zu Christiane Vulpius; denn sie war ihm trotz aller ihrer guten Seiten keine ebenbürtige Genossin. Wie Goethe wirklich zur „Frauenfrage“ gestanden hat, ließe sich nur beurteilen, wenn man seine sämtlichen hierauf bezüglichen Aussprüche zusammenstellte, wobei auch noch genau zu untersuchen wäre, inwieweit Worte, die Goethe den Personen seiner Dichtungen in den Mund legt, thatsächlich seine Ansicht bilden. Will man sich aber mit einzelnen herausgegriffnen Äußerungen begnügen, so könnte man etwa auch heranziehen: „Die Frauen sind das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben ist, um unsre Idealität hineinzugießen“ oder „Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, die ihren Kindern den Vater zu ersetzen imstande wäre“ — und daraus etwa das Gegenteil von dem ableiten, was die angeführten Verse aus Hermann und Dorothea besagen. In jedem Falle zeigt Goethes Verkehr mit

Digitized by Google

Charlotte von Stein und seine Zeichnung der Frauen in Torquato Tasso, daß er in den Frauen geistig ebenbürtige Wesen sah.

Wie stellt sich aber die Rechtsfrage bei vernünftiger Überlegung?

Daß in der Ehe, in der Familie der Mann das ausschlaggebende Wort zu sprechen hat, also der „Herr" sein soll, ist unumstößlich, weil er oder richtiger wenn er die Familie ernährt und in Bezug auf Geist, Charakter und Thatkraft der Hausfrau überlegen ist. Daß diese Bedingungen nicht immer erfüllt werden, ist aber ebenso gewiß, und ebenso klar sind dann die sich ergebenden rechtlichen Folgen, so wenig auch die Männerwelt geneigt ist, sie anzuerkennen. Doch ist es nicht angebracht, hierauf näher einzugehen, weil gerade für die Frauenfrage das eheliche Verhältnis nicht im Vordergrunde steht, weil auch das eheliche Verhältnis sich nicht lediglich nach Recht und Gesetz bestimmen läßt, sondern sich von Fall zu Fall je nach den persönlichen Beziehungen und dem Naturell der Eheleute regelt.

Begiebt sich aber eine Frau aus irgend welchem Grunde nicht in das eheliche Abhängigkeitsverhältnis, so ist durchaus nicht abzusehen, warum sie lediglich aus dem Grunde, weil sie feminini generis ist, dem Männergeschlecht rechtlich nachstehen soll. Freilich sind wir durch das seit Jahrtausenden bestehende Herkommen an die mißbräuchliche Zurücksetzung so gewöhnt, daß es uns schwer wird, uns zu dem Standpunkt der schlichten Gerechtigkeit aufzuschwingen, zumal da die Gesetzgebung — die eben wieder von Männern herrührt — den Mißbrauch stützt.

Es wird ja nun zur Begründung der Zurücksetzung viel gesprochen von körperlicher und geistiger Inferiorität des weiblichen Geschlechts. Von der Körperlichkeit möchte ich ganz schweigen, es ist das etwas Individuelles; unzählige Frauen sind unzähligen Männern an Körperkraft weit überlegen, und wenn ein weibliches Wesen etwa erst eine höhere Töchterschule besucht und dann Hausfrau und Mutter wird — und das leisten viele —, so wird von ihr an physischer Kraft und Ausdauer mindestens ebensoviel verlangt wie von Männern, die irgend eine höhere Berufsart ergreifen. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes scheint das freilich nicht anzuerkennen, denn er betont u. a., daß „eine Entbindung leiten einen Aufwand von Kraft und Selbstbeherrschung verlangt, vor dem unsre Damen erschrecken würden": als ob nicht die Hebammen etwa dasselbe, oft noch mehr zu leisten hätten, ganz zu schweigen von den Gebärenden selbst!

Aber auch eine geistige Inferiorität kann ich im allgemeinen durchaus nicht sehen: es sind mir viele Frauen näher getreten, die in der Fähigkeit logisch zu denken — und darum handelt sichs — es mit vielen Männern der sogenannten höhern Berufsarten aufnehmen können. Und selbst wenn eine solche Inferiorität wissenschaftlich nachgewiesen würde, läge immer die Annahme nahe, daß sie nicht anerschaffen wäre, sondern sich nur aus der Jahrtausende währenden Einengung und Zurückdrängung ergeben hätte.

Also: gleiches Recht für das weibliche Geschlecht!

Aber — wendet man ein — die Natur hat den Körper des Weibes für das Gebären und Ernähren der Kinder, d. h. nach unsern sozialen Einrichtungen das Weib für die Ehe geschaffen. Ganz gewiß. Ebenso sicher aber hat die Natur den Körper des Mannes für die Erzeugung von Kindern, d. h. nach unsern sozialen Einrichtungen für die Ehe geschaffen. Wenn sich nun aber unzählige Männer teils gezwungen, meist aber doch nur um ihre „Freiheit" nicht aufzugeben, sich dieser ihrer natürlichen Aufgabe entziehen, so muß man Frauen, die nicht heiraten können oder wollen, das gleiche Recht wie dem Manne einräumen, nämlich sich ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechend eine Lebensstellung zu schaffen.

Digitized by Google

Der Verfasser möchte die Frauen beschränkt sehen auf Stellungen als „Köchinnen, Schneiderinnen, Pflegerinnen, Landwirtinnen, Meierinnen, Gärtnerinnen und dergleichen gottbegnadete Berufsarten“ und schiebt es der „Zimperlichkeit“ und der falschen Erziehung der Mädchen zu, daß so wenige(?) derartige Berufe ergreifen. Richtig ist es, daß unsre Mädchen zu viel „lernen“ und auf diese Weise weniger für ihren Hauptberuf vorbereitet werden. Aber nicht die Frauenbewegung ist es gewesen, die diese gesteigerten Anforderungen hervorgerufen hat, und ebensowenig sind die Lehrer daran schuld, sondern Verbreitung der geistigen Bildung ist eben das Motto unsrer Zeit, und gerade die Männer sind es, die im gesellschaftlichen Verkehr sowohl wie in der Familie gebildete, ihren geistigen Interessen nahestehende Frauen verlangen und über bloße wirtschaftliche Tüchtigkeit die Nase rümpfen würden.

Wie nun aber unser heutiger Schulunterricht einmal ist, „Zimperlichkeit“ zieht er nicht groß, ebenso wenig kann man, so weit die Schule in Betracht kommt, behaupten, „den Mädchen würde nicht mehr Zuverlässigkeit und Exaktheit eingebläut.“ Im Gegenteil, die Schule packt die heranwachsende Generation tüchtig an, mehr als in frühern Zeiten. Die häusliche Erziehung ist ja in den verschiednen Familien verschieden, jetzt wie vor hundert Jahren: möglich, daß sie jetzt öfter als damals etwas lax ist, es wird aber auch durch fehlerhafte Erziehung von seiten der Eltern jetzt viel weniger geschadet, da die Schule die Kinder viel länger und mehr in Anspruch nimmt.

Freilich das kann keine Erziehung leisten, was in dem angeführten Aufsatz verlangt wird: „Tüchtige, aufopferungsfähige Frauen und Mütter sind mir begegnet. Sie waren in der Schule des Lebens, getrieben durch die Liebe zu Mann und Kind herangereift zu dem, was sie von Rechts wegen schon bei Beginn der Ehe hätten sein sollen. Wenn sie alle erzählen könnten, welches Lehrgeld, welche Irrtümer, welche Thränen es gekostet hat, ehe sie das wurden, was der Mann von dem Weibe seiner Wahl verlangen kann usw.“ Kann überhaupt ein Mensch durch Eltern und Lehrer bis zu einem bestimmten, etwa dem zwanzigsten Jahre eine abgeschlossene Erziehung erhalten? ist nicht bei jedem Menschen, Mann wie Frau, die Erziehung durch das Leben die wichtigste? muß nicht der Pfarrer, der Lehrer, der Richter, der Arzt nach den besten Examina noch Lehrgeld genug zahlen, ehe er seine Stellung einigermaßen ausfüllt? und welcher Gatte ist gleich bei Beginn der Ehe das, was die Frau von dem Manne ihrer Wahl verlangen kann (oder hat nur der Mann zu verlangen)?

Nun aber: warum begnügen sich die Frauen nicht damit, als Köchinnen, Schneiderinnen, Pflegerinnen usw. ihr Brot zu verdienen, warum trachten sie nach höhern Berufsarten? Nun, warum drücken denn so viele unbegabte Jungen die Bank des Gymnasiums, sich zur Qual, den Lehrern zur Last? warum ergreifen sie nicht eine der andern „gottbegnadeten“ Berufsarten und werden Köche, Schneider, Krankenwärter, Tischler, Schlosser u. a. m.? Der Rang des Vaters macht es wünschenswert, daß der Sohn studirt, bei der Stellung der Familie sind jene andern Berufsarten nicht gentlemanlike! Diese Auffassung mag unrichtig, unschön sein, sie besteht aber, und es wird darnach verfahren; sie wird auch nicht verschwinden, zumal da sie auch ihre guten Seiten hat: es ist etwas schönes um die Familientradition! Dann muß es aber auch einer Tochter aus einer solchen Familie freistehen, eine Lebensstellung zu ergreifen, die der Würde ihrer Familie zu entsprechen scheint.

Also nochmals: gleiches Recht für das weibliche Geschlecht! Man lasse sich

Digitized by Google

herbei, das anzuerkennen, man verschärfe nicht, indem man sich der Billigkeit verschließt, die Frauenfrage. Eine kurze Beleuchtung der praktischen Seite wird zeigen, wie weit mit dem anerkannten Recht zu kommen ist.

1. Es ist längst bewiesen, daß durch Zulassung der Frauen zu allen möglichen Lebensstellungen die soziale Frage nicht gelöst, die soziale Not nicht gehoben wird: so viele Plätze von den Frauen errungen werden, so viele gehen Männern verloren. Die gelehrten Berufsarten insonderheit — um die dreht sich ja der Kampf meist — sind schon jetzt in störender Weise überfüllt: durch das Eindringen der Frauen würde nur das gelehrte Proletariat verstärkt werden.

2. Deshalb muß sich der Staat hüten — hierin ist dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 28 unbedingt beizustimmen —, etwa durch Errichtung von staatlichen Mädchengymnasien zur Einschlagung dieser Karriere gewissermaßen zu verlocken; aber er darf das nicht deshalb von der Hand weisen, weil es sich um Frauen handelt, sondern er hat eine solche Neuschöpfung lediglich aus demselben Gesichtspunkte abzulehnen, aus dem er sich auch zu Neugründung von Knabengymnasien nur schwer und selten entschließt.

3. Der Staat muß aber den Frauen, die sich die erforderlichen Kenntnisse irgendwie privatim aneignen, das Recht zugestehen und dementsprechend die Möglichkeit gewähren, ein vollgiltiges — also zur Immatrikulation und zur Ableistung der Universitätsexamina berechtigendes — Maturitätszeugnis — etwa als sogenannte „Wilde" — zu erlangen. Dann ist den Frauen ihr gutes Recht gewährt, und es wird

4. der Andrang zu den gelehrten Berufsarten durch dieses Zugeständnis gar nicht zu mächtig werden. Denn erstens bleiben sicher auf unabsehbare Zeit hinaus alle höhern Stellen im Staats- und Gemeindedienste den Frauen verschlossen: Staat und Gemeinde können nie auf das Recht verzichten, ihre Beamten nach Belieben und Bedürfnis auszuwählen; hat doch auch kein männlicher Kandidat auf sein Universitätszeugnis hin ein Anrecht auf eine Anstellung im öffentlichen Dienste. Hauptsächlich aber werden sich wenig Väter entschließen, ihre Töchter fürs Studium zu bestimmen, weil sie sich angesichts der schwierigen und langwierigen Vorbereitung gar zu zeitig hierfür entscheiden müßten; die meisten Väter werden sich doch — und das ist das Richtige — der Hoffnung hingeben, daß ihre Töchter dereinst liebende und geliebte Ehefrauen werden, und sie demgemäß, d. h. hauptsächlich gesund erziehen. So würden sich allerdings auch die Bestrebungen hinsichtlich der Frauengymnasien allmählich „im Sande verlaufen." Das hindert nur nicht, das Recht der Frauen anzuerkennen.

5. Der Aufsatz in Nr. 28 thut auch des Wahl- und Stimmrechts Erwähnung. Das steht augenblicklich noch nicht im Vordergrunde der Frauenbewegung, ich bin aber überzeugt, daß es nur eine Frage der Zeit ist, daß mindestens allen selbständigen Frauen mit sicherm Einkommen dieses Recht zu teil wird. Die Zeitungen haben berichtet, daß man in einem Dorfe des sächsischen Erzgebirges eine Gutsbesitzerin in den Gemeinderat gewählt habe. Warum nicht? Es ist nur Sache der Gewohnheit. Daß sich die Frauen zur Wehrpflicht drängen, ist wohl zunächst nicht zu befürchten.

Taubenschießen. Aus Doberan wird uns geschrieben: Da die Grenzboten vor einigen Jahren so entschieden Stellung nahmen gegen den traurigen Sport des Taubenschießens am Heiligendamm, so werden sie es — wie wir alle hier — gewiß mit Freuden begrüßt haben, daß diesem Treiben durch einen Erlaß des

Digitized by Google

jetzigen Regenten Johann Albrecht ein Ende gemacht werden sollte. In dem Reſ war gesagt, daß am Heiligendamm und überhaupt im Doberaner Bezirk Schießen nach lebenden Tauben verboten sei; Zuwiderhandelnde würden mit G strafe bis zu 60 Mark bestraft werden. So war zu lesen in der Mecklenburgi Zeitung. Alle Welt jubelte auf, das Lob des Regenten scholl in allen Zu Wie sehr war man aber überrascht, als das unheimliche Geknall ganz ruhig we ging. Ich glaubte den Gerüchten nicht, die von Beibehaltung der alten S munkelten, ging hin und sah, was ich — am liebsten nicht gesehen hätte. Man platzte die armen Tiere wieder nieder wie sonst. Der Eintritt war gar nicht verboten; im Gegenteil, ein Sergeant, die Brust voller Orden, stand dabei und ließ das Treiben zu! Es war also richtig, das Gerücht, ja die kurze Notiz, es würde wieder geschossen, hatten sogar die Zeitungen nicht unterdrücken können. Und das geschah trotz eines so bestimmt ausgesprochnen Verbots; es war verboten vor den Doberaner Rennen, nach denen es sonst sofort von den „berühmten Flinten“ ausgeübt wurde, und jeder hielt das Verbot schon für diesen Sommer für rechtskräftig. Aber in dem Lande der Obotriten ist eben alles anders als anderswo. Umsomehr muß die Feder einsetzen, müssen Tierschutzvereine aufgemuntert werden, damit dieser wohlthuende großherzogliche Erlaß nicht bloß ein Zukunftstraum bleibe, sondern Thatsache werde.

Giebt es ein Recht? Im 28. Heft wird unter der Überschrift: Das ungeschriebne Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs gezeigt, wie schwierig und in den meisten Fällen unmöglich es eigentlich sei, das Recht, das der Gesetzgeber gemeint hat, genau zu ermitteln. Das erinnert uns an einen Ausspruch Luthers in den Tischreden (bei Walch S. 2227). Er erzählt da folgendes Geschichtchen. Ein Müllereſel steigt in einen Fischerkahn, und dieser wird von der Strömung fortgetrieben. Nun verklagt der Müller den Fischer, daß er ihn um seinen Esel, der Fischer den Müller, daß er ihn um seinen Kahn gebracht habe. Beide hätten offenbar Recht und beide ebensowohl Unrecht, meint Luther, und so liege die Sache bei den meisten Rechtshändeln; es gebe gar keine justitiam, sondern nur aequitatem, und er fügt hinzu: summum jus summa injuria, summa medicina summa infirmitas, et summus theologus summus peccator. Auch die vierte Fakultät ließe sich leicht beifügen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 33

Ausgegeben am 19. August 1897

Inhalt:

	Seite
Zur Beförderung und Verabschiedung der Offiziere	290
Der Kern der Apothekenreformbewegung	303
Volk und Jugend. Von W. Münch (in Koblenz)	307
Jeremias Gotthelf. Von Adolf Bartels. 2	317
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bei Wasser und Brot	329
Litteratur	332

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

von

Rudolf Hildebrand

Broschirt 4 Mark

Gebunden 5 Mark

. . . Diese eigentümliche klare Ruhe, diese Sabbatstille herrscht in dem ganzen Buch, soviel oft umfochtene Dinge auch darin vorkommen. Ueberall die Ruhe und die Milde des Alters, die er selbst so schön rühmt; auch da, wo er Mißbräuche rügt. . . . Man pflegt sonst nur Wort- und Sachphilologen zu scheiden; dies Büchlein zeigt wieder, wie Hildebrand, der große Gemütsphilolog, neben beide eine dritte Welt der Philologie aufzubauen verstand! (Deutsche Litteraturzeitung)

Er spricht wie ein Freund, der neben uns sitzt und uns bisweilen ins leuchtende Auge blickt, während wir seine Gedanken werden und in spielendem Ringen mit dem Worte sich gestalten sehen. Auch das längst Bekannte, oft Bedachte zeigt er uns nicht selten von einer ganz neuen Seite, nicht künstlich e Licht effekte suchend, sondern mit sinniger Vertiefung aus dem Wesen der Dinge schöpfend. Wir hätten alles selbst denken können aber wir waren auf der Oberfläche geblieben; so natürlich erscheint uns alles, was er sagt. Es ist echte, deutsche Weltweisheit, die uns geboten wird· möge sie recht vielen ein Born der Erquickung werden. (Die Post)

Deutschland, Deutschland über alles!

Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen

„Akademischer Blätter"

(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)

Broschirt 2 Mark

. . . Wenn irgend eine Erscheinung in unserm gährenden Zeitalter erfreulich ist, so ist es die, daß unter unserer Studentenschaft der nationale Sinn in so frischer und nachhaltiger Weise erwacht ist, wie er sich in diesen Aufsätzen und Reden kundgiebt. . . . Wenn das überschäumende, aber frische und krystallklare Bergwasser deutschen Geisteslebens, das uns in diesen Aufsätzen entgegensprudelt, auch noch mancherlei Schutt und Geröll mit sich führt, so hoffen wir doch sicher, daß es sich im Laufe der Zeit zu einem herrlichen Flusse, ja zu einem majestätisch dahinrauschenden Strome entwickeln wird. Und in dieser Hoffnung rufen wir den jungen Geistern, die hier vereint ihre Gefühle und Gedanken aussprechen, ein herzliches Glückauf! zu.

(Blätter für litt. Unterhaltung)

Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch

Broschirt 4 Mark

. . . Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten" erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikureer" ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — vu par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu mucksen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist. . . .

(Nordd. Allg. Ztg.)

Aus der Franzosenzeit

Was der Großvater und die Großmutter erzählten

von

Aug. Knötel

Broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Gebunden 5 Mark 50 Pfennige

In anschaulicher Weise schildert das Buch die Erlebnisse eines schlichten geradedenkenden Mannes während der Zeit, da der preußische Staat durch den korsischen Eroberer an den Rand des Unterganges gebracht wurde und sich wenige Jahre später, vornehmlich durch die ungeschwächte Volkskraft, wieder emporraffte. Der, dessen Schicksale erzählt werden, ist ein geborener Schlesier, und namentlich die Leiden des Krieges in dieser damals noch jungen preußischen Provinz bilden den Hintergrund des fesselnden Gemäldes. Werke, wie das vorliegende, verdienen die weiteste Verbreitung, denn was man in keinem Geschichtswerke findet: die treue Wiedergabe der Stimmung in den breiten Schichten des Bürgerstandes und der Landbevölkerung, das gelangt hier zur vollendeten Darstellung. Das aber will bei dem Mangel an wirklich genießbaren kulturgeschichtlichen Büchern viel bedeuten. Man könnte das Buch den Freytagschen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes an die Seite stellen. Das Erzählte trägt durchweg den frischen Stempel des unmittelbar Erlebten. (Rheinisch-Westfäl. Ztg.)

Digitized by Google

Zur Beförderung und Verabschiedung der Offiziere

Vergessen mögen meine Nachkommen es nicht, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—1866.
Mitternacht! 1866—1867. Wilhelm

Diese Zeilen schrieb der heimgegangne Kaiser in einem tiefbewegten Augenblicke nieder, wo die trüben Erinnerungen an einen mit Sorgen durchgekämpften Konflikt und der frische Eindruck der kürzlich erfochtenen Siege an seinem innern Auge vorüberzogen. Nun, vergessen werden das seine Nachkommen nicht, und sie können es auch nicht, solange sie Andenken und Beispiel des erhabnen Vorfahren in sich lebendig erhalten. Daß unser Kaiser die Worte seines Großvaters, dessen Verehrung ihm als heilige Pflicht erscheint, nicht vergessen hat, darüber hat er keinen Zweifel gelassen. Mißtrauen oder absolute Gelüste, wie zeitweilig behauptet worden ist, sind nicht daraus entsprossen, im Gegenteil, er hat sich wiederholt in Wort, Schrift und Bild an das Volk gewandt und nach Vertrauen gerufen. Gerade in letzter Zeit hat er dabei mehrfach Saiten angeschlagen, die freudigen Widerklang in weiten Kreisen gefunden haben. Wenn wir aber fragen, ob er sein Ziel erreicht habe, so müssen wir ein schlichtes „Nein“ zur Antwort geben. Die Ursache davon liegt nicht in seiner Person oder im Volke, sondern in dem Partei- und Preßwesen, das zwischen Kaiser und Bevölkerung steht.

Es erscheint notwendig, einmal gegenüber der politischen Suggestion, die über unserm Vaterlande liegt und auf dem Boden eines gänzlich impotent gewordnen Parteilebens schmarotzend wuchert, die Kehrseite aufzudecken und zu zeigen, wohin wir treiben. Wir sind, gleicherweise durch die Geschichte wie durch die Verfassung, an das Haus der Hohenzollern gebunden, und Deutschland ist nicht schlecht dabei gefahren. Wir müssen uns mit ihnen vertragen und können es

Digitized by Google

auch, wenn wir nicht Deutschland zur Republik umgestalten wollen, und daran denkt doch vernünftigerweise heute niemand. Man hat aber fast auf allen Seiten vergessen, sich diesen Punkt klar vor Augen zu halten, und führt einen mehr oder weniger verhaltenen Kampf gegen die Person des Kaisers. Berechtigung hätte ein solcher Kampf doch nur, wenn Verletzungen der Verfassung vorlägen; in gewissen Blättern ist wohl davon gelegentlich im Tone der Befürchtung die Rede gewesen, aber Thatsächliches ist niemals vorgebracht worden. Wenn nur unsre Reichstagsabgeordneten ihren verfassungsmäßigen Pflichten halb so gewissenhaft nachkämen, wie der Kaiser den seinigen, so würde es um vieles in unserm Vaterlande besser stehen!

Vielen ist es ein Stein des Anstoßes, daß der Kaiser Reden hält und darin namentlich seine Worte nicht gerade auf die nächste Wirkung nach außen, auf die im Tagesstreite wirkenden Parteigeister einrichtet. Verfassungswidrig ist keins von beiden, dagegen ist es eine unlautere Kampfesweise, daß man nicht die Fassung gelten lassen will, die er selbst als die richtige bezeichnen läßt, was man doch jedem beliebigen parlamentarischen Redner einräumt, sondern daß im Schwung der Rede entschlüpfte und selbst geradezu erfundne Wendungen verbreitet werden. Erreichen wird man damit niemals, daß er auf sein Recht, zu reden, verzichtet, noch weniger vermag man die in den weitesten Kreisen verbreitete Meinung auszulöschen, daß er einen offnen Kopf und ein warmes Herz habe. Es bleibt also bloß der mißglückte Versuch übrig, dem Kaiser ein Recht zu beschränken. In ähnlicher Weise werden die kaiserlichen Ausübungen des Begnadigungsrechts zur Erörterung gezogen, und auch da wird parteiisch verfahren. Es sei hier nur hervorgehoben, wie vernehmlich betont wurde, daß der Kaiser zur Jahrhundertfeier vier Duellanten begnadigt habe, während die Thatsache, daß der König von Sachsen die beiden Eisenbahnbeamten, die wegen Gefährdung des kaiserlichen Zuges in Löbau verurteilt worden waren, an demselben Tage auch begnadigte — was doch nach Lage der Sache nicht ohne Wissen und Zustimmung des Kaisers geschehen sein konnte —, entweder gar nicht oder doch nur flüchtig erwähnt wurde. Ebenso wird in der Frage der Offizierpensionirungen vorgegangen, und gegenüber der Militärstrafprozeßordnung haben selbst Blätter, die von der Nationalliberalen Korrespondenz bedient werden, keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihnen in der Hauptsache auf die Beseitigung des kaiserlichen Bestätigungsrechts der militärgerichtlichen Urteile ankommt. Fügen wir noch die Behandlung der Ministerkrisengerüchte hinzu, sowie die Vorgänge bei gewissen „Bismarckehrungen," wo das Hoch auf den Altreichskanzler umso stürmischer ausgebracht wird, je kühler und geschäftsmäßiger das Hoch auf den Kaiser ausgefallen ist, so wird die Thatsache nicht zu bestreiten sein, daß es sich um einen weitverzweigten Kampf gegen die Person und die Rechte des Kaisers handelt. Wir fragen: Hat das einen vernünftigen politischen Zweck?

Digitized by Google

Diese Erscheinungen haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Vorgängen zu Anfang der sechziger Jahre in Preußen, die zum Konflikt und schließlich zum vollständigen Siege der Regierung führten; nur erscheint heute alles schwächer, epigonenhafter. Damals war wirklich der Wille vorhanden, die Krone zu beugen und das Abgeordnetenhaus zum Herrn im Staate zu machen. Es scheint nicht, als ob jetzt der gleiche Wille vorhanden wäre, aber die Manieren sind die gleichen. Scheinbar macht die Menge mit, denn es ist ja in der Gegenwart Mode geworden, daß auf gegebnen Anstoß gleich einer Herde alle das Gleiche thun, das Gleiche empfinden. Soweit hat man es auch schon gebracht, daß die in allem unsicher gemachten Wähler Hinzen und Kunzen in den Reichstag schicken werden, und die nächsten Reichstagswahlen dürften es den Nationalliberalen und allen der Suggestion der bauernbündlerischen Agitation unterlegnen Konservativen lehren — soweit das nicht schon 1893 und nachher geschehen ist —, wie viele ihrer Mandate infolge und wegen ihres gegen den Kaiser gemünzten Treibens an die demokratischen Parteien übergehen. Wenn dann, oder vielleicht erst nach den übernächsten Wahlen, die schon so säumige Reichstagsmaschine gänzlich ins Stocken gerät, so ist der Konflikt da. Wie denken darüber die Herren in den Parteien, die dazu mitgeholfen haben werden? Was wird dann z. B. aus der deutschen Flotte, die wir so notwendig brauchen wie das liebe Brot? Der Kaiser weiß, daß er den Kelch bis zur Neige leeren muß. Ob sich gewisse greisenhafte Parteien darüber eine Vorstellung gemacht haben, welche impotente Rolle sie dann neben dem potenten Bündnis deutscher Fürsten, das sich in Voraussicht der Dinge enger um den Kaiser schart, spielen werden, das ist nicht sehr wahrscheinlich. Bisher haben wir nur die Thatsache vor Augen, daß die merkwürdigste und negativste aller deutschen Parteibildungen, die süddeutsche Volkspartei, die sich, gleich einer Falte im Organismus, immer nur dann zeigt und wächst, wenn der Staatskörper krank und schwach ist, um bei zunehmender Gesundung wieder zu verschwinden, „stündlich schwillt wie ein Prälatenbauch."

Doch wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und an dem festen Willen wird es im entscheidenden Augenblick nicht fehlen, darüber besteht kein Zweifel, ebenso wenig darüber, daß die politische Suggestion dann sofort schwinden und man über die auch hier berührten Fragen ganz anders denken wird wie in der Gegenwart. Das Volk wird einmütig zu seinen Fürsten stehen, und die Parteihäupter werden Mühe haben, den Anschluß nicht zu versäumen. Die maßgebende Macht- und Einflußfrage liegt in Wirklichkeit und für den Ernstfall doch ganz anders, als sie sich gegenwärtig gewisse Führer in der Presse und den Parteien vorzustellen scheinen. Was freilich bis dahin dem Vaterlande alles verloren gehen kann gerade in dieser Zeit, wo so viel auf dem Spiele steht und eine kräftige Bethätigung nach außen unbedingt notwendig wäre, das entzieht sich aller Berechnung. Und darum die Frage: Muß es erst so weit

Digitized by Google

kommen? Ist es nicht noch möglich, den für unser Vaterland so wichtigen Fragen eine ernstere Behandlung angedeihen zu lassen, als es jetzt unter der schlafwandelnden Politik unsrer Parteien geschieht? Ist es wirklich unmöglich, um auf den springenden Punkt zu kommen, mit unserm Kaiser zusammen zu arbeiten, den man in Österreich und Italien verehrt, in Frankreich hochachtet und in England bitter haßt, was doch alles als Beweis gelten muß, daß er ein Mann ist? Ist es nicht Pflicht, den Vorkämpfer für die Flotte einmütig, rückhaltlos zu unterstützen und die Parteisteckenpferde beiseite zu legen? Giebt es überhaupt einen andern politisch denkbaren Weg? Wie schon gesagt, dazu gehört vor allem eine sachlichere Vertiefung in die aufgeworfnen Streitfragen, als diesen gegenwärtig in der Parteipresse zu teil wird. Hier soll als Beispiel die Frage der Offizierpensionirung, oder wie es in gewissen Blättern heißt, „das riesige Anwachsen des Pensionsfonds," herausgegriffen werden.

Daß die Summen für die Pensionirung von Offizieren sehr gewachsen sind, unterliegt keinem Zweifel. Zahlenangaben haben hier keinen Zweck, es kommt bloß darauf an, zu untersuchen, auf welche Ursachen dieses Wachsen zurückzuführen ist, und ob diese begründet sind. Dabei wird zugestanden, daß eine Belastung des Pensionsfonds, die über das gebotene und natürliche Maß hinausgeht, vom Reichstag nicht kritiklos hingenommen zu werden braucht, während andrerseits die Besetzung der Offizierstellen und die Verantwortung und Sorge für die Leistungsfähigkeit des Offizierkorps ein unbestrittenes Recht und die Pflicht der Krone ist. Beide berechtigte Gesichtspunkte vertragen sich auch ganz gut mit einander, im Reichstage wurde aber unverhohlen angedeutet, daß ein Übergriff der Krone vorliege. Darin fand sich ein Anklang an das bekannte Leitmotiv unsrer Tage, daß der „jugendliche" Kaiser (er ist nahezu vierzig Jahre alt, ein Alter, in dem man sonst andern Leuten die beste Mannes- und Schaffenskraft zuerkennt) ganz neue und eigenmächtige Wege einschlage, wie sie angeblich unter dem „alten Kurs" ganz unerhört gewesen seien. Es bleibe hier unerörtert, was davon richtig ist; aber bei der großen Verehrung für alles, was persönlich und sachlich mit dem „alten Kurs" zusammenhängt, bleibt doch die Thatsache bestehen, daß er nicht wieder herzustellen ist, weil zu ihm auch die Person Kaiser Wilhelms I. gehört. Wir haben nur den sogenannten neuen Kurs, müssen mit ihm oder auch, wenn es sein muß, dann aber offen, gegen ihn steuern, doch das ewige Plätschern in dem Wasser des „alten Kurses" ist ein müßiges, greisenhaftes Treiben, dem das Zeichen der politischen Unfruchtbarkeit aufgeprägt ist.

Ein starker Irrtum ist ferner die viel verbreitete Annahme, daß in Deutschland, weil da das Militärwesen unbestritten die höchste Ausbildung erlangt hat, auch eine tiefere und verständnisvolle Kenntnis militärischer Verhältnisse das allgemeine Eigentum der Nation sei. Wer sich die oberflächlichen, mitunter geradezu thörichten Äußerungen in den Zeitungen und politischen Ver-

Digitized by Google

sammlungen, ja selbst im Reichstage während des Kampfes um die Heeresvorlagen des letzten Jahrzehnts vergegenwärtigt, wird dem beipflichten. Nach allem, was von der preußischen Armeeverwaltung 1866 und 1870 geleistet worden ist, hat man das unbedingte Vertrauen, daß die deutsche Armee die erste der Welt ist, und daß sie alles haben wird, wenn es für sie wieder notwendig sein sollte, im Felde aufzutreten. Im übrigen zerbricht man sich den Kopf nicht und ist ohne weiteres überzeugt, daß es in aller Zukunft auch immer so sein muß, und Deutschland eine so überlegne Heeres-Macht und -Leitung entwickeln wird, wie damals, wo nach beispiellosen Siegen noch eine so gewaltige Armee dastand, daß das Ausland nicht ernstlich wagte, in die Gestaltung des neuen Reiches durch seinen ersten Kanzler hineinzureden. Die Diplomaten konnten nicht wieder wie 1815 verderben, „was das Schwert mit so großen Anstrengungen errungen hatte." Die Wenigsten sind sich darüber klar, wie viel inzwischen das Ausland von uns gelernt und nachgeahmt hat. Trotzdem ist das Vertrauen auf unsre Armeeleitung vollauf berechtigt, denn sie wird bei einer etwaigen Mobilmachung wieder alle Welt überraschendes leisten. Aber mit einem allgemeinen und unbestimmten Vertrauen wird der Sache nicht gedient, eher geschadet. Man muß es auch rückhaltlos beweisen, und nicht aus Gesichtspunkten, die sozialen und bürgerlichen Verhältnissen entnommen sind, Schwierigkeiten bereiten, die sich bei genauerm Zusehen als unüberlegt und verkehrt erweisen. In der Pensionirungsfrage ist das leider geschehen.

Die Pensionirung von Offizieren bezweckt eine Verjüngung des Offizierkorps, und die Frage, ob das Heer selbst dadurch geschädigt wird, läßt sich ohne weiteres verneinen. Mit zu alt gewordnen Offizieren haben schon verschiedne Armeen üble Erfahrungen gemacht. Der möglichen Abschreckung, die auf häufigern Pensionirungen beruhen könnte, hält auf der andern Seite die Aussicht auf schnellere Beförderung sicherlich die Wage. Eine Schädigung der Armee liegt daher in keinem Falle vor. Es kann sich also nur darum handeln, ob durch die jetzt geübte Art der Pensionirungen das gebotene und vernünftige Maß überschritten und der Pensionsfonds in ungebührlicher Weise belastet werde. Zunächst leuchtet ein, daß dieser zunehmen mußte, weil seit anderthalb Jahrzehnten die Armee, mithin auch das Offizierkorps, eine ansehnliche Vermehrung erfahren hat. Man braucht diesen Zuwachs nicht für besonders wichtig anzusehen, weil der größte Teil der verwendeten Gelder auf ältere Offiziere fällt, die der Mehrzahl nach so wie so pensionirt worden wären; er ist mehr für die Zukunft von Wichtigkeit, weil sich daraus ergiebt, daß auch nach Durchführung der Verjüngung des Offizierkorps auf eine Erniedrigung des Pensionsfonds kaum gerechnet werden kann.

Die Handhabung unsers Beförderungssystems erfordert eine gewisse Stetigkeit. Wird diese durch Rücksichten und Verhältnisse aufgehalten, so ist ein

Digitized by Google

Altern des Offizierkorps und darnach eine entsprechende Beschleunigung die notwendige Folge. Das ergiebt dann eine Zeit der „Verjüngung," die nie ohne Schärfen und Härten abgehen kann. Die preußische Armee hat schon eine solche Periode in den ersten sechziger Jahren durchgemacht, und es genügt, auf die damit verknüpften Vorgänge zu verweisen. General von Manteuffel war damals der bestgehaßte Mann, und doch hat ihm die Nachwelt zugestanden, daß die von ihm bewirkte Durchführung der Maßregel mit menschenmöglichster Gewissenhaftigkeit vollführt wurde und ein wesentlich unterstützendes Mittel zur Erzielung jener erstaunlichen Leistungsfähigkeit gewesen ist, die das Heer dann auf den zahlreichen Schlachtfeldern bewies. Wir haben in der Gegenwart die Nachwirkungen einer gleichen, vielleicht bereits beendeten Verjüngungsperiode vor Augen und brauchen uns nicht zu wundern, wenn ähnliche Unsicherheiten und Klagen deswegen in der öffentlichen Meinung laut werden. Daß sie den Geist des Offizierkorps in seinem innersten Kern unberührt gelassen hat, darf uns zur Beruhigung dienen und gute Zuversicht für die Zukunft hegen lassen.

Von größerer Wichtigkeit ist die Frage, ob eine solche Verjüngung notwendig gewesen und nicht etwa einem jugendlichen Übereifer auf Rechnung zu stellen sei. Die Antwort hierauf fällt umso leichter, als es kein Geheimnis ist, daß die Verjüngung bereits unter dem „alten Kurs" begonnen hat, weil sie zur Notwendigkeit geworden war. In unterrichteten und urteilsfähigen Kreisen besteht gar kein Zweifel darüber, daß unmittelbar nach den großen Feldzügen eine Verlangsamung in der Pensionirung der Offiziere Platz gegriffen hatte. Namentlich die Rücksicht darauf, den Männern, die eben erst dem Vaterlande Blut und Leben als Opfer dargeboten und das Höchste mit vollbringen geholfen hatten, so lange als möglich ein hinreichendes Auskommen zu gewähren, aber auch einige andre Umstände, die hier unerwähnt bleiben können, lassen dieses Verfahren durchaus erklärlich erscheinen. Es war auch vollkommen unbedenklich, weil alle in Betracht kommenden ausländischen Armeen in ihrer Neubildung noch soweit zurück waren, daß uns immer die Überlegenheit gewahrt blieb. Dieses Verhältnis hat sich aber seit einem Jahrzehnt geändert; besonders Frankreich machte so ungeheure Anstrengungen, daß es sich schon an der erreichten zahlenmäßigen Überlegenheit zu berauschen begann und die Revanche nahe glaubte. Dem gegenüber wurde in rascher Reihenfolge eine Reihe von Maßregeln getroffen, wie die zweifache Neubewaffnung der Infanterie, die Vermehrung der Armee von 1887 und die von 1893, die mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit verknüpft war und den Franzosen jede Aussicht benommen hat, ihre Revanchehoffnungen wieder auf Zahlen zu gründen. Anfang 1888 war freilich auch nötig geworden, die Landwehr zweiten Aufgebots wieder ins Leben zu rufen, um allen Heißspornen unter unsern westlichen Nachbarn deutlich vor Augen zu führen,

Digitized by Google

welchen köstlichen Schatz von gedienten und kriegsbrauchbaren Leuten Deutschland im äußersten Notfall zu verwenden imstande ist. Mit diesen Maßregeln stand auch die raschere Ausscheidung der dienstuntauglich gewordnen Offiziere im engsten Zusammenhang, und es bedarf wohl keines weitern Beweises dafür, daß die Notwendigkeit dazu vorlag. Aus allem geht aber hervor, daß die bis dahin gemachten Ersparungen im Heerwesen nur scheinbare waren, weil sie darauf durch umso größere Aufwendungen wieder verzehrt wurden. Von den Ersparungen im Pensionsfonds gilt das durchaus. Es war unbedingt nötig, nicht nur die Heeresstärke zu erhöhen, sondern auch die elastische Kraft der Armee wieder höher zu spannen. Diesem Zweck dienten unter anderm auch die mehrfach vorgekommnen Alarmirungen, die freilich das Schicksal hatten, auf gewissen Seiten ebenfalls als Ausfluß jugendlichen Übereifers gedeutet zu werden.

Daß bei Offizierspensionirungen Härten unterlaufen können, die von dem Betroffnen im einzelnen Falle sehr schwer empfunden werden, ist schon zugegeben worden, und dieser Umstand wird durch die Kärglichkeit der Pensionen noch verschlimmert. Es liegt darin allerdings ein ernster Anlaß, eingehend zu erwägen, ob dem bestehenden System abwendbare Mängel anhaften, und ob Vorschläge vorliegen, die geeignet sind, etwas Besseres an die Stelle des etwa Mißbräuchlichen zu setzen. Eine Hauptschwierigkeit bei Beurteilung dieses Gegenstandes wird sich immer aus der Eigentümlichkeit des militärischen Berufs ergeben, der nicht gestattet, die Kräfte bis zur äußersten Grenze auszunutzen, sondern nur bis zur Felddienstunfähigkeit. Dieser Unterschied zwischen militärischem und nichtmilitärischem Dienst besteht aber. Dem ältern Zivilbeamten wird man immer, wenn seine Arbeitskraft nachzulassen beginnt, durch eine Vertrauensstellung oder durch einen besondern Geschäftskreis einen seinem Dienstalter entsprechenden Posten zu schaffen wissen, im Heere ist das unmöglich. Sobald ein Offizier nicht mehr imstande ist, an der Spitze seiner Abteilung in voller Kraft zu stehen, ist sein Verbleiben in dieser Stellung nicht mehr statthaft, sonst würde die Disziplin schwer gefährdet werden. Dem Fernstehenden wird aber ein Urteil über die Felddienstunfähigkeit eines Offiziers sehr schwer werden, für gewisse Leute wird sie erst durch den Gebrauch einer Krücke erkenntlich werden. Man muß aber fest im Auge behalten, daß es der Offizier mit jungen Leuten in den ersten zwanziger Jahren zu thun hat; er muß nicht nur ihren hochgespannten körperlichen Leistungen gewachsen sein, sondern auch darüber hinaus noch die geistige Frische und Spannkraft erübrigen, die die Leitung und die Fürsorge für die ihm Unterstellten erfordern. Es sind das Ansprüche ganz außerordentlicher Art, die hier an die Fähigkeiten des Offiziers gestellt werden, und die nach Einführung des neuen Dienstreglements und der zweijährigen Dienstzeit noch gewachsen sind. In der That sind gegenwärtig die dienstlichen Anforderungen so gesteigert, daß schon eine reichbegabte

Digitized by Google

Natur dazu gehört, nicht gänzlich „ausgepumpt“ zu werden. Wir können den Anstrengungen des Auslands gegenüber diese Anforderungen nicht geringer stellen, wenn wir die deutsche Armee auf ihrer Höhe und damit die unbedingte Sicherung unsers Vaterlands erhalten wollen. Aber auch hierin liegt eine weitere Ursache, die Aufschluß über die Erscheinungen des Pensionsfonds giebt. Herr Bebel, der doch die militärische Weisheit des Jahres achtundvierzig wieder hervorgesucht hat und alljährlich dem Reichstag eine Übersicht der von ihm gesammelten „Übelstände“ in der Armee vorträgt, hat mit gutem Grunde das Thema von den „gelangweilten Leutnants,“ das seinerzeit bei der Opposition eine so große Rolle spielte, noch niemals berührt. Er würde nur über geplagte und erschöpfte Offiziere berichten können.

Das alles muß erwogen werden, wenn man der Beurteilung der Felddienstfähigkeit gerecht werden will. Die öffentliche Meinung urteilt, besonders wenn sie Anregung zum Mißtrauen erhält, leicht bloß nach dem Augenschein, auch hört sie über die körperliche Rüstigkeit und sonstige Leistungsfähigkeit eines Pensionirten höchstens diesen selbst. Dessen Urteil wird aber immer einseitig ausfallen, ohne daß man dabei an unberechtigtes Selbstgefühl zu denken braucht. Schon die Überzeugung, in seinem Beruf die beste Kraft eingesetzt zu haben, erschwert auch dem gewissenhaftesten Charakter eine zutreffende Selbstkritik, und durch die Aussicht auf eine kärgliche Pension wird sie nicht günstig beeinflußt. Aber die Thätigkeit des Friedensheeres besteht in der Vorbereitung auf den Krieg, und ein solcher bildet immer einen Ausnahmezustand, von dessen glücklichem Verlauf das Bestehen des Staates abhängt, und der allein die Verwendung der im Frieden ausgegebnen Gelder zu rechtfertigen vermag. Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann der Beruf des Offiziers beurteilt werden, und in dieser Ausnahmestellung liegt der Unterschied gegenüber jedem andern Staats- und öffentlichen Dienst. Es kommt nicht in erster Linie darauf an, daß der Offizier überhaupt dem Staate dient wie ein andrer Staatsbeamter und dafür seinen Lohn erhält, sondern auf die Sicherheit, die er dem Staate durch seine Kriegsbrauchbarkeit bietet. Hierüber, wie über die Möglichkeit daraus hervorgehender materieller Nachteile, muß sich jeder klar sein, der den Offizierberuf ergreift, und wer nicht auf idealem Gebiet etwas findet, was ihn damit aussöhnt, für den ist der Heeresdienst überhaupt eine schlimme Sache. Wenn dann jemand nach seiner Pensionirung eine Broschüre über „glänzendes Elend“ schreibt, so beweist er damit nur, daß er sich einem Beruf gewidmet hatte, für den er nach seinem innern Wesen nicht paßte.

Aus zwei Gründen pflegen Offiziere pensionirt zu werden: entweder liegt Unvermögen vor, über eine größere, mit der höhern Stellung verknüpfte Anzahl von Untergebnen zweckmäßig zu verfügen, oder es ist körperliche Erschöpfung vorhanden. Oft fallen auch beide Gründe zusammen. Die bei uns übliche

Digitized by Google

Methode der Beförderung macht darin keinen Unterschied. Wer im Avancement aus einem der beiden Gründe — und das gilt namentlich von den Stabsoffizieren — übergangen wird, nimmt seinen Abschied. Er muß es nicht thun, wie auch Kriegsminister von Goßler erst kürzlich im Reichstage bestätigt hat, eine besondre Verordnung darüber besteht nicht, aber er thut es. Das ist auch ganz richtig, seine autoritative Stellung in der Armee läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten, ebenso wenig wie die eines Offiziers, dessen Untergebne sich zuraunen könnten, daß er ein Duell verweigert habe.

Man hat nun den Vorschlag gemacht, eine Änderung eintreten und bewährte Offiziere wenigstens so lange als möglich in den Stellungen zu lassen, für die ihre Befähigung noch ausreicht, namentlich Hauptleute in ihrer Charge, wenn sie sich auch nicht zum Major eignen. Aber abgesehen von dem schwerwiegenden Umstande, daß dadurch jüngern und befähigtern Leuten die Gelegenheit verkürzt würde, sich die notwendigen Erfahrungen einer höhern Stellung zu erwerben, ginge das vielleicht für eine Friedensarmee an, aber um eine solche kann es sich gar nicht handeln, da die gesamten Heereseinrichtungen auch im Frieden nur für den Ausnahmefall, den Krieg, zugeschnitten sein müssen, wenn wir im Kriege mit einem leistungsfähigen Heer auftreten wollen. Im Kriege muß jeder Führer befähigt sein, im gegebnen Augenblick ohne weiteres an die Stelle seines Vorgesetzten zu treten. Man stelle sich nun die Lage eines Bataillons vor, dessen Kommandeur außer Gefecht gesetzt wird, und das einen, vielleicht gar zwei Hauptleute hat, deren Unvermögen, ein Bataillon zu führen, nachgewiesen ist! Das geht doch einfach nicht, das hieße, unsre kämpfende Jugend mit sehenden Augen nutzlos zum Tode führen und den Erfolg des ganzen Krieges gefährden. Dem könnte nur durch umfassende Pensionirungen bei Ausbruch des Krieges begegnet werden, und dann würden jüngere Offiziere in Stellungen gelangen, für die sie noch nicht genügende Erfahrungen sammeln konnten. Und um auf die angeregte Hauptmannsfrage zurückzukommen: was würde damit genützt werden? Gerade auf dieser Stufe ist der Kräfteverbrauch am stärksten, weil von der Arbeit der Hauptleute die Ausbildung der Mannschaften abhängt. Mehr als zwei, höchstens drei Jahre kann ein Kompagniechef bei den heutigen Anforderungen nicht über den Zeitpunkt aushalten, in dem er hätte Major werden müssen, ohne vollständig zur Ruine zu werden. Und was hätte er dann erreicht? Höchstens 170 Mark Pension mehr, und die sind sicher kein Äquivalent für die zur Erlangung einer Zivilanstellung verlornen Jahre in einer wenig erfreulichen Stellung und für die vollständig aufgebrauchte Manneskraft. Wenn man hier helfen will, so kann es nur durch Erhöhung der Pension geschehen.

Aus alledem ergiebt sich, daß die aus dem Beamtenleben genommnen Anschauungen durchaus keine Übertragung auf die Offizierverhältnisse gestatten, wenn nicht die Leistungsfähigkeit der Armee gemindert, kostbares Blut der

Digitized by Google

wehrfähigen Mannschaft gefährdet und schließlich der eigentliche Zweck des Heeres, der Sieg auf dem Schlachtfelde, in Frage gestellt werden soll. Es kann nur bei dem bisherigen bewährten Verfahren bleiben, das nach preußischem Muster mehr oder weniger genau auch in andre Armeen übernommen worden ist. Der Sinn und das eigentliche Wesen dieses Verfahrens besteht darin, daß man von Abschnitt zu Abschnitt der militärischen Laufbahn eine Erwägung darüber eintreten läßt, ob ein Offizier nach Alter, Stellung und körperlicher Verfassung noch fähig ist, in eine höhere Stellung aufzurücken. Richtig ist unstreitig auch die andre Seite des Verfahrens, daß man sich bei der Besetzung der höhern Offizierstellen nicht zu sehr auf die Suche nach Genies einläßt, sondern nach Beseitigung Ungeeigneter eine strenge Reihenfolge einhält und höhere Stellen auch dem höhern Lebensalter zuweist. Napoleon verfuhr bei seinem Erobererheer freilich anders. Soll aber das Offizierkorps eines großen Heeres bei allgemeiner Wehrpflicht in mühsamer Friedensarbeit zur Führerschaft eines Volkes in Waffen geschickt gemacht werden, so muß in den verantwortlichen Stellen nicht nur das kriegerische Talent, sondern auch die Erfahrung und die Autorität der Jahre vertreten sein. Auf diese Weise wird eine sich nach oben steigernde Auslese erreicht, die es gestattet, in der Beförderung die Reihenfolge einzuhalten. Wer dann unter dem Mittelmaß zurückbleibt, muß ausscheiden.

Man hat nun dem System einen Vorwurf daraus gemacht, daß die Beurteilung der Fähigkeitsgrenze eines Offiziers den unmittelbaren Vorgesetzten obliegt, und hat die Schaffung einer stärkern Gewähr dafür gefordert, daß mit solchen folgenschweren Urteilen über Untergebne auch das Rechte getroffen werde. Daß Menschlichkeiten bei diesem Verfahren vorkommen mögen, ist zuzugeben, es fragt sich nur, ob etwas Besseres an seine Stelle zu setzen ist. Nun ist mehrfach, neuerdings erst wieder in einer in Stuttgart erschienenen Broschüre, vorgeschlagen worden, das Urteil über die Pensionirung einer Kommission zu übertragen. Diese Einrichtung besteht in Frankreich, und sie mag für eine Republik das beste sein, um die wechselnden Ansichten der verschiednen, zur Zeit ihrer Amtsführung maßgebenden Kriegsminister möglichst auszugleichen. Ob aber die Mehrheitsweisheit einer Kommission wirklich in solchen Dingen einen höhern Grad menschlicher Einsicht hat, dürfte zu bezweifeln sein, sie wird sich in der Hauptsache doch auf das aus der Praxis geschöpfte Urteil des Vorgesetzten stützen müssen. Läßt sie noch andre Rücksichten zur Geltung kommen, so können diese unter Umständen sehr fragwürdig sein. Ungerechtigkeiten gegen mißliebige Personen und Günstlingswirtschaft vermögen hierbei in noch viel häßlicherer Weise ihr Wesen zu treiben, weil es versteckter geschehen kann, und schließlich niemand da ist, der mit seiner Person für sein Urteil einzustehen hat. Die Verantwortlichkeit einer Kommission ist immer eine zweifelhafte Sache. Ein seinem obersten Kriegsherrn verantwort-

Digitized by Google

licher Vorgesetzter, der der gleichen Behandlung unterworfen war und ihr noch untersteht, erscheint doch wohl zuverlässiger. Handelt die Kommission so wie sie soll, also nach der einzigen Richtschnur der Förderung der Armee und der kriegerischen Erziehung des wehrfähigen Volkes, so wird sie nur in sehr seltnen Fällen anders urteilen als die Vorgesetzten, und diese seltnen Fälle werden sich gegenseitig aufheben. Machen sich aber in der Kommission andre Rücksichten geltend als die rein militärischen, etwa auf die Interessen der Offiziere als Bürger, Familienväter usw., so würde das wohl für den oder jenen Offizier angenehm und für den Pensionsfonds günstig sein, aber die Schlagfertigkeit der Armee würde darunter leiden.

Es ist ferner, auch in der erwähnten Stuttgarter Broschüre, die gesetzliche Feststellung von Altersgrenzen für die verschiednen Chargen befürwortet worden, und dieser Vorschlag hat etwas bestechendes, denn damit würde für die notwendigen Pensionirungen eine allgemeine rechtliche Grundlage geschaffen werden. Die Einrichtung besteht auch in Frankreich und ist aus den schon angeführten Gründen dort sicher am Platze. In Wirklichkeit besteht sie aber auch in Deutschland, und das Militärkabinett verfährt schon nach diesem Grundsatz, wenn er auch nicht gesetzlich festgelegt ist. Spielraum für Ausnahmen muß ein solches Gesetz gewähren, und dafür ist auch in Frankreich gesorgt. Daß sich in der Praxis der bei uns fest eingewurzelte Gebrauch irgendwie von der Handhabung eines neuen Gesetzes unterscheiden würde, ist nicht wohl anzunehmen, denn das Entscheidende dabei wird immer sein, unter welchen Beweggründen die Ausnahmen erfolgen. Bleiben allein die Rücksichten auf die Kriegstüchtigkeit maßgebend, so wird eine gesetzliche Festlegung der Altersgrenze nichts ändern; sollten aber andre Interessen, etwa kameradschaftlicher Natur, Einfluß gewinnen, so würde das bloß auf Kosten der kriegerischen Brauchbarkeit des Offizierkorps geschehen. Man erwäge wohl, ob nicht die gesetzliche Regelung zur rein mechanischen Handhabung des Grundsatzes führen und gerade dadurch verderblichen Einflüssen den Zugang eröffnen würde. In allen solchen Fällen erscheint doch der entscheidende Anteil des verantwortlichen Vorgesetzten, dem schon in Friedenszeiten daran liegen muß, ein ebenso erfahrnes als felddienstfähiges Offizierkorps unter sich zu haben, als das Natürlichste und Beste.

Man mag also die aufgetauchten Änderungsvorschläge betrachten, wie man will, man kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß sie keine Verbesserung bedeuten, am allerwenigsten in der Richtung, in der sie wohl eigentlich gemeint sind: den Notstand pensionirter Offiziere zu beseitigen. Es ist eine Täuschung, daß dadurch auch nur eine Linderung erreicht werden könnte; wenn man nicht die Armee ihrem eigentlichen Zweck entfremden will, so wird man keinen Weg ausfindig machen, auf dem es möglich wäre, jeden Offizier so lange in seiner Stellung zu lassen, bis er sich eine ausreichende Pension erdient hat. Eine Abhilfe ist nur von einer Erhöhung der Pensionen, namentlich der untern

Digitized by Google

Chargen, zu erwarten. Und die Mittel dazu sind vorhanden, müssen vorhanden sein, wenn der in jeder Wahlperiode wenigstens einmal wiederholte Beschluß des Reichstags, seinen Mitgliedern Diäten zu gewähren, einen Sinn haben soll. Mit den anderthalb bis zwei Millionen aus der „Tasche der Steuerzahler," die die in der Verfassung nicht vorgesehene Gewährung von Reichstagsdiäten erfordern würde, könnte drei- bis viertausend pensionirten Offizieren ein Zuschuß von 500 Mark zugewendet werden, und damit wäre die vorhandne Notlage gehoben. Nach dieser Seite ist zweckmäßigerweise die Agitation zu leiten, ein falscher Weg aber ist es, aus gekränkter Eigenliebe Angriffe gegen ein System zu richten, das im vaterländischen Interesse keine wesentliche Abänderung verträgt. Damit liefert man nur der Tagesmeinung, die sich gegen Person und Recht des Kaisers richtet, willkommnes Material. Da aber mit solchen Strömungen stets die Abneigung gegen das Offizierkorps, den „Militarismus," Hand in Hand geht, so vereitelt man auf diesem Wege selbst die einzige Möglichkeit, die es giebt, die offenkundige Notlage der Mehrzahl der pensionirten Offiziere zu beseitigen. Die aus dem besondern Charakter des Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Untergebnen hervorgehenden persönlichen Umstände liegen in dem Wesen des Offizierberufs und müssen ertragen werden. Sie finden auch ein Gegengewicht in gewissen, ebenfalls in der Natur dieses Ausnahmeberufs begründeten Vorzügen, die oft genug die Ursache unberechtigten Neides sind und bleiben werden. Zu Gunsten der pensionirten Offiziere läßt sich an den Grundlagen des bewährten Beförderungssystems nichts wesentliches ändern, denn es sichert allein eine vollkommen schlagfertige Armee für die Möglichkeit eines Krieges.

Und damit kommen wir auf den Hauptpunkt unsrer Betrachtung, der wohl nur selten in solchem Zusammenhang eingehend besprochen worden ist. Wie sich eine zukünftige Mobilisirung gestalten wird, das ist völliges Geheimnis, und am allerwenigsten soll hier der Versuch gemacht werden, ein Bild davon entwerfen zu wollen. Aber man kann sich doch ungefähr eine Vorstellung davon bilden. Cadres für die dann entstehenden zahlreichen Neuformationen haben wir nicht, und es fehlt an jedem Anhalt, wie die Sache vor sich gehen wird. Auch die Andeutungen, die bei der Bildung der neuen Regimenter zu zwei Bataillonen gegeben wurden, sind nicht erschöpfend und haben höchstens eine provisorische Bedeutung, denn es liegt auf der Hand, daß mit der Zunahme der wehrfähigen Bevölkerung dritte Bataillone zu den neuen Regimentern kommen und diese, vielleicht erst nach Jahrzehnten, bei der Mobilisirung ganz die Rolle der ältern spielen werden. Für unsre Betrachtung können die neuen Regimenter außer Spiel bleiben, denn besondre Fälle der Mobilmachung können erst recht nicht erörtert werden, weil alle Handhaben dafür fehlen. In einer Gesellschaft, in der die Mobilisirungsfrage aufgeworfen wurde, sagte ein älterer, gebildeter Militär in Pension: „Denken Sie sich die

Digitized by Google

Sache ungefähr so: da, wo jetzt ein Linienregiment steht, kann noch ein Reserveregiment, ein Landwehrregiment und ein Landwehrregiment zweiten Aufgebots aufgestellt werden." Er wollte natürlich damit den Mobilisirungsplan nicht verraten, der ihm jedenfalls ebenso unbekannt war, wie den übrigen Anwesenden, aber seine Bemerkung giebt doch ungefähr ein Bild von dem, was geschehen kann. Wie viel davon im Mobilisirungsfall verwirklicht werden wird, das hängt von den Umständen ab. Bei einem Koalitionskriege gegen Deutschland wird aber nicht nur das, sondern vielleicht noch mehr geschehen. Die Mannschaften dafür, auch für alle notwendigen Ersatzformationen, sind vorhanden, wie jedermann leicht nachrechnen kann, wenn er sich die Mühe nehmen will. Für die alten Regimenter trifft die Annahme sicher zu, und nach einem Jahrzehnt auch für die neuen.

Bleiben wir bei diesem anschaulichen Bilde, so ergiebt sich ohne weiteres, daß für so zahlreiche Neubildungen eine ungeheure Menge von Offizieren notwendig ist. Bismarck sagte in seiner berühmten Rede zur Reaktivirung der Landwehr zweiten Aufgebots am 6. Februar 1888: „Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandiren." Selbstverständlich hatte Bismarck Recht, wir haben das „Material," auch an Offizieren, aber nur, wenn man bei dem bisherigen Beförderungssystem bleibt. Unstreitig werden unsre Linien-, Reserve- und Landwehroffiziere, die zur Disposition gestellten und zeitweilig zur Erholung und Erhaltung ihrer geschwächten Kraft bei den Bezirkskommandos, Bekleidungsämtern usw. beschäftigten Offiziere, freiwillig verabschiedete und wieder eintretende wie auch pensionirte und sich wieder meldende Offiziere und die Feldwebelleutnants einen kostbaren Rahmen für die gewaltige Armee abgeben, und die untersten Lücken werden wieder wie 1870/71 durch intelligente Unteroffiziere in ersprießlichster Weise ausgefüllt werden. Alle werden an der Stelle, wohin sie nach ihrer Fähigkeit berufen werden, in Linie, Reserve und Landwehr, im Ersatz-, Garnison-, Etappen- und Bureaudienst ihre beste und unter Umständen letzte Kraft einsetzen für das Vaterland; darüber besteht kein Zweifel. Aber man merke wohl: für alle die zahlreichen Neubildungen aus Reserve und Landwehr mangelt es an höhern Offizieren, diese müssen fast sämtlich der Linie entnommen werden. Und dann steht die Sache so, daß eigentlich jeder Premierleutnant eine Kompagnie, jeder ältere Hauptmann ein Bataillon, jeder Brigadegeneral eine Division bekommen und zu führen verstehen muß. Man denke nur diesen Gedanken aus, und sofort wird es verständlich sein, daß es gegenüber dieser Möglichkeit — nein Notwendigkeit für den Kriegsfall — widersinnig ist, zu verlangen, daß ein Offizier der Linie in seiner Stelle bis zur äußersten Erschöpfung seiner Leistungsfähigkeit oder gar vielleicht noch darüber hinaus behalten werden könne. Das wäre höchstens in dem einen Falle möglich, wenn man für die beabsich-

Digitized by Google

tigten Neubildungen schon in Friedenszeiten die Cadres aufstellte, wie das im Auslande zum Teil geschieht oder beabsichtigt wird. Was ein solches System kosten und wie darnach der Pensionsfonds anschwellen würde, da hierbei zahlreiche höhere Offiziere in Frage kommen, das wollen wir nicht weiter ausmalen.

Nein, unser System ist das billigste und gewissenhafteste, das die Finanzen des Reiches mit der größten Sorgfalt schont und höchstens etwas rücksichtslos gegen die Offiziere verfährt. Doch das ist ein allgemeines Kennzeichen unsers öffentlichen Dienstes. Auch unsre Verwaltungsbeamten, Richter, wissenschaftlichen Lehrer usw. müssen während des Studiums und Vorbereitungsdienstes ein Vermögen aufwenden, ehe sie zu einer auskömmlichen Stellung kommen in einem Alter, wo andre schon ein Vermögen erworben haben können, wenn sie es überhaupt verstehen. Die Offiziere erheben nicht den Anspruch, in dieser Beziehung eine Ausnahme zu machen. Dagegen haben sie ein unverkennbares Anrecht an den Staat auf eine ausreichende Pension, sobald sie, oft schon in jungen Jahren, durch den Dienst verbraucht sind. Das bestehende Pensionsgesetz entspricht dieser Forderung nicht, obgleich es mit seinem durchgebildeten Bruchrechnungssystem den Schein vollkommner Gerechtigkeit erweckt, denn es fußt auf Grundlagen und Anschauungen, die dem Zivildienst entnommen sind. Noch weniger genügt das Offizierwitwenpensionsgesetz. Das sind Gegenstände, die auch mit dem Pensionsfonds in Verbindung stehen, die aber nur durch zweckentsprechende Agitation einer gedeihlichen Förderung zugeführt werden können, aber nicht durch Äußerung des berechtigten Mißvergnügens nach einer Seite, die nur gegenteiligen Strömungen zu gute kommt.

Wünschenswert wäre es, daß die schwere Aufgabe des Offizierkorps, insbesondre der jüngern Offiziere, erleichtert würde. Daß darunter nicht eine Verminderung der Anforderungen verstanden sein kann, ist schon ausgesprochen. Aber eine, wenn auch geringe Verminderung des Dienstes ist zu ermöglichen, und zwar auf einem Wege, der schon vor Monaten von berufnerer Seite in diesen Blättern vorgeschlagen wurde, nämlich durch Einstellung von Reserveoffizieren. Die Vorteile für den Geist des Offizierkorps und der Gewinn an dienstkundigern Offizieren für den Fall einer Mobilmachung liegen auf der Hand, die Mehrkosten sind gering und werden vielleicht durch Ersparnisse am Pensionsfonds vollkommen ausgeglichen werden. So wie die Sachen jetzt liegen, wird eine große Zahl jüngerer Offiziere vor der Zeit durch übermäßigen Dienst felddienstunfähig gemacht, und andre verlieren Lust und Zeit zur Weiterbildung. Unter den Reserveoffizieren, namentlich unter Juristen und Lehrern, würden sich sicher viele finden, die sich einige Jahre bis zu ihrer Anstellung mit dem geringen Leutnantsgehalt begnügen und in der Kompagnie Dienst thun würden, wenn sie die Sicherheit hätten, daß ihnen die Zeit für ihren Staatsdienst nicht verloren geht. Wenn auf diesem Wege die Besetzung aller

Digitized by Google

durch sogenannte Manquements und durch Abkommandirungen offnen Leutnantsstellen ausgefüllt würden, so könnte die Anstrengung merklich vermindert werden. Der Vorschlag verdient Beherzigung, und darum wird er hier von neuem gemacht.

Das Ergebnis unsrer Betrachtungen ist, daß in weiten Kreisen unklare Anschauungen über Offizierbeförderung und -Pensionirung, sowie über einige verwandte Fragen bestehen und zur Nährung einer gewissen Konfliktsstimmung ausgenutzt werden, der kein Erfolg winkt und auch im vaterländischen Interesse nicht zu wünschen ist. Deutschland hat andre Aufgaben zu lösen, als sich durch einen Konflikt hindurchzuarbeiten, der der Einheit des Reichs nicht förderlich sein kann. Oder glaubt vielleicht jemand, daß sich die bairische Krone, nachdem sie während eines Konflikts treu zum Kaiser gestanden hat, zur Aufgebung eines Reservatrechts geneigter zeigen würde? Es ist doch eher das Gegenteil anzunehmen. Die Neigung zum Konflikt setzt sich aus verschiednen Strömungen zusammen, unter denen, vorläufig noch verborgen, das alte Streben nach parlamentarischer Herrschaft sicher am thätigsten ist. Mit Erfolg entgegenwirken läßt sich dem nur durch Vertiefung in die bedenklichen Fragen, nicht aber durch ihre Behandlung im Sinne der Tagesmeinung, die heute so ist und vielleicht schon morgen, sicher aber dann, wenn die Zeiten ernst werden, anders sein wird. Dazu gehören alle Fragen, die in engerer oder weiterer Beziehung zum Heere stehen. Ein Beharren bei dem seither in der Presse und den Parteien üblich gewordnen Verfahren wird in seinem weitern Verlauf nicht nur etwa auf den „jugendlichen" Willen des Kaisers, sondern bei allen deutschen Fürsten auf einmütigen Widerstand stoßen, der unüberwindlich ist, weil er die wirklichen Interessen des Vaterlands vertritt. Man wolle nicht vergessen, daß gerade der „alte Kurs" dem Heere seinen Ursprung und seine Dauer verdankte.

Der Kern der Apothekenreformbewegung

Die Notwendigkeit einer Apothekenreform ergiebt sich ganz von selbst aus der ungeheuern Litteratur, die dieser Gegenstand seit Jahrzehnten hervorgerufen hat. Sie giebt ein Bild der Unzufriedenheit auf Seiten der Besitzer wie der Besitzlosen. Während die Bewegung eingeleitet wurde durch die Frage: Apothekenschutz oder Freiheit? kämpfen heute sozusagen nur noch die Anhänger der unveräußerlichen Konzession gegen die der veräußerlichen, während die, die in der

Digitized by Google

Staatsapotheke das Heil sehen und die, die Niederlassungsfreiheit wünschen, den Kampf als aussichtslos aufgegeben haben.

Auf Seiten der freien Verkäuflichkeit stehen die meisten Besitzer, auf Seiten der Unverkäuflichkeit ein Teil der Nichtbesitzenden. Von einer Vereinigung ist also nun und nimmermehr die Rede, und wenn man bedenkt, daß der Kampf nur eine Frage des Geldbeutels — also ein Stück soziale Frage — ist, so wird der Einsichtige die Überzeugung gewinnen, daß die Ausgabe neuer Konzessionen, verkäuflich oder unverkäuflich, sich nicht mit der Reformbedürftigkeit deckt, jedenfalls nie zu einer Lösung führt.

Neben dieser Reformfrage läuft, scheinbar ganz unabhängig davon, die Vorbildungsfrage her, das Streben nach dem „Maturum," wie der Apotheker sagt, als Eintrittsbedingung, während ein Teil, darunter namentlich Universitätslehrer, nur eine Verlängerung und Vertiefung der Universitätsstudien wünscht. Auch hier haben wir scharfe Gegensätze, die wieder in der Geldfrage ihren Ausgangs- und Endpunkt zu haben scheinen. Auf Seiten der Besitzer die ängstliche Frage: Wo bekommen wir dann noch Personal her? wie befriedigen wir höhere Gehaltsansprüche? Sie stehen auch hierin auf dem Standpunkte des Bestehenden, während die Besitzlosen mit der heranwachsenden Generation für die Maturität eintreten. Zu einer Meinungsänderung kommt es meist erst mit dem Besitz, mit dem Kampf ums Dasein.

Und verwunderte Augen macht der Kaufmann, der Fabrikant, wenn er genauer unterrichtet wird über den Umsatz der Apotheken im Verhältnis zu dem angelegten Kapital und der heutigen Rentabilität. In der Hand der heutigen Besitzer liegt es nicht mehr, das Schicksal der unvermögenden Fachgenossen zu verbessern, und der Staat wird es auf dem betretenen Wege auch nicht können. Eine Taxenerhöhung ist heute gleichbedeutend mit einer Erhöhung der Apothekenpreise, die Gründung neuer Konzessionen macht bei gleichbleibender Taxe nur die Existenz der bestehenden wankender. Auf das Verhältnis zwischen Besitz und Nichtbesitz ist sie fast ganz ohne Einwirkung, und eine Reform, die sich nur in dem Rahmen der heutigen Vorschläge bewegt, ist völlig nutzlos. Das „Maturum" würde ohne Zweifel bald eine zweite Klasse von Apothekern nötig machen, denn daß ein Mangel eintreten würde, ist klar; der verstorbne Vorsitzende des deutschen Apothekervereins Dr. Brunnengräber sagte einst in voller Würdigung dieser Thatsache: „Die Einführung des Maturums bedingt Niederlassungsfreiheit." Also ein Lockmittel für Abiturienten muß vorhanden sein; ob aber die Niederlassungsfreiheit genügt? Teilweise ja, wir würden genug Personal haben und keine übermäßige Vermehrung der neuen Anlagen, sofern eben die Anlage von Apotheken dem heutigen Geschlecht verschlossen bleibt. Aber dann haben wir einen Apothekerstand, der sich noch viel unglücklicher fühlt als der heutige, denn der Weg, den die Pharmacie geht, neigt immer mehr zum rein Geschäftlichen, und die Ziele, die die

Digitized by Google

Universitätslehrer dem Apotheker stecken möchten, werden immer unerreicht bleiben. Die Aufgaben, die er auf dem Gebiete der Volkshygiene, der Nahrungsmittelkontrolle, der Bakteriologie usw. erobern möchte, werden ihm entrissen, ehe er darnach greift. Er ist und bleibt ein naturwissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, ist abhängig von seiner Kundschaft und hat vor allem — keine Zeit; und hat er sie, so ist sein Wirkungskreis zu klein, als daß es die Einrichtung und Anschaffung der Apparate lohnte.

Und doch liegt in dem Wollen, in dem Hinweis der Universitätslehrer auf neue Arbeitsgebiete der Kern der Apothekenfrage. Die Mehrheit der Apotheker empfindet, je mehr das Laboratorium vereinsamt, immer mehr den Mangel an geistiger Anregung, und die Unzufriedenheit des Apothekers mit sich selbst, das Gefühl der geistigen Inferiorität seiner Berufsausführung lastet auf ihm schwerer, als er sich zugesteht, und so giebt der Anhänger des „Maturums" von vornherein dem Gegner die Waffe in die Hand mit der Phrase von der Hebung des Standes.

Die erhöhte Vorbildung hebt den Stand nicht. War der Apotheker doch am angesehensten, als er noch im Laboratorium, das auf der Höhe seiner Zeit stand, chemische und galenische Präparate selbst darstellte, als er fast noch allein Hüter und Förderer der Naturwissenschaften war. In dieser Zeit bot ihm das Laboratorium noch Erholung von der Eintönigkeit des „Handverkaufs" und der mechanischen Rezeptur.

Heute steht sein Laboratorium fast durchweg noch auf demselben Standpunkte, sehr selten auch nur annähernd auf der Höhe der Technik. Der Ankauf ist billiger aus der Fabrik, und als Prüfungsmittel für gekaufte galenische Präparate hat er nur Auge und Nase und nimmt auf Treu und Glauben hin, wofür er doch allein verantwortlich ist. Die rein chemischen Präparate sind fast alle den Anforderungen entsprechend. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Prüfung der Präparate, der letzte Rest von Wissenschaftlichkeit, einschläft, die Verantwortung hält doch den Nimbus aufrecht. Die Revisionen kommen und gehen, und pharisäisch schlagen wir uns an die Brust, wie „bei uns in Deutschland" alles so gut steht mit der Pharmacie. Und unaufhaltsam schlägt sich die Großindustrie Stück für Stück los vom Laboratorium, der Droguist vom Handverkauf, und daneben blüht die „wilde Rezeptur." Der Apotheker läßt sich von einer chemischen Fabrik ein neues Präparat gleich verkaufsfertig aufzwingen mit Packung und Schutzmarke bei mäßigem Gewinn, der ältere jammert nach der schönen alten Zeit und seufzt, und der jüngere meint mitschwimmen zu müssen, erdenkt Marke und Packung und sucht ein neues Präparat einzuführen, selten mit Glück. Schlägt es zufällig ein, so wird auch er schleunigst Fabrikant, verkauft seine Apotheke, und in dem engen Kreis der Pharmacie bleibt nur die Unzufriedenheit.

Die Forschungen der pharmazeutischen Chemie, der Pharmakognosie be-

Digitized by Google

friedigen zwar unsern Stolz, es giebt noch wissenschaftliche Apotheker, aber die meisten stehen außerhalb des Kreises. Und wer liest diese Arbeiten? Wenige oder niemand, und der berühmte Antrag, das „Archiv der Pharmacie" abzuschaffen, weil der Apotheker die Arbeiten doch nicht verstehe, ist trotz seiner Ablehnung höchst betrübend, denn er ist höchst bezeichnend.

Der Marasmus unsrer heutigen Zustände wird durch nichts, leider durch nichts widerlegt. Hilfe kann nur die Zurückeroberung des Laboratoriums bringen. Hier brauchen wir Hilfe, nicht allein vom Staat, sondern zunächst aus uns selbst. Maturitätsprüfung, Staatsapotheke, Niederlassungsfreiheit, verkäufliche und unverkäufliche Konzessionen, das alles sind vorläufig ganz nebensächliche Fragen und keine Heilmittel für einen Beruf, der heute nur mechanische Fertigkeit und keine Wissenschaftlichkeit mehr verlangt. Oder kann mir jemand den Nachweis bringen, daß für eine Anstellung im Fache selbst die Prüfungszensur oder das Wissen eine Rolle, und sei es auch nur eine nebensächliche Rolle, gespielt hätte? Ich glaube kaum, und folglich steht Wissen und Praxis des Apothekers nicht mehr in ursächlichem Zusammenhang.

Der Staat glaubt durch die Ausbildung und die Revisionen das Apothekenwesen auf der Höhe zu erhalten, aber auch seiner Aufsicht entzieht sich die heutige Großdefektur der pharmazeutisch-chemischen Fabriken, und deren Präparate entziehen sich auch in der Apotheke der Revision. Ich erinnere hier an die letzten Untersuchungen Kellers (Zürich) über den Wert der Digitalispräparate, die deutlich zeigen, wohin die Großdefektur führt, und die einen Staatsschutz gebieterisch fordern.

Das kleine Einzellaboratorium des Apothekers hat sich überlebt, also mag es fallen und ersetzt werden durch Apparate zur Sterilisation, durch genügende Einrichtungen zur Untersuchung. Aber das Laboratorium der Zukunft wollen wir uns wieder erobern. Pharmazeutische Bezirkslaboratorien, die alle Vorteile der Großindustrie wie der Technik ausnutzen können, wollen wir erstreben, Laboratorien, die in Besitz und unter der Verantwortung von sämtlichen Apothekern des Kreises stehen. Für diesen Kreis soll es wissenschaftliche und praktische Zentrale werden und mithelfen an der Arbeit, die soziale Lage der Besitzer wie des Personals wirksam zu verbessern, und nicht auf Unkosten der Allgemeinheit.

Teilen wir das deutsche Reich in Bezirke von je fünfzig bis fünfundsiebzig Apotheken und gründen wir für jeden dieser Bezirke ein großes Laboratorium, mit gleichem Maßanteil sämtlicher Besitzer. Die Präparate dürften nur vom Laboratorium entnommen werden, die Leiter wären zu vereiden. Die Preise müßten für Land- und Stadtapotheken völlig gleich gesetzt werden für alle Quantitäten, und der Gewinnanteil jedem Mitgliede gleich angerechnet, was einen berechtigten Vorteil für den Landapotheker mit sich brächte, während der Stadtapotheker nicht geschädigt würde. Der Staat müßte diese Laboratorien

Digitized by Google

anerkennen und von Lehrlingen wie von Gehilfen eine bestimmte Thätigkeitsdauer in ihnen verlangen; dann bekämen wir wieder Arbeitslust und Liebe zum Beruf, eine Reihe von Männern könnte sich im Fache selbst nützlich machen und fände eine Existenz zu Nutz und Frommen aller, nur durch eignes Wissen und Können, nicht durch Kapital. Dann, deutscher Apothekerstand, wirst du auf dem Wege der Gesundung sein und kannst noch immer der Maturitätsfrage nähertreten; wird sich ja doch dann erst zeigen, ob uns wirklich eine höhere Vorbildung fehlt.

Die Gründung dieser Laboratorien zu veranlassen und sie nur in den Händen des verantwortlichen Apothekerstandes zu lassen ist nicht bloß in medizinalpolizeilicher Hinsicht geboten. Rettet das Laboratorium! das ist die Lösung der Apothekenfrage. Cy

Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

Für Wesen und Art des Volkes ein gewisses Interesse zu zeigen, ist bei unsern Gebildeten jetzt sehr gewöhnlich. Vielfach ist es mit diesem Interesse ungefähr so, wie mit dem laut bezeugten Wohlgefallen an Feldblumen oder gar an bescheidnem Heidekraut: zur Abwechslung gegenüber den prächtigen und anspruchsvollen und immer prächtiger und mannichfaltiger gezüchteten Zierpflanzen, inmitten deren man sich befindet und bewegt, gewährt das Einfache und Wildwüchsige neuen Reiz. Daß es übrigens, um diesen Reiz zu fühlen, etwas mehr Seele braucht, etwas mehr Liebe, das macht es umso wertvoller für die Besten, aber willkommen auch für die, die gern zu den Bessern gezählt sein möchten. Doch es kommen noch andre, allgemeine und tiefer liegende Gründe in Betracht.

Eigentlich hat sich ja Interesse für das, was man das Volk nennt, in mannichfach verschiedner Form während unsers ganzen, nun zu Ende gehenden Jahrhunderts fühlbar gemacht. Einen großen Anteil daran haben die Germanisten, die bei ihren Forschungen natürlich finden mußten, daß das Volkstümliche zugleich das Alte, ehedem Allgemeine und echt Deutsche oder Germanische sei, nicht aber etwa das Verächtliche, Beschränkte, Rohe, wie das so anzusehen einer sehr verfeinerten Gesellschaft nahe lag. Wie viel haben allein die Brüder Grimm zur Schätzung des innern Lebens des Volkes gewirkt! Aber schon die Romantiker haben die Bereitwilligkeit zu dieser Schätzung mit

Digitized by Google

vorbereitet: in das Mittelalter mit Liebe zurückblicken, das hieß doch zugleich einfachere, kindlichere, unmittelbarere Menschen würdigen. Und haben nicht — wir dürfen wirklich noch weiter zurückgehen — auch schon unsre großen Klassiker vielfach das Volkstümliche, haben sie nicht Volksgestalten und Volksgefühle und Volkswert zu Ehren gebracht? Der junge Goethe z. B. im Götz, im Werther, später im Egmont, in der Nacherzeugung des Volkslieds und vor allem in der ganzen siegreichen Unmittelbarkeit seiner Sprache; aber auch der reife Goethe in Hermann und Dorothea. Auch Schiller, der hochfliegende und tiefdenkende, zeigt in Wallensteins Lager, wie er auch dem Volke ins Herz geblickt, das innere Leben des Volkes mitgelebt hat; und im Wilhelm Tell verschmilzt sich die Hoheit und Reinheit seiner Gesinnung mit der Wahrheit und Echtheit seiner schweizerischen Volksgestalten. Früher als beide hat Herder das Volkslied in seiner Poesie empfunden und der gebildeten Welt das Herz dafür geöffnet. Selbst Lessing nimmt eine Wendung dahin in Minna von Barnhelm. Wer Shakespeare würdigte, konnte dem Volkstümlichen nicht fremd sein. Und noch vor dieser ganzen Periode zeigt sich ja — freilich in ganz seltsam andern Formen — das Interesse für das einfachere Menschentum im Volke darin, daß man Idyllen schrieb und las und Schäferspiele liebte. So fade uns namentlich diese letztere Liebhaberei anmutet, es ist in ihr, wie in allem Erwähnten, doch immer das Bewußtsein wirksam, daß gegenüber der Welt der Gebildeten eine andre, im Innern und Äußern einfachere, einen eignen Wert habe, daß man gut thue, ihr nicht dauernd den Rücken zu kehren, sondern sich zu Zeiten in diesem Spiegel zu sehen.

Heute freilich wirft uns der Spiegel ein andres Bild zurück als jenen süßlichen Trägern der Perücke oder des Zopfs. Wir selbst haben besser sehen lernen. Wenn es nicht ausbleiben konnte, daß sich die Scheidung zwischen Gebildeten und Volk, die sich im wesentlichen aus der Renaissance oder auch mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, kurz, seit dem Beginn der neuern Geschichte vollzogen hat, und die eins der Stücke ist, die eben die neue Zeit vom Mittelalter innerlich unterscheiden — daß sich diese Scheidung zunächst ungewollt und unbewußt vollzog, dann aber das Bewußtsein des Unterschieds oder des Gegensatzes wach wurde und man das Volk nun gewissermaßen in der Ferne und als etwas Fernes und Fremdes mit Interesse ansah, so ist dieses Bewußtsein denn doch erst allmählich hell geworden, und das Auge hat die fremdgewordnen Züge erst allmählich verfolgen lernen. Namentlich ist man inne geworden, daß nicht flache Einfachheit, sondern schlichte Tiefe das innere Wesen des Volkes ist, wie ja alles Natürliche dem eindringenden Auge immer tiefere Untergründe darbietet. Nun ist man — wie gesagt, schon seit langer Zeit — am Werke, das Verhüllte zu erschließen, das sich Verlierende zu sammeln, das Wirkliche abzubilden, auf mancherlei Wegen mit gleichem, ja wachsendem Eifer. Das alte Gut von Volksmärchen und -geschichten, Sprüchen

Digitized by Google

und Liedern, Vorstellungen und Redewendungen wird allenthalben aufgesucht und mit dem Gefühle zusammengestellt, daß es nicht nur etwas Wichtiges gelte, etwas, das der Mühe wert sei, sondern gewissermaßen etwas Heiliges, durch Echtheit und Tiefgründigkeit Geweihtes. Alle Mundarten werden von der Wissenschaft erforscht, alle Mundarten läßt die Dichtung wiedertönen, ein Erzähler von Volksgeschichten folgt dem andern, um ihn an Treue zu überbieten. Wie lockt das Volksschauspiel, so oft es geboten wird! Wie gefallen die Volkstrachten, wo sie noch bewahrt werden! Wie reichlich wählt die Malerei ihre Gegenstände aus dem Leben des Volkes, und wie sucht sie gerade in unsrer Zeit (wie übrigens ja auch die Dichtung) mit alles durchdringendem Wirklichkeitssinn auch unser Auge besser sehen zu lehren!

Und doch ist es die Frage, ob das Verständnis so groß und so verbreitet sei, wie es nach alledem scheinen sollte, und auch, wie man selbst überzeugt sein mag. Als sich vor einigen Jahren ein Kandidat der Theologie auf mehrere Monate zum einfachen Handarbeiter machte, um zwischen Handarbeitern lebend deren wirkliches Fühlen und Denken kennen zu lernen, begründete er seinen Schritt damit, daß wir ja das Volk nicht kennten; er wollte es erst, ungefähr wie die Bewohner ferner Gegenden, kennen lernen, gleichsam diesen fremden Weltteil erst persönlich „durchqueren." Ich bin nicht geneigt, diese Unkenntnis wirklich so allgemein anzunehmen. Aber jedenfalls giebt die gesamte Litteratur der Volksgeschichten und der Volksschauspiele nebst Volksliedern und Bildern und Schilderungen noch keine ganz ernstliche Kenntnis. Wir sehen das Volk dort immer nur in dem Abbild, das vielleicht der klarste, überlegenste, aber doch immer ein fremder Blick geschaut und wiedergegeben hat. Die Töne sind immer ausgewählt und zum klangvollen Stück zusammengeordnet, nicht unter Vermeidung von Dissonanzen, aber doch zum harmonisch wirkenden Stück; die Wirklichkeit bietet die ganze Fülle der Töne oft in wirrem Durcheinander oder peinlichem Nebeneinander. Die Kunst ist eine wundervolle Leuchte für die Wirklichkeit, aber sie läßt einen großen Teil in um so tieferm Schatten liegen.

Nun fehlt es freilich ja auch außerdem den einzelnen Gebildeten nicht an Gelegenheiten, das Volk kennen zu lernen. Der Arzt lernt es, wenn er nicht zufällig bloß fürstlicher Leibarzt ist oder eine erlesene Praxis in der vornehmen Welt hat, kennen nicht bloß in seinen körperlichen Nöten, sondern auch in einem guten Stück seiner Sinnesart; der Richter lernt es kennen in seinen Verschuldungen und seinen Zwistigkeiten und damit wieder in einem umfassenden Stück seines Lebens; der Geistliche blickt auf dem Wege zur Seelsorge auch hinein in all die Leibessorge; und nun kommen die Lehrer, die fast niemals bloß die Kinder der Bevorzugten zu unterrichten haben, es kommen alle die Arbeitgeber, seien es die großen, die Hunderte von Menschen an Esse oder Webstuhl stellen, oder seien es die gelegentlichen, die bei Hand-

Digitized by Google

werkern Bestellungen machen, die Herren und Herrinnen über Dienstboten, die Reisenden, die in Bergdörfern Landaufenthalt nehmen usw., das heißt doch wohl so ziemlich wir alle. Und so könnten wir wirklich das Volk wohl kennen, wenn es uns nicht fast immer nur bestimmte Seiten darböte, gewissermaßen in einer lingua franca, einer Vermittlungssprache, mit uns redete, und wenn wir alle sehr gute Augen hätten, Augen des Verstandes und des Herzens, die Fähigkeit, uns wirklich in fremdes Leben hineinzuversetzen, das Interesse, auch das Gewöhnliche zu beachten und in Betracht zu ziehen, den Ernst, aus eigner Beobachtung ein Bild zu gewinnen. Man braucht die Menschen noch nicht zu schelten, wenn sie nicht das alles aufweisen und verwirklichen, welches Recht hätte man dazu? Aber man darf ja wohl seinerseits und auf seine Weise nach Klarheit streben und sich davon auch Frucht versprechen und andre einladen, sich ein wenig mit zu besinnen.

Aber meine Überschrift heißt: Volk und Jugend, und mein Gedanke dabei war, wie man leicht erraten wird, der, daß das Verständnis der Jugend zum Verständnis des Volkes hinleiten könne, wie übrigens auch das Umgekehrte gelten könnte. Licht wird von dem einen herüber auf das andre fallen, so wie Erde und Mond einander Licht zusenden, wenn sie, der eine oder die andre, von draußen, von der Sonne her erhellt werden.

Verständnis der Jugend — ist es nicht jedem leicht zugänglich? Wir berühren uns, wenn wir nicht Einsiedler oder Menschenfeinde sind, beständig äußerlich und innerlich mit der Jugend, beobachten sie leicht, da sie sich ja nicht versteckt, sondern unbefangen um uns herumwirbelt, und wir haben in eigner Brust die Erinnerung und mehr oder minder stark das Nachleben der jugendlichen Regungen: so weit diese Lebenswirklichkeit hinter uns liegt, so sehr hegen wir sie mit Liebe. Aber daß uns die charakteristischen Erscheinungsformen des jugendlichen Wesens vertraut sind, verbürgt nicht, daß wir hier zusammenhängende Vorstellungen, klar geordnet, besäßen. Auch muß im Grunde das hellste Auge immer wieder in neuer Weise sehen lernen.

Im ganzen hat die Gegenwart, hat unser Jahrhundert unverkennbar die Jugend besser auffassen lernen als die vorhergehende Zeit. Eine Kinderdichtung, so echt, wie sie uns Robert Reinick gab und manche seiner Genossen, war früher nicht in der Welt; auch Kindergestalten zeichnerisch aufzufassen und wiederzugeben hat man niemals so vermocht, wie es gegenwärtig von großen und kleinen Künstlern allenthalben geübt wird, Kindernatur und -bewegung in ihren echten, so freien und mannichfaltigen und immer anmutigen Linien. An Jugendschriften wird ja neben Gutem auch heute sehr viel Mittelmäßiges und Gemachtes geboten, aber der rechte Ton wird doch leichter und öfter getroffen, als in der Zeit der moralisirenden oder süßlichen Jugendschriftstellerei von ehedem. Und wie die Wirklichkeit des Jugendlebens und seine innern Bedürfnisse beobachtet und gewürdigt werden, so werden seine Rechte mehr als

Digitized by Google

ehedem geachtet: die Jugend zu kleiden, wie es ihr behagen muß und ansteht, darauf ist man mehr und mehr bedacht; sie sich tummeln zu lassen, wie es sie gelüstet, ist man grundsätzlich allerwärts bereit; man hilft ihr freigebig zu Spielplätzen, wenn sie deren bedarf; man fühlt mit ihr in ihren Freuden und Nöten, schafft ihr Feste im Freien und nimmt sich eifrig ihrer an gegen die Qualen und Lasten, die die strenge Schule ihr aufzubürden nicht lassen kann. Ich glaube fast, man liebt die Jugend umso mehr, je innerlich älter man sich als Erwachsener fühlt, je weiter entfernt von der Frische und Stärke der Empfindung, der unbefangnen Hingebung, dem lebendigen Glück, das man bei ihr kennt und wahrnimmt, oder wenigstens je mehr man sich selbst zu verjüngen das Bedürfnis fühlt.

Im Grunde geht nun auch dieser Glaube an die Jugend und das Interesse für ihre Rechte zurück auf Anregungen des vorigen Jahrhunderts. Seit Rousseaus Auftreten ist dieses Interesse — wie mancherlei Wendung es auch durchgemacht hat und wie viel Läuterung oder Korrektur ihm auch nötig gewesen ist — doch nicht wieder verschwunden. Derselbe Rousseau aber hat ja auch die stolze Kultur anzuzweifeln oder zu verdammen gewagt, er hat mit dem Sinn für die schöne und erhabne Natur auch den Wert der kulturlosen Menschen emporgehoben. Und Pestalozzi, der sein tiefes und warmes Herz und Leben der Jugend weihte, ward von dem Gefühl für das Volk und des elenden Volkes Bedürfnisse eigentlich in jene Bahn hineingeführt. Sie liegen sicherlich nicht fern von einander, das Interesse für jene und für dieses, das Verständnis für die eine und das andre.

Stehen doch beide gegenüber der Welt der reifen Gebildeten, an deren charakteristischen Errungenschaften sie eben nicht Anteil haben, von deren Leben ihr Leben sich unterscheidet, deren Organisation sie nicht erreicht haben. Und von hier, von dem typischen Bilde des wirklich Gebildeten aus müßten sich denn auch die gemeinsam kennzeichnenden Züge für das Wesen des Volkes wie der Jugend leicht finden lassen. Wir wollen nicht gleich versuchen, jenes Bild hier im Zusammenhang und in einer Art von Vollständigkeit zu zeichnen, zumal da ja auf die einzelnen Seiten später die Rede kommen muß. Nur kurz einiges Allgemeinste. Von Organisation war eben die Rede: damit ist ja hingedeutet auf Zusammenhang, auf innere Einheit, auf zentrale Regelung des Lebens, auf sichere innere Verbindung und Beziehung, auf festere und reichere Ausgestaltung. Das Leben der Naiven, um diesen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, ist ein mehr peripherisches, die Eindrücke gehen im allgemeinen nicht in die Tiefe; das heißt, sie überwältigen die Person wohl im Augenblick leichter und voller als bei den Gebildeten, aber sie werden auch leichter wieder weggeschwemmt, und sie sammeln sich nicht zu einem festen, zusammenhängenden Bilde im Innern. Die Reaktion gegen die Eindrücke von außen ist wohl augenblicklich heftig, aber die Person gewinnt und wahrt ihnen

Digitized by Google

gegenüber keine feste Stellung. Sie ist eben noch nicht genug Person oder gar Persönlichkeit. Sie wird bestimmt, beherrscht, gewandelt von den Einzeleindrücken der Außenwelt, zu der namentlich auch die Welt der Mitmenschen gehört, aber sie setzt auch wieder vielfach der Außenwelt eine spröde Unempfänglichkeit gegenüber. Das Gesamtleben des Reifen und Gebildeten ist in gewissem Sinne mehr von außen nach innen verlegt; jedenfalls ist die Verbindung zwischen außen und innen eine viel mannichfachere. Namentlich aber ist sein Leben bewußter; die Bewußtheit, deren Dämmerstufe die Tierwelt von der sonstigen organischen und der unorganischen Welt scheidet, und die dann in reinerer Form, in größerer Helle der Vorzug des Menschen vor der Tierwelt ist, die Bewußtheit ist wieder der Entwicklung zu höhern Stufen fähig, und ihre höhere Entwicklung ist eben eins der Unterscheidungsmerkmale oder vielmehr ein unterscheidender Besitz der Gebildeten. Und zu allem, der feinern und vollern Organisation, der festern Zentralisation und dem entwickeltern Bewußtsein, deren gemeinsame Wirkung denn auch eine vollere, reichere und reinere Spiegelung der Welt im Innern des Gebildeten ist, zu alledem kommt hinzu die sichrere und harmonischere Selbstdarstellung der Person.

Nicht als ob solche Vorzüge allen denen zuerkannt werden sollten, die gegenwärtig bei der thatsächlichen, mehr äußern oder doch mehr nur sozialen Scheidung auf die Seite der sogenannten Gebildeten zu stehen kommen oder sich selbst stellen. Von ihnen hat ja ein großer Teil fast nur den Wert der Volksstufe verloren und keinen nennenswerten andern dafür gewonnen. Und das ist nicht etwa Folge einer mehr zufälligen Verkehrtheit unsrer Kultureinrichtungen und Wertabschätzungen, es kann nicht einfach gescholten und morgen oder übermorgen abgestellt werden, obwohl man die Sache offenbar oft so ansieht. Bildung nach dem vollen und echten Sinne des Worts ist etwas so hohes, Bildung nämlich als Umbildung des bloß Natürlichen, als Herausbildung und Verwirklichung einer neuen, höhern Natur, daß eine gewisse Verfehlung des eigentlichen Zieles stets das Wahrscheinlichere bleibt. Wenn in der Natur jede einzelne ausreifende Frucht geblieben und gewachsen ist zwischen zahlreichen tauben und abgefallnen Blüten, wenn dort überall von vielen Lebenskeimen nur einzelne zu wirklichem Leben gelangen, dann wird es in der Kulturwelt der Menschen nicht gänzlich anders sein können. Ist also Bildung — es ist nicht übel, daß dies Wort nach seiner Form eigentlich einen Vorgang ausdrückt, viel mehr als ein Ergebnis — ein Ideal, das nur ein kleiner Bruchteil von der immer rascher anschwellenden Schar der „Gebildeten“ in einem erträglichen Grade verwirklicht oder auch nur erstrebt, so giebt es doch eben eine Welt der wirklich Gebildeten, die denn auch als Gegenstand vergleichender Beobachtung uns Licht geben kann für die Betrachtung der jenseits liegenden Welt des Volkes wie der der Jugend. Aber auch der Blick auf die nur sogenannten Gebildeten, die Halbgebildeten (wobei der Wert nicht

Digitized by Google

etwa einfach auf die Hälfte sinkt, sondern auf einen sehr viel bescheidnern Bruchteil) wird dem Verständnisse jener doch auch außerhalb ihrer liegenden Sphäre dienlich werden.

Selbstverständlich kommt das Wesen der vollzognen Bildung, der erworbnen Reife zum Ausdruck in dem Leben der Sinne wie in der Phantasie, in der Empfindung wie im Wollen, in den Urteilen wie in der Bethätigung. Aber nicht daß dabei alles wirklich Vervollkommnung bedeutete. Es ist das Los und Wesen der irdischen Entwicklungen, daß allerwärts Vorhandnes zergehen muß, um Werdendem Raum zu geben. Die Knospenhülle öffnet sich und verkümmert dann ihrerseits, um der Blüte Entfaltung zu ermöglichen, und die Blüte fällt ab, wenn die Frucht ihr Wachstum beginnt. Daß sich auch in dem Menschen Anlagen und Kräfte nach einander entwickeln, und daß die einen vor den andern, die frühern vor den spätern weichen und zergehen oder doch zu zergehen in Gefahr sind, wird nicht immer als Naturgesetz gefühlt und hingenommen.

Das Leben des Kindes beginnt, wie es sich aus dem rein Vegetativen heraus entwickelt, als ein Leben der Sinne und bleibt geraume Zeit hindurch nur ein solches Leben der Sinne, und noch längere Zeit hindurch steht es wenigstens ganz im Vordergrunde, und die beginnende geistige Entwicklung schließt sich allerwärts deutlich an die Sinnesthätigkeit an. Auch die Periode der Warumfragen, die sich in jedem Kindesleben einstellt, mehr oder weniger energisch, vielseitig und anhaltend, führt im allgemeinen nicht von der Sinnenwelt hinweg, auch geht sie vorüber, nachdem von den erwachten Fragen so viele unbeantwortet geblieben sind und der junge Geist inzwischen in eine zusammenhängende Arbeit — durch die Schule — genommen worden ist. Und von deren unbequemen Zumutungen kehrt das Interesse immer wieder zur freien Sinnenwelt zurück: hier ist die größte Lebendigkeit, die stärkste Erregbarkeit oder Empfänglichkeit, das stärkste Erregungsbedürfnis. Durch die Sinne sucht und findet das geistig-seelische Leben seine regelmäßige Nahrung.

Des Kindes Augen sehen schärfer und begieriger als die der Erwachsenen, seine Ohren hören mit Lust auf alle möglichen Töne und Geräusche, die den Erwachsenen nichts mehr bedeuten, sein Gaumen lechzt und wird entzückt wie der des Erwachsenen kaum jemals und erfordert dabei nur sehr einfache, elementare Genüsse. Aber der Vorzug, der in dieser Lebendigkeit des Sinnenlebens liegt, ist doch nicht so groß, wie er scheinen mag. Die erhöhte Teilnahme nach außen beruht auf der verhältnismäßigen Leere des Innern, auf dem Mangel an Gedankenleben, an zusammenhängendem, eignem Geistesleben, und in dem Maße, wie sich dieses bildet, tritt eben jene Eigenschaft zurück: die Person ist dann verhältnismäßig mit äußern Eindrücken gesättigt, und die als „zerstreut" Einherwandelnden hätten also vielmehr „konzentrirt" zu heißen. Zu bedauern bleibt freilich jenes Absterben darum doch, und es rächt sich auch, wenn es zu weit geht, an dem Innenleben; doch das wollen wir hier nicht

Digitized by Google

weiter verfolgen. Ferner aber richtet sich die Sinnesempfänglichkeit der Jugend noch vor allem auf das, was Reize niedrer Art auf die Sinne ausübt, also auf das Bunte, das Glänzende, das Süße und das Saftige, das stark Tönende und Schallende, überhaupt aber — und zwar umso mehr, je mehr die gewöhnliche Welt bekannt geworden ist, und je mehr man sich von der zarten Kindesstufe entfernt — auf das Große, Ausgedehnte, Starke, Gewaltige; das ist es, was in einem gewissen Lebensalter die Seele erhebt, ihr eine Art von Begeisterung einflößt. Weiterhin nehmen die Sinne wesentlich nur erst das Einzelne mit Interesse auf, nicht das zusammenhängende Ganze; für das Verhältnis der Teile, für die Harmonie eines Gesamtbildes ist noch kein Verständnis da. Weder wird eine Landschaft, eine Aussicht gewürdigt (während der einzelne bunte Stein, die Blume, das bewegliche Tier, der hohe Baum Interesse und Freude einflößt), noch wird an einem stolzen Bauwerk etwas andres betrachtet als etwa die Höhe des Turmes oder die Menge der Fenster und dergleichen, an einem Bilde etwas andres als Einzelfiguren und Einzelheiten, und so auf andern Gebieten entsprechend. Endlich bleibt das Interesse der Sinne kaum je beschaulich: man will etwas mit den wahrgenommnen Sinnendingen anfangen, sich ihnen gegenüber bethätigen, die Blume zerzupfen oder doch verwenden, das Tier greifen und anfühlen und vielleicht auch ein bischen an seinem Leben herumprobiren, wie an den leblosen Spielsachen, das Schwerwiegende handhaben, das Hohe erklettern, mit dem Bunten sich wenigstens schmücken, den lauten Schall selbst hervorbringen, sei es durch Schußwaffe oder Trommel und Trompete oder auch durch bloßen Steinwurf ins Wasser oder den Abhang hinunter, und natürlich das Appetitliche anbeißen. Der Reife und Gebildete trägt gewissermaßen in seinem Innern bestimmte Formen mit herum, mit und unter denen er in die umgebende Welt schaut, und nur was sich in diese Formen fassen läßt, das bedeutet auch seinen Sinnen etwas. Wenn seine Sinnesthätigkeit weniger offen und lebendig erscheint und ist, so ist es doch mehr das Zufällige, was er nicht sieht; das Ganze, Zusammengehörige, das plastische Kunstwerk, das Musikstück, das schöne Landschaftsbild, das nimmt erst er auf; statt der Empfänglichkeit für das Bunte bildet sich bei ihm ein vielfach unterscheidender Farbensinn, ein eben solcher Sinn für Töne, für plastische Maße, für Eigenart und Zusammenstimmung; ihm wird auch das Charakteristische zum Schönen, das Ausdrucksvolle interessant. Und selbst jene Sinne, die sozusagen am allersinnlichsten erscheinen, die sogenannten chemischen Sinne (gegenüber den mechanischen und dynamischen), der Geschmack und der Geruch, sie stumpfen sich in Wirklichkeit nicht ab, ja der Geruch entwickelt sich sogar erst im Laufe des Lebens und mit höherer Kultur der Personen, aber auch der erstere, während er eine aufdringliche Gier nicht mehr entstehen läßt, verfeinert sich thatsächlich, unterscheidet aufs sicherste feine Verschiedenheit und würdigt das Mannichfaltigste.

Digitized by Google

Ganz unverkennbar spielt beim Volke das Leben der Sinne eine ähnliche Rolle wie bei der Jugend. Zwar bleibt ihre Erregbarkeit und Empfänglichkeit nirgends die gleiche für die vorrückenden Lebensjahre wie für die jugendlichen; die Erwachsenen auch im Volke werden von ihrem innern Leben, dem Druck der Sorgen, der Erinnerung, den Fragen der Existenz reichlich genug in Anspruch genommen, um nicht immer Augen und Ohren offen zu haben für die Welt der umgebenden Dinge (wie übrigens auch die Jugend, um das nachzutragen, oftmals für diese umgebende Welt blind und taub ist, nämlich dann, wenn sie im Spiele mit ganzer Seele nach einer Seite in Anspruch genommen ist). Auch stumpfer werden die Sinne und fassen nicht mehr mit der Leichtigkeit und Bestimmtheit auf, ja das Volk ist in dieser Hinsicht auch gegenüber den erwachsenen Gebildeten im Nachteil: bei den Gebildeten ist Verfeinerung des Wahrnehmungsvermögens überall da vorhanden, wo geistiges Verständnis als helfende Kraft dahinter steht, wo man gewissermaßen urteilend wahrnimmt. Mindestens aber werden die Menschen des Volkes nicht leicht durch ein zusammenhängendes eignes Gedankenleben von der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne abgezogen und namentlich auch nicht durch abstrakte Gewöhnung in der Unmittelbarkeit des Sinnenlebens behindert. Vielfach ergiebt für sie der Beruf eine Schärfung der Sinne für ein bestimmtes Gebiet, was ja auch bei den Gebildeten für die Sphäre ihres Berufslebens so zu sein pflegt, nur daß bei ihren Berufsarten und -aufgaben die sinnliche Seite nicht leicht zu einer Hauptseite wird. Vor allem aber besteht zwischen Volk und Jugend hier die Übereinstimmung, daß in ganz ähnlichem Grade das Bedürfnis vorhanden ist, durch die Sinne eine Erhöhung des Daseinsgefühls zu empfangen, der Seele mit ihrem Erregungsbedürfnis durch die Sinne Nahrung und Genugthuung zu geben. Wenn es „etwas zu sehen" giebt, dem Sinne eine ihm nicht ganz alltägliche Schau geboten wird, dann ist sofort der ganze Mensch gewonnen und hingerissen, dann vergißt er sich und alle seine persönlichen Anliegen vollständig, ist ganz dem sinnlichen Eindruck offen. Auch hier ist es wieder vor allem das Bunte und Glänzende oder Leuchtende, was ihn gefangen nimmt und fast beseligt, das stark Tönende, weithin Schallende, das in Form oder Vorgang Ungewöhnliche, und das Entsetzliche nicht weniger als das Komische, denn die Anregung der Sinne überwiegt dabei durchaus die tiefern Empfindungen des Herzens. Daß man vor dem bloß Traurigen oder wehmütig Stimmenden nicht etwa zurückweicht, und daß die Befriedigung des Schauens weit schwerer wiegt als der Inhalt des zu Schauenden, ist demnach kein Wunder: in den Mundwinkeln der Arbeiterfrauen, die in ihren Fenstern liegend dem herannahenden Leichenzug entgegenblicken, liegt eine so volle und ruhige Befriedigung, daß sichtlich alle Kümmernis ihres eignen Daseins aus ihrem Bewußtsein verscheucht ist. Zu einer Hinrichtung oder öffentlichen Folterung würde sich auch heute die Menge drängen und vielstündiges mühseliges Harren leicht ertragen.

Digitized by Google

Den Vorgang eines großen Unglücks zufällig mit angesehen zu haben, gewährt noch lange nachher Genugthuung, nicht bloß weil mans erzählen kann.

Übrigens hat noch ein begleitender Umstand fast ebenso große Anziehungskraft wie die Vorgänge selber, nämlich die Anhäufung der Menschen; es ist fast, als ob sich nach einem physikalischen Gesetze die Anziehungskraft einer Masse mit der Masse selbst vervielfältigte oder steigerte. So sind denn Aufzüge, Prozessionen aller Art, bei denen sich alles Angeführte vereinigt, die regelmäßige Lieblingsnahrung für die Sinne und damit für die Seele, und die bunten Farben und der Glanz und Flitter auch der kirchlichen Prozessionen werden nicht umsonst treulich bewahrt seit der Zeit mittelalterlicher Farbenfreude bis in unsre gedankenschwere und gedankenblasse Gegenwart; das gewinnt und hebt am leichtesten die ganzen Seelen, es giebt dieser Stufe die ihr mögliche Art der Begeisterung, und von Begeisterung bis zur Verehrung ist kein weiter Schritt. Aber auch die Freude an militärischen Aufzügen, in der sich Jugend und Volk begegnen, und zu der neben Prunk und Schall namentlich der Eindruck der geschlossenen Kraft, der imponirenden Häufung beiträgt, gehört hierher. Dabei übt denn freilich der Rhythmus der Bewegungen und der militärischen Musik seinen Zauber. Der Rhythmus in der Musik ist, wenn auch in seiner Art hoher und feiner Entwicklung und Verwendung fähig (man denke an die Werke Beethovens), doch an sich ein niederes, elementares Wirkungsmittel; die Trommel steht unter der Trompete, wie sie auch früher gewürdigt wird als diese. Aber eben das Rhythmische ist es, dessen Wirkung die naiven Stufen zunächst empfinden, und die Militärmusik — die gegenwärtige noch weit mehr als die frühere — bietet das ja in ganz besondrer Kräftigkeit dar (werden da doch in den strammen Rhythmus oft die seelenvollsten Lieder mit hineingepreßt), wie andrerseits auch der Tanzrhythmus dem Naiven vollständig zugänglich ist und ihn fast unwiderstehlich mit fortreißt, und wie drittens der einwiegende Rhythmus des Kinderreigens oder auch des einfachen melancholischen Volksgesanges eine ähnliche Unwiderstehlichkeit der Wirkung hat. Ist diese Wirkung in den erstern Fällen elektrisirend, so ist sie im letzten Falle mehr hypnotisirend, und beiden Einwirkungen werden ja wohl immer die am zugänglichsten bleiben, die am wenigsten gefestigte Persönlichkeiten geworden sind. Jedenfalls bleibt man in allen jenen Fällen auch nicht einfach beschaulich, betrachtend oder sinnig aufnehmend, wie es der Gebildete gegenüber den Eindrücken der Natur und der Kunst zu sein vermag, sondern die Sinneseindrücke rufen irgendwie eine körperliche Reaktion hervor; das Bedürfnis, neben der Militärmusik und der marschirenden Truppe herzulaufen, zu tanzen, wo man aufspielt, mitzusingen, wo gesungen wird, sind Zeugnisse dafür. So die Jugend, so das Volk; sie beide bilden hier eine Einheit, und auch die vornehme Balljugend bleibt dazu eben doch Jugend genug, und ebenso die studentische Jünglingschaft mit ihrer Bässe Grundgewalt.

Digitized by Google

Auch beim Geschmackssinn gehen Volksnatur und jugendliche Natur nicht weit aus einander. Gewissermaßen ist multum, non multa der unbewußte Wahlspruch beider; daß er eigentlich nie so viel zu essen bekommt, wie er sich wünscht, ist die normale Überzeugung eines rechten Knaben oder jungen Burschen, und auch beim Volke wird ja wohl durchweg viel mehr Begierde übrig bleiben, als befriedigt wird, und Wunsch und Phantasie ergehen sich gern in gewaltigen Maßen, wie denn auch Festfreude nicht sein kann ohne eine Masse der Speisen und Getränke und namentlich eine schwelgerische Zusammenstellung der an sich unvereinbarsten Gaumengenüsse (mag es nun auf Sauerkohl mit Dörrobst hinauslaufen oder Spickaal mit süßen Pflaumen usw). Die Nationalgerichte der einzelnen Landschaften entsprechen hier den Leibspeisen der Kinder, für die diese Lieblingsspeisen wirklich ein Gegenstand sehnsüchtigen Entzückens sind, nicht bloß, wie bei den Ausgereiften, ein gelegentlicher Reiz neben andern; so giebt das Nationalgericht, wie geringwertig es auch an sich sein mag, doch eine immer wiederkehrende Befriedigung, der Tag in der Woche, wo es wiederkehrt, ist ein Festtag, und in dem Duft der kreischenden Pfanne vergißt die ganze Familie eine Zeit lang ihre Kümmernis und vielleicht ihren Unfrieden. Man vermag auf dieser Stufe noch mit dem ganzen Herzen zu lieben, auch Speisen — oder wenigstens Speisen. Von der Liebe zu Getränken wollen wir nicht reden, da diese Liebe, zur Leidenschaft gesteigert, keineswegs nur das Volk durchdringt, und da die Gewöhnung an ungeheure Maße bei diesem Genuß unsern Gebildeten so wenig fremd ist, daß hier die Kluft zwischen ihnen und dem Volke aufs vollkommenste überbrückt erscheint.

(Fortsetzung folgt)

Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

2

Gotthelfs erstes Werk „Der Bauernspiegel“ ist die Geschichte eines frühverwaisten Bauernknaben, richtiger Bauernenkels, der von der Gemeinde aus „verthan“ wird, allmählich zum Knecht emporwächst, als solcher viel erlebt, darauf in französische Dienste geht und nach der Julirevolution in seine Heimat zurückkehrt, deren Zustände dann geschildert werden, ohne daß die Erzählung noch viel fortschritte. „Bauernspiegel“ heißt das Werk insofern mit Recht, als vor allem das Ver-

Digitized by Google

hältnis der Bauern zu ihren Diensten und damit allerdings das gesamte bäurische Leben gespiegelt wird. Gotthelf, der Held, der sich nach und nach einige Bildung erworben hat, erzählt selbst, das Werk ist also ein Ich-Roman und hat auch die Vorzüge und Schwächen dieser Form. Das Hauptinteresse knüpft sich an die Kindes- und Knechtsschicksale Gotthelfs und an seinen alle Fährlichkeiten bestehenden, von Grund aus tüchtigen Charakter. Im allgemeinen ist dem Dichter die Belebung des Ganzen durch Einzelheiten gelungen, die reiche Detaillirung der spätern Werke hat dieses aber noch nicht, es bleibt hie und da skizzenhaft, der für alle biographischen Romane bezeichnende Faden, auf dem die Ereignisse aufgereiht werden, tritt bisweilen kahl hervor, auch schlüpft in den räsonnirenden Abschnitten bisweilen der Pfarrer Bitzius in das Gewand Jeremias Gotthelfs. Die Zeitgenossen empfanden vor allem die Schärfe der Zeichnung, die Derbheit und Rücksichtslosigkeit des allerdings von der unerschütterlichsten Wahrheitsliebe erfüllten Werkes als neu und ungewöhnlich, auch wohl unangenehm. Es sind auch teilweise böse Zustände geschildert, aber doch kaum so unverhüllt wie in dem modernen Naturalismus. Auch erscheint es uns etwas übertrieben, wenn Bitzius selber meinte, sein Spiegel zeige nur die Schatten-, nicht die Sonnenseite des Bauernlebens; wir empfangen den Eindruck der Objektivität. Tendenz freilich hat das Werk, aber sie tritt, solange es noch etwas zu erzählen giebt, nicht aufdringlich auf, und jedenfalls überragt der „Bauernspiegel“ alle frühern volkstümlichen Tendenzwerke bedeutend an Wert, die alte dürftige rationalistische Weise, die im einzelnen belehren, nicht durch das Ganze mächtig packen und auf das gesamte Leben einwirken will, ist hier endgiltig überwunden. Erst wo die eigentliche Erzählung aufhört, treten auch Einzeltendenzen auf, und es ist für den mitten im Leben stehenden Pfarrer höchst charakteristisch, daß er eine Gesundung des Volkslebens von der Belehrung im — Wirtshause hofft, das Wirtshaus also für die Erwachsenen zu einer Bildungsstätte machen will. Mit Recht bemerkt C. Manuel, das Werk sei das Ur- und Vorbild, ja das Programm von Bitzius spätern Schriften, seine wichtigsten Bücher seien darin schon in nuce enthalten, aus einzelnen Kapiteln des „Bauernspiegels“ seien später größere Einzelwerke hervorgewachsen: „Wir finden in diesen spätern Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im »Bauernspiegel,« wenn auch nur mit ein paar Strichen, skizzirt oder angedeutet worden wäre. So führen z. B. die »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« das, was uns Gotthelf im »Bauernspiegel« über das Schulwesen erzählt, in einem eignen großen Gemälde aus; die »Armennot« illustrirt das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den »Hüterbuben« und den Mißbräuchen im Armenerziehungswesen überhaupt. Die beiden »Uli« sind ein herrlicher Kommentar zum Verhältnis zwischen Meister und Dienstboten, wie es schon im »Bauernspiegel« in meisterhaften Zügen skizzirt

Digitized by Google

ist. »Anne Bäbi Jowäger« erläutert die wichtigen Kapitel über Pfuscherei in der Medizin und in der Seelsorge. Der »Geltstag« führt den Unfug des Wirtshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. »Geist und Geld« zeigt die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der »Schuldenbauer« gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühelose und vergebliche Ringen des ärmern ehrlichen Landbesitzers. Die »Käserei in der Vehfreude« läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im »Zeitgeist und Bernergeist« sehen wir den Konflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In »Käthi« endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armut im täglichen Kampf mit Not und Bedrängnis, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem bald in jenem Stück." Einen eigentlichen Grundplan aber, wie bei Zolas „Rougon-Macquarts" oder auch nur Balzacs Comédie humaine darf man bei Bitzius nicht suchen. Er wußte zwar, daß der „Bauernspiegel" nur eine Vorarbeit sei, nicht ohne Folge bleiben dürfte, aber alle seine Werke wurden aus dem sich nach den Zeitumständen einstellenden innern Bedürfnis, praktisch zu wirken, geboren.

Das gilt auch von dem zweibändigen Werke „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (1838/39), das man nun schon mit mehr Recht als den „Bauernspiegel" einen naturalistischen Roman nennen kann. Hier haben wir die Darstellung des Menschen als Berufsmenschen, die ganz genaue Schilderung des „Milieu" und das Abhängigmachen des Einzelnen von diesem „Milieu," das der moderne Naturalismus von vornherein zur Erreichung wahrer documents humains gefordert hat. Aber natürlich verdankt das Werk seine Entstehung nicht einem ästhetischen Bestreben, sondern einzig und allein dem Verlangen, auf die Schulverhältnisse der Heimat einzuwirken, womit der engste Anschluß an die Wirklichkeit geboten war, freilich noch nicht die lebensvolle menschliche Entwicklung, die der Dichter obendrein gab. Die Form des Romans ist wieder die biographische, die ja eben die bequemste ist, und auch hier hat Bitzius seinem Helden, dem Schulmeister, den er im übrigen nicht über die damals gewöhnliche Stufe seines Standes emporhebt, etwas zuviel von seinen eignen Gedanken in den Mund gelegt, zum Schaden natürlich der künstlerischen Bedeutung des Werkes. Künstlerisch-reine Form gewinnen Gotthelfs Werke immer nur insoweit, als sie sich unbewußt aus dem Bestreben, wahr, schlicht und kräftig zu erzählen, d. h. zu wirken, ergiebt, dagegen beruhen Charaktere und Vorgänge seiner Erzählungen, alle erzählenden Einzelheiten meist auf dichterischer Anschauung, hier liegt seine Stärke. Das merkt man zuerst beim „Schulmeister." Auf den Inhalt will ich nicht näher eingehen; nur soviel, daß der Roman zunächst eine geistige und sittliche Bildungsgeschichte ist, und zwar eine

Digitized by Google

höchst ursprüngliche, daß aber auch da, wo die Schulreformfragen auftauchen, die damals die Zeit bewegten, das reinmenschliche Interesse nicht oder doch nur selten in den Hintergrund gedrängt wird. Dafür sorgt schon die Gestalt der Mädeli, der erste breiter und tiefer ausgeführte weibliche Charakter Gotthelfs, der sofort seine ungewöhnliche Kenntnis der Frauennatur zeigt. Man kann ihn hier ohne weiteres mit seinem jüngern Landsmann Gottfried Keller vergleichen, der ja auch als Meister auf dem Gebiete der Frauenschilderung gilt; ich glaube kaum, daß Gotthelfs gelungne Frauengestalten denen Kellers an Zahl, Reiz und Mannichfaltigkeit nachstehen. Es ist wohl eine gemeinschaftliche Ursache anzunehmen, warum den beiden Schweizern die Frauen so gelingen, und ich finde sie eben in ihrem Schweizertum: weil die Männer so nüchtern und berechnend sind, flüchtet sich alles, was Gemüt und Poesie ist, zu den Frauen (deren Grundzug freilich dennoch eine heitere Verständigkeit bleibt), und die Dichter empfinden das natürlich und halten es für ihre Aufgabe, es in ihren Darstellungen stark hervortreten zu lassen.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ wurden nicht so freundlich aufgenommen wie der „Bauernspiegel,“ was wohl am Stoff lag, doch machten sie Gotthelf zuerst in Norddeutschland bekannt, wo vielfach ähnliche Schulverhältnisse herrschten wie in der Schweiz. Heute wirkt das Buch namentlich auch als kulturgeschichtliches Werk, jeder Geschichtschreiber kann ihm ruhig den Stoff zu einer Charakteristik der Schule der guten alten Zeit entnehmen. Trotz dieser berufsmäßigen Einzelheiten — die wieder sehr reich an ewig giltiger pädagogischer Weisheit sind — ist der „Schulmeister“ aber auch heute noch menschlich durchweg lebendig, ein Beweis, daß der naturalistische Roman, wenn er nur wahrhaft gegenständlich gehalten ist, nicht viel früher veraltet als der idealistische. Ein wenig Anstrengung wird es den Durchschnittsleser immerhin kosten, sein Interesse die ganzen zwei Bände hindurch gleichmäßig aufrecht zu erhalten, aber sicher lange nicht so viel, als etwa beim Lesen gleichzeitiger Werke von Gutzkow oder Laube. Das ist freilich nicht das Verdienst der naturalistischen Weise Gotthelfs, sondern seines größern Talents.

Dem Naturalismus im modernen Sinne, dem „grellen“ Naturalismus, der eine Vorliebe für verkommne Menschen, für trostlose, ja grauenhafte Verhältnisse hat, kommt unter Gotthelfs Werken die kleinere Erzählung „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“ (1839) am nächsten; hier ist man in der That in der Region des Zolaschen „Assommoir,“ ja ich möchte sagen, daß kaum irgend etwas bei Zola von so schrecklicher Wirkung ist wie diese Gotthelfsche Branntweingeschichte; selbst Tolstois „Macht der Finsternis“ und Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ scheinen mir dahinter zurückzubleiben. Aber so nahe hier auch Gotthelf dem modernen Naturalismus kommt, er hat doch nicht die krankhafte Neigung, Schauergeschichten aus dem wirklichen Leben zu erzählen, die unsre Modernen auszeichnet, die lobenswerten

Digitized by Google

Bestrebungen, die sie ja auch verraten, mischen sich bei ihm nicht mit geheimen Lustgefühlen, es ist wieder die soziale Tendenz und nur die Tendenz, der Kampf gegen den Branntwein, was den Schweizer Schriftsteller zu seiner rückhaltlosen Darstellung treibt. Diese Darstellung hat nicht die Breite, die die Modernen im allgemeinen lieben, die schauerlichen Züge sind nicht in dem Maße gehäuft und ausgemalt wie bei ihnen, überall ist nur das Notwendige gegeben, aber in lapidarer Weise, und gerade das vertieft vielleicht den Eindruck, wir spüren nicht die abstumpfende Wirkung, die die Häufung von Widerlichkeiten übt, das Grausen bleibt bis zum Schluß der Geschichte lebendig. Und auch insofern ist Gotthelfs Darstellung ergreifender als das meiste von den „Modernen," als er die Geschichte der fünf Mädchen, von denen jedes ganz eigentümliche Züge trägt, bei aller Kürze doch durch alle Stufen verfolgt, alles erklärt, nirgends richtet, weder die moderne Übertreibung, die jede Dirne zum Typus machen möchte, noch die modernen Sentimentalitäten einführt. Überall sehen wir unbedingte Naturnotwendigkeit, die wir z. B. in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" nirgends zu sehen brauchen. Um von diesem Naturalismus wenigstens eine Probe zu geben, teile ich die nachfolgenden Stellen mit:

Das zweite Mädchen hieß Elisabeth und war eine dicke, eingesteckte Gestalt, die man zu einem Sauerkabisstümpfel füglich hätte brauchen können, unbeholfen und schwammig. Die Arme waren wie Mäßb'stryche (Maßabstreichcylinder) im Leibe eingesteckt und sahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Gesicht war rotbrächt (von düsterm, unreinem Rot), glich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerin (Hökerin) zum Fingerle (Betasten) zurechtlegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Tau nicht abwischen. Die gemeinste Sinnlichkeit guckte sogar aus den Nasenlöchern, und die Augen sahen so klebrig an jedem Burschen auf, als wenn sie wie Harz sich ihm anschmieren wollten.

Neben den Mädchen hatten sich einige Bursche aufgepflanzt, auch die begannen zu ramsen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein.

Das ist die nackteste Natur, die roheste Wirklichkeit, wie sie drastischer und gegenständlicher keiner der Modernen schildert, aber Gotthelf, so massenhafte Züge ihm auch zur Verfügung stehen, schwelgt nicht darin, er erzeugt den charakteristischen Eindruck, und dann hört er auf.

Die Geschichte hat bei ihrem Erscheinen viel Widerspruch erregt, nach ihrer ästhetischen Seite ist sie wohl noch nie gewürdigt worden; heute können wir ruhig sagen, Gotthelf hat bewiesen, daß Verhältnisse dieser Art von der Darstellung nicht auszuschließen sind, daß sie freilich in gedrängter Kürze anders wirken als in voller Breite. Seine gedrungne Darstellung läßt den Verdacht, daß es auf Erregung des Wohlgefallens an bedenklichen Dingen

Digitized by Google

abgesehen sei, gar nicht aufkommen, sie trägt auch nicht den Charakter des Willkürlichen, den wir bei der minutiösen modernen Manier, wo zuletzt ein Zug den andern totschlägt, nicht verkennen können, sie leistet, was sie soll, giebt, von ihrer Tendenz ganz abgesehen, treffende Bilder zur Naturgeschichte des Menschen, die freilich durchaus düster wirken, auf die aber doch auch die Kunst, schon im Interesse ihrer Allseitigkeit, nicht verzichten darf, wenn es auch bedenklich ist, ihnen einen zu breiten Platz einzuräumen.

Einen ähnlichen Stoff wie in den „Fünf Mädchen" behandelte Bitzius bald darauf in „Dursli, der Branntweinsäufer," wohl dem ersten europäischen Buche, worin der Zusammenhang zwischen der niedrigsten demagogischen Politik und der Branntweinkneipe dargestellt wird. Der Wert des Buches beruht jedoch namentlich auf den gelungnen Familienbildern, und dementsprechend ist auch ein glücklicher Ausgang gegeben. Er wird durch eine nächtliche Vision des Säufers herbeigeführt, die von der gewaltigen Phantasie Gotthelfs Zeugnis ablegt. Wenn man will, hat man hier etwas wie eine naturalistische Traumdarstellung in der Art von Hauptmanns „Hannele," sodaß also auch diese bei ihrem Auftreten als durchaus neu angepriesene Gattung gewissermaßen von Gotthelf vorweggenommen ist.

Im Jahre 1841 erschien dann „Uli der Knecht," das Werk, das noch heute unter Gotthelfs Werken das bekannteste ist und für sein Meisterwerk gilt. Es ist seine erste große Arbeit (denn die „Fünf Mädchen" und der „Dursli" sind geringern Umfangs), in der die biographische Form aufgegeben und nur ein Lebensabschnitt des Helden, der freilich noch immer an fünfzehn Jahre umfaßt, dargestellt ist. Uli, ein Bauernknecht, arbeitet sich unter der Leitung eines tüchtigen „Meisters" von einem „Hudel," wie der Schweizer sagt, zu einem tüchtigen Menschen empor, der es zum Schluß ruhig wagen darf, ein großes Bauerngut zu pachten. Auch in diesem Roman zeigt sich Gotthelf als Naturalist. Uli, der Knecht, ist nichts weniger als eine ideale Gestalt; zwar hat er einen guten Grund, aber er ragt weder durch Klugheit noch durch Willenskraft besonders hervor; Gotthelf macht es ihm auch keineswegs leicht, etwas zu werden, er muß gewaltig arbeiten und viel Lehrgeld zahlen, ehe er Frau und Pachtung bekommt, wie denn Gotthelf sagt, er könne die Wunschhütlein nicht leiden, durch die die Romanschreiber ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Das eben ist für den echten Naturalisten bezeichnend, daß er nichts mehr scheut, als dem gewöhnlichen Gange des Lebens, wie er sich durch Erfahrung nach und nach für ihn feststellt, irgendwie Gewalt anzuthun, während der bloße Realist noch mit dem wirklichen Leben frei schaltet und waltet. Aber Gotthelfs Naturalismus ging nun auch wieder nicht so weit, oder vielmehr er hatte nicht die moderne pessimistische Färbung, daß er vor allem das Dunkle und Widrige dargestellt hätte, sondern der Dichter stellte, schon seiner gesunden Tendenz wegen, ein natürliches Verhältnis zwischen dem

Digitized by Google

Streben und dem Erfolg her und vergaß auch nicht, daß im Menschenleben jederzeit das Glück sein Gewicht in die Wagschale werfen kann, wenn er auch dieses Glück Gottes Segen nannte. Im allgemeinen trägt „Uli der Knecht“ einen durchaus heitern Charakter, was zum Teil auch ein Verdienst der Form ist, da zwar das Ganze keineswegs komponirt, aber doch jedes Kapitel leidlich abgerundet und als geschlossenes Bild hingestellt ist. Dabei bricht die Erzählung niemals ab, es führen nur oft wenige Sätze über Jahre hinweg. Es fehlt nicht an derben Szenen, wie sie der Naturalist, der den ganzen Umfang des menschlichen Lebens, hier des derben Bauernlebens, zu entrollen hat, nicht vermeiden kann. Besonders über die eine Szene, wo zwei eifersüchtige Mägde einen großen Mistpfützenkampf ausfechten, ist oft die Nase gerümpft worden; sie ist aber durchaus an ihrem richtigen Platze und sticht aus dem Ganzen keineswegs unangenehm hervor. Wie die Derbheit, so fehlt auch die natürliche Poesie des Bauernlebens nicht, und um die Gestalt der Vreneli in diesem Romane schlingt sie sogar üppige Zweige, ja von da an, wo sich Uli nach manchen Irrungen ganz zu Vreneli wendet, ist fast das ganze Werk lautere Poesie, ohne daß man einen Abfall vom Naturalismus merkte. Wo hätte ein neuerer naturalistischer Dichter etwas geschildert wie das jungfräulichstolze Mißtrauen und Sträuben Vrenelis gegen die Bewerbung Ulis? Was ist Gerhart Hauptmanns so gefeierte Liebeserklärungsszene in dem Schauspiel „Vor Sonnenaufgang“ gegen die zwischen Uli und Vreneli? Wo wäre je ein Hochzeitstag schöner geschildert worden als der dieses Paares? Die wunderbare Gabe Gotthelfs, Natur und Mensch auf eine Saite zu stimmen, zeigt sich in diesem Roman zuerst vollständig ausgebildet, vor allem erscheint hier aber auch die Charakteristik auf ihrer Höhe, und ein mächtiger, weil aus den Menschen und Dingen selbst entspringender, nicht in sie hineingetragner Humor. Nicht bloß Uli und Vreneli, auch die weniger sympathischen Gestalten des Romans sind Prachtleistungen dichterischer Charakteristik, vor allem Vetter Joggeli, seine Tochter Elisi und deren späterer Mann, der Baumwollenfabrikant, der Wirt Johannes und seine Trinette. Freilich die Tendenz fehlt bei diesem Werke so wenig wie bei den andern, es soll gezeigt werden, daß Fleiß und Treue noch zu etwas führen in der Welt. Doch ist nichts Kleinliches darin, die Gesamtanschauung nicht beschränkt, wie das auch der bei Gelegenheit dieses Romans gethane Ausspruch des Dichters zeigt: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eignes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen.“ Seine sozialen Bestrebungen hatten Bitzius eben dazu geführt, die Welt auch einmal von unten statt von oben anzusehen, und zwar nicht im Dienste niedriger Komik, wie das wohl ehedem schon geschehen war, sondern bitter ernsthaft — wer wollte leugnen, daß es einmal nötig war? Daß noch eine Zeit kommen würde, wo man die Welt ziemlich allgemein

Digitized by Google

vom Standpunkt nicht einer Köchin, aber einer Dirne betrachten würde, konnte er freilich nicht ahnen. Dirnen sind freilich „interessanter" als Köchinnen und, wie alles Extreme, auch leichter zu schildern.

Auf den „Uli" folgte eine Reihe „Bilder und Sagen aus der Schweiz," auf die ich später, bei den kleinen Erzählungen kommen will. Zugleich mit diesen „Sagen" wurde die große Erzählung „Geld und Geist" veröffentlicht, eigentlich zwei leidlich gut verbundne Erzählungen, von denen die erste einen späten Ehezwist, der durch einen größern Geldverlust des Mannes entsteht, die zweite eine Liebesgeschichte behandelt. Das Ganze ist, wie Manuel richtig sagt, „ein Familiengemälde von tiefster Anlage," jedenfalls das reinste und „poetischste" von Gotthelfs Büchern, wenn man das Zarte, Liebliche und Rührende vor allem als Poesie ansehen will. Vor allem zeigt sich hier seine große psychologische Kunst, seine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, aber auch schon eine gewisse, später noch wachsende Neigung des Schriftstellers, auf Rührung hinzuarbeiten, die im Bunde mit seiner Lust am Predigen den künstlerischen Wert seiner Werke manchmal stark beeinträchtigt, ohne die aber der Mann nun einmal nicht denkbar ist. Dabei bietet aber auch „Geld und Geist" wieder eine Reihe außerordentlich anziehender, von den frühern bei aller scheinbaren Ähnlichkeit doch grundverschiedner Charaktere, unter denen ich nur den Dorngrütbauern, die Verkörperung des bäurischen Eigennutzes, hervorheben will. Der Schluß des Werkes ist ganz kurz abgebrochen, auch eine jetzt wohlbekannte naturalistische Eigenheit, die aber hier leicht zu verteidigen ist.

Das künstlerisch schwächste aller Werke Gotthelfs, aber stofflich wieder sehr reich, ist das 1843 und 1844 in zwei Bänden erschienene Buch „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet, und wie es ihr mit dem Doktorn geht," ein Werk, das dem Wunsch der damaligen bernischen Regierung seinen Ursprung verdankt, Bitzius möge einmal der Kurpfuscherei und dem medizinischen Volksaberglauben zu Leibe gehen, aber wie alle Werke Gotthelfs nicht tendenziös geblieben, sondern zu wahrer Menschendarstellung durchgedrungen ist. Anne Bäbi Jowäger selbst ist der Typus des Bauernweibes überhaupt und geradezu meisterlich durchgeführt. „Sie steht mit ihrem ganzen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmütigkeit, Verstand und Unverstand unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da," sagt Manuel — sicherlich, litterarisch gesehen, aber wer die Bauern kennt, wird gerade in dieser Gestalt den Typus (der allerdings in neuerer Zeit verändert sein mag) nicht verkennen. Auch Anne Bäbis Mann ist sehr gelungen, ebenso Jakob der Sohn, Sami der Knecht, Mädi die Magd, endlich Meieli, Jakobs Frau, die sich den lieblichen Frauengestalten Gotthelfs anschließt, in ihrer Armut und Verschämtheit wahrhaft rührend wirkt. Im zweiten Teil spielt die Erzählung mehr und mehr vom Bauernhaus ins Pfarrhaus hinüber,

Digitized by Google

Pfarrer, Pfarrersfrau, Pfarrerstochter, ein übereifriger Vikar, ein junger Arzt, der Vertreter der Humanität ohne Religion, werden die Hauptpersonen, und damit nimmt, so hübsch, ja bedeutend auch manche Einzelheiten noch sind, das Gefallen an dem Werke ab, zumal auch immer mehr an Stelle der Erzählung die Diskussion tritt. „Anne Bäbi Jowäger" hat denn von Gotthelfs Erzählungen auch wohl am wenigsten Glück gemacht, obwohl das Werk nach der Seite der Menschendarstellung hinter den andern nicht zurücksteht. Aber es enthält wie der „Schulmeister" vieles, was von außen hineingekommen und jetzt nur noch kulturgeschichtlich merkwürdig ist.

In den ersten vierziger Jahren gab Bitzius auch einen Kalender heraus, für den er manche kleinere Sachen schrieb, auch politisch-satirische. Da um diese Zeit das politische Leben der Schweiz sehr lebhaft wurde und den Pfarrer von Lützelflüh für immer in seine Kreise zog und alle seine spätern Werke beeinflußte, so ist es hier wohl am Platze, seine politische Stellung etwas näher zu betrachten. Sie hängt sehr eng mit seiner religiösen zusammen, über die man sich fast aus allen seinen Werken, namentlich aus „Anne Bäbi Jowäger" unterrichten kann. Viele von seinen Gegnern haben in ihm immer den „Pfaffen" gesehen, selbst Gottfried Keller redet von der pfäffischen und bösartigen Manier Gotthelfs, seiner frivolen und materialistischen Ader. Aber man kann solche Behauptungen gar nicht kräftig genug bekämpfen, sie beruhen auf einem vollständigen Verkennen der Eigenart des Mannes. Bitzius verleugnet allerdings den Geistlichen nie, aber seine theologische Weltanschauung, an und für sich gewiß ebenso berechtigt wie jede andre und auch nicht enger als andre, hat ihn, um die drastischen Ausdrücke zu wählen, weder dumm noch schlecht gemacht, es ist nichts Pfäffisches in ihm. Sein Christentum ist ein helles, weltfreudiges Christentum, aber freilich geistiger, nicht materialistischer Natur. Steht auch der Satz „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" Gotthelf seinem praktischen Wesen gemäß an der Spitze der christlichen Lehre, er verlangt doch zuerst die vollständige Durchdringung des Lebens mit dem echten christlichen Geiste, der ihm ebenso weit von Mystik und Asketik wie von süßlichem Pietismus und seichtem Rationalismus entfernt ist. Will man seine Stellung innerhalb des Christentums näher bezeichnen, so könnte man etwa von einem „höhern Rationalismus" reden, der nicht rein verstandesgemäß ist, sondern Herz und Gemüt einschließt, und dieser Rationalismus ist ja wohl in der reformirten Kirche, der Bitzius angehört, immer herrschend gewesen, sodaß der Pfarrer dann wieder als orthodox erscheint, wie er denn auch die Notwendigkeit des Landeskirche stets betont hat. Aber alle diese Untersuchungen haben bei ihm im Grunde wenig Zweck; wie sein Biograph mit Recht sagt: die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm als ganz wertlos an sich, weil er einen ganz andern Maßstab anlegt. Sein Christentum ist ein natürliches Christentum, nicht aus dogmatischen Studien und philosophischen

Digitized by Google

Grübeleien erwachsen, sondern auf altem, gesundem Volksboden, den wirklichen Bedürfnissen des Volkes gemäß, nur etwas vom Aberglauben gereinigt und vergeistigt, wie es dem Pfarrer angemessen ist. Er weiß sich jederzeit in die Anschauung des Volkes hinein zu versetzen und trägt ihr, soweit es geht, Rechnung, sucht aber dabei doch seine reinere Anschauung unmerklich zur Geltung zu bringen. Das haben seine Gegner geleugnet, aber mit Unrecht; sie schoben dem Dichter die Äußerungen seiner Personen unter. Aber selbst wenn einmal der Teufel bei ihm in Aktion treten sollte, man darf darüber nicht übersehen, daß alle hohen und reinen Stimmungen in Gotthelfs Werken christlich-religiös, und daß diese Stimmungen bei weitem vorherrschend sind. Er war kein gewöhnlicher Utilitarier, wenn er auch das Christentum als die hauptsächlichste moralische Macht des Lebens, als Erweckungsgebiet aller Kräfte im Menschen und als Sporn zu jeder fruchtbaren Thätigkeit ansah. Das Leben in Gott wollte er auch, aber kein thatenloses, kein in die Ferne schweifendes, war er doch selbst durch und durch Thatmensch. Damit ist der Übergang von der religiösen zur politischen und sozialen Stellung Gotthelfs gegeben.

„Seine tugendhaften Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott der Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder reich und behäbig sind oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radikale Ungläubige, und es ergeht ihnen herzlich schlecht," so hat Keller von Gotthelfs Gestalten gesagt. Keller war in der Zeit, wo er über Gotthelf schrieb, in dem Bann des Radikalismus, überdies besteht sein Aufsatz über Gotthelf aus einzelnen, zu verschiednen Zeiten geschriebnen und einander teilweise widersprechenden Rezensionen einzelner Werke, sodaß er nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. So ist die oben angeführte Behauptung Kellers geradezu unwahr und zeugt von mangelnder Kenntnis der Werke des Dichters. Allerdings verleiht Gotthelf seinen Helden in der Regel religiösen Sinn oder läßt ihn doch nach und nach in ihnen erwachen, die Lumpen dagegen ungläubig sein, aber bei einer großen Anzahl seiner Werke, den frühern namentlich, denkt er gar nicht an politische Parteiverhältnisse, macht auch seine Helden nie durch den Glauben an sich glücklich, sondern durch ihre Tüchtigkeit und saure Arbeit und ebenso die Lumpen unglücklich nicht wegen ihres Unglaubens, sondern wegen ihrer Faulheit und Liederlichkeit. Ganz fern aber liegt es ihm, die Reichen als die wahrhaft Frommen und Gottgeliebten, die Armen als Teufelskinder hinzustellen; ganz im Gegenteil hat er in seinen frühern wie in seinen spätern Schriften Reich und Arm in dieser Hinsicht völlig gleich behandelt und hat seine Stimme sein Leben lang für die Armen erhoben und die Schuld für ihre Verkommenheit nicht bloß ihnen selbst, sondern auch ihren Herren, denen er gewaltige Predigten hält, und den Verhältnissen zugeschrieben. Kurz, wenn irgend einer von den frühern deutschen Dichtern von echt sozialem Geiste er-

Digitized by Google

fällt ist, so ist es Jeremias Gotthelf, und da sich mit diesem sozialen zugleich echt konservativer Geist verband, so steht er uns heute ebenso nahe, wie er den Liberalen und Radikalen seinerzeit fernstehen und unverständlich sein mußte. Es ist ja bezeichnend für allen Liberalismus und Radikalismus, daß er nie mit der wirklichen Menschennatur und den bestehenden Verhältnissen, sondern immer nur mit dem Abstraktum Mensch und allgemeinen Ideen gerechnet hat; Gotthelf aber kannte den wirklichen Menschen und die Menschen und Verhältnisse, er war mit denen seiner Heimat aufs innigste verwachsen und wußte recht gut, wo ihr Heil lag. Wenn Keller spottet: „Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen, als sie Christum bekennen. Thun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon, daß der rechte Christ ein reicher Berner Bauer sein müsse," so richtet sich solches Gerede von selbst, ebenso wie die Vergleichung Gotthelfs mit einem Kapuziner, der sich nach gehaltner Predigt den Schweiß abwischt und sich hinter die kühle Flasche setzt mit den Worten: „Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurst her, Frau Wirtin." Gotthelf hatte eben erkannt, daß die Kraft seines Volkes auf dem alten, erbgesessenen Bauernstande beruhe, und daß der liberale Zeitgeist, vertreten zum großen Teil durch fremde (deutsche) Professoren und radikale Politiker, die nichts hatten, aber alles haben wollten, diesem Bauernstande gefährlich werden könne. Dagegen erschien ihm ein nichtmuckerisches, ehrenhaftes Christentum als das beste Schutzmittel, und wer wollte leugnen, daß es nur die Religion bei dieser Lage der Dinge sein konnte, nicht aber die reine Humanität, die Keller empfiehlt, und die, wenn überhaupt, nur in den Gebildeten wirksam sein kann? Daß die radikale Partei des Kantons Bern allerlei unsaubre Leute enthielt, giebt Keller selbst zu, wenn er schreibt: „Der Kanton Bern ist seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advokaten, Rechtsagenten, Schreibern und dergleichen überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor, von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten und dann als halbgebackne Juristen und Sykophanten großen Unfug im bernischen Volke anrichteten." Keller meint zwar, diese Krankheit sei durch die wahre Volksaufklärung geheilt worden (ich möchte eher glauben durch den Schaden, der klug macht), aber wer kann es dem Pfarrer Bitzius verdenken, daß er durch diese Dinge in einen Haß gegen die „Vertreter des Zeitgeistes" hineingeriet, zumal da sicher anzunehmen ist, daß er in seinem eignen Wirken vielfach durch jenes Agentengesindel gestört wurde, und die Folgen jener Überschwemmung ohne Zweifel lange nachgewirkt haben, was Gotthelf, der im Kanton Bern wohnte, beobachten konnte, der Züricher Keller aber nicht. Gewiß ist Gotthelf bei seinem Streiten gegen den Zeitgeist in der Aufregung des

Digitized by Google

Kampfes oft zu weit gegangen, er war eben ein kampflustiger Mann, der keine Rücksicht kannte, aber wenn er auch gegen die neue Volksbildung losgezogen ist, die ihm auf nichtsnutzige Halbbildung hinzuarbeiten schien, wenn ihm die moderne Rechtspflege zu dumm erschien und er gelegentlich die gute alte Zeit, die Herrschaft der alten selbstherrlichen Berner Amtmänner der der modernen Regierer von Partei-Gnaden vorzog, so erscheint das uns wohl verständlich, und man darf darüber nicht vergessen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Gotthelf selbst für bessern Volksunterricht eingetreten ist, daß er auch die alte Willkürherrschaft geschildert und sich der Armen und Unterdrückten jederzeit angenommen hat. Ein Reaktionär war er nicht, nicht einmal ein konservativer Parteimann, sondern einer jener natürlichen Konservativen, denen die Erhaltung der Volkskraft und -gesundheit vor allem am Herzen liegt. Daß der Liberalismus, so notwendig er auch für die allgemeine Entwicklung war, diese vielfach geschwächt hat, kann der geschichtliche Rückblick von heute gar nicht bestreiten. Hat aber Gotthelf die alten Besitzverhältnisse aufrecht erhalten wollen, die sozialen Rechte der Besitzenden verteidigt, so hat er auch eindringlicher als irgend ein andrer die sozialen Pflichten der Besitzenden gepredigt, schon weil er ein rechter Priester vor dem Herrn, dann aber auch ein klarblickender und wohlwollender Mann war. Wenn man seine Werke in ihrer Gesamtheit betrachtet, so wird man erkennen, daß man es bei Gotthelf mit einem Konservatismus der edelsten Art zu thun hat, der nicht auf Dickköpfigkeit, Hartnäckigkeit und Schrullenhaftigkeit, sondern einzig und allein auf warmer Liebe zur Heimat und zum Volke beruht und zu einem gesunden Demokratismus durchaus nicht in Gegensatz tritt. Das konnte der politisch befangne Keller, der als Künstler auch nicht gerade hervorragend „sozial" angelegt war, damals nicht sehen. Und doch hat ihn sein gesunder Menschenverstand und sein Gerechtigkeitsgefühl Gotthelf nicht völlig verkennen lassen; nachdem er ihm in den frühern Teilen seines Aufsatzes die gewöhnlichste Demagogie vorgeworfen hat, sieht er sich am Schluß, bei Gotthelfs Tod, doch veranlaßt, einzugestehen, daß er bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär „im schlechtern Sinne des Wortes und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen" gewesen sei: „Trotzdem er in seinem Genie und seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, that er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele litterarische Reaktionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blick nach fremder Gunst, und nie verleugnete er seinen angebornen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie lobte er andres auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: »Euch andre geht es nichts an.« Er monärchelte nicht, er katholisirte nicht, jesuiterte nicht,

Digitized by Google

pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas andres und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches); er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie." Der langen Rede kurzer Sinn ist, wie mir scheint: er war gar kein Reaktionär und kein Frömmler, sondern ein Mann, ein Mann, der seine Heimat und sein Volk liebte und es auf seine Weise glücklich sehen wollte, was sein gutes Recht war. Parteipolitiker werden freilich nie begreifen, daß in unsers Vaters Hause viele Wohnungen sind. Gottfried Keller aber hat dreißig Jahre später in seinem letzten Werke „Martin Salander" den guten Kampf Jeremias Gotthelfs zum Teil wieder aufgenommen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bei Wasser und Brot. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei Beginn des Winters, wenn der Aufenthalt im Freien anfängt unbehaglich zu werden, der „Verkehr" in den sogenannten „Gefangnenhotels" merklich zunimmt, und daß in den wirklich harten Wintermonaten die Gefängnisse meistens so angefüllt sind, daß für weitere „Gäste" kaum noch Platz ist. Diese Thatsache erklärt sich zum guten Teil daraus, daß die Zahl der wirklich Arbeitslosen, d. h. derer, die ernstlich nach Arbeit suchen, aber keine finden, im Winter stets größer ist als im Sommer und daher viele in der traurigen Luge sind, in den Wintermonaten ihren Unterhalt, statt durch Arbeit, auf andre Weise, sei es durch Betteln oder auch durch Stehlen zu suchen. Die hierdurch entstehende Zunahme der strafbaren Handlungen hat selbstverständlich auch einen stärkern Besuch der Gefängnisse zur Folge. Außerdem giebt es aber auch eine Menge von Leuten, die ebenfalls betteln, sich herumtreiben, stehlen usw., aber nicht aus wirklicher Not, sondern nur zu dem Zwecke, Unterkunft im Gefängnis zu finden. Man kann es aber auch wirklich einem Landstreicher, der nicht ein besonders zartes Ehrgefühl hat, nicht verdenken, wenn er bei rauhem, kaltem Wetter, womöglich Schneetreiben, den Aufenthalt in einer, man kann wirklich sagen, Staatswärme- und Speisehalle dem Hungern und Frieren auf der Landstraße vorzieht. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, im Winter in eine Gefangnenzelle einen Blick zu thun und die friedlichen und zufriednen Gesichter der Bettler und Vagabunden zu sehen, die hier ihr gutes Unterkommen gefunden haben und es sich nach einem kurzen Marsch vom vorigen „Platze" nach dem jetzigen wohl sein lassen in dem warmen, saubern Raum, bei warmer Kost und, wenn ihnen das Glück hold ist, auch in angenehmer Gesellschaft von „Kollegen," der wundert sich gar nicht über die Schar von Bettlern, die im Winter von Haus zu Haus rennen, in der Hoffnung, endlich einmal einem Polizisten oder Gendarmen in die Arme zu laufen.

Ein paar kleine Geschichten mögen zum Beweise dafür dienen, daß der Aufenthalt in den Gefängnissen von den Vagabunden sehr begehrt wird und von ihrem Standpunkte aus auch wohl durchaus begehrenswert ist.

Digitized by Google

Die erste: Ein Bettler wird, nachdem er fünf Tage in Untersuchungshaft gesessen hat, nach Beendigung der Untersuchung durch amtsrichterlichen Strafbefehl zu einer dreitägigen Haftstrafe verurteilt, die nach dem weitern Inhalt des Strafbefehls, als durch die erlittene Untersuchungshaft verbüßt, angesehen werden soll. Der Amtsrichter läßt sich den Verurteilten vorführen und eröffnet ihm, daß er, wenn er sich diesem Strafbefehl sofort unterwerfe, also auf Einspruch verzichten wolle, sogleich werde in Freiheit gesetzt werden. Wenn er dagegen, wozu ihm das Recht zustehe, Einspruch erhebe, so erlange der Strafbefehl noch keine Rechtskraft; die Sache komme dann zur Entscheidung durch das Schöffengericht. Da aber der nächste Schöffengerichtstag erst in acht Tagen stattfinde, so müsse er in diesem Falle noch so lange in Untersuchungshaft bleiben. Ohne sich auch nur zu besinnen — denn er hatte die günstige Situation sofort mit klarem Blick erkannt —, antwortete der Bettler, er beruhige sich nicht bei der ihm zuerkannten Strafe, da sie ihm zu hoch sei, er verlange Entscheidung durch das Schöffengericht. Anstatt sich also durch Verzicht auf den Einspruch sofort die Freiheit wieder zu erwerben, zog er es vor, noch eine Woche in Haft zu bleiben. Warum? Offenbar nur, weil es ihm dort gefiel. Denn einen Vorteil konnte er von der Entscheidung des Schöffengerichts überhaupt nicht erwarten; selbst wenn dieses die Strafe auf einen Tag herabgesetzt hätte — daß er freigesprochen wurde, war nicht möglich, da er das ihm zur Last gelegte Vergehen einräumte —, so konnte ihm das völlig gleichgiltig sein, da ja die dreitägige Strafe auch schon als verbüßt angesehen wurde. Günstiger konnte er durch gerichtliche Entscheidung unter keinen Umständen wegkommen. Es lag also auf der Hand, daß es ihm nur darum zu thun war, den angenehmen Aufenthalt in seiner warmen Zelle — es war mitten im strengen Winter — noch um einige Tage zu verlängern. Er machte ein sehr betrübtes Gesicht, als ihm der Amtsrichter, der ihn sofort durchschaute, eröffnete, daß er dennoch aus der Untersuchungshaft entlassen sei und zum Termintage wieder erscheinen möge.

Die zweite Geschichte: Der Gefangenwärter des Amtsgerichts in L. erscheint in der Weihnachtszeit bei seinem vorgesetzten Amtsrichter und bittet diesen um die Erlaubnis, den Gefangnen zu Weihnachten Pfefferkuchen und Äpfel zu geben. Auf die Frage des erstaunten Richters, wie er hierzu komme, erwidert der Gefangenwärter mit dem ernstesten Gesicht: die Gefangnen in F. (Nachbarstadt) bekämen auch stets Pfefferkuchen zu Weihnachten; seine Gefangnen hätten dasselbe begehrt und ihm erklärt, wenn er ihnen den nicht gebe, so kämen sie im nächsten Jahre nicht wieder, sondern gingen lieber nach F.

Diese beiden wahren Geschichten liefern doch einen interessanten Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Sie beweisen, daß es die höchste Zeit ist, auf dem Gebiete des Gefängniswesens mit Reformen vorzugehen, Reformen freilich zu Ungunsten der Gefangnen, aber zu Gunsten einer vernünftigen Strafvollstreckung. Die heutigen Verhältnisse sind derart, daß die Haftstrafe und die geringen Gefängnisstrafen für den, der, wie die meisten Vagabunden, den Aufenthalt im Gefängnis nicht für schimpflich hält, überhaupt keine Strafen sind; im Gegenteil: sie bilden, wie die beiden Vorfälle zur Genüge beweisen, eine zum Teil mit allen möglichen Annehmlichkeiten umgebne Zuflucht für Müßiggänger und solche, die mit Hunger, Kälte und sonstigen Lebensnöten zu kämpfen haben. Im Gefängnis bekommen sie gratis alles, was sie sonst entbehren müssen: ein warmes Zimmer, ein weiches Lager, anständiges warmes Mittagessen, ja sogar in vielen Gefängnissen im Winter auch warme Suppe. Eine merkwürdige

Digitized by Google

Sache: Sträflingen giebt man, was für den deutschen Soldaten nicht bewilligt werden kann — warme Abendkost.

Wie ist nun aber dem Übel der Überfüllung der Gefängnisse abzuhelfen?

Einem Teil der Sträflinge wäre schon mit Zwang zur Arbeit während der Gefängniszeit beizukommen. Freilich müßte wirkliche, harte Arbeit gefordert werden, wie sie im gewöhnlichen Leben nicht von ihnen verlangt wird. Die Scheu vor solcher Arbeit würde sicher schon eine Menge sonst „ständiger Gäste" für die Zukunft fern halten; das beweist die namenlose Angst der Landstreicher vor den Landarbeitshäusern, wo solche harte Arbeit von ihnen verlangt wird.

Aber es giebt noch ein andres, jedenfalls sehr wirksames Mittel, das noch dazu den Vorzug großer Billigkeit hat. Dieses Mittel ist die Einführung von Wasser und Brot als Gefangenkost und die Entziehung aller Annehmlichkeiten, die der Aufenthalt im Gefängnis heutzutage gewährt. Es ist gar nicht einzusehen, warum die Gefangnen ebenso gut und reichlich oder womöglich noch besser und reichlicher speisen sollen, in einem ebenso warmen oder gar einem noch wärmern Zimmer sitzen sollen, als sie außerhalb des Gefängnisses gewohnt sind. Man richte doch die Verpflegung und Beköstigung in den Gefängnissen ähnlich ein wie in den Militärarresten. Man gebe z. B. dem zu Gefängnis Verurteilten drei Tage lang Wasser und Brot, lasse ihn während dieser Zeit in einer nicht eben mollig warmen Zelle sitzen und gewähre ihm für gewöhnlich nur eine harte Lagerstätte. Der vierte Tage sei dann, ebenso wie beim militärischen mittleren Arrest, ein sogenannter „guter Tag," wo dem Sträfling ein etwas wärmeres Zimmer, eine weiche Lagerstätte und warme Kost gewährt wird. Auf diesen „guten Tag" mögen dann wieder drei oder auch nur zwei „schlechte" folgen usw. Zum Unterschied vom Gefängnis könnte dann für die Haft die Zahl der „guten Tage" im Verhältnis zu den „schlechten" erhöht werden. Es würde auf diese Weise leicht sein, den Unterschied zwischen Gefängnis und Haft, der nach der Idee des Strafgesetzbuchs doch nun einmal besteht und auch bei der Strafvollziehung hervortreten soll, in sehr wirksamer Weise zum Ausdruck zu bringen.

Ich bin überzeugt, daß ein Versuch mit dem von mir vorgeschlagnen Mittel glänzende Erfolge haben würde. Die sogenannten Luftsträflinge würden bald ganz verschwinden, weil sie unmöglich Gefallen daran finden können, drei Tage lang an trocknem Schwarzbrot zu nagen. Die Gefängnisse würden dann aufhören, eine Zufluchtsstätte von hungrigen und frierenden Bettlern und Bummlern zu sein, und wieder zu dem werden, was sie sein sollen: Strafanstalten, deren Besuch für keinen Menschen etwas Verlockendes haben sollte. Außerdem würde dem Staate eine Menge Geld erspart.

Digitized by Google

Litteratur

Zur Kunde der deutschen Vorzeit. Unter diesem Gesichtspunkt stellen wir hier einige Bemerkungen zusammen über zwei sehr verschiedne Bücher, ein altes und ein neues. Karl Weinholds „Deutsche Frauen im Mittelalter," zwei Bände, ein längst anerkanntes und beliebt gewordnes Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, ist in dritter Auflage erschienen (Wien, Gerold), es hat also eine Verbreitung gefunden, die bei dem großen Umfang und dem Preis des Werkes gewiß etwas sagen will. Diesen Erfolg erklärt der reiche Inhalt, das gediegne Wissen und die angenehme Darstellung. Die Kunde von dem Leben unsrer Voreltern ist überall bis in die noch lebendigen Bestandteile unsers heutigen Volkstums hinein verfolgt, Fensterparaden, Spinnstuben und Brautwerben führen uns zurück in die Zeiten des ritterlichen Minnedienstes und der dörfischen Liebeslieder. Die politische Geschichte und die zunehmende Kultur haben das Leben der obern Stände umgestaltet, in den untern Schichten sitzen noch die Überbleibsel, die uns der Blick nach rückwärts verständlich macht. Darum ist Weinholds Buch nicht nur für Germanisten geschrieben, sondern für alle, die den Grundlagen heute noch geltender Sitte nachzugehen lieben. Der Verfasser bemerkt, daß er eine völlige Umarbeitung bei seinen Jahren nicht mehr habe vornehmen können. Sie war aber auch nicht nötig, und im einzelnen hat er so viel geändert und nachgetragen, daß kaum eine Seite von seiner Verbesserung unberührt geblieben ist.

Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen nennt sich eine populäre Darstellung von Dr. F. Tetzner (Gütersloh, Bertelsmann), die wir für sehr nützlich halten. Der Inhalt ist recht bunt, und bei etwas tieferer Verarbeitung hätten daraus leicht drei oder vier Bücher werden können, die immer noch nicht zu ausführlich geworden wären; so wie das Buch hier vorliegt, hat es mehr den Charakter einer Stoffsammlung, aber sie ist brauchbar, und zwar in folgender Weise. Der Verfasser, der Schulmann ist, hat zunächst an Volksschullehrer gedacht, die sich über die Zusammenhänge ihres Thuns mit den entsprechenden Kundgebungen unsrer ältern und ältesten Kultur näher unterrichten möchten. Wir möchten es außerdem noch als anspruchsloses Lehr- oder Nachschlagebuch einer populären deutschen Altertumskunde empfehlen, also allen denen, die nicht selbst Germanisten sind, denn es enthält vielerlei aus Leben, Sitte und Litteratur, was nur indirekt mit der Pädagogik zusammenhängt, und was jedermann interessiren wird, und die Belehrung geschieht sehr zweckmäßig durch Inhaltsangaben, längere und kürzere Auszüge und zahlreiche Zitate aus lateinischen und alten deutschen Schriftwerken. Also der Plan und die Absicht des Verfassers sind gut, und der vielartige, schlicht an einander gereihte Stoff kann vielerlei nützliche Anregungen geben. Wie wir uns das denken, wollen wir kurz andeuten. Man begegnet ja jetzt oft dem Gedanken, daß wir den germanischen Wurzeln unsrer Bildung mehr Luft und Recht verschaffen sollten gegenüber der aufgepfropften klassizistischen Kultur, und vorzugsweise wird man ihn natürlich in solchen Kreisen treffen, die nicht aus der „lateinischen Schule" herausgewachsen sind. Es ist auch gar keine Frage, daß aus unsrer ältern und ältesten Litteratur, da wo sie in diese Schule eingezwängt wird, die Keime des Volkstums und die Laute der Volksseele oft so traulich hervorsehen und so treuherzig an unser Ohr klingen, daß der deutsche Gemütsmensch fragt: war denn das nötig, daß das alles erst durch lateinische Grammatik und Rhetorik hindurchgepreßt wurde? Leider

Digitized by Google

ja, wird der lateinische Schulmeister sagen, und der Geschichtsphilosoph muß ihm Recht geben. Denn das Handwerkszeug der sprachlichen Schulung wird im großen Haushalt der Geschichte, soweit unsre Erfahrung reicht, nicht jedesmal neu angeschafft, sondern weitergebraucht, das griechische in Rom, das römische im Norden, und daß das den Germanen saurer ankam als den Romanen, die ganz allmählich auch die fremde Sprache großenteils mit angenommen hatten, ist zu begreifen, war aber nicht zu ändern. Und wenn wir uns heute das Corpus juris vom Halse schaffen können, weil wir ein bürgerliches Gesetzbuch gemacht haben, so dürfen wir daraus nicht schließen: hätten wir nur die Römer gar nicht über die Alpen kommen lassen, so wären wir ja gleich so weit gewesen wie heute. Wenn man in unsern Tagen oft aussprechen hört, unser nationaler Unterricht solle auf das Deutsche gegründet werden, und wenn man dabei vorzugsweise mit das alte deutsche Schrifttum im Sinne hat, mit dem sich das Buch des Verfassers beschäftigt, so steht doch dieser Forderung sehr viel entgegen. Nicht nur, daß uns die Form dieses ganzen Schrifttums fremd geworden ist, denn unter allen modernen Sprachen hat das Deutsche am spätesten die Gestalt angenommen, in der es heute gesprochen wird: zur Zeit Corneilles, Shakespeares oder gar Dantes waren wir noch weit zurück hinter dem Ziel, das unsre heutige Litteratursprache darstellt. Sondern die einzelnen Litteraturwerke selbst sind nicht so in sich abgeschlossen und vollkommen, so als Ausdruck ihrer Zeit bedeutend, wie die andrer Völker in älterer Zeit, was die einfachste Vergleichung zum Bewußtsein bringt. Walther von der Vogelweide und Dante sind beide politische Lehrdichter, Walther hatte eine räumlich beschränkte Popularität und auf die politische Aktion seiner Zeit kaum einen heute noch nachweisbaren Einfluß. Dante war schon bei Lebzeiten ein Mann von königlichem Ansehen, die beiderseitigen Werke aber könnten wir nicht mehr vergleichen, so groß ist ihr Abstand. Die Engländer haben eine ältere Litteratur von Spenser bis Milton, die sie besonders gern als Renaissance bezeichnen und durch diesen Ausdruck an fremde, romanische, also im letzten Grunde lateinische Einwirkungen anknüpfen, und die ihnen noch heute lebendig ist. Uns können doch die Sebastian Brant, Fischart, Hans Sachs oder Ayrer nichts ähnliches mehr sein, wie ihren Zeitgenossen. Und nun nehme man gar unsre höfischen Epiker, Wolfram, Hartmann usw. Sie dichteten für einen engen Kreis, an dessen Leben und Dauer ihre Wirkung und ihre Bedeutung gebunden war. In der Weltlitteratur sind sie, man möchte sagen Provinzialen, schon weil ihren Werken die Ausgestaltung und Rundung abgeht, wozu sich die Dichter andrer Nationen angesichts der antiken Muster durcharbeiteten. Im Nibelungenliede wird der urwüchsige Ausdruck noch unmittelbar auf uns wirken, im Parzival können wir uns immer nur an einzelnen Schönheiten erfreuen, aber keine litterarhistorische Kunst kann ihn dem Ungelehrten wieder lebendig machen. Anders denkt darüber der Verfasser unsers Buches. „Die paar Übersetzungsfehler sollte man dem Meister Wolfram nicht immer wieder vorwerfen, Goethe und Schiller haben mehr“ (S. 235). Das trifft aber doch nicht den Kern der Sache. Ein Erzähler, der sich beständig in Episoden verirrt und die Pointen verfehlt oder weit umgeht — hat denn der Verfasser für diese sinnfällige Unbeholfenheit seines Dichters keine Empfindung? Also das ist es, worauf diese Bemerkungen hinführen sollen. Unser altes Schrifttum wird uns immer lieb und wert sein als Zeugnis des geistigen Lebens unsrer Voreltern, und der Inhalt dieses Schrifttums verdient in viel weiterm Umfange, als es bis jetzt geschehen ist, beachtet und bekannt zu werden, gepflegt zu werden als deutsche Altertumskunde, und als einen Beitrag dazu haben wir dieses Buch angesehen und empfohlen. Aber man soll

Digitized by Google

sich dabei immer auch des Mangels bewußt bleiben: die großen, ausgearbeiteten, für alle Zeit giltigen litterarischen Typen fehlen, und deshalb soll man den Bildungswert dieses ganzen Gebietes nicht überschätzen.

Neues über Goethe und Schiller. Wir erwähnen hier zunächst ein Lebensbild der Susanna von Klettenberg, der frommen Beraterin Goethes, von dem Frankfurter Pfarrer Hermann Dechent (Gotha, Perthes). Alles, was seit Lappenbergs Biographie über ihre Verhältnisse bekannt geworden ist, findet man darin verarbeitet, und davor ist der Text der „Bekenntnisse einer schönen Seele" gesetzt (nach der Hempelschen Ausgabe). Auf S. 203 spricht die Fürstin von Büdingen gleich nach dem Tode des Fräuleins von Klettenberg schmerzerfüllt von der unvergeßlichen Freundin und „ihrer sehr fleißigen Korrespondenz mit mir Armen," wozu der Verfasser bemerkt: „Die Briefe der Fürstin an Susanna wurden auf deren Bestimmung ihr später uneröffnet wieder zugestellt." Also hat sie Susanna nicht gelesen? und dennoch der Fürstin geantwortet, denn diese besaß doch die „Korrespondenz." Bei der großen Sorgfalt, die in dem Buche den unbedeutendsten Dingen zugewandt wird, wundert man sich, diesen merkwürdigen Umstand wie etwas selbstverständliches abgethan zu sehen.

Goethe und das klassische Altertum von Franz Thalmayr, k. k. Gymnasialprofessor (Leipzig, G. Fock) ist ein fleißig gearbeitetes, wohlgemeintes Buch, aber ohne jeden Spiritus. Es gab eine Zeit, wo Philologen über das Verhältnis unsrer großen Dichter zum Altertum nachdenken und zu ihrer Erklärung etwas beitragen konnten, was nur sie vermöge ihrer Kenntnis der antiken Litteratur zu geben vermochten. Aber diese Zeit ist längst vorbei, denn der Stoff ist festgelegt, umgrenzt und auch in die Tiefe so gut wie erforscht. Und da sich z. B. die Gymnasialphilologen alljährlich zwei- bis dreimal das Vergnügen machen, über die tragische Katharsis des Aristoteles aufs neue mit einander zu turniren, so kann jemand in einem Buche über Goethe nicht mehr davon handeln, als wäre er der erste, der es thut, sondern er muß es entweder ganz lassen oder ganz anders machen, als es hier S. 174 geschehen ist. Das läßt sich aber beinahe auf jede Seite dieses Buches anwenden. Sodann muß, wer uns jetzt noch ein Buch über Goethe schreibt, auch etwas besondres zu sagen haben, nicht bloß das, was alle wissen, und endlich muß er es in einer schönen, edeln oder doch unterhaltenden und interessirenden Sprache zu thun verstehen, nicht wie der Gymnasialprofessor, der seine Primaner unterrichten will. Das gebildete deutsche Lesepublikum ist durch gute Bücher verwöhnt und weiß nicht nur über Goethe, sondern auch über seine Stellung zum Altertum jetzt sehr viel besser Bescheid als damals, wo der Rektor Kannegießer die „Harzreise im Winter" in einem Schulprogramm kommentiren und sich damit noch eine huldvolle Danksagung des immer freundlichen Dichters verdienen konnte. Heute nach siebzig Jahren möchte wohl selbst der litteraturbeflissene Primaner, wenn er über Goethe liest, etwas weniger an seine Schullektionen erinnert sein.

Karl Weitbrecht, dem wir schon ein anregendes Buch über den jungen Goethe verdanken (Diesseits von Weimar), bringt jetzt ein ebenso frisch geschriebnes: Schiller in seinen Dramen (Stuttgart, Frommann). Es gewinnt unsre Aufmerksamkeit gleich durch ein bestimmt gestelltes Problem, ohne das die meisten vielleicht denken würden: was kann uns noch „Schiller in seinen Dramen" neues lehren? Er will zeigen, worin Schillers dramatische Kunst besteht, um deretwillen er nicht nur der größte deutsche Dramatiker ist, sondern

Digitized by Google

einer der ersten unter allen, die es überhaupt gegeben hat. Besonders da Schiller Tragiker ist, wird man über das Wesen des Tragischen und die tragische Schuld zu größerer Klarheit kommen, wenn man, anstatt immer an einer wunderlichen Stelle der Aristotelischen Poetik wie an einem Evangelium herumzuinterpretiren, ins Auge faßt, was der heutige Sprachgebrauch tragisch nennt — ich meine natürlich nicht den der Zeitungen, der jeden Unglücksfall auf der Straße als „tragisch" bezeichnet —, und durch welche Mittel ein Dichter, wie Schiller, seine Wirkungen erreicht. Ganz besonders gut wird der tragische Gehalt und die dramatische Sicherheit des Anfängers an den Räubern entwickelt. Die einzelnen Rohheiten verschwinden gegenüber der überlegnen Sicherheit und bühnenmäßigen Kunst und einem Erfolge, der selbst bei mittelmäßigen Aufführungen erreicht wird. Am Schluß ist alles „fertig," nicht nur physisch, mit dem Leben, sondern jeder einzelne hat ausgewirkt, es war für ihn nach der Katastrophe keine andre Wendung mehr auszudenken, als die ihm der Dichter gegeben hat, und für den Zuschauer geht das Exempel ohne Rest auf. Im Wallenstein, wo übrigens der Sternenglaube nur eine Teilform des Eigenwillens ist, ist in das Hauptgebiet von echtem tragischem Charakter ein klassizistisches Stück eingesprengt, der „zu schöne" Max und Thekla, die nach besondern, schwächlichern oder zartern Gesetzen und Eingebungen handeln. Das war nach dem Verfasser nicht der natürliche Schiller, der Bühnenrealist, sondern der Schönredner, der dem Zeitgeschmack Zugeständnisse machte. Max und Thekla waren die Lieblinge unsrer Voreltern, und sie sind noch die Lieblinge unsrer Jugend, aber sie sind Beispiele dafür, wie sich das Denken und Fühlen im Laufe eines Jahrhunderts ändert bei einer Nation ebenso, wie es sich in der geistigen Entwicklung des Einzelnen ändert. Wir fühlen jetzt, daß die beiden nicht in die Fügung des Gesamtbildes passen, aber dieses selbst, Wallenstein vor allem, wirkt auf uns mit unverminderter Gewalt. In der Maria Stuart, wo das Leiden äußerlich, auf der Bühne, manchmal ganz unverschuldet scheint, entwickelt der Verfasser die Voraussetzungen des Tragischen aus dem Naturell Marias. Bei der Jungfrau hält das tragische Problem nicht stand, das Stück ist, vom Standpunkt des Kunstrichters angesehen, verunglückt. Das wissen wir alle. Aber trotzdem, wenn wir seine großen Reize leugnen wollten, jede Aufführung könnte uns eines bessern belehren, denn das Stück ist recht eigentlich bis auf den heutigen Tag beliebt. Woran liegt das? Nun, an den Bestandteilen, um deretwillen der kluge Dichter, der nicht nur schaffen konnte, sondern auch beurteilen, was er schuf, dem Titel einen kurzen Zusatz gab. Was liegt alles für ein junges Herz, männliches oder weibliches, beschlossen in den zwei Worten: Romantische Tragödie! O Traum der Jugend, o goldner Stern! Aber Weitbrecht sagt über dieses Drama etwas, was wir im Auszug hierhersetzen möchten. Die Jungfrau, meint er, ist neben den Räubern und der Maria Stuart vielleicht die populärste Tragödie Schillers, nur vom Tell an Popularität übertroffen, und es ist ein leuchtendes Zeichen dafür, wie wenig Chauvinisten wir Deutschen sind, daß das technisch und ästhetisch mangelhafte Drama, in dem der Patriotismus in französischem Harnisch auftritt, seinem patriotischen Gehalt seine Beliebtheit verdankt. Shakespeare läßt die Jungfrau mißhandeln, Voltaire beschimpft sie, Schiller hat ihr ein Denkmal gesetzt, das ihr Andenken gründlicher gereinigt hat, als alle historischen Reinigungsprozesse und kirchlichen Heiligsprechungen, und wir halten das Denkmal in Ehren und bekränzen es bei jeder Aufführung aufs neue und finden die eigne patriotische Begeisterung in den Worten „Nichtswürdig ist die Nation usw." ausgedrückt: ob sie ein Franzose spricht oder ein Deutscher, wenn sie nur wahr sind und uns aus

Digitized by Google

dem Herzen gesprochen! „Die Popularität der Jungfrau ist ein Zeugnis deutschen Objektivität und Vorurteilslosigkeit in allem Patriotismus, ein Ze das wir uns unter den Nationen ganz ruhig selbst ausstellen dürfen.“ gewiß, aber uns, d. h. den Grenzboten, wäre es lieber, wir Deutschen wä diesem einen Punkte etwas weniger „objektiv“ und hätten etwas mehr von empfindlichern, nach außen wirkenden Nationalgefühl, das sogar einzelne viel kl und jüngere Staatengebilde haben, und das wir am liebsten in Eiferſüchteleien unter einander zu verpuffen scheinen, wie das der Aufsatz über die Kaisermanöv (Heft 29) wieder aufs neue an einem bestimmten Beispiel dargelegt hat. Dar wollten wir umso lieber den Partikularismus im Reiche des Geistes, wo er sein gutes hat, sich ausarbeiten lassen, daß die Funken fliegen. Der Verfasser ist Schwabe, ein guter Schwabe! Ihn ärgerts, daß die Goethephilologie, die i Norden ihren Sitz hat, Schiller immer höchstens soweit mit behandelt, als ob gerade noch gut genug für die Buben wäre, die Herren Professoren und Ästhetik dagegen allein mit Goethe zu thun hätten, während doch die Verehrer Schille sich immer redlich bemühten, Goethe zu geben, was ihm gebührt. Deswe — so meint er —, wo sichs um Gesundung unsrer angekränkelten Geisteskult und darum handelt, daß der „nervöse Femininismus und die primanerhafte Fr und Überreife des Modernen wieder einer männlichern Art Platz mache, da eine erneute Vertiefung in Schillers Geist, wie sie der König von Württemb eben in nationalem Interesse gewünscht hat, gerade unsrer Übergangszeit ersprie liche Dienste leisten.“ Wir stimmen dem aus vollem Herzen zu und meinen, beiden, die hier unten vor hundert Jahren Hand in Hand gegangen sind, könn nichts froher machen, als daß sie nun von oben herab sehen, wie das Heer d Nachfolger wieder zweigeteilt gegen einander tritt, und jeder Haufe seinen Helb im Schilde führt, und bei dem Kampfe so treffliche Bücher herausspringen w dieses, das der Verfasser dem neuen schwäbischen Schillerverein gewidmet h Daß Schiller eine abgethane historische Erscheinung sei, das kommt ja auch i Norden keinem Urteilsfähigen in den Sinn. Wie Weitbrecht zeigt, daß die heutig Dramatiker Kinder gegen ihn sind, so beweisen andre tagtäglich, wie unentbehrl uns wieder seine Prosa und seine ästhetische Theorie geworden ist, und die brei Masse des Volks lernt aus seinem Tell immer aufs neue, was nationale Gesinnu ist. Es ist werbendes Kapital, kein totes, was in seinen Werken beschlossen lie wer das nicht wüßte, könnte es aus diesem Buche sehen, und darum verdient s Inhalt eine viel eingehendere Beachtung und Behandlung, als sie ihm eine ku Anzeige gewähren kann.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang
Nr. 34
Ausgegeben am 26. August 1897

Inhalt:

	Seite
Miquel und Bennigsen	337
Reserve- und Landwehroffiziere	346
Volk und Jugend. Von W. Münch (in Koblenz)	354
Karl Otfried Müller. Ein Gedenkblatt. Von Konrad Wernicke	369
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein unvorhergesehenes Kartell	379
Litteratur	382

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

von

G. Wustmann

3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

Das prächtige, „altmodische" Liederbuch, das der bekannte Verfasser der „Sprachdummheiten," der Leipziger Ratsarchivar G. Wustmann, mit emsigem Fleiß und feinem Verständnisse aus Almanachen, Taschen- und Deklamationsbüchern, sowie Sammlungen von poetischen Musterstücken aus der Zeit von 1740 bis 1840 zusammengetragen hat, wird uns schon in der dritten Auflage dargeboten, und wir zweifeln nicht, daß es auch diesmal wieder eine große Schar von Freunden finden wird, und zwar nicht nur unter den Alten, sondern auch bei dem jetzt glücklicherweise immer größer werdenden Teile der jüngern Generation, der nicht unbedingt ins Lager der „Modernen" übergegangen ist. Der aus echt deutschem Gemüt entspringende Hauch, durchaus nicht krankhafter oder schwächlicher Empfindsamkeit und Behaglichkeit, der aus diesen Blättern uns entgegenweht, berührt eigentümlich wohlthuend und erweckt eine harmlos-heitere Stimmung, die uns auf Augenblicke dem nervenaufreibenden, auch der heutigen Dichtung ihr Gepräge verleihenden Leben der Gegenwart völlig zu entrücken vermag. (Schlesische Zeitung. Breslau)

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

Fein gebunden 5 Mark 50 Pfge.

Ein bezwingender Humor umspielt alle diese Gestalten, deren man lebhaft jede kleine Herzensregung nachempfinden kann, weil sie alle so wahr geschildert sind. . . . Wo, wie in diesen Erzählungen, die Sprache gleich einem frischen Waldbach über alle Unebenheiten und Steinchen rauher Charaktere mit leichtem heitern Wellengekräusel des Humors dahinfließt, wo sie den einfachsten Lebensverhältnissen ein wahres, klares Antlitz verleiht, da ist dem Leser die Entscheidung in dem heutigen Streit wohl nicht schwer, in dem Streit über die Daseinsberechtigung farbenfroher Malweise des echten Künstlers — und schwarz entwickelter photographischer Blitzlichtaufnahmen des marktschreierischen Dilettanten. (Itzehoer Nachrichten)

. . . Ihr betreffendes Kolorit der altväterischen Zeit in ihrer glücklichen Beschränktheit, in ihrer Schlichtheit und Naivität, ohne das unruhige Hasten unsrer Tage, die Fülle von scharf, zum Teil meisterhaft gezeichneten Charakterfiguren giebt dem Ganzen einen überaus fesselnden Reiz. Es ist ein Buch, das man nicht nur einmal liest, sondern das man von Zeit zu Zeit gern wieder zur Hand nimmt, und dessen Lektüre stets erneuten Genuß bereitet. (Flensburger Norddeutsche Zeitung)

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzensammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Ansprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Gronowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so fährt hier das Einzelne zu immer weiterm Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Geschichten aus Holstein

Erzählungen

von

Charlotte Niese

Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige

Auch diese neue Sammlung der schnell beliebt gewordenen Erzählerin wird viele Herzen erfreuen. Charlotte Nieses liebenswürdig-behagliches Fabulirtalent, ihr gemütvoller Humor, ihre Gabe, originelle Charaktere, für die sie neben einer besondern Vorliebe auch besondern Spürsinn hat, uns anschaulich zu schildern, ihre lustige Art, das Kleinstadtleben mit seiner beschränkten Enge darzustellen, das alles bewährt sich wieder in diesen sechs hübschen Studien, die sich übrigens auch zum Vorlesen in der Familie trefflich eignen. Alle tragen echt holsteinisches Lokalkolorit. In den ersten beiden und in der vierten Geschichte wendet die Erzählerin mit Geschick die Form der Rahmenerzählung an. Am besten scheinen uns die vierte und fünfte Skizze gelungen, namentlich jene mit ihrem feinen und diskreten Humor, die uns die Geschichte von Einem erzählt, „der nichts durfte," ist ein wahres kleines Rabinenstückchen. . . . Die Ausstattung ist ganz allerliebst. (Nordd. Allg. Ztg.)

Digitized by Google

Miquel und Bennigsen

Man mag über Eugen Richter sagen, was man will, und über seine „Unentwegtheit“ so viel spotten, wie man Lust hat, aber ein ganzer Mann ist er doch, und im deutschen Reichstage darf er so wenig fehlen wie im preußischen Abgeordnetenhause. Die Nationalliberalen lieben ihn freilich nicht, aber man kennt den Grund ihrer gelegentlichen Verstimmung. Sich eingestehen zu müssen, daß man in der Vertretung des liberalen Gedankens schon seit langem nicht mehr so glücklich ist wie die Freisinnigen, die in Richter ihren nie fehlenden und nie versagenden Führer haben, ist gerade keine Annehmlichkeit, umso weniger, als es an Beredsamkeit in den Reihen ihrer Parlamentarier nicht fehlt. Es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß, als Richter seine erste große Rede zur Verwerfung der Vereinsgesetznovelle gehalten hatte, die nationalliberale Presse ihre Aufmerksamkeit nicht so sehr dem zuwandte, was als wesentlich gelten mußte, sondern daß sie ihrer besondern Freude über das Ausdruck gab, was aus der bloßen Parteibetrachtungsweise hervorgegangen war. Der Führer der Freisinnigen hatte von den Rechten der Menschheit in einer Weise gesprochen, die in freier Höhe über dem Dunstkreis aller Parteien lag, aber war dann bald wieder in jenen Jargon verfallen, der die von ihm selber ausgebildete Eigentümlichkeit seiner Partei ist. Das Urteil, das er gegen das Ministerium schleuderte, war ähnlich wie das Jehovas über die Stadt Sodom: es ist auch nicht ein Gerechter in ihm, die ganze Regierung ist reaktionär. Es wäre die thörichtste Einbildung, der sich das Volk hingeben könne, zu glauben, daß auch nur einer der Minister sich seiner Rechte annehmen werde, sie sind alle mit derselben Brühe vorsündflutlicher Regierungsweisheit übergossen. Deshalb fort mit ihnen allen!

Digitized by Google

Solche Worte waren süßer Wohllaut in den Ohren der nationalliberalen Zionswächter. Hört, hört! Sie sind alle in derselben Verdammnis, da ist auch — Ja, aber nur keinen Namen nennen, man kann nicht in die Zukunft sehen, und wir wissen ja doch alle, wer gemeint ist. Gar zu gern hätte die nationalliberale Presse „voll und ganz" in das Verdammungsurteil der Freisinnigen mit eingestimmt, aber das ist es ja gerade, daß uns die Vollheit und die Ganzheit fehlt. Es ist gut, wenn die Thüren offen gehalten werden: wer weiß, ob man nicht in nächster Zeit schon selbst aus der einen hinausschlüpfen und in die andre den verlornen Sohn wieder hereinlassen muß. Ach Gott, wenn es doch noch so wäre wie früher! Aber seit der Aufstellung des Heidelberger Programms ist er immer unsichrer geworden, und jetzt — dem Himmel sei Dank, daß wir wenigstens den andern noch haben! Bennigsen will zwar gehen, und das ist ihm nicht zu verdenken, denn das Leben ist ihm von oben her sauer genug gemacht worden, aber er ist doch der unsre geblieben, und das ist nicht bloß ein Trost, sondern giebt uns auch Mut und Kraft, auf den unsichern Pfaden weiter zu wandern, in die uns die unklare Politik der Regierung getrieben hat. Noch hören wir den starken Flügelschlag seines Geistes zu unsern Häupten, laßt uns getrost der von ihm gewiesenen Bahn folgen: es giebt keine, die zu bessern Zielen führte!

So sprechen oder denken die Nationalliberalen, und in ihrer großen Mehrheit glauben sie es auch, aber es wäre besser für sie und das deutsche Volk, wenn sie es nicht dächten und glaubten. Rudolf von Bennigsen ist allerdings noch mitten unter ihnen, aber er ist ein andrer, als der vor Jahrzehnten den Kern des Bürgertums zu politischer Thätigkeit aufrief. Zu so hoher, daß sich die häßliche Stimme der Selbstsucht neben ihren reinen Akkorden kaum hörbar machen konnte. Aber vor dieser Zeit lag noch eine andre, die in dem rückwärts blickenden Geiste fast noch schönere Erinnerungen wachruft. Oder kann der vaterlandsliebende Mann, der geschichtlichen Sinn für große politische Wandlungen hat, ein erhebenderes Andenken feiern, als wenn er aus ferner Zeit wieder die Töne in seinem Ohr erklingen läßt, die die dramatische Verschlingung in dem Abbruch des deutschen Partikularismus anstimmten? In Hannover hatte Bennigsen den sogenannten Urantrag auf Anschluß an Preußen gestellt, und sein Freund Miquel hielt dazu die Verteidigungsrede. Niemals hat der jetzige Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums besser gesprochen. Die durch das Gewicht des großen Augenblicks verursachte persönliche Erregung mag der Bildung dieses Urteils förderlich gewesen sein, aber es ist dennoch eine Thatsache, daß nirgends in einem Drama die musikalische Begleitung zu der fortschreitenden Handlung besser gestimmt hat, als damals in den Miquelschen Worten die rednerische Leistung zu den großenteils noch verborgen liegenden Motiven der schaffenden Staatskunst. Der, der diese Worte schreibt, war in jenen Tagen ein junger Mann, aber trotz der einunddreißig Jahre, die seitdem

Digitized by Google

verflossen sind, ist die Wärme seiner Empfindung in der Erinnerung an die Rede noch ebenso lebhaft wie in jenen erregten Tagen selbst. Welchen Wert die Auseinandersetzungen Miquels hatten, konnte man am besten aus der Wirkung ersehen, die seine Worte auf der Seite seiner Gegner hatten. Der welfische Adel war in großer Anzahl auf der Zuhörertribüne versammelt. Als der Redner stockend und mit schwerem Atem begann — es war natürlich, daß die Wucht des Augenblicks seine Brust beklemmte —, da lag Hohn und spöttisches Lächeln auf den Gesichtern der vornehmen Herren, aber unter den Stößen der immer freier hervorquellenden Worte wandelte sich die Geringschätzung in tiefen Ernst; und nichts war anerkennender, als das finstere Schweigen, womit die Grafen und Barone die Rede ihres Feindes bis zu Ende anhörten.

Ja, es waren erhebende Tage für den Patrioten, der die Hoffnung auf die endliche Lösung der deutschen Frage in seiner Brust nicht ersticken konnte, und hell, eine schöne Zukunft verheißend, glänzte das hannoversche Sternenpaar der Morgenröte vorauf, die am östlichen Himmel rotstrahlend heraufgezogen kam. Seitdem haben die beiden in derselben freundschaftlichen Zusammengehörigkeit ihren glänzenden Weg fortgesetzt; ihr Ruhm vergrößerte sich von Tage zu Tage, und fast schien es, als ob die Anerkennung, die dem einen zu teil wurde, nur dazu diente, die Ehre des andern zu mehren. Lange Zeit ist es so geblieben, und kaum dachte einer, daß es jemals anders werden könnte. Da hat die Zeit doch allmählich eine Wandlung herbeigeführt. Daß Bennigsen auf dem Wege, der dem höchsten Ziele zuführte, allmählich Halt gemacht hat, kann uns zu beweglicher Klage stimmen, aber es ist eine Wahrheit, die deshalb, weil sie uns bekümmert, nicht verschwiegen werden darf. Auch nach den Gründen zu forschen, dürfte müßig sein. Ob er wie andre von dem „allzu Menschlichen" niederwärts gezogen worden ist, das zu erörtern ist für den Augenblick nicht minder unwesentlich, als wenn jemand die Frage aufwerfen wollte, ob er in Wirklichkeit die Überzeugung habe, daß mit den Thaten des Nationalliberalismus die deutsche Welt in den Zustand der Vollkommenheit gehoben sei, über den hinaus ein weiteres Vordringen ausgeschlossen sei. Vielleicht könnte einer der Meinung sein, daß sich Bennigsen in den Schlamm des Parteizwanges habe hinabziehen lassen; es ist in der That nur wenigen Menschen gegeben, sich im Drange des Lebens die Freiheit zu wahren, die nur aus sich selber den Antrieb alles Handelns nimmt. Aber es nützt uns hier nichts, sagen zu können, daß auch er, während er zu schieben glaubte, schon seit langem geschoben worden sei. Worauf es ankommt, das ist, es unumwunden auszusprechen, daß der Führer der Nationalliberalen samt seiner ganzen Partei schon seit langem nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht. Bei den vielen Fragen von untergeordneter Natur trat das nicht so deutlich erkennbar zu Tage, auch will sich der Menschengeist an kleinen Dingen nicht

Digitized by Google

gern über das Wesen irgend eines Gegenstandes belehren lassen. Die Ereignisse, die sich bei Gelegenheit des Baues einer Sekundärbahn abspielen, haben für das Fassungsvermögen des gewöhnlichen Menschen nicht die Beweiskraft wie dieselben Vorgänge, die vielleicht die Herstellung einer Weltverbindung mit sich führen würde. Im Hannoverschen wird auf dem Gebiete eines 1803 mediatisirten Reichsfürsten eine Kreisbahn gebaut. Aus allen irgend in Betracht kommenden Gründen hätte der Anschluß an die Hauptbahn in dem Orte hergestellt werden müssen, der auf Grund einer großen Industrie, eines lebhaften Handels und einer seinem Reichtum entsprechenden Steuerquote über den dritten Teil der Bedeutung des ganzen Kreises in Anspruch nimmt. Dennoch wird die Verbindung in dem Städtchen bewerkstelligt, über dessen gleichgiltigen Rauchfängen sich die krenelirten Mauern des alten Feudalschlosses erheben, und auf dem Eröffnungsbankett sagt in Gegenwart des Oberpräsidenten von Bennigsen dessen Untergebner, der dem Kreise vorstehende Regierungspräsident, daß aus wirtschaftlichen und historischen Gründen der Anschluß in der fürstlichen Residenz habe gemacht werden müssen. Für das „historisch“ könnte einer, der Humor hat, billigerweise einiges Verständnis haben, denn da im Mittelalter dem Bauern die Hosen stramm gezogen wurden, so zuckt schon aus Gewohnheit die Hand des gebietenden Herrn darnach, dieselbe Thätigkeit auch in der Neuzeit zu üben. Dagegen wollen bei dem Umwege, den die Bahn macht, und bei der dadurch verursachten Verteuerung der Transportkosten die wirtschaftlichen Gründe den reisenden Leuten und denen, die Waren zu versenden oder zu empfangen haben, noch immer nicht einleuchten. Trotzdem hat diese sonderbare Weisheit Billigung bei einem Manne gefunden, der im Jahre 1866 den Partikularismus an einer andern Stelle so gründlich abgethan hat.

Wenns weiter nichts ist! sagt der deutsche Philister und legt sich aufs andre Ohr, um weiter zu schlafen. — Verzeihung, ein Panamaskandal ist das zwar nicht; aber er hat doch allerlei an sich, woran sehr wohl eine zeitgemäße Betrachtung geknüpft werden kann. — So? Also darauf läuft die Anzapfung hinaus? Aber denken Sie an den Rektor Ahlwardt. Rudolf von Bennigsen ist über alle moralischen Verdächtigungen erhaben. — Noch einmal Verzeihung, daß ich störe. An eine moralische Verunglimpfung ist nicht im entferntesten gedacht worden. Wenn irgend etwas dazu gesagt werden darf, so ist es das — — Nun, wenn Bennigsen moralisch unantastbar ist, so mögen Sie sich beruhigen. Dergleichen Dinge kommen überall und alle Tage in der Welt vor. — Gewiß, aber Sie wollen es mir zu gute halten, daß ich das Ding an dem Führer der Nationalliberalen nicht loben kann. Ob es moralisch ist oder nicht, darüber maße ich mir kein Urteil an, aber ich frage, wo der Liberalismus bleibt, dessen Hort der vornehme Herr ist, wenn er es geschehen läßt, daß dem fürstlichen Standesherrn zugewendet wurde, was der Allgemeinheit

Digitized by Google

zukam. — Ach Gott, mit dem Liberalismus, nicht mit dem, wie er im Wörterbuche der Partei steht, sondern in seiner ursprünglichen wahren Bedeutung sieht es überhaupt bei den Nationalen recht wasserblau aus. Die tiefere, sattere Farbe wird erst dann wieder hervortreten, wenn eine reinere Sonne durch die Dinge hindurchscheint, eine Sonne, deren Wärme das Eis der Selbstsucht in den Herzen zum Schmelzen bringt und das Wasser von den eignen Mühlen auch auf die Räder der andern treibt. Auf das Gesetzemachen, worauf man sich besonders in der nationalliberalen Partei so viel zu gute thut, kommt es wahrhaftig nicht bloß an. Die beste Gesetzgebung taugt nichts, wenn der treibende Geist fehlt, der allein die Worte zur Wahrheit macht. Ohne diesen Geist ist sie ein übertünchtes Grab, ein Gehege, das zwar dem Auge wohlgefällig, aber innerlich vom Wurm zerfressen ist, der Fußtritt des ersten besten Gewaltmenschen wirft es zu Boden.

Die Klage der Nationalliberalen über die Ungunst der Zeiten ist ja sehr beweglich, aber nicht andre, vor allem nicht die Regierung sollten sie beschuldigen, sondern auch hier gilt es, an die eigne Brust zu greifen. Versucht erst einmal wieder, im besten Sinne des Wortes liberal zu werden, und wenn ihr es geworden seid, so wird es euch wie Schuppen von den Augen fallen, und die Erkenntnis wird vor euch stehen, daß auch euerm nationalen Geiste die wahre treibende Kraft fehlt. Die nationalen Güter werden nicht nach einer vorher aufgestellten und für alle Zeit giltigen Schablone gewahrt, sondern nach den Voraussetzungen, die die stets wechselnde Zeit dem Leben einer Nation bringt. Wohl dem Volke, das sein Dasein für solche Voraussetzungen offen hält! Selbst China läßt seine Mauer in den Staub sinken, um wieder in Zusammenhang mit dem Leben zu gelangen, von dem es umflutet wird, und wenn es klug ist, so beklagt es die von Japan empfangne Niederlage nicht, sondern zieht die ihm dienliche Lehre daraus. Die Einheit und der Bestand einer Nation beruht oft auf ihrer Ausdehnungsfähigkeit. Es kann niemand einfallen, einer wilden Eroberungssucht das Wort reden zu wollen, aber ein Volk kann in die Lage kommen, erobern zu müssen; thöricht wäre es, nicht jede Gelegenheit des Zugreifens mit aller Kraft zu benutzen. Moralische Faseleien sind hier so wenig am Platze wie im Sturm der Schlacht die Hoffnung des Soldaten, der ihm gegenüberstehende Feind werde ihn aus Mitleiden schonen. Selbst wenn eine naheliegende Möglichkeit da wäre, daß er es thäte, so würde es doch sicherer sein, die drohende Gefahr mit Gewalt aus dem Wege zu räumen.

Die Geschichte aller Völker und aller Zeiten beweist, daß sich diese Notwendigkeit niemals zwingender auf das Leben der Völker legt, als wenn sie aus dem engen Kreise bloß kontinentaler Wirksamkeit an die Grenze treten, auf der sie mit der Woge des Meeres in Verbindung mit aller Welt gezogen werden. In gewissem Sinne leichter würde ja das Dasein für sie sein, wenn

Digitized by Google

sie in solchen Augenblicken nur aus sich selbst bestimmen könnten, ob und wie weit sie dem Zuge folgen wollen, der von dem Atem des Meeres ausgeht, aber das ist es ja gerade, daß die Entscheidung darüber nicht in ihrem Belieben liegt, sondern daß es von der Berührung abhängt, in die sie mit andern Nationen geraten. Deutschland ist, nachdem es 1866 seine Einheit begründet und im Jahre 1870 den endgiltigen Beweis für das Recht seines nationalen Bestehens gebracht hat, mit jedem Jahre fester von den Klammern dieser Notwendigkeit umfaßt worden, und das ist, wenn man sich nur den Inhalt der genannten Jahre vergegenwärtigt, ein so naturnotwendiger Zug, wie nur jemals einer in dem Leben eines Volkes sichtbar geworden ist. Auf die mit Blut und Eisen herbeigeführte Einigung folgte der mit denselben Mitteln gebrachte Berechtigungsnachweis für die europäische Stellung des neuen Reichs; es muß, und wenn es auch nicht wollte, in derselben Weise den Beweis für das Recht der von ihm erstrebten Weltmachtstellung bringen. Es ist eine ebenso heilige nationale Pflicht, diese Machtstellung zu erstreben und mit allen Mitteln zu behaupten, wie jede von den Obliegenheiten, deren sich das deutsche Volk unter Führung seiner besten Männer mit so viel Geschick erledigt hat.

Unter Führung seiner besten Männer! Zu ihnen gehörte in erster Reihe Rudolf von Bennigsen. Keiner hatte in den großen Jahren ein besseres Verständnis für das, was geschehen mußte, als der Gründer des Nationalvereins. Und jetzt? Er, dessen Schlachtruf die Müdesten aus dem Schlafe aufweckte, ist säumig und Vertreter einer Zauberpolitik geworden, die glaubt, mit der Ausführung eines Flottenbauplans, der noch nicht einmal ausreicht, jahrelang warten zu können. Bennigsen empfiehlt in einer Angelegenheit, die keinen Augenblick Wartens verträgt, eine Staatskunst des Lavirens und Windabfangens an Stellen, wo sich irgend ein Lüftchen regen mag. Wenn es dieses Jahr noch nicht ist, so geschieht es das nächste; mag sich die Regierung nur auf uns verlassen. Aber sie darf nur nicht an Auflösung des Reichstags oder gar an einen Konflikt denken, darnach ist die Sache nicht angethan. Die Lauheit, mit der der nationalliberale Führer für die wichtigste Sache eintrat, die seit den Tagen der Armeereorganisation eine deutsche Volksvertretung beschäftigt hat, wurde noch bezeichnender dadurch, daß er den Gegenparteien die Versicherung gab, die einmalige Bewilligung verpflichte den Reichstag keineswegs, auch die demnächstige Forderung der Regierung gutzuheißen. Heiliger Markus Tullius aus schwerer römischer Konfliktszeit, was war das trotz alles rhetorischen Schmuckes für eine schlaffe Rede! Schlaffer hast du die deinige auch nicht gehalten, als du vor einem Verfassungsbruch zitterteſt, der doch so notwendig war, wenn die Republik erhalten werden sollte.

Die Jünger mögen es beklagen, daß der Meister sein Amt niederlegen und zugleich auf seine parlamentarische Thätigkeit verzichten will, aber anklagen

Digitized by Google

können sie niemand anders als ihn selber, daß es so gekommen ist. Vielleicht dürften sie auch mit gutem Recht den schweren Posten auf ihr eignes Konto bringen, aber das steht auf einem andern Blatte und soll uns hier nicht bekümmern. Ohne Zweifel ist es gut so, wie es gekommen ist, selbst für die nationalliberale Partei. Bennigsen wird gehen, aber Miquel bleibt. Freilich kann ihn die Partei nicht wohl als den ihrigen anerkennen, doch bewährt sich auch hier vielleicht der Spruch, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein werden wird. Es giebt Leute, die behaupten, daß Bennigsen von der Partei hinabgezogen und von dem Bleigewicht des Parteiprogramms erdrückt worden sei. Lassen wir das dahingestellt, und hoffen wir, daß Miquel sie wieder zu sich emporhebt und von der Bürde an ihren Füßen befreit. Die nationalliberale Partei muß wieder richtig gehen lernen, sie ist mit ihrem liberalen linken Beine nicht minder ins Humpeln gekommen, als mit ihrem nationalen rechten.

Ach, was hat man nicht alles an dem Manne, der jetzt gekommen ist, auszusetzen gehabt! Man hat ihm die Auslassungen seiner brausenden Jugend zum Vorwurf gemacht und ihn getadelt, daß er den politischen Ansichten seiner zwanziger Jahre nicht treu geblieben sei. Als ob bloß die Sozialdemokraten das Recht hätten, sich zu mausern, und als ob es nicht auch Miquel zustünde, mit seinen höhern Zielen zu wachsen! Muß denn durchaus jeder zur Parteimumie werden wie der Abgeordnete Liebknecht? Es sollte doch eitel Freude unter den Menschen sein, daß der Geist, der in allen Einzelwesen der ihrige ist, die Fähigkeit hat, jeden Augenblick neues Licht in sich aufzunehmen und es zum besten von seinesgleichen wieder auszustrahlen. Der neue Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums soll von einem ungeheuern Ehrgeiz geplagt sein, und man beruft sich dabei auf ein Wort Bismarcks. Mag sein, aber er hat diesen Ehrgeiz nirgends anders als im Dienst einer Allgemeinheit geltend gemacht. Man kann sich über vieles in der Welt ärgern, aber man sollte keinen Anstoß an einer Eigenschaft nehmen, die auch das Erbteil aller und jedenfalls die Mutter alles Guten und Schönen auf Erden ist. Oder ist nicht etwa der persönliche Trieb überall das erste, das die Dinge in Fluß bringt?

Für Leute, die keinen Sinn für das Wesen Miquels haben, schimmert er in allen Farben des Chamäleons. Eugen Richter hat das in die Worte aus Wallensteins Lager gekleidet: Weiß doch niemand, an wen der glaubt! Ist das Zufall, oder thut sich hier wirklich eine tiefere Beziehung kund? Der freisinnige Volkstribun hat in der That häufig etwas von dem eifernden Kapuziner an sich, der selbst für die Größe Wallensteins das Maß in seiner Kutte trägt. Für wen hätte es der „Unentwegte“ nicht immer in der Tasche gehabt? Er hat Bismarck gemeistert, und Miquel ist an das Anlegen seiner Schablone schon so gewöhnt, daß sie ihm schon lange nicht mehr Unbequem-

Digitized by Google

lichkeit, sondern nur noch Heiterkeit bereitet. Es ist wahr, als Finanzminister hat der viel gewandte Mann seinen Namen unter das übelberüchtigte Schulgesetz gesetzt und in seiner neuen Stellung muß er die Novelle zum Vereinsgesetz verteidigen. Wer nicht weiter sieht, als ihm der Horizont seiner hausbacknen Politik gestattet, der wird allerdings ein Zetergeschrei erheben, aber wer einen tiefern Blick in den Gang der Geschichte gethan hat, der weiß, daß die Wege, die leitende Männer gehen müssen, nicht immer gerade sein können. Auch versteht er es, wenn sie nicht selten in Gesellschaft von Personen und in Verbindung mit Dingen gesehen werden, die sie beide nach freier Wahl nicht um sich dulden würden. Es ist eine Folge aus der Realität des uns umdrängenden Lebens; der Einzelne allein, und wäre er der größte, kann es nicht ändern.

Für den Volksvertreter ist es leicht, seine Wahl zu treffen. Das Parteiprogramm liegt fertig vor ihm, er braucht nur in die ausgetretnen Schuhe hineinzuhüpfen, und nun trabt er, ohne daß ihn die Hühneraugen drücken, überall mit hin, wohin die Parteileitung ruft. Wenn es doch ein Minister auch nicht schwerer hätte, wie leicht würde dann das Regieren von der Stelle gehen! Aber der an oberster Stelle stehende Staatsdiener darf nicht an das Programm Eugen Richters glauben, ebenso wenig wie sich Wallenstein in die Weisheit der Kapuzinerkutte einschnüren lassen darf, wenn er seine Schlachthaufen dahin bringen will, wo er sie braucht. Der wackere Führer der Freisinnigen ist der Überzeugung, daß der Minister Miquel nur auf den für ihn bereit gehaltnen Wagen zu springen brauche, und daß er dann bequem an das allen ersprießliche Ziel fahren werde. Aber dasselbe glauben die Nationalliberalen, und erst recht die Agrarier und das Zentrum. Es ist zu verwundern, daß die Regierung nicht gerade bei uns Platz nimmt — so sagen sie alle; denn daß sie sich etwa vorspannen lassen sollte vor unser Fuhrwerk, daran ist vor der Hand nicht zu denken, es ist von jeher für die in Preußen Regierenden Tradition gewesen, selber zu fahren. Aber wenn man nur erst das Programm des neuen Ministers kennte, um genau sehen zu können, ob man an dem Karren ziehen darf, worauf er seine Regierungsgeschäfte verladen hat. Herr von Miquel fährt elegant genug vor und läßt sein Programm weithin leuchten: im Grunde ist es sehr schmeichelhaft für die Parteien. Durch euch alle scheint die Sonne der Wahrheit hindurch, sagt er, das unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, aber ihr dürft nur nicht glauben, daß jede einzeln von euch sie allein im Besitz habe. Deshalb tretet alle etwas zur Seite, die einen ein bischen nach links, und die andern ebenso weit nach rechts, während ich das Zentrum bitte, einige Schritte aus der Mitte hervorzukommen, damit da etwas mehr Licht einfallen kann. Glaubt mir, wir werden dann alle in eine mittlere Linie einrücken, auf der allein, soweit das Menschen möglich ist, die Interessen aller gleichmäßig wahrgenommen werden können.

Digitized by Google

Es war die Politik der Kompromisse, die der Minister vortrug, von aller Zeit her die Weisheit, durch deren Bethätigung allein die Menschheit auf ihren schwierigen Pfaden weiter gekommen ist. War sie darum nicht auch im höchsten Grade liberal? Gewiß. Aber man reiße einmal Menschen los, die sich auf ein Programm haben festnageln lassen: eher wird man dem Esel sein I-ah abgewöhnen. Hatte Miquel, als er mit heißem Bemühen seine Wahrheit vortrug, doch noch die Hoffnung, den einen oder den andern zur Umkehr bewegen zu können? Rickert rief ihm zu, daß das, was er da sage, Bismarck seinerzeit auch schon gesagt habe. Als ob das nicht die größte Empfehlung gewesen wäre und für den Minister der kräftigste Aufruf, auf seinem Wege nicht müde zu werden! Ja, es geht den Menschen oft so, daß sie höchst weise gewesen zu sein glauben, und daß ihre Worte doch nur der Hauch von einem großen Haufen Thorheit waren. Phrasen nannte Richter die Erörterungen Miquels. Richter muß es ja wissen; in seiner Schule wird mehr von dieser Ware gefertigt, als vor den Regeln einer verständigen Schreib- und Redeweise stichhaltig ist. Darnach möchten wir die Auslassungen Miquels für den Ausfluß eines in seinem innersten Wesen liberalen Geistes halten, von dem selbst die Freisinnigen noch vieles lernen könnten. Daß sie es thun werden, ist freilich ausgeschlossen, dagegen darf man um so größere Hoffnung auf die Nationalliberalen setzen. Noch beklagen sie, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, den Abfall Miquels; deutlich tritt das in der Feindschaft der Partei gegen die Abgeordneten Hahn und Schoof zu Tage. Aber es sind untrügliche Zeichen, daß sie sich besinnen und erkennen werden, daß der, der einst mit Bennigsen ihr Führer war, nicht von dem Geiste des Nationalliberalismus abgefallen ist, sondern nur von seiner Schablone.

Die Nationalliberalen werden wieder liberal werden, und können es die alten nicht, so werden junge an ihre Stelle treten, die den neuen Most in ihren Schläuchen zu halten vermögen. Dann werden sie zu dem Inhalt dieser Schläuche auch den nötigen Zusatz von nationalem Geiste wieder erhalten, der ihnen abhanden gekommen ist, und es wird wieder eine richtige Mischung sein. In seiner Solinger Rede hat Miquel gesagt, daß Deutschland „kein Binnenland" mehr sei, daß es „hinaus müsse," und daß es dazu der „erforderlichen Machtmittel" bedürfe. Auch im preußischen Abgeordnetenhause haben seine Zuhörer dieses neuen Geistes einen Hauch verspürt. Es war ein Hauch der Erlösung und der Befreiung wie der Atem des Frühlings, der die Decke der Erstarrung von den Bächen und Flüssen der Thäler wegzunehmen beginnt. Er wird nicht aufhören, weiter zu erwärmen und seine belebende Kraft in die Tiefen auszuströmen. Dann werden sich die Wasser in den Rinnsalen des Landes sammeln und sich zu einem großen nationalen Strome vereinigen, in den alle Kümmerlichkeit ausfließen wird. Was ist es, das uns immer wieder die Zeit Robert Walpoles in der englischen Geschichte in die Erinnerung

Digitized by Google

bringt? Auch der große Brite war nicht bloß Finanzminister, sondern er wußte auch die Rinde von den Herzen wegzuschmelzen, die die Erkenntnis seiner kühnen Politik nicht eindringen lassen wollte.

Reserve- und Landwehroffiziere

egner des Militarismus lassen oft dem Reserveoffizierstande die abfälligste Kritik zu teil werden. Allbekannte und hier nicht näher zu bezeichnende Schwächen des Offizierstands, kleine und große, sollen bei den Reserveoffizieren in schönster Blüte stehen, und man macht sich umso mehr über diese Erscheinung lustig, als der Reserveoffizier natürlich nicht über das volle fachmännische Wissen und Können des Linienoffiziers verfügt und seine nur nebenamtliche Beschäftigung zweifellos mehr Pflichten als Ansprüche zur Folge haben sollte. Man bespöttelt, daß sich der Reserveoffizier nicht nur bei seinen Übungen als solcher fühlt, sondern daß er auch in seinem bürgerlichen Leben seine Stellung als Reserveoffizier überall mit Stolz, ja mit Überhebung zur Geltung zu bringen sucht, daß er in seiner Haltung, ja in der Art seines Urteils den aktiven Offizier kopire und womöglich in erster Linie Reserveoffizier und erst in zweiter das sein möchte, was er wirklich ist.

In einer Beziehung wäre ja diese Erscheinung, wenn sie wirklich in großem Umfange vorhanden wäre, nicht unerfreulich: sie ließe den Schluß zu, daß sich die Offiziere des Beurlaubtenstandes mit den aktiven Offizieren eins fühlten, daß der Zeitgeist des Offizierkorps auch in ihnen lebendig sei, daß sich der Reserveoffizier in militärischen Kreisen wohl befinde, und daß er mit Feuereifer bei seiner Aufgabe sei. Wer aber die Verhältnisse, wie sie augenblicklich liegen, genauer kennt, wird etwas anders urteilen.

Gewiß, es giebt Gegenden, oder besser gesagt, Stände, für die jene Kritik der Reserveoffiziere viel wahres enthält. Ich habe es z. B. selbst erlebt, daß sich ein angesehener Großgrundbesitzer des Ostens von seiner Dienerschaft ständig „Herr Leutnant“ anreden ließ und an ihn gerichtete Briefe unter der Adresse „Herrn Leutnant X“ erbat. Aber der größere Teil der Offiziere des Beurlaubtenstandes hält sich doch von solchen Schwächen frei und übertreibt nicht die Bedeutung dieses Nebenamts. Im Gegenteil, in neuerer Zeit treten Anzeichen auf, die darauf schließen lassen, daß man weniger gern Reserveoffizier wird und — bleibt, daß man also nach Ableistung der gesetzlichen

Digitized by Google

Übungen gleich zur Landwehr übertritt. Auch die Beteiligung an den sogenannten „kameradschaftlichen Vereinigungen" der Offiziere des Beurlaubtenstandes läßt nach dem Urteil mancher Bezirkskommandeure viel zu wünschen übrig, sodaß man beabsichtigen soll, diese Beteiligung durch Befehl zu erzwingen.

Wie ist diese Veränderung zu erklären? Zum Teil ist wohl daran schuld, daß die lange Friedenszeit auf den militärischen Sinn der jungen Zivilisten einschläfernd wirkt, auch daß die immer länger dauernde Vorbereitungszeit für den Zivilberuf das Alter, in dem man sich zur Wahl stellen kann, weiter hinausschiebt. Auch schreckt man bei dem immer später werdenden Eintritt einer auskömmlichen Besoldung vor den nicht unbedeutenden Kosten zurück. Das letzte erklärt z. B. zum größten Teil die schwache Beteiligung gerade der jüngern Herren an den kostspieligen „kameradschaftlichen Vereinigungen," und es wäre sehr verfehlt, da einen Druck auszuüben, für den überdies jede gesetzliche Grundlage fehlt. Die hauptsächlichsten Gründe der angeführten Erscheinung liegen jedoch auf einem anderm Gebiet.

„Modern" ist es ja auch heute noch, Reserveoffizier zu werden — eine gesetzliche Verpflichtung hierzu giebt es bekanntlich nicht, sondern die Beförderung geschieht nur auf ausdrücklichen Antrag des Betreffenden —, wie oft hört man: „Ja, ich muß mit Rücksicht auf meinen Zivilberuf Reserveoffizier werden." Aber das Herz ist oft nicht recht bei der Sache. Nicht als ob das Interesse an militärischen Dingen, die Lust und Liebe zum Dienst oder der Patriotismus nachließe, im Gegenteil, es ist bei den jungen Aspiranten nach wie vor der beste Wille vorhanden, langjährige Instruktoren von Einjährigen und Reserveoffiziersaspiranten haben mir das oft bestätigt. Der Grund ist vielmehr erstens die persönliche Stellung und Behandlung der Offiziere des Beurlaubtenstandes, die oft viel zu wünschen übrig läßt, und sodann die schlechte Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Übungszeit. In Nr. 15 der Grenzboten ist über den Wandel des Zeitgeistes im Heere vielen aus dem Herzen gesprochen worden. Dieser Wandel spielt auch hier seine Rolle.

In jenem Aufsatz wurde behauptet, der Verkehr der Offiziere mit Zivilisten sei reger geworden. Für kleinere Orte mag das richtig sein, auch anderswo vielleicht für die höhern Offiziere. Im übrigen verhalten sich die Offizierkorps nach wie vor sehr exklusiv, ja man kann die Erfahrung machen, daß sich der überall zunehmende Klassenhaß auch in der Behandlungsweise der Offiziere des Beurlaubtenstandes ausprägt. Wiederholt habe ich schon aus dem Munde alter Landwehroffiziere das Urteil gehört: „Die Behandlung ist entschieden schlechter geworden."

Zum Teil ist daran die oft große Gleichgiltigkeit des Offizierkorps gegenüber allen nicht militärischen Gegenständen schuld. Wie einseitig unter diesen Umständen der Verkehr von Reserve- und aktiven Offizieren ausfallen muß, liegt auf der Hand. Außerdem ist die Auffassung, daß die Offiziere des Be-

Digitized by Google

urlaubtenstandes während ihrer Übungen in den Kasinos eigentlich als Gäste zu betrachten seien, den aktiven Offizieren nicht überall in Fleisch und Blut übergegangen. So spielt der Reserveoffizier dort häufig die Rolle des fünften Rades am Wagen, und dieses Übersehen seiner Person, seiner Interessen, seiner Bildung muß oft peinlich von ihm empfunden werden, ja es muß häufig geradezu die Sicherheit seines Auftretens in den Kreisen der aktiven Offiziere beeinflussen, was dann wieder zur Folge hat, daß mancher aktive Offizier über Mangel an „gesellschaftlichen Formen" bei dem Reserveoffizier die Nase rümpft, dieser aber bestrebt ist, nicht mehr, als unbedingt notwendig ist, in den Kreisen der aktiven Offiziere zu verkehren. Das führt natürlich zu allerhand unangenehmen Situationen und Zuständen, angesichts deren die Anschauung, der Reserveoffizier fühle sich so wohl in seiner Stellung, daß er sogar eifrig bemüht sei, sich die Schwächen der aktiven Offiziere anzueignen, mit einigen Fragezeichen zu versehen sein dürfte. Es muß hierüber endlich einmal ein offnes Wort gesprochen werden.

Thatsächlich ist der patriotische und opferwillige Geist und das Interesse für den Dienst bei den Reserve- und Landwehroffizieren nach wie vor in hervorragendem Maße vorhanden, aber ihre Stellung und ihr Ansehen läßt manches zu wünschen übrig. Nur eine kleine Illustration hierzu. Bekanntlich ist der jüngste Offizier „Hochwohlgeboren," und dieses Prädikat kommt im dienstlichen Verkehr auch dann dem Offizier des Beurlaubtenstandes zu, wenn er nach seiner Zivilstellung darauf keinen Anspruch hat. Das schien kürzlich einem Zahlmeister zu hohe Ehre für Reserveoffiziere, und bei Ausstellung der Kasinorechnungen prangten die aktiven Offiziere mit „Hochwohlgeboren" (die Beneidenswerden!), die Reserveoffiziere aber nur mit „Wohlgeboren." Die Herren waren so vernünftig, die Sache für einen Schreibfehler zu halten und kein Wort darüber zu verlieren. Ganz ohne Bedeutung ist diese Erscheinung aber doch nicht.

Man hört häufig darüber klagen, daß das „Material," aus dem sich die Reserveoffiziere ergänzen, schlecht sei, und daß mancher gewählt werde, der es nicht verdiene. Merkwürdig! Gewählt kann doch nur der werden, der die Zustimmung des Regimentskommandeurs hat, bei dem er zuletzt geübt hat. Es kann also der Truppe kein Reserveoffizier aufgedrängt werden, den sie nicht selbst für geeignet hält. Hat aber der Aspirant die sachliche Befähigung und neben den erforderlichen Charaktereigenschaften die entsprechende Zivilstellung, so liegt kein Grund vor, ihn nicht zum Offizier zu machen, wenn er auch weniger sogenannte „Formen" hat als die aktiven Herren.

Möchte doch die Auffassung mehr Eingang finden, daß die Offiziere des Beurlaubtenstandes die mancherlei Opfer persönlicher und finanzieller Art, die ihnen ihre Stellung auferlegt, freiwillig, im Interesse der vaterländischen Sache auf sich nehmen, und daß sie in diesem Nebenberuf keine Versorgung

Digitized by Google

und in den allermeisten Fällen auch keine Hebung oder Dekorirung ihrer Zivilstellung suchen. Würde dieser reine gute Wille richtig gewürdigt, so würde vieles besser werden, vor allem aber — und damit kommen wir zu dem kritischen Punkt der Sache — würde man für eine tüchtigere dienstliche Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes sorgen. Hier erscheint eine Reform dringend notwendig.

Im Felde sind von den Offizieren der Truppenteile, die zuerst mit dem Feinde in unmittelbare Berührung kommen, mehr als die Hälfte Offiziere des Beurlaubtenstandes. Die sehr zahlreichen und viel begehrten Kommandos lichten, wie schon die alljährliche Probemobilmachung deutlich zeigt, die Reihen der aktiven Offiziere bedeutend, und in die Lücken treten die Reserve- und Landwehroffiziere. Das ist selbstverständlich und nichts neues. Aber man sollte meinen, es bedürfte keiner langen Ausführungen, um klar zu machen, wie ernst unter diesen Umständen die Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes ins Auge gefaßt werden muß. Sehen wir nun einmal, wie es thatsächlich mit dieser Ausbildung steht.

Nach dem Gesetz vom 9. November 1867 betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst und den ergänzenden Bestimmungen der Heerordnung steht zur Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes zur Verfügung: 1. die einjährige Dienstzeit bei der Truppe; 2. je zwei achtwöchige Übungen der Reserveoffizieraspiranten; 3. je drei vier- bis achtwöchige Übungen der Reserveoffiziere, die bei längerm Verbleiben in der Reserve beliebig vermehrt werden können; 4. die ebenfalls bei Mißerfolg beliebig zu wiederholenden, also nicht freiwilligen Beförderungsübungen der Landwehroffiziere, außerdem die Übungen der Landwehr selber. Infolge einer eigentümlichen Auslegung des § 12 des angeführten Gesetzes ist außerdem durch § 51 Ziffer 13 der Heerordnung vorgeschrieben, daß grundsätzlich nur achtwöchige Übungen stattfinden sollen. So sind denn vierwöchige Übungen der Reserveoffiziere ganz außer Gebrauch gekommen, und zur Erwirkung einer sechswöchigen bedarf es ganz besondrer Gründe.

Rechnet man alle diese Übungen zusammen, so erhält man eine recht ansehnliche Zeit. Es giebt Herren, die auf diese Weise weit über drei Jahre gedient haben. Man sieht also, daß es durchaus nicht an Zeit fehlt, um den Offizieren des Beurlaubtenstandes eine tüchtige Ausbildung zu geben. Leider ist es aber um die Ausnutzung dieser Zeit oft schlecht bestellt.

Aus den maßgebenden Stellen der Heerordnung geht hervor, wie sehr von der obersten Heeresleitung auf eine richtige Ausnutzung Gewicht gelegt wird. Es heißt dort in § 51 Ziffer 14:

Für die zweckentsprechende, kriegsmäßige Ausbildung der zu Übungen eingezognen Offiziere des Beurlaubtenstandes sind die Truppenbefehlshaber aller Grade in ihrem Befehlsbereich verantwortlich.

Digitized by Google

Den Offizieren muß während der Übungszeit die umfassendste Gelegenheit gegeben werden, Sicherheit in der eignen Haltung vor der Front und in der Ausübung der verschiednen Dienstzweige zu erlangen. Dieses Ziel werden sie aber nur erreichen können, wenn sie außer der möglichst weitgehenden Teilnahme am praktischen Dienst auch durch theoretische Weiterbildung sich diejenige Kenntnis der allgemeinen Dienstverhältnisse und wichtigsten Dienstvorschriften ihrer Waffe erwerben, ohne welche ein bestimmtes Auftreten vor der Front, eine straffe Handhabung der Disziplin und die erforderliche Sicherheit in Ausübung des Dienstes nicht möglich ist.

Es wird daher den Kommandeuren der Regimenter und selbständigen Bataillone zur Pflicht gemacht, sowohl für die praktische als auch für eine zweckentsprechende theoretische Weiterbildung — verbunden mit Wiederholung des früher Erlernten — durch besonders hierzu geeignete, ältere aktive Offiziere Sorge zu tragen und sich persönlich von den Leistungen der einberufnen Offiziere zu überzeugen.

Um mehr Zeit für die kriegsmäßige Ausbildung der letztern zu gewinnen, sind sie zu denjenigen Dienstzweigen, welche mit der kriegsgemäßen Verwendung nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen, nur in dem Maße heranzuziehen, als es für ihre allgemeine Ausbildung erforderlich erscheint. Eine besondre Sorgfalt ist der Ausbildung der ältern Offiziere zuzuwenden usw.

So scharf aber und durchaus sachgemäß diese Bestimmungen sind, so wenig sind sie bekannt, und so wenig werden sie beachtet. Man denke nur z. B. an die Verpflichtung der Regimentskommandeure, sich persönlich von dem Stande der Ausbildung der Reserveoffiziere zu überzeugen! Ein höherer Offizier äußerte kürzlich: „Die Reserveoffiziere sind eine Last für die Truppe, von Ausnahmen abgesehen, ja sie sind oft geradezu ein Probirstein für die Disziplin.“ Ein seltsamer Standpunkt! Einen Selbstzweck hat die Armee doch überhaupt nicht, sie ist, wie der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 15 richtig sagt, aus dem Volke geschaffen und soll dem Wohl des Volkes dienen. Die ganze Aufgabe des Heeres im Frieden ist doch nur eine immerwährende Erziehung und Ausbildung nicht nur von Rekruten, Mannschaften und aktiven Offizieren, sondern auch von Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes. Wie außerordentlich wichtig gerade die Ausbildung der Reserveoffiziere ist, haben wir schon ausgeführt, und die militärische Schulung von Leuten solcher Bildungsstufe kann doch nicht so schwer sein, daß man sie geradezu als eine Last bezeichnen könnte.

Das eine muß ja zugegeben werden, daß auf gewissen Stufen der Truppenausbildung die Einberufung von Reserve- und Landwehroffizieren störend wirkt. Hierzu gehört die Zeit des Kompagnie- und Bataillonsexerzirens, während dessen die betreffenden Kommandeure so sehr in Anspruch genommen sind, daß ihnen keine genügende Zeit für die Ausbildung von Reserveoffizieren bleibt. Thatsächlich fällt aber von den Übungen gut die Hälfte in diese kritische Zeit, die außerdem auch höchst ungeeignet für diesen Zweck ist, denn der parademäßige Drill des Kompagnie- und Bataillonsexerzirens ist für die von der

Digitized by Google

Heerordnung als Ziel gesetzte „kriegsmäßige" Ausbildung der Reserveoffiziere sehr unwesentlich.

Es müßte also zum Grundsatz erhoben werden, während der Kompagnie- und Bataillonsschule Reserveoffiziere überhaupt nicht einzuberufen. Man lege die Übungen entweder in den Winter, wo sich mit einigem guten Willen Leute des zweiten Jahrgangs in genügender Anzahl zu Felddienstübungen und zum Exerziren zusammenbringen ließen, oder, und das wäre das beste, man lege sie in den Zeitraum zwischen die Bataillonsbesichtigung und den Schluß der Herbstübungen. Sie nur zu den Herbstübungen einzuberufen, würde sich deshalb nicht empfehlen, weil der Subalternoffizier da zwar sehr viel sieht, aber kaum je zum selbständigen Handeln kommt. Man lege also die Übungen nur zur Hälfte in die Zeit der Herbstübungen, zur andern Hälfte aber in die unmittelbar vorhergehenden zwei bis drei Monate, dann kann und darf der Reserveoffizier keine Last für die Truppe sein.

Bei richtiger, eifriger Ausnutzung der zu Übungszwecken verfügbaren Zeit würden sicherlich vier bis sechs Wochen reichlich genügen, und eine Abkürzung der langen acht Wochen wäre beiden Teilen nicht unerwünscht. Natürlich, wenn man eine achtwöchige Übung so merkwürdig geschickt legt, daß in sie Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten hineinfällt, wo die Hälfte der Kompagnie auf Urlaub geht, und der Rest durch Arbeit und Kommandos in Anspruch genommen wird, wo der Kompagniechef sein Bedauern aussprechen muß, den Offizier nicht beschäftigen zu können, wenn man den eingezognen Offizier im Gegensatz zu den Bestimmungen der Heerordnung zum Wachtdienst, zum Menagedienst, zum Gerichtsdienst, zu Kammerrevisionen usw. mit Vorliebe zur Entlastung der aktiven Herren heranzieht, so sind auch acht Wochen noch lange nicht ausreichend, um die von der Heerordnung gesetzten Ziele auch nur einigermaßen zu erreichen. Was soll man dazu sagen, wenn ein eingezogner Offizier erst nach vierzehn Tagen den ersten Felddienst und schon acht Tage vor Schluß der Übung den letzten Dienst angesetzt bekommt, bei dem er etwas lernen kann? Da bleiben nur noch fünf Wochen übrig, und wenn in diese noch das Bataillonsexerziren fällt, kann man sich vorstellen, wie viel oder wie wenig die ganze Übung genutzt haben wird.

Es müßte den Kompagniechefs, die für die praktische Ausbildung verantwortlich sind, zur Pflicht gemacht werden, bei Anlernung des Dienstes auf den eingezognen Offizier und dessen Ausbildung Rücksicht zu nehmen. Felddienst, Gefecht, Zugexerziren, Schießen müßte besonders oft stattfinden, insbesondre aber auch ihm öfter Gelegenheit geboten werden, sich im Kommandiren zu üben, und zwar nicht immer unter peinlicher Aufsicht und fortwährendem Korrigiren. Wie soll man die so streng geforderte Haltung vor der Front, wie soll man das Gefühl der Sicherheit bekommen, wenn nicht durch Übung? Das sollte alles selbstverständlich sein, und doch wird es nur selten beachtet. Am

Digitized by Google

komischsten wirkt dieser Fehler bei den sogenannten Hauptmannsübungen. Da führt zwar formell der Kandidat die Kompagnie, thatsächlich führt sie aber der Kompagniechef, und wenn die Besichtigung kommt, wird das Unglaublichste von dem eingezognen Offizier verlangt, oft mehr als von einem aktiven Herrn bei der alljährlichen Kompagniebesichtigung.

Eine andre Merkwürdigkeit: Ein Kompagniechef zieht grundsätzlich keinen Offizier des Beurlaubtenstandes zur Aufsicht beim Schießen mit scharfen Patronen heran, und zwar deshalb, weil es „oben" nicht gewünscht werde, es sei einmal etwas vorgekommen, nicht etwa bei diesem Herren, sondern bei einem andern inaktiven Herrn. Schießen ist aber doch der wichtigste Dienstzweig des Infanteristen, und darin will man den Reserveoffizier unausgebildet lassen? Das ist nur ein vereinzelter Fall, der nicht verallgemeinert werden soll; so ängstlich sind ja wenige Kompagniechefs, obwohl sie fast alle nur mit Widerstreben einem Reserveoffizier ihre Truppe anvertrauen. Geht es aber dann doch einmal nicht anders, so ist man sehr ungehalten über schlechte Leistungen, und es muß manche Ungerechtigkeit schweigend hingenommen werden.

So weit die Ausbildung der eingezognen Offiziere in der Kompagnie.

Zur besondern, namentlich zur theoretischen Ausbildung der Reserveoffiziere wird nach den Bestimmungen der Heerordnung ein älterer Offizier, meist ein Stabsoffizier kommandirt. Leider wählt man häufig den Oberstleutnant oder einen „überzähligen" Major. Wenn nämlich dieser Unterricht auch vor allem theoretischer Unterricht ist, so kann er doch eine Ergänzung durch praktische Übungen nicht entbehren, zu solchen Übungen gehören vor allem — Mannschaften. Hat nun der Stabsoffizier keine unmittelbare Kommandogewalt, ist er also nicht Bataillonskommandeur, so muß er sich, um Leute zu bekommen, erst an das Regiment wenden und dieses an die Bataillone usw. Da giebt es allerhand Schwierigkeiten und Weiterungen, denn gewöhnlich haben die Kompagnien dann einen andern wichtigen Dienst vor und geben nur ungern ihre Mannschaften ab. Das mag merkwürdig erscheinen, ist aber doch so und trägt dazu bei, den Stabsoffizier trotz der besten Vorsätze allmählich lahm zu legen und diese so überaus anziehenden und lehrreichen Übungen im Sande verlaufen zu lassen. So begreift man, wie ein Instruktor dieser Art ausrufen konnte: Ich bin „überzählig" in des Wortes verwegenster Bedeutung, ich bekomme ja nicht einmal Befehle vom Regiment, wie soll ich denn da Leute bekommen!

Besserung könnte hier nur auf dem Wege erreicht werden, daß man den theoretischen Unterricht der Offiziere des Beurlaubtenstandes grundsätzlich nur Bataillonskommandeuren und zwar zweckmäßig denen anvertraute, zu deren Bataillon die Kompagnie gehört, bei der die Offiziere stehen. Das hätte noch einen weitern nicht zu unterschätzenden Vorteil, nämlich den, daß der Kommandeur die eingezognen Offiziere an Tagen, wo in der Kompagnie, der sie

Digitized by Google

zugeteilt sind, kein für sie instruktiver Dienst ist, zu einer andern Kompagnie kommandiren könnte, ohne daß das zu Konflikten führen würde. Es kommt nämlich vor, daß der Kompagniedienst mit dem von dem Stabsoffizier angeordneten Dienst zusammentrifft; in wie unangenehme Lagen dann der eingezogne Offizier geraten muß, läßt sich denken. Alles das würde vermieden werden, wenn der Unterricht dem vorgesetzten Bataillonskommandeur übertragen würde.

Daß die jetzige Ausbildung der Reserve- und Landwehroffiziere oft den Bestimmungen der Heeresordnung nicht genügt, sondern recht mangelhaft ist, wird von den aktiven Offizieren sehr wohl bemerkt und oft besprochen. Man sucht aber den Grund des Übels nicht da, wo er liegt, sondern man schiebt die schlechten Leistungen auf „Interesselosigkeit," „Unaufmerksamkeit," schlechte „Qualität" des „Materials," Mangel an militärischen Anlagen und dergleichen. Kleine Versehen und Unwissenheiten werden da oft in einer Weise und in einem Tone gerügt, die wenig Überlegung und wenig Pädagogik verrät, vor allem aber wenig Rücksicht darauf, daß der Offizier des Beurlaubtenstandes in seinem Zivilverhältnis doch gottlob eine andre Behandlung gewöhnt ist. Immer gleich heftiges Anfahren, immer gleich der Vorwurf des Nichtwollens oder der Unaufmerksamkeit!

Dazu kommt noch etwas andres, was ebenfalls in Nr. 15. der Grenzboten schon hervorgehoben worden ist: das Gefühl der Unsicherheit, von dem das Offizierkorps heute beherrscht wird. Über Fundamentalsätze der Taktik, ja des gewöhnlichen Gefechtsexerzirens herrscht Streit. Was vor kurzer Zeit unter einem andern kommandirenden General oder Divisionär verpönt war, ist heute das „Neueste," und was damals sorgfältig geübt wurde, ist heute der größte Unsinn. Am interessantesten kommt dies zur Erscheinung bei den aus einem Armeekorps in ein andres versetzten aktiven Offizieren. Wie unsicher fühlen sich die oft! Welche Urteile werden da über die ganz andre Taktik des neuen Korps laut! Und da wundert man sich, wenn der nach langer Pause wieder eingezogne Offizier des Beurlaubtenstandes in seinem Auftreten unsicher ist und oft nicht weiß, wie er es dem Vorgesetzten recht machen soll. Wird er nun unverdient gerüffelt, fallen gar unparlamentarische Ausdrücke, über die er sich verletzt fühlen muß, so heißt es: „Sie haben durch Ihre mangelhaften Leistungen diese »Hinreißung« veranlaßt und hatten keinen Grund, den Beleidigten zu spielen."

Doch genug von solchen Einzelheiten. Eine Reform der heutigen Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes wird sich ungefähr an folgendes Programm halten müssen: 1. Anberaumung der Übungen zwischen der Bataillonsbesichtigung und dem Schluß der Herbstübungen. 2. Möglichste Ausnutzung der Zeit zu kriegsmäßiger Ausbildung. 3. Theoretischer und praktischer Unterricht durch den vorgesetzten Bataillonskommandeur. 4. Persönliche Über-

Digitized by Google

zeugung der Regimentskommandeure von dem Stande der Ausbildung der eingezognen Offiziere. 5. Eine etwas rücksichtsvollere persönliche Behandlung. Es ist schade um die schöne Zeit, die heute bei solchen Übungen oft nutzlos vergeudet wird, und schade um den guten Willen, der da durch unrichtige, ungerechte Behandlung in sein Gegenteil verkehrt wird. Möchte man doch bedenken, eine wie wichtige Aufgabe der Offizier des Beurlaubtenstandes als Bindeglied zwischen Militär und Zivil gerade in den heutigen Zeiten wachsender Parteiung und zunehmenden Klassenhasses zu erfüllen hat, möge man ihm die Aufmerksamkeit, die Achtung und die Ausbildung zu teil werden lassen, die er um seiner stets vorhandnen patriotischen und pflichteifrigen Gesinnung willen verdient. Dem Wohl des Volkes würde damit ein guter Dienst geleistet werden.

Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

(Fortsetzung)

Von Wunsch und Phantasie war eben die Rede. Wenn man die Phantasie als die Kraft kennt, die neben der Sinnesthätigkeit in der Kindheit und Jugend am lebendigsten sei und deren stärkste Seite bilde, so geht doch schon während des Ablaufs des jugendlichen Lebensalters in der Phantasie, in dem, worin sie arbeitet, woran sie sich heftet (denn ohne Anschluß an Wirklichkeit ist sie überhaupt nicht), eine bedeutende Wandlung vor. Man hat sich neuerdings klar gemacht, daß auch der Denker und Forscher von Phantasie geleitet sei und sein müsse, wenn er wirklich Neues denke und finde. Und so möchte ich überhaupt neben eine Phantasie der Sinne ausdrücklich eine Phantasie des Denkens, eine des Gefühls, eine des Willens stellen. In der That giebt es ein wachendes Erträumen, ein unberechnetes Kombiniren, ein freies Fortgetragenwerden auf allen diesen Gebieten. Nichts natürlicher, als daß die Sinnenwelt auch das erste Gebiet der Phantasie bildet. Nachdem ein gewisser Reichtum der sinnlichen Eindrücke auf den werdenden Menschen eingedrungen ist, beginnt nun die freie Verbindung und Bewegung der Erscheinungen, der einzelnen Eindrücke und Züge. Und ebenso macht sich das Maß, wie durch die junge Sinnenerfahrung auch ein Gefühlsleben erweckt, ein Gefühlsvorrat ausgebildet ist, in dem Walten der Phantasie fühlbar: die Zeit, wo die

Digitized by Google

Märchenwelt die jugendlichen Seelen in ihrem Zauber gefangen nimmt, ist die, wo die wirkliche Welt aufgehört hat, durch neue Eindrücke immer wieder neue Welten aufzuschließen, und wo andrerseits das junge Herz soviel von Liebe und Angst und vom Unterschied von gut und böse empfunden hat, daß es die Gestalten und Geschicke aus der Märchenwelt mit einer unvergleichlich vollen, reinen Teilnahme begleitet. Später entwickelt sich — ihrerseits wieder in verschiednen Formen, Tönen und Abstufungen — die Phantasie des Willens: es ist die Periode, wo nach einander Mythologisch-heroisches, dann Räuber- und Indianergeschichten und Seeabenteuer, schließlich aber die Größe geschichtlicher oder dichterischer Gestalten die Seele füllen und anregen, sodaß sie ihnen nicht bloß beschauend folgt, sondern mit ihnen lebt und strebt und will und wagt.

Wird es auch des Volkes Sache sein, soviel vom jugendlichen Wesen zu bewahren? Was die himmlische Gabe für die Kindheitsjahre, die leuchtende Kraft für das Jünglingsalter ist, das muß eben doch und wird zergehen, wenn diese Jahre selbst entschwinden, und den Einfachen und Armen am Geist bleibt davon wahrlich nicht mehr, als den durch Bildungsreise Bevorzugten. Oder böte dort doch die gaukelnde Phantasie einen Ersatz für die von allen Seiten einengenden Schranken der Wirklichkeit? Nein, der heitere Schmelz bewahrt sich nicht, und die beglückende Beweglichkeit erstarrt; was bleibt, was an die Stelle tritt, ist nur ein gelegentliches, roheres Walten jener Phantasie der Sinne, darein sich vielfach Gefühlsantriebe nicht der reinsten Art mischen. Man schwelgt wohl in der Vorstellung von den maßlosen Genüssen, die man sich in der jenseitigen Welt der Vornehmen gestatten könne und gestatte, von den Haufen und Scheffeln von Gold, in denen man dort wühle, von den ungemischten und gehäuften Freuden, die der Tag dort bringe. Das tritt an die Stelle der harmlosen Kindervorstellungen vom Zauberreich der Feen. Allerdings nährt man sich noch gern von Geschichten, deren Vorgänge außerhalb des Zusammenhangs der engen Wirklichkeit liegen: die Gespenster treten an die Stelle der Feen und Riesen; von Hexen und Hexerei hört man immer wieder gläubig, was sich die Leute zuraunen. Ein heiteres Angesicht hat diese Dichtung (wenn wir den Namen gebrauchen wollen) selten, sie läßt das Herz erbeben in dem Bewußtsein der dunkeln Abgründe, die das Menschendasein umspielen. Daß übrigens auch sonst noch ein schöner Vorrat von Volkserzählungen und Liedern vorhanden sei, wer will das leugnen, wenn man auf das Ganze sieht, das Ganze durchforscht! Aber eine große Rolle für das innere Leben des Volkes spielen zur Zeit diese Geschichten schwerlich mehr; auch für das Volk ist die Gegenwart nicht mehr unbewegt genug, das Bedürfnis des ruhigen Hinausträumens nahe zu legen, und die Phantasie des Herzens ergeht sich nicht weit, die Zeit ist ihr nicht eben günstig. Das Edelste, was diese Phantasie des Herzens überhaupt schafft, ist ja das Lied, ist die

Digitized by Google

Dichtung; und die Lieder des Volkes pflegt man als den reinsten, unmittelbarsten, echtesten Niederschlag der ewig natürlichen Empfindungen des menschlichen Herzens zu preisen und zu lieben; sie mitsingen heißt ja eben: durch die Phantasie des Herzens an diesen ewig natürlichen, leidvollen wie seligen Menschenempfindungen teilnehmen. Man muß nun aber nicht meinen, daß die schönen Volkslieder, die wir nicht müde werden träumerisch sehnsüchtig mitzusingen, das regelmäßige Gemeingut für die Herzen des Volkes bildeten, daß diese echten Perlen von ruhigem Glanze dort ununtermischt in sicherer Verwahrung ruhten. Zwischen sie drängt sich dort auch viel fade Sentimentales, breit Geschwätziges, verstandesmäßig Ödes, Geschmackwidriges, um vom Niedrigen und Rohen zu schweigen. Jene schönen, klassischen Volkslieder sind eben der Niederschlag des Reinsten und Besten aus diesem natürlich menschlichen Lebenskreise, aber nicht das schlechthin Kennzeichnende, und übrigens vielfach nicht wirklich und eigentlich aus dem Volke hervorgegangen. Doch verfolgen wir das nicht weiter, da es nicht mehr unmittelbar zu unserm Gegenstand gehört. Nur das sei noch gesagt, daß das Volkslied keineswegs einen weiten Kreis von Empfindungen und Verhältnissen umfaßt, daß die Phantasie der Dichtenden hier gering ist, was sie sicherlich da sein darf, wo die Gefühle von herzbezwingender Stärke und ewiger Wahrheit sind.

Gedenken wir einer fernern Kraft, die sich früh im jugendlichen Alter zeigt und eine der Stärken dieses Alters bildet. Wie die Phantasie die sinnlichen Eindrücke verarbeitend doch über die Abhängigkeit von den Sinnen hinausführt und in jedem Falle mit die erste Regung des werdenden persönlichen Geistes ist, so geht der wirklichen, der sicher begründeten und zusammenhängenden Erkenntnis der Dinge eine Stufe der Intuition, des unmittelbaren innern Schauens, des ahnenden Verständnisses vorher, auch sie übrigens — wie selbstverständlich — an die sinnlichen Eindrücke sich anheftend. Lange bevor das gesprochne Wort vernommen und verstanden wird, werden Geberden, Blicke, Mienen verstanden, das anlächelnde Auge der Mutter wie ihre liebkosenden Bewegungen und ihre von Innigkeit erfüllte Stimme sicherlich schon in den ersten Monaten des Lebens, ebenso auch die Ruhe begehrenden Drohungen des Vaters, und vieles andre. Es ist, wie in der Welt der Sinne die Tastorgane Empfindung geben vor den Sehorganen. Auch das Verständnis der Worte der Muttersprache wird ja nur durch Ahnung, durch Erraten allmählich erlernt; der Kenntnis der Inhaltswerte geht ein Empfinden voraus. Diese Begabung, die ein wundervolles Stück der menschlichen Ausstattung bildet (übrigens auch der Tierwelt nicht versagt ist), kann auch nachher nie ganz verloren werden; sie bildet eine wertvolle Kraft für den Weg durchs Leben, gleichsam ein besondres unsichtbares Fühlorgan, das allerdings, wie andre Kräfte, den Einzelnen in sehr verschiednem Grade verliehen ist. Wer es in besondrer Sicherheit und Stärke hat, der wandelt wie ein Seher unter den

Digitized by Google

Menschen, sehender jedenfalls als die große Schar, und die Bevorzugten dieser Art sind denn auch oft genug als Seher begrüßt, als Dichter gepriesen, als Führer anerkannt worden. Aber überall, wo es Propheten giebt, tauchen neben ihnen falsche Propheten auf, und jene Gabe der unmittelbaren Erkenntnis bleibt sehr trüglich. So ist es denn nicht bloß bei Kindern zu beobachten, daß sie zwar oft aus Miene, Blick und Stimme Herz und Gefühlsweise der ihnen gegenübertretenden Menschen unmittelbar erkennen (im Grunde werden freilich immer Analogieschlüsse dabei eine Rolle spielen), aber doch auch zu Zeiten großer Täuschung unterliegen, sondern es ist auch beim Volke nicht anders. Das Urteil, das sich dort über bestimmte gegenübertretende Personen bildet, entspricht mitunter ihrem wirklichen Menschenwert besser als die Maßstäbe, die in der Welt der Gebildeten angelegt werden und zum Ausdruck kommen, und Volkes Stimme darf dann wirklich Gottes Stimme heißen. Aber das Volk wird doch wesentlich gewonnen durch „gewinnende" Eigenschaften, die mit den gediegnen nicht zusammenfallen. Ein freundliches Wesen ist leichter zu schätzen als ein starker Charakter, zu dessen Würdigung man auch etwas vom wirklichen Charakter in sich haben muß, wie man zur Würdigung des Dichters oder Künstlers des dichterischen und künstlerischen Empfindens selbst nicht bar sein darf. Noch weit unsichrer arbeitet das unmittelbare Urteil des Volkes, wo es sich in bestimmten Fällen als Überzeugung von Schuld oder Unschuld zeigt: hier wird die Sicherheit jedes Einzelnen gestützt von der Auffassung der Menge, während sich doch die Menge aus lauter unsichern Einzelnen zusammensetzt. Und so darf wohl alles in allem der Kraft der intuitiven Erkenntnis beim Volke doch nur ein mäßiger Wert zuerkannt werden, obwohl man jetzt nicht selten zu der entgegengesetzten Anschauung zu neigen scheint. Gewiß wird oft, wenn in den obern Ständen wirklich Verkehrtheit der Maßstäbe und der Schätzung einreißt (was durch die Entwicklung der Kultur keineswegs ausgeschlossen wird), die unmittelbare Empfindung des Volkes das Zuverlässigere sein und die Berichtigung bewirken; aber beschränkt und fragwürdig bleibt darum doch ihre Sicherheit.

Ist es doch überhaupt nicht gerechtfertigt, wenn man von einer Gemeinschaft Leistungen erwarten will, wie sie nur die einzelne Persönlichkeit vollbringt. Denn die Gemeinschaft steht, auch da wo sie sich nicht aus unselbständigen und unbedeutenden Menschen zusammensetzt, doch *unter* den entwickelten wirklichen Persönlichkeiten. Sie wird von breiten Strömungen in einer Richtung durchzogen, sie hat nicht den bestimmten Blick des Einzelnen, vermag nicht feinere Linien innezuhalten, ist wenig elastisch, gleicht einem großen Geschöpf mit vielen Gliedern, aber ohne zentrales Organ, ohne leichte Selbstbewegung. Ja auch da, wo sich echte, entwickelte und selbständige Persönlichkeiten zu einem Ganzen zusammenfinden, wird die Kraft des Einzelnen durch die Gemeinschaft öfter gelähmt als angefacht: die Bestrebungen durchkreuzen sich,

Digitized by Google

die Wucht der Masse drückt auf den Einzelnen; die Gemeinschaft, deren Leben wir mit leben, bildet gewissermaßen eine zweite Körperlichkeit für uns, die uns umschränkt und mit bestimmt. Da wo die Einzelnen weniger oder fast gar nicht zu selbständiger Art durchgedrungen sind, gilt das Gesetz von der Wucht und der Strömungskraft der Gesamtheit für den Einzelnen natürlich um so mehr. Also wiederum für das Volk und für die Jugend.

Was die Jugend betrifft, so ist es ja allerdings nicht etwa die frühe Kindheitsstufe, wo von dem Einfluß der Gemeinschaft viel die Rede sein kann: das Kind entwickelt sich zunächst im Gegensatz zu seiner Umgebung, es wird ein Ich gegenüber den andern, mit seinem naiven Egoismus, seinen animalischen Trieben, und man begrüßt die werdende kleine Persönlichkeit auf den einzelnen Stufen dieser ihrer Entwicklung mit Genugthuung. Aber bald wird für die junge Seele der Geschwisterkreis eine Macht, und weiterhin mehr und mehr der Kreis der Spielgenossen. Nach dem ersten Anlauf der Besonderheit wird man dann eine Zeit lang ausdrücklich Gemeinschaftsmensch, man löst sich von der Familie los; nicht der gütige und verständige Wille der Eltern oder der sonstigen Erzieher wirkt dann als die stärkste Macht, sondern die Anschauungsweise der Alters- und Spielgenossen. „Alle Jungen" oder — bei Mädchen — „alle Kinder" sagen oder machen es so: das bedeutet die mächtigste Instanz (wie beim Volke das, was „alle Leute" thun oder sagen). Es ist, als ob man die Rolle als Gemeinschaftsmensch zunächst durchgespielt haben müßte, ehe man, um mit dem Dichter zu reden, „selber ein Ganzes werden" kann, ehe man wirklicher und selbständiger Einzelmensch werden, und ehe man als solcher späterhin in den bewußten Dienst des Ganzen, als ein organisches Glied, zu treten vermag.

Die innere Abhängigkeit des Einzelnen von der Lebensgemeinschaft mit seinesgleichen nehmen wir beinahe als selbstverständlich mit an, wo wir vom Volke sprechen: sie bildet eben eins der Stücke, die das Volk als solches kennzeichnen. Nicht als ob es nicht auch dort, in der Nähe besehen, Unterschiede der Einzelnen gäbe; sie mögen um so bestimmter oder doch starrer entwickelt sein oder doch einander gegenübertreten und zusammenstoßen, je weniger durch Bildung gemildert die Leidenschaften, je weniger gemäßigt ihr Ausdruck ist, je weniger der Einzelne durch Rücksicht auf seine Stellung zum Ganzen beeinflußt und gelenkt wird. Aber die Anschauungsweise ist darum doch im ganzen viel gleichartiger und abhängiger, und auch die Empfindungsweise, sofern es nicht rein Persönliches gilt. Man ist namentlich auch den Empfindungsströmungen, den zähen wie den stillen, mehr unterworfen, nimmt leicht an der allgemeinen Angst teil, an der berechtigten oder unberechtigten allgemeinen Entrüstung, an der öffentlichen Leidenschaft, an Abneigungen und Zuneigungen, auch an dem allgemeinen Rausch, der Fröhlichkeit, der Illusion, wie denn zur Kirchweihzeit selbst die Bettler nicht grollend zur Seite stehen, sondern verhältnismäßig

Digitized by Google

fröhlich mit dreinschauen, sich am Scherz beteiligen und die allgemeinen Genüsse infolge eines Sieges jener Gesamtstimmung über die persönliche Lage, wenn auch mehr platonisch, mit durchkosten. In feinerer und vollerer Weise deutet man die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit und den durchgehenden Zusammenhang der Empfindungen mit dem gegenwärtig so gern gebrauchten Wort „Volksseele“ an, man denkt dabei an einen besonders sichern und klaren Bestand von Gefühlen und Strebungen, vielleicht auch an eine besondre Zartheit und Empfindlichkeit dieser Gefühle und an Tiefgründigkeit bei großer Durchsichtigkeit — im Unterschied von der so viel unstetern und undurchsichtigern, vom Mannichfaltigsten und auch Widersprechendsten durchströmten, unberechenbaren Seele des Einzelnen und namentlich des der echten Volkssphäre Entwachsenen. Und damit wäre denn die Volksseele wieder der Kinderseele ähnlich, der man genau dieselben Eigenschaften — einen besonders klaren Bestand von Empfindungen, Zartheit und empfindliche Beweglichkeit, Ursprünglichkeit und Durchsichtigkeit — zuschreiben kann. Natürlich versagt die Analogie insofern, als für das Volk die Überlieferung eine fast unwiderstehlich bestimmende und beschränkende Macht — auch für die Art zu fühlen und zu sehen — ist, die Überlieferung, die die Nachwachsenden mit den Ehemaligen verbindet und das Volk auch durch die Räume der Zeiten hindurch als einheitliches zusammenhält. Freilich ist die Gleichartigkeit des jugendlichen Seelenlebens innerhalb der sich folgenden Geschlechter noch auf viel festere Weise gesichert, nämlich durch Gesetze der Natur, da die Jugend ja eben der schaffenden und bestimmenden Natur um so viel näher ist.

Dieses Walten der ursprünglichen Natur zeigt sich nun im jugendlichen Alter namentlich noch in der Stärke der unmittelbaren und augenblicklichen innern Antriebe, die einen der Grundzüge des kindlich-jugendlichen Menschen bilden. Es sind die ersten, die ursprünglichsten, die niedersten Äußerungen eines Willens, diese Antriebe. Und sie sind darum nicht etwa schwächer als die Willensregungen der spätern Entwicklungsstufen. Im Gegenteil: schwächliche Anläufe gehören spätern Jahren und kultivirtern Stufen an, wo der Wille gezähmt ist und kontrollirt und niedergehalten wird von Erwägung, Erfahrung, Gewöhnung. In der Jugend kommt das eigne Wollen, der Wunsch, die Begierde plötzlich über den Menschen, erfüllt ihn ganz, reißt ihn fort, nichts hat neben ihm in der Seele Raum — das Glück des Augenblicks hängt ganz an der Erfüllung. Jede Berührung mit Kindern der frühen Lebensjahre lehrt uns das kennen. Der zwei- bis dreijährige kleine Trotzkopf, der freilich als solcher bezeichnet und behandelt werden muß, der aus seinem Wunsch und seinem Weinen nicht herauskann, der nun einmal nach links laufen wollte, während ihn die Wärterin nach rechts führt, er ist damit eben doch nur in hilfloser Abhängigkeit von seinem eignen Wunsch und Triebe. Hier ist die Macht des Triebes am deutlichsten. Aber sie durchzieht das ganze

Digitized by Google

Jugendleben, bald in Gestalt sehnsüchtiger Wünsche, bald als leidenschaftliche Anwandlung, auch als unerwartete Laune, als allmächtige Liebhaberei, als auffallender Widerstand gegen Bestimmung von oben usw. Sie tritt nicht bei beiden Geschlechtern in gleicher Form auf, und natürlich noch weniger auf den verschiednen Stufen des jugendlichen Alters, aber sie durchzieht es, sie läßt es um ihrer Unmittelbarkeit und Deutlichkeit willen oft sympathisch erscheinen, aber sie ist in zahllosen Augenblicken gefährlich.

Dergleichen kann wieder nicht dem Volke eigen bleiben. Die Macht der unmittelbaren Antriebe wird überwunden durch das Leben, durch die Erfahrung der Schranken und der Rückwirkungen, durch Erstarken des bewußten und geordneten Willens, durch Eingewöhnung und Einfügung in das Gemeinschaftsleben und seine Forderungen, auch durch Enttäuschung bei der Erfüllung des heiß Begehrten; und die Enttäuschungen und Beschränkungen sind viel reichlicher bei denen, die nicht durch Bildung und Besitz emporgehoben werden. Aber andrerseits fehlt doch im Volke auch die eben durch die höhere Entwicklung der Persönlichkeit erworbne Befähigung, das Leben des Augenblicks dem ganzen Zusammenhang des Lebens unterzuordnen, der offnere, weitere Blick für Vergangenheit und Zukunft, das reife Ermessen der Tragweite der Handlungen, die ruhigere Berechnung der Mittel. Und so bleibt eben doch dem Volke immerhin viel von jener Macht des impulsiven Lebens, die die Kinderseele durchdringt und der heranwachsenden Jugend nicht fremd wird. Darum ist ja dem Volke die Berechnung nicht fremd, wo es gilt, ein persönliches Ziel zu erreichen, überraschendes Raffinement, täuschende Verstellung; aber diese Dinge sind auch der Jugend nicht fremd, ja nicht einmal der frühen Kindheit, wie sie ja selbst den Schwachsinnigen und den Geisteskranken nicht fehlen. Die Macht jenes impulsiven Lebens dagegen thut sich beim Volke in tausend unbesonnenen Entschließungen kund, unter denen die unbedachten Heiraten das verständlichste Beispiel abgeben, und der leichte Wandel der Liebesverhältnisse ein harmloseres Anhängsel dazu; und noch alltäglicher in den rückhaltlosen Kundgebungen der Abneigung, in dem Bedürfnis, einen Entgegentretenden mit Wort oder Hand niederzuschlagen, was wir dann Roheit nennen und als Roheit verabscheuen, in den leicht ausgestoßenen Schimpfwörtern, die doch nichts andres bedeuten als das Bedürfnis, die ganze augenblickliche Abneigung in einer wenigstens symbolischen Vernichtung des abstoßenden Gegenübers auszuströmen: alles Dinge, zu denen auch die Jugend namentlich auf gewissen Stufen sehr neigt, und von denen auch für die gebildete und gereifte Jugend noch Rückstände genug bleiben. Nicht bloß „Pack“ schlägt sich und verträgt sich, sondern bei Volk und Jugend überhaupt ist ja, wie der Haß und Ingrimm nicht auf tiefster, nicht auf dauernder, sondern sehr beweglicher Grundlage ruht, so auch der Umschlag leicht genug, der Übergang der Stimmungen, der Empfindungen: dem Weinen, bei dem die ganze Kinderseele

Digitized by Google

in Schmerz zergehen wollte, folgt das Lachen der Glückseligkeit, dem aufziehenden moralischen Katzenjammer des lebensfrohen Jünglings die volle Lustigkeit unter Kameraden, und beim Volke — wie viel rasches Vergessen, damit überhaupt das Leben mit seinen Mühen und Engen lebenswert bleibe! Wie viel gute Kameradschaft auch wieder zwischen und neben und nach all dem derben Schelten und Befeinden!

So schließt denn auch diese Beweglichkeit doch eine eigenartige Stetigkeit nicht aus. Es fehlt den Naiven doch auch vieles, was unser Inneres unsicher macht: das Entgegendringen schätzbarer fremder Überzeugungen, der Umsturz der Gedanken durch eignes Studium, die Wandlung der Sympathie durch vermehrte Beobachtung, die Einwirkung mannichfacher Anziehungskräfte, die Fähigkeit zur Selbstumgestaltung, die Offenheit für Einwirkungen überhaupt, die doch eben ein Stück der Bildung ausmacht. Bei der Jugend wird sich diese größere Stetigkeit (die hier natürlich nur verhältnismäßig da sein kann, aber doch da sein kann) namentlich in festen Abneigungen und Zuneigungen bezeigen, und sie kann uns als rührend dauernde Anhänglichkeit an Personen, wie etwa auch an den Haushund, entgegentreten. Auch beim Volke ist dieses Gebiet der anhänglichen Treue jedenfalls die schönste Erscheinungsform jener natürlichen Stetigkeit, doch nicht die einzige: am Ende giebt es dort doch ebenso viel ehrenfeste Handwerksmeister, ebenso viel kreuzbrave Hausmütter, deren ganzes Leben die Bewährung eines unwandelbaren Sinnes ist, wie es wirklich charaktervolle Persönlichkeiten in den gebildeten Ständen giebt. Und das ist ja auch insofern kein Wunder, als sich die einfachere innere Organisation umso eher fest erhalten kann: das Instrument mit wenig Saiten giebt seinen einfachen Zusammenklang sicherer ohne störende Verstimmung oder falschen Anschlag, als das künstliche mit zahllosen Saiten oder Tasten seinen reichen Vollklang.

Die gesamte natürliche Begabung, die leiblichen und seelischen Kräfte und Triebe kommen zur freiesten und harmonischsten Verwendung beim Spiel. Spielen — das gehört zur Jugend und namentlich zur Kindheit, das scheidet diese Stufe von der der Erwachsenen, für die das Spiel aufgehört hat und das Gegenteil vom Spiel, der Ernst, herrscht. Und der Ernst — der Ernst der thatsächlichen Verhältnisse namentlich — fehlt wahrlich dem Leben des Volkes nicht, das sich doch immer wesentlich aus denen zusammensetzt, für die sozusagen das Leben an sich, die bloße Aufrechterhaltung des Daseins, das Ziel des Lebens ist. Sonach müßten hier Jugend und Volk recht gründlich von einander verschieden sein; ja der Jugend des Volkes, so scheint es, ist nicht einmal das Sichausspielen, wozu die Natur treibt, in rechtem Maße vergönnt, sie muß so vielfach schon vor der Zeit an dem Ernst der Arbeit teilnehmen! Und doch sind beide auch hier nicht so ganz geschieden, wie man denken sollte. Das Spiel bedeutet für die Spielenden Erhöhung des Lebens-

Digitized by Google

gefühls, und das ist es durch frische Bethätigung von Kräften, durch lebendige Bewegung, durch Setzen anregender Ziele, durch beglückende Täuschung. Bei den Reifen und Gebildeten wird es abgelöst durch wirkliche Lebens- und Strebensziele, durch die Verwendung der Kräfte im Dienst guter und großer Sachen, durch das Gefühl wirklicher Hervorbringung, durch die Freude des Gelingens. Dem Soldatenspielen folgt das Soldatsein, wobei man zwar eine viel schönere Uniform trägt als beim Spiel, aber der Ernst doch gewaltig nahe beim Spaße liegt, und die ganze Bethätigung — nicht bloß in Kriegszeiten — oft sehr über den Spaß geht. Das Spiel mit den Puppen wird abgelöst durch die unendlichen Mutterpflichten und -Sorgen, und so folgt dem Bauen mit Holzklötzchen und dem Haschen und Verstecken und Erraten und Überlisten usw. eine Mannichfaltigkeit entsprechender wirklicher Lebensaufgaben.

Gleichwohl bleibt vom Spiel auch jenseits oder vielmehr (da wir ja keine Kinder mehr sind) diesseits der Spielgrenze etwas, und nicht ganz wenig übrig, und beim Volke im Verhältnis mehr als in der obern Schicht. Man könnte das zunächst in wörtlichem Sinne nehmen: ein Rest wenigstens ist ja von alten schönen Volksspielen in unsrer Kulturwelt noch geblieben, wobei der Wetteifer in körperlicher Stärke und Tüchtigkeit, die Freude am Zusammensein mit vielen und auch die an Scherz und Schelmerei und an erhöhter Freiheit die im einzelnen vielfach wechselnden Bestandteile bilden. Wir beklagen freilich in Deutschland im allgemeinen den Niedergang dieser Spiele, ihr fast völliges Verschwinden, während sie in England und auch in den mitteleuropäischen Gebirgsländern niemals verloren gegangen sind, und Schuld daran wie an so vielem andern Unerfreulichen ist wohl ohne Zweifel die Verarmung und Verkümmerung des Lebens durch die großen Kriege gewesen, wohl auch der Sieg der abstrakten Bildungsziele, die Wirkung einseitiger Geistesarbeit und die Verachtung des Naiven. Doch wir erstreben ja eine Wiederbelebung und dürfen auch auf Erfolg hoffen. Jedenfalls bildet auch das Volksspiel da und soweit es vorhanden ist ein so erregendes, alle Beteiligten so in Anspruch nehmendes, befriedigendes, hinreißendes Stück des Volkslebens, wie nur für die Jugend die besten und gelungensten der Spiele.

Aber Spiel, Spiel für die Erwachsenen, ist ja nicht bloß das, was schlechthin so heißt und so angesehen wird, sondern darüber hinaus viel mehr andres. Und die höhern Stände haben nicht bloß ihr Whist- und Schach- und Billardspiel, nicht bloß Croquet und Lawn-Tennis, nicht bloß die Jagd und den Sport, sondern sie haben außerdem das Spiel des zeremoniellen geselligen Verkehrs (denn so darf man ja wohl diese Einrichtung ansehen, und sie gewinnt dann eine harmlose Daseinsberechtigung), einschließlich der Ballfeste und des studentischen Komments; sodann vor allem das schöne, hohe Spiel der Kunst, die unser inneres Leben mit Empfindungen füllt, die ja nicht aus

Digitized by Google

unserm eigentlichen, wirklichen Leben und Erleben quellen, sondern die uns mit der Illusion des Spiels beherrschen. Wir denken daran freilich kaum noch, wenn wir vom Schauspiel (englisch einfach play) reden oder von dem Klavierspiel. Übrigens spielen wir in der That sogar selbst mit, indem wir im Zuhörerraum sitzen; wir lassen uns nicht bloß vorspielen, sondern mit uns spielen, wir sind an dem, was sich abspielt, entschieden beteiligt. Diese höchste Art des Spiels fehlt dem Volke, wie auch der Jugend; nur ausnahmsweise dringt etwas aus diesem Gebiet in ihren Lebenskreis, aber es wirkt dann doch nicht harmonisch erfassend und emporhebend, es wirkt für die Sinne (von der Schaulust des Volkes war schon die Rede) und für die Gefühle des Staunens, des Mitleids, des Abscheus. Und das ist dann wieder im wesentlichen gleich bei der Jugend und dem Volke — wenigstens wenn wir die erwachsene und schon früh ästhetisch durchtränkte Jugend der obern Stände, vor allem der großen Städte, ausnehmen.

Beim Spiel ist es auch, wo sich die Jugend selbst am echtesten „darstellt," dem Auge des Beobachters am deutlichsten ihre charakteristischen Eigenschaften bietet. Es muß freilich nicht nur an das wilde, jagende, aufgeregte Spiel der halbwüchsigen Knaben oder der umherspringenden Mädchen gedacht werden, sondern an das stille, sinnigere Spiel der Kinderstube. Und wer ein wenig von dem Auge des Malers hat, der wird finden, daß die spielende Kinderwelt immer schön, immer anmutig ist; diesem Alter ist gegeben, daß seine Anmut unverwüstlich ist, daß kein Kollern oder Kriechen oder Rennen, Lungern oder Schaukeln ihm die natürliche Wohlgestalt der Linien raubt. Und etwas ähnliches kann doch auch vom Volke gelten, wenn wir freilich eine wesentliche Änderung machen, wenn wir statt Spiel einsetzen: Arbeit. Beobachtet in ihrer echten und rechten Bethätigung, stellen sich die Menschen aus dem Volke dem Auge fast immer wohlthuend dar: sei es das kehrende Hausmädchen oder der hämmernde Schmied, der Schiffer im Boot, der Säemann oder der Schnitter im Feld, der Mann am Sägebock, die Wäscherin am Waschfaß oder wer sonst, und selbst den nadelhebenden magern Schneider auf seinem Tische und den Schuster „bei seinem Leisten" würde ich nicht ausschließen, ganz zu schweigen von der Poesie der Spinnerin am Rade (wenn es die noch giebt), oder des Gebirgsjägers auf dem Beutegang. Auch bei seinen Festen sieht man das Volk gern, in seinem Gewimmel und seiner unbefangnen Fröhlichkeit und seinem bunten Putz — soweit dergleichen noch da ist und nicht durch triviale Genußbegierde und mißlingende städtische Formen ersetzt ist. Im steifen, halb oder ganz städtischen Sonntagsstaat verzichtet das Volk auf seine natürlichen Vorteile und wirkt oft nicht viel besser als in ihrer Art die Kinder, wenn sie sich einmal Vaters Hut und Stock zulegen oder der Großmutter Haube und Brille aufsetzen.

Dieser letzte Seitenblick veranlaßt uns einen Augenblick bei dem Nach-

Digitized by Google

ahmungstrieb stehen zu bleiben, der ja der Kinderwelt und in andern Formen auch der reifen Jugend noch sehr eigen ist. Er ist auch beim Volke auf seine Art sehr lebendig. Erstens als der starke Trieb beim Einzelnen zur Angleichung an die Gesamtheit, der im wesentlichen unbewußt arbeitet, der es bewirkt, daß Sitte, Brauch, Formen im Volke so fest sind, daß die Rede der verschiednen so gleichartig klingt, die Mundart so bestimmt ausgeprägt ist, nicht zu reden von den Volkstrachten, die ja in den meisten Gegenden zergangen sind oder zergehen. Dann aber waltet derselbe Trieb doch auch zugleich in andrer, in fast entgegengesetzter Richtung; denn das Volk bleibt nie so sehr Volk, willig in seinen von den Schichten der Gebildeten sich scheidenden Kreisen verharrend, daß es nicht in vielen seiner einzelnen Mitglieder über die Grenze hinüberlugte und von den höher und freier stehenden immer etwas und allmählich mehr und mehr entnähme und nachbildete. Darum vergehen ja auch die Volkstrachten, darum durchsetzen sich die Mundarten mit Elementen der höhern Sprache, darum sterben auch Bräuche ab, darum bleibt das Volk — denn so viel näher es der Natur steht, lebt es doch nicht ein entwicklungsloses Leben der Naturvölker — nicht sich selbst gleich. Man muß nicht meinen, daß es nur der edle Trieb der Selbstvervollkommnung sei, der das bewirke, obwohl sich ja immer wieder Sprößlinge des einfachen Volkes zu der besten geistigen Arbeit drängen müssen und sollen, sehr zum Gedeihen dieser Arbeit selbst; es ist nicht nur Nachahmungstrieb. Der Diener im vornehmen Hause kopirt die Miene des Herrn, die Dienstmädchen noch viel leichter die Erscheinungsform der Herrin, der Unteroffizier oder auch der etwas gewandte Soldat folgt in einer gewissen Entfernung den Formen der Offiziere, der Anstreicher ahmt den Künstler nach, der Lampenputzer den Schauspieler, der Schreiber den Bürgermeister, der Maurerpolier den Architekten, der Bauernsohn den jungen Gutsbesitzer, und von der gesamten weiblichen Welt weiß immer ein großer Teil in raschen Übergängen in die Gewandung und Haltung der Damen hineinzuschlüpfen. Nicht bloß die Kinder möchten gern „schon groß“ sein, die Jünglinge schon einen Bart haben, die Schulmädchen schon auf den Ball gehen oder schon angebetet werden, auch die Leute aus dem Volke denken sichs drüben so viel schöner und glauben ein erhöhtes Leben zu finden, wenn sie erst in die fremde Region gedrungen sein werden.

In die fremde Region; denn in der That ist das eigentliche innere Leben der Gebildeten dem Volke unbekannt und unverständlich, fast ebenso wie den Kindern das innere Leben der Erwachsenen. Die Kinder halten die Erwachsenen zunächst für viel mächtiger, dann für viel wissender und endlich für viel fertiger, sicherer — oder auch eingetrockneter —, als sie wirklich sind. Und das Volk hält die Höherstehenden zwar auch für sicherer und wissender, aber vor allem für viel glücklicher, als es selbst ist, und wenn es auch dort einmal

Digitized by Google

das regelmäßige Menschenleid oder eine Krisis natürlichen Menschenglücks einkehren sieht, den Tod eines einzigen Kindes, die Mutterschmerzen oder das Mutterglück einer hohen Frau, ängstigende und zehrende Krankheit eines stattlichen Mannes, dann blickt es, wenn es seine Gutartigkeit bewahrt hat, gerührt darauf hin, es findet die Verbindung hergestellt, die sonst seinem Gefühle fehlen würde.

Aber es ist nicht bloß jene fremde, jenseitige Lebensregion der Höherstehenden, die sich dem eigentlichen Verständnis verschließt. Unverständlich bleiben dem Volke wie der Jugend überhaupt eigentliche, entwickelte Persönlichkeiten in ihrer Organisation, in dem Zusammenhang ihrer Eigenschaften, denn man muß eben selbst Persönlichkeit sein, um dies Verständnis für andre zu haben. So bleibt beim Volke, wie die Gesichtspunkte für die Beurteilung der Dinge überhaupt wenig zahlreich sind, auch die Einteilung menschlicher Eigenschaften oder Handlungen höchst einfach; wohl reicht das Gefühl oft weiter, viel weiter mit seiner Unterscheidung, aber die bewußte Einordnung und sprachliche Bezeichnung ist auf wenige Rubriken beschränkt. Gut und böse, das stellt lange Zeit die Einteilung bei den Kindern dar, „lieb" und „garstig" (oder wie sonst der Ausdruck der Kinderstube je nach Gegend und Mundart lautet) fällt in eine noch frühere Lebenszeit. Und beim Volke steht das einfache Adjektiv „schlecht" den Bezeichnungen wie brav, ordentlich, ehrlich gegenüber, wobei übrigens der Tadel weit häufiger in den Mund genommen wird als das Lob, denn erst die Abweichung von der Ordnung wird ins Bewußtsein gefaßt; man kommt auf die Eigenschaften der Menschen erst zu sprechen, wenn sie einem gefährlich werden oder geworden sind, theoretisch ist die Beurteilung überhaupt nicht. Wo aber immer nur eine Eigenschaft empfunden und aufgefaßt und die Persönlichkeit mit dieser Eigenschaft erschöpft wird, da ist es dann natürlich, daß das Urteil über die Person oder die Empfindung ihr gegenüber auch rasch wechselt, je nach dem ein gewinnender oder ein abstoßender, ein willkommner oder ein unbequemer Zug zum Vorschein kommt. Daß man diese Eindrücke auch höchst rückhaltlos in Worte kleidet, wurde schon berührt; nicht bloß von je zwei jungen Schwestern bezeichnet die eine ohne großen Anlaß die andre als eine falsche Katze, oder der Bruder den Bruder als einen Erzlügner, die Schwester als ein Schaf, auch im Volke ist man bekanntlich rasch damit bei der Hand, seinen Nächsten für grundschlecht zu erklären, wenn er den eignen Wünschen in die Quere kommt oder im einzelnen Falle in einem zweifellosen Unrecht erfunden worden ist. Man ist dann immer gleich erstaunt, daß die Menschen so schlecht sein können! Man fühlt sich in der Enge des Lebens gewissermaßen immer in Verteidigung der eignen Person gegen die Mitmenschen, trotz aller guten Kameradschaft oder Gevatterschaft, der Umschlag erfolgt jeden Augenblick mit Leichtigkeit, weil sich eben nicht entwickelte Personen gegenübertreten, nicht wirklich persönliche Freundschaften

Digitized by Google

reifen, sondern etwas ähnliches wie die Pferdefreundschaften des Stalles, von denen seinerzeit Matthias Claudius an seinen Freund Andres schrieb, nur daß die Pferde sich nicht so leicht entzweien.

Das Volk bringt es eben, wie die Jugend, nicht zur innern Unabhängigkeit. Bald erliegt der Einzelne der Abhängigkeit von der Gesamtheit, mit der ihn Lebensgemeinschaft verbindet, bald auch der Abhängigkeit von seinen augenblicklichen Eindrücken, bald erliegen viele der von einem überlegnen Menschen. Für die Jugend ist es ja das Normale, das Wünschenswerte, daß sie in innerer Abhängigkeit sei von denen, die ihr wirklich Autorität sein können; aber die Empfänglichkeit für die Autorität irgend eines dreistern Altersgenossen bleibt immer viel größer. Und so ist das Volk immer in der Gefahr, daß neben und über den zu seiner Leitung berufnen sich wilde Autoritäten aufwerfen und Wirkung thun. Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts weiß davon ein Lied zu singen. Dabei ist immer die Autorität der zum Volke selbst Gehörenden viel sicherer und wirkungsvoller als die der Jenseitigen, ganz wie bei dem dreisten Knaben auf dem Spielhof oder dem frühreifen Schulmädchen unter seinesgleichen. Der aber, der sich nicht leicht von der Menge mitführen und ziehen läßt, der dazu neigt, einen eignen Standpunkt zu gewinnen, der strebt eben damit schon aus dem Volke heraus, wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist.

Mit dem Bedürfnis, sich von außen her bestimmen zu lassen, von der stumpfen Autorität der bloßen Menge oder der Überlieferung, oder von der wilden und frechen Einzelner, mit der Unfähigkeit also, sich eigentlich selbst zu bestimmen, ist nahe verwandt die Unfähigkeit oder wenigstens die geringe Fähigkeit und Neigung, sein eignes Leben durch Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft verständig zu regeln. Der Kindheit, der Jugend liegt das ja ganz und gar fern; auf die Zukunft mag sie der Erziehende immer wieder hinweisen, ihre Sorge, ihr Interesse gilt ganz wesentlich der Gegenwart, und für die übeln Seiten der Vergangenheit hat sie ein glückliches Vergessen. Das ist das natürliche Recht der Jugend, ist mit ihrer Art von Glück eng verbunden. Wohl träumt sie gern von der Zukunft, aber sie sorgt sich nicht gern um sie. Für die Menschen aus dem Volke bedeutete es einen ungeheuern Gewinn, wenn sie lernen wollten, die Vergangenheit recht im Sinne zu behalten und mit der Zukunft ernstlich zu rechnen; aber die es thun, das sind nur die vereinzelten Besten, Wertvollsten, und sie wirken damit nicht auf einen großen Kreis, meist nicht einmal auf ihre nächste Umgebung, in der sich oft der vollste Leichtsinn doch wieder neben der treuesten Sorge und Aufopferung findet. Freilich wäre es schon erklärlich genug, daß man nicht ernstlich an den übernächsten Tag denken mag, erklärlich aus dem Gewicht der Sorge um den nächsten Tag, die doch für den größten Teil des Volkes groß genug bleibt; wollte man dort alle bösen Möglichkeiten der Zukunft wirklich ins Auge fassen,

Digitized by Google

so wäre die Gegenwart in unerträglichem Grade bedrückt. Daß man sie zu leicht abweist, gehört eben zum Wesen, zur Natur des Volkes. Und so haben wir denn immer wieder die Hände zu ringen über die Gleichgiltigkeit, womit die Gelegenheiten zur Sicherung von Hab und Gut gegen die Schädigung der Elemente versäumt werden, oder über den Mangel an haushälterischer Einteilung, sobald ein großer Vorrat (von Geld, Früchten, Brennmaterial usw.) da zu sein scheint, um von andern Beispielen zu schweigen. „In den Tag hinein leben," weil eben der Tag da ist und die einzelnen Stunden und Minuten sich öffnen und immer Leben bedeuten, das wird der Kindheit gegönnt, und auch der erwachsenden Jugend, die sich davon noch nicht recht losmachen kann, wird es nicht sehr übel genommen; die Zeit bringt für die meisten andre Gewöhnung. Und auch dem Volke wird man schließlich gönnen müssen, einigermaßen in den Tag hinein zu leben, weil hinter dem Tage so viel Nacht ist; aber freilich, die Aufgabe der Erhebung des Volkes über diese Stufe bleibt darum eine große und dauernde für die, die an seiner Erziehung zu arbeiten haben, was nicht etwa nur einzelne Beauftragte sind.

Schwerlich ist es übrigens heute noch nötig, der Anschauung zu gedenken, als ob das Leben des Volkes im ganzen innerlich heiterer sei als das der höhern Stände. Diese Anschauung machte sich bekanntlich im vorigen Jahrhundert fühlbar, wo man an das idyllische Dasein der einfachen Leute glaubte, es gern in Dichtung und Musik verherrlichte und für den Druck seines Daseins kein Auge hatte. Erwähnt wird das hier auch nur um der Parallele mit der Jugend willen; denn auch die Anschauung von deren Sorgenfreiheit ist wenigstens nicht so begründet, wie man anzunehmen oder einander nachzusprechen pflegt. Hat sie nicht die Sorgen der Erwachsenen, die zusammenhängenden, weitblickenden, vom Verstande mit genährten, aus den mannichfachsten Lebensbeziehungen quellenden Sorgen, so ist desto größer die Sorge des Augenblicks, die Angst vor einer Schwierigkeit oder Gefahr, die Furcht vor einer Strafe, der Druck einer Pflicht. Sie wird freilich leichter hinweggewischt durch die Lust des nächsten Augenblicks, aber sie füllt die Seele auch ganz, wenn sie da ist, die Kräfte zur Überwindung sind noch nicht erstarkt. Wenn Lachen gleich Glück wäre und Kichern gleich Glückseligkeit, dann wären freilich die Backfische die beneidenswertesten Menschen.

Auch das Lernen aus der Vergangenheit ist keineswegs so selbstverständlich, wie man meinen möchte. Wenn es heißt, daß ein gebranntes Kind das Feuer scheue, so ist das zwar richtig für den Fall eines wirklich schmerzhaften Brennens, aber zahlreiche üble Erfahrungen von geringerer Deutlichkeit und Nachhaltigkeit hinterlassen keine Wirkung. Kein Fall wird ein gesundes Kind von neuem Laufen, Rennen und Gleiten abhalten, und selbst elterliche Schläge treiben die mancherlei kleinen Teufelchen der Unart nicht aus. Und wenn bei den Gebildeten, also auch zur Selbstbeherrschung und Selbstbesinnung Gebildeten das zunehmende

Digitized by Google

Lebensalter mit all seinen Erfahrungen nicht vor großer Thorheit schützt (man beobachtet z. B. selten, daß nach einer ersten thörichten Heirat die zweite viel klüger gewesen wäre), so wird es beim Volke noch ein wenig ärger sein dürfen. Nur davon, wie schlecht die Mitmenschen seien, erhält man dort meist nach einigen mißlichen Erfahrungen eine feste Meinung und spricht sie gelegentlich mit tiefem Abscheu und naivem Pharisäismus aus. Im ganzen aber bildet sich durch die persönliche Erfahrung keineswegs eine besonders feste begriffliche Erkenntnis aus. Eher erwächst dergleichen allmählich aus dem Erfahrungsleben der Gesamtheit und findet, als sogenanntes Sprichwort geformt und von Mund zu Mund überliefert, gelegentlich im Bewußtsein des Einzelnen Widerhall. Nicht als ob alle die in den Schullesebüchern oder sonst zusammengestellten Sprichwörter wirklich volkstümliche Weisheit bedeuteten und volkstümliches Gewächs wären, und zumal das Volk von heute wird schwerlich noch neue Gedanken dieser Art ausprägen, da ihm ja einerseits durch die Herauslösung der Gebildeten die besten Kräfte entzogen sind oder immer wieder entzogen werden, und andrerseits die Weisheit der Vorzeit schon fertig eben durch die Schule und die sonstige Berührung mit den Gebildeten überliefert wird. Aber ein Teil wenigstens pflanzt sich wirklich im Volke selbst fort oder lebt immer neu darin auf; und dabei ist bezeichnend, daß diese Erkenntnisse nicht als allgemeine Gedanken, als Erfahrungen der Menschheit an sich selbst genommen werden, sondern daß sie der Einzelne vom Einzelnen bezieht und auf eine weitere Vergangenheit nicht zurückführt. „Mein Vater selig hat immer gesagt," oder: „Da sag ich, wie meine Eltermutter immer sagte," oder: „wie unsre alte Nachbarin meinte" — so pflegt man im Volke Erbweisheit hervorzuholen, und natürlich, sie bleibt durch diese persönliche Überlieferung viel lebendiger oder vielmehr erst wirklich lebendig, im Unterschied von der Übermittlung durch Schule und Buch, denn das Wort taucht dort zugleich mit der Situation auf, aus der es entspringt, nicht in abstrakter Form, in gedachtem oder gemachtem Zusammenhang.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Karl Otfried Müller

Ein Gedenkblatt

Der 28. Auguſt iſt für das deutſche Volk ein weihevoller Gedenktag als der Geburtstag Goethes. In dieſem Jahre aber müſſen wir daneben noch eines andern Mannes gedenken, auch eines weiten und großen Geiſtes, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, Karl Otfried Müllers. Es liegt mir fern, beide Männer mit einander vergleichen zu wollen; das hieße beiden Unrecht thun. Aber gemeinſam war ihnen die ſeltne Fähigkeit, ſich liebevoll in das Kleinſte zu vertiefen, ohne dabei den Überblick über das Ganze, dem ſich tauſend Einzelheiten unterordnen, zu verlieren.

Er war „nur“ ein Philolog, dieſer Mann, noch dazu der klaſſiſchen Philologie ergeben, für die unſre von der Naturwiſſenſchaft bezauberte oder in ödem Sport und andern Äußerlichkeiten verſunkne Zeit nicht viel Sympathien übrig hat. Aber er war eine der großartigſten Erſcheinungen der deutſchen Wiſſenſchaft, und den Epigonen ziemt es, ihm heute den Ehrenkranz auf ſein Grab zu legen, das er fern von der Heimat, im Angeſichte der Akropolis von Athen, gefunden hat. Wie ein glänzendes Meteor ſtieg er auf an dem Himmel der Wiſſenſchaft, um nach kurzem Leuchten plötzlich zu verlöſchen; aber ſein Licht hatte andres Licht entzündet. Was er errungen und verfehlt hatte, es hat der Wiſſenſchaft zur Lehre gedient, und je mehr im einzelnen mancher Bauſtein ſeiner Werke unter Sonne und Sturm neuer Entdeckungen und Forſchungen verwittert und zerbröckelt, um ſo feſter ſteht das Fundament, die Geſamtanſchauung ſeiner Wiſſenſchaft. Immer mehr kommt gegenüber einer kleinlichen, die Einzelforſchung nicht als Mittel, ſondern als Ziel anſehenden Auffaſſung der große Gedanke ſeines Lebens zur Geltung: der Gedanke einer Altertumswiſſenſchaft. Es iſt zwar noch nicht lange her, daß man verblendet genug war, dieſen Gedanken nicht nur zu bekämpfen, ſondern auch mit ſcheinbar logiſcher Darlegung zu beweiſen verſuchte, daß der Begriff einer Altertumswiſſenſchaft an ſich ein Unding ſei. Aber ſolche Stimmen blieben doch nur vereinzelt, und man kann ihre Lehre auf ſich beruhen laſſen.

Digitized by Google

Karl Müller, oder wie er sich auf Philipp Buttmanns Rat nannte, Karl Otfried Müller, war am 28. August 1797 in Brieg als der Sohn eines Pfarrers geboren. Beides war für sein Leben bedeutungsvoll; wie er auch später, als er der engern Heimat längst entrückt war, in der Sprache den Schlesier nicht ganz verleugnete, so hatte er auch das lebhafte Naturell, den beweglichen Geist des Schlesiers; und als Pfarrerssohn war ihm die Gabe wohlgesetzter, klangvoller Rede eigen, mit der er oft aus dem Stegreif seine Freunde und Schüler zur Begeisterung hinriß. Schon auf der Schule erregte er durch die Gewandtheit des Wortes Aufmerksamkeit, und als er, noch nicht siebzehn Jahre alt, Ostern 1814 die Universität Breslau bezog, setzte man von vielen Seiten auf ihn große Hoffnungen. Aber Breslau war nicht der Boden, wo er wurzeln sollte. Zwar kamen ihm die Philologen, besonders Heindorf und Passow, freundlich entgegen; auch die Philosophen versäumte er nicht zu hören, unter andern den geistreichen Steffens. Aber die Erleuchtung über seinen künftigen Beruf kam ihm nicht aus dem Unterricht dieser Männer, sondern aus einem Buche, auf das ihn Heindorf hingewiesen hatte: aus Niebuhrs Römischer Geschichte.

Dies Werk zeigte ihm wie mit einem Zauberschlag den Weg, den seine eigne Forschung künftig zu gehen hätte; die Vorstellung des Altertums als einer Gesamtheit, der Begriff der Altertumswissenschaft als einer Geschichte im höhern Sinne, begann vor seinem Geiste Umriß und Gestalt zu gewinnen. Und nun erkannte er auch, daß in Breslau seines Bleibens nicht sei; an der glanzvoll erblühenden jungen Universität Berlin lehrten Männer wie Philipp Buttmann und August Boeckh, die dieselben Ideale hegten, denen nun auch der junge schlesische Student nachzustreben begann. An diese beiden, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes standen, schloß sich Müller begeistert an, während ihm Friedrich August Wolf weniger zusagte. Mit Feuereifer warf er sich auf die Studien; die Elastizität seines Geistes und die Ausdauer seines Körpers erlaubten es ihm, sich der angestrengtesten Arbeit hinzugeben und doch zu rechter Zeit fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Buttmann und Boeckh wurden bald auf ihn aufmerksam; sie öffneten ihm ihr Haus und suchten ihn auf alle Weise zu fördern. Besonders Boeckh nahm sich seiner in der liebevollsten Weise an und wurde, wie Müller selbst oft anerkannt hat, der „Vater seiner Studien." Es ist ein unschätzbares Glück auch für den Begabtesten, wenn sich zur rechten Zeit der rechte Leiter findet. So war es auch bei Müller. Er hatte bald nach seiner Aufnahme in das Seminar sein Augenmerk auf eine große Arbeit gerichtet: auf eine Behandlung der samothrakischen Mysterien. Dazu betrieb er neben der klassischen Philologie noch allerlei abliegende Dinge, die sein Verständnis der Mysterien fördern sollten. Da war es Boeckh, der in richtiger Erkenntnis dessen, was ihm frommte, zur rechten Zeit eingriff. Er fürchtete mit Recht, die Schwingen des jungen Adlers würden bei allzukühnem

Digitized by Google

Fluge vor der Zeit erlahmen, er würde seine Kraft an einer unlösbaren Aufgabe verzetteln. So machte er ihm ernstliche Vorstellungen und wies ihn auf die nähern, würdigern Aufgaben hin, die sich bei einer Beschränkung auf Hellas darböten. Und der Schüler hörte zu seinem Heil auf die mahnende Stimme des Lehrers. Er verließ den unsichern, phantastischen Boden der Mysterien und fand bald eine Aufgabe nach dem Sinne des verehrten Mannes. Aigina wurde nun der Mittelpunkt seiner Arbeiten, und als er am 25. Oktober 1817, kaum zwanzig Jahre alt, seine Studien abschloß, widmete er seine Schrift „Aeginetica" dem geliebten Meister.

Die Schrift, in der sich schon die Keime seiner spätern Ideen über die Altertumsforschung erkennen lassen, verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen, und so kehrte er nach dem schönen Erfolg mit gehobner Stimmung in das Vaterhaus zurück, nach Ohlau, wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war. Aber schon nach kurzer Zeit, im Januar 1818, bot sich ihm von zwei Seiten die Aussicht auf eine Lebensstellung; er wählte die Stelle als Lehrer am Magdalenengymnasium in Breslau, wo er sich mit Eifer dem Unterricht widmete. Aber wieder sollte hier nicht lange seines Bleibens sein, und wieder war es Boeckh, der das Lebensschifflein seines Lieblingsschülers in einen andern Kurs lenkte; er wollte diese hervorragende Kraft der Wissenschaft erhalten.

So geschah das Unerhörte, wohl seit Melanchthons Tagen nicht wieder Dagewesene: der noch nicht zweiundzwanzigjährige junge Lehrer erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Göttingen. Göttingen mit seiner glänzenden Bibliothek, der Ort, wo Heyne so lange Jahre erfolgreich gewirkt hatte, wo Heeren noch einen maßgebenden Einfluß ausübte, wo eine Reihe der hervorragendsten Männer lehrte, das sollte fortan der Boden sein, auf dem Müller wirken und schaffen durfte. Es war ein Wagnis von Seiten der Universität, dem alten Stamm ein junges Reis aufzupfropfen; ein Wagnis auch für den jungen Gelehrten selbst, dort an der Stätte der Wissenschaft zu zeigen, was er vermochte. Aber das Wagnis gelang. Hochbeglückt nahm Müller den Ruf an, und er rechtfertigte ihn aufs glänzendste. Wie sich Müllers Lehrgabe in seinem Schulamt geübt und befestigt hatte, so waren es bald auch wissenschaftliche Werke, die zeigten, wie sehr Boeckh im Recht gewesen war. Schon jetzt trat die geistige und wissenschaftliche Eigenart Müllers deutlich hervor. Das Griechentum war der Mittelpunkt seiner Gedanken und seiner Forschungen. Er ging ja darin zu weit, daß er diesem einzigen Volke eine Ausnahmestellung zuweisen und es als geistig und künstlerisch unabhängig hinstellen wollte von fremden, besonders von ägyptischen Einflüssen; die neuere Forschung ist in vielen Einzelheiten zu andern Ergebnissen gelangt. Aber der methodische Grundgedanke seiner Hauptschriften ist richtig und wird es immer bleiben: die Forderung, das Griechentum vor allem aus sich selbst zu erkennen, das griechische Volkstum nicht in der

Digitized by Google

Sprache allein, sondern in allen seinen Lebensäußerungen wiederzufinden und zu verstehen. Schon vor Antritt seiner Professur hatte er in Dresden Gelegenheit, die antike Kunst zu studiren; und er that es mit dem Geist des Altertumsforschers, also in dem Sinne, wie allein auch heutzutage die griechische Kunstforschung Sinn und Wert hat. Das war damals freilich insofern leichter, als die rein ästhetisirende Kunstbetrachtung noch nicht den Anspruch machte, als die allein rechtmäßige Archäologie zu gelten.

Im Jahre 1819 begann Müller seine Thätigkeit in Göttingen. Im folgenden Jahre erschien sein erstes größeres Werk: „Orchomenos und die Minyer." Er wagte sich damit an eine der schwierigsten Aufgaben der ältesten griechischen Geschichte. Gegen die Art, wie er sie zu lösen versuchte, läßt sich ja manches einwenden, aber schon die Wahl des Gegenstandes ist bezeichnend und war für damals eine That. Wie seine erste Abhandlung an Aigina anknüpfte, sein Göttinger Antrittsprogramm an Delphi, eine weitere Abhandlung an die Heiligtümer auf der Burg von Athen, so führt uns dies Werk ins Boioterland, nach Orchomenos am Kopaissee, wo der Volksstamm der Minyer wohnte, und wo lange nach Müller die Forschung Reste uralter Kultur zu Tage gefördert hat. Das sind alles Stätten, an denen das Interesse des griechischen Altertumsforschers besonders Anteil nehmen muß; aber diese Stätten einzeln zu betrachten und in der Vereinzelung tiefer in ihre Geschichte einzudringen, das war Müllers Ziel und Absicht. Er erkannte klar, daß die umfassende griechische Geschichte, wie sie sich allmählich vor seinem Geiste aufbaute und immer festere Gestalt annahm, von unten auf gezimmert werden müsse, und so griff er als eifriger Zimmermann mit zu. Ihm war die griechische Geschichte der ältesten Zeit eine Geschichte der griechischen Stämme, sowohl die äußere Geschichte, wie die Religion, die Kunst und das übrige geistige Leben. Von diesem fruchtbaren und gewiß richtigen Gesichtspunkt aus untersuchte er nun zuerst den Stamm der Minyer in seinen Wohnsitzen, seiner Ausbreitung und seiner Geschichte. Daher führte denn dieses Buch auch den zweiten Titel: „Geschichten hellenischer Stämme und Städte, erster Teil." Vier Jahre später folgten zwei weitere Teile des Werkes mit dem gemeinsamen Titel: „Die Dorier," die als Müllers Hauptwerk zu betrachten sind. Er hatte unter den griechischen Stämmen den Volksstamm der Dorier ausgewählt, zunächst wohl deshalb, weil er in der mannhaften Tüchtigkeit und ernsten Gemütsart dieses Volksstammes sein eignes Ideal zu finden glaubte. Nicht umsonst ist er in Göttingen von seinen Freunden scherzend „der Dorier" genannt worden; seine Begeisterung für dorisches Wesen ging so weit, daß sie manchmal vielleicht mehr in die dorische Volksseele hineinlegte, als sich mit den Thatsachen vereinigen ließ. Die Schrift zeigt alle Vorzüge der selbstgewollten Beschränkung auf ein mit eifrigster Geistesarbeit durchdachtes Einzelthema; freilich fehlen auch die Mängel nicht, die sich bei einer solchen Beschränkung einstellen. Ohne

Digitized by Google

die große Leistung verkleinern zu wollen, die besonders als Zusammenweben von Einzelzügen zu einem gewaltigen Gesamtbilde ergreift, tritt man doch dem Andenken des Verfassers nicht zu nahe, wenn man einige seiner Ergebnisse als von der neuern Forschung überholt bezeichnet. Er sucht den Stamm der Dorier von kleinen Anfängen bis zu der großartigen Ausbreitung zu verfolgen, die er in geschichtlicher Zeit gewann, und die Einheitlichkeit des Charakters, das unabänderliche Festhalten an denselben Idealen nachzuweisen. Auf dem Gebiete der Religion sind ihm da Apollon und Herakles die Sinnbilder des echten Doriertums. Apollon ist ihm der spezifisch dorische Gott, überall von den Doriern verehrt, ihr Stammesgott, und als solcher später zu allgemeiner Bedeutung ausgebildet. Aber freilich, so bewunderungswürdig diese Anschauung ist, die unter dem einen Gesichtspunkt alle erreichbaren Zeugnisse zusammenfaßt, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß dieses Bild der Apollonreligion nicht das richtige ist. Apollon ist nicht ein ursprünglich dorischer Gott; wir können sogar verfolgen, wie er erst im Verlauf der Geschichte dazu geworden ist. Wie sich der Name des Gottes, der hehrsten Erscheinung der ganzen griechischen Götterwelt, noch bis heute einer sichern Deutung entzieht, so sind auch die Ursprünge seiner Religion noch immer dunkel. Wo man zuerst in urältester Zeit mit dem Namen Apollon den Begriff der Gottheit verband, das ist für uns noch heute in Dunkel gehüllt. Auch in Delphi, von wo ihn der Siegeszug der Dorier in den Peloponnes mitnahm, scheint er nicht ursprünglich zu sein; und alte Kulte im Bereich des ionischen Volksstammes zeigen, daß er auch dort seit alter Zeit Verehrung genoß. Es gilt von Apollon in hervorragendem Maße, was auch von manchem andern der großen Götter der Hellenen gilt: sie sind erst allmählich zu der Größe, zu dem Range emporgewachsen, die sie in klassischer Zeit behaupteten, aber die älteste Form und Bedeutung ihrer Verehrung läßt sich nicht mehr feststellen. Es würde hier zu weit führen, zu zeigen, wie die Apollonreligion erst allmählich, Schritt für Schritt zu ihrer spätern umfassenden Bedeutung kam und viele ältere Kulte auffog. Dennoch bleibt Müllers Werk der erste großartige Versuch, in das innere Wesen der Apollonreligion einzudringen.

Neben Apollon, dem dorischen Gott, steht für Müller Herakles, der dorische Held. Noch neuerdings ist dieser dorische Gottmensch, wie ihn Müller darstellt, mit den Mitteln einer hervorragenden Gelehrsamkeit durchgeführt worden in einer Weise, daß der Widerspruch zunächst verstummen mußte. Dennoch muß auch diese These als noch nicht vollständig bewiesen gelten, und es giebt Bedenken dagegen, die sich nicht so leicht aus der Welt schaffen lassen. Aber das stolze Bild des echten Doriertums, das Otfried Müller entrollt, bleibt bei alledem bestehen, es ist mit seinem Namen auf alle Zeiten verknüpft.

Daß Müller noch weitere griechische Stämme in ähnlicher Weise zu behandeln beabsichtigte, ist wahrscheinlich; zunächst verfaßte er zum Schutze seiner

Digitized by Google

von verschiednen Seiten angefochtnen mythologischen Forschungen die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie," gewissermaßen das Programm und die Begründung eines wissenschaftlichen Hauptgedankens seines Lebens. Noch einmal wandte er in der nächsten Zeit seine Forschung der Stammesgeschichte zu in einer kleinern Schrift über die Makedonier (1825) und dem Buche über die Etrusker (1828). Das in seiner Eigenart so merkwürdige Volk der Etrusker mußte einen Gelehrten besonders anziehen, der in der geschichtlichen Entwicklung die Stammesart so stark betonte. Denn kaum bei einem andern Volke des Altertums tritt der eigentümliche Nationalcharakter in den hinterlassenen Denkmälern so stark hervor, wie bei den Etruskern, obwohl eine so wichtige Seite seines Geisteslebens wie die Sprache noch heute nicht mit Sicherheit erforscht ist. Das Werk Müllers war das erste wirklich wissenschaftliche Werk über die Etrusker und ist auch jetzt noch, in der neuen Bearbeitung von W. Deecke, das Hauptwerk geblieben.

Eine andre Seite wissenschaftlicher Thätigkeit des rastlosen Forschers, die für die letzte Zeit seines Lebens maßgebend werden und schließlich den tragischen Abschluß herbeiführen sollte, begann jetzt auch litterarisch hervorzutreten: die Archäologie der Kunst. Er hatte in Göttingen auch Archäologie zu lehren; die ersten Versuche, sich in dieses bisher von ihm selbständig nicht betriebne Gebiet der Altertumswissenschaft einzuarbeiten, machte er bei dem Dresdner Aufenthalt vor Antritt seiner Göttinger Professur. In Göttingen, wo Lehren und Lernen Hand in Hand gingen, wuchsen ihm die Schwingen der Forschung, und als Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande erschien 1830 das „Handbuch der Archäologie der Kunst," damals einzig in seiner Art und noch heute das einzige nennenswerte deutsche Werk dieser Art.*) Unsre Zeit der großartigen Funde und Entdeckungen auf diesem Gebiete scheint wenig dazu angethan, die abschließende Behandlung in einem Handbuch rätlich zu machen. Müllers Handbuch umfaßt nicht nur eine Kunstgeschichte des Altertums, sondern auch die sogenannte Kunstmythologie, d. h. eine Betrachtung der Vorstellungen der Griechen von ihrer Götterwelt, wie sie sich aus den Darstellungen auf Kunstwerken ergiebt. Für beides, Kunstgeschichte wie Kunstmythologie, waren bildliche Beigaben wünschenswert. Diese erschienen 1832 unter dem Titel „Denkmäler der alten Kunst" in Form eines Atlas von Kupfertafeln, die in Umrißzeichnung eine große Zahl von Kunstwerken wiedergeben, im ersten Teil nach dem kunstgeschichtlichen, im zweiten nach dem mythologischen Gesichtspunkt geordnet; dazu ein begleitender Text, der zu jedem einzelnen Kunstwerk die nötigen Erläuterungen und Nachweise gab. Die Nützlichkeit des Werkes geht am besten aus der Thatsache hervor, daß es nach

*) Eine neuerdings erschienene unwürdige Sudelei ist von der Kritik mit dem gebührenden Hohn und Spott überschüttet worden.

Digitized by Google

Müllers Tode zwei neue Auflagen erlebte. Beide sind in sorgfältiger Weise bearbeitet worden von Friedrich Wieseler, der sein langes Leben hingebungsvoll wesentlich in den Dienst dieser Aufgabe stellte; eine dritte Auflage blieb unvollendet. Jetzt, nachdem auch Wieselers Händen die Feder entsunken ist, ist eine vierte Ausgabe in Vorbereitung.

Es sind hier nur die Hauptwerke Müllers genannt worden, ohne der zahlreichen kleinern, zum Teil schon bedeutenden Einzeluntersuchungen Erwähnung zu thun. Mit einem Worte muß aber doch zum Schluß noch sein letztes, unvollendet gebliebnes Werk erwähnt werden, seine „Geschichte der griechischen Litteratur."

Die trockne Aufzählung dieser Werke kann freilich nur wenig dazu beitragen, das Bild des nun Hundertjährigen wieder lebendig zu machen. Darum soll auch eine Schilderung seiner Persönlichkeit nicht fehlen, die uns aus zwei Schriften von Friedrich Lücke und Ferdinand Ranke*) so anziehend entgegentritt. Sein jugendliches Feuer machte sich in Göttingen bald als belebendes Element geltend. Begeistert lauschten die Studenten dem jungen Professor, der in wohltönender Rede zu ihnen sprach und den trockensten Gegenstand mit der Wärme seiner Persönlichkeit zu erfüllen wußte. Willig öffneten ihm auch die Amtsgenossen ihre Herzen; besonders die jüngern scharten sich bald um ihn als ihren Führer und Mittelpunkt. In Göttingen sollte ihm auch das Glück der eignen Häuslichkeit erblühen; nachdem im Jahre 1823 der Fünfundzwanzigjährige zum ordentlichen Professor ernannt worden war, vermählte er sich im folgenden Jahre mit einer Tochter des Geheimen Justizrats Hugo, die von Freunden der Familie als eine überaus liebenswürdige, geistig hochstehende Frau geschildert wird. Ein erlesener Kreis sammelte sich um den jungen Professor, und das Glück der persönlichen Mitteilung, des Für- und Widerredens erschien ihm so unentbehrlich, daß er bald nach seiner Berufung, sowie er etwas heimisch geworden war, einen für seine Art sehr bezeichnenden Verein gründete: die „Ungründlichen." Diese übermütig scherzhafte Bezeichnung erregte in den Kreisen des alten, schulmäßig und wohl auch etwas pedantisch gründlichen Göttingen manches Kopfschütteln. Zu einem eigentlichen Anstoß ist es aber offenbar nie gekommen, denn es wurde bald klar, daß die Maske der Ungründlichkeit hier nur die ernsten Spiele und den spielenden Ernst verdecken sollte, in dem heitere, lebensfreudige Männer verschiedner Wissenschaften Erholung suchten. Müller war, wie erzählt wird, einer der Heitersten und Lebhaftesten und immer zu Scherz und Frohsinn aufgelegt. Aber man konnte sich überhaupt auf die Dauer nicht hinter der Maske der Ungründlichkeit bergen. Wie der Verein der Ungründlichen jedenfalls der

*) Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Von Dr. Friedrich Lücke. Göttingen, 1841. — Karl Otfried Müller, ein Lebensbild, entworfen von Ferdinand Ranke. Berlin, 1870.

Digitized by Google

„Gesetzlosen Gesellschaft“ der Berliner Universitätskreise nachgebildet war, so ging er schon nach wenigen Jahren in eine andre Form über, die „Latina,“ die offenbar nach dem Berliner Muster der „Griechheit“ geschaffen war. Man las in der „Latina“ gemeinsam lateinische Schriftsteller und besprach im Anschluß daran schwierige Stellen oder wichtige Fragen der Altertumswissenschaft. Es waren nicht Philologen, die diesen Verein bildeten, sondern Männer der verschiedensten Wissenschaften. So war es natürlich, daß Müller als Philolog eine Art von ständigem Präsidium ausübte, was er mit Nachdruck und Lebhaftigkeit that, sodaß ihn Göschen scherzhaft „unsern Tyrannen“ nannte. Die Art, wie er sich dort unter den Freunden bewegte, wird anziehend von Lücke geschildert. Besonders wohlthuend empfand man bei seinem lebhaften Temperament die Geduld, mit der er stets die Meinungen der Nichtphilologen anhörte, die Freude, mit der er jede treffende Bemerkung andrer in den Protokollen verzeichnete, und die Selbstbeherrschung, vermöge deren er in der lebhaftesten Disputation nie verletzend wurde.

Bei aller Arbeitsamkeit war er kein Stubenhocker; häufig machte er mit den Freunden Spaziergänge, „fast Sprünge,“ in die Umgegend. Seine gesunde Natur haßte die Krankheit und glaubte nicht an die Ärzte. In der Familie war er ein guter Sohn und Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater. Auch den Bestrebungen und Gedanken seiner Zeit stand er nicht teilnahmlos gegenüber; die neuere deutsche Litteratur, der alternde Goethe und die Romantiker, wurden eifrig von ihm gelesen. Nur für politische Dinge scheint er geringe Teilnahme gehabt zu haben. Er hatte mit der Zeit manche Ehre gewonnen, war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Direktor der archäologischen Universitätssammlungen, Hofrat und Professor der Beredsamkeit geworden. Als solcher hatte er 1837 beim Universitätsjubiläum die Festrede zu halten. In das Fest hatten schon die Mißtöne des kommenden Staatsstreichs hineingeklungen, der in Hannover am 1. November 1837 durch Aufhebung des Staatsgrundgesetzes erfolgte. Die Antwort darauf war die berühmte Erklärung der Göttinger Sieben, die zur Folge hatte, daß die Brüder Grimm sowie Dahlmann und Gervinus des Landes verwiesen wurden. Müller hatte sich an der Erklärung nicht beteiligt. Erst die Maßregelung der Kollegen rüttelte ihn aus seiner politischen Gleichgiltigkeit auf; er erklärte im Verein mit fünf andern Kollegen seine Übereinstimmung mit den Gemaßregelten. Aber die Regierung wollte nicht noch mehr Unzufriedenheit erregen und ließ die Erklärung unbeachtet, die Unterzeichner blieben im Amte. So ging auch diese politische Welle ziemlich spurlos an ihm vorüber.

So stand er nun auf der Höhe seines Lebens, im Mittelpunkt eines großen Wirkens, von den Freunden geliebt und geehrt, die Angriffe der Feinde siegreich abwehrend, im eignen Hause von einer blühenden Familie umgeben. Und nun gedachte er die Hauptarbeit seines Lebens auszuführen, eine um-

Digitized by Google

fassende griechische Geschichte zu schreiben, in dem Sinne, wie er das Wort verstand. Dazu war aber noch eins nötig, an das zu denken ihn schon mit innerm Jubel erfüllte, eine Reise nach Hellas. Lange Jahre hatte er das Land der Griechen mit der Seele gesucht; jetzt glaubte er würdig zu sein, es zu schauen. Im Jahre 1839 erbat er auf ein Jahr Urlaub zu einer Studienreise nach dem Süden. Anfang September reiste er ab, zunächst über München, wo sich ihm Adolf Schoell anschloß, über den Brennerpaß nach Italien. In Rom blieb er bis zum Ende des Jahres. Dann ging er nach Neapel und Sizilien, wo er herrliche Frühlingstage verlebte, endlich im April nach Griechenland. In Athen traf er mit Ernst Curtius zusammen; am 11. April brachte ihm Curtius mit einem Quartett von Freunden ein Ständchen, wobei das Integer vitae gesungen wurde.

Die lebhafte Thätigkeit, die Müller in Italien entwickelt hatte, die Freudigkeit beim Lernen und Wiedererkennen all des Neuen und Schönen, die ausdauernde körperliche Kraft, alles schien sich hier zu verdoppeln. Niemand vermag wohl ohne Rührung so geweihten Boden wie die Akropolis von Athen zu betreten; wie muß diese Regung bei Müller gewesen sein, dessen Reise gleichsam die Krone eines arbeitsreichen, der Welt des Altertums gewidmeten Lebens war! Alles wollte er sehen, kennen lernen und genießen.

Kaum einen Monat in Athen, begab er sich schon mit seinen beiden jungen Freunden auf eine längere Tour durch den Peloponnes. Mühe und Strapazen wurden reich belohnt. Neben der vielfachen Belehrung in Einzelheiten ist es ja vor allem auch die Gesamtanschauung der alten Kulturstätten, die auf die Erkenntnis fördernd wirkt. Die landschaftliche Eigenart des Peloponnes, seine große Verschiedenheit von der attischen Landschaft macht den tiefsten Eindruck auf jeden, der diese Gegenden bereist. Wenn schon im Frühsommer in Attika die glühende Sonne Baum und Strauch versengt und die Bäche austrocknet, so rauschen wenige Meilen davon in Achaia die Flüsse zwischen üppigem Grün ins Meer, gleiten in Elis majestätisch die Fluten des Alpheios dahin, bewässert der Pamisos das gesegnete Messenien; im „durstigen" Argos freilich, da gähnt schon früh im Jahre das breite Bett des Inachos trocken und leer. Und inmitten all dieser Landschaften, deren jede ihre besondre Art hat, thront stolz und unnahbar die Felsenburg des arkadischen Hochlandes. Dieses Land Jahrtausende zurückreichender Erinnerungen, in dem die Geschichte vor den Augen des Wandrers greifbar und lebendig wird, wurde von Müller und seinen Gefährten fast sechs Wochen durchstreift; damals legte Curtius den Grund zu seinem berühmten Werke über den Peloponnes, dem Besten, was er je geschrieben hat.

Vom Peloponnes ging es wieder nach Athen zurück, wo Müllers Thätigkeit reiche Anerkennung fand. Auch am Hofe des Königs Otto fing man an, sich für ihn zu interessiren. So fühlte er sich glücklich in seinem Wirken, und der

Digitized by Google

beständige briefliche Verkehr mit den Lieben daheim gab ihm auch die nötige innere Ruhe.

Allmählich begann er nun auch sich zur Heimkehr zu rüsten. Nur ein Plan noch sollte vorher ausgeführt werden: eine Reise durch Mittelgriechenland bis zu dem geheiligten Fels von Delphi. Obwohl die Hitze schon im Juni drückend wurde und ihn, den anfangs so Unermüdlichen, belästigte, wollte er diesen Plan doch nicht aufgeben. Er wollte Ende Juli wieder in Athen sein und hoffte zu seinem Geburtstag wieder in der Heimat einzutreffen, und zwar im Vaterhause zu Ohlau, wohin sich seine Familie bereits vorher begeben sollte. So brach er denn mit freudiger Zuversicht mit seinen beiden jungen Freunden auf. Aber schon in Theben scheint er einen kleinen Fieberanfall gehabt zu haben, den er jedoch bald überwand. Er zog durch das ihm von langjährigen Studien her vertraute und wohlbekannte Minyerland, vorüber am Kopaissee, nach Delphi. Hier an der heiligen Stätte hat er wohl auch den andachtsvollen Schauer, das Wehen der Gottheit empfunden, das jedem empfänglichen Besucher die Stätte auf ewig unvergeßlich macht. Aber es gab unendlich viel zu thun; auf der Stätte des Tempels und des heiligen Bezirks war ein armseliges griechisches Dorf, Kastri mit Namen, angesiedelt. In und zwischen den Hütten galt es die Reste des Altertums aufzusuchen. Hierbei war er Tag für Tag rastlos thätig. Er fand die Unterbauten des Tempels, die er für unterirdische Gemächer hielt, und machte besonders an Inschriften eine reiche Beute. So setzte er sich oft beim Abschreiben der Inschriften unbeschützt der glühenden Sonne aus, ohne der Warnungen zu achten, im Vertrauen auf seine gesunde, kraftvolle Natur. Aber diesmal sollte es ihm nicht zum Guten ausschlagen. Am letzten Tage (23. Juli) des delphischen Aufenthalts überkam ihn vormittags eine plötzliche Erschöpfung, sodaß er sich niederlegen mußte. Gegen abend fühlte er sich besser und trat ohne Bedenken am folgenden Morgen zu Pferde die Rückreise nach Athen an. Unterwegs wurde zuerst noch manches untersucht, aber nach zwei Tagen brach seine eiserne Willenskraft zusammen; die Begleiter mußten erkennen, daß er sich bisher nur gewaltsam aufrecht erhalten hatte. Er konnte sich kaum noch auf dem Pferde halten, fiel öfter in Ohnmacht und mußte beim Reiten unterstützt werden. Es mag ein schwerer Ritt gewesen sein mit dem Schwerkranken, ohne Rat und Hilfe, nur mit dem Wunsche, nach Athen zu kommen, der einzigen denkbaren Rettung. Man kam nur langsam vorwärts; daher wurde ein Bote vorausgeschickt, um einen Arzt und einen Wagen zu holen. Der König selbst sandte seinen Leibarzt und seinen Wagen entgegen. Curtius und Schoell ritten voran, und bei Nacht (um die heiße Tageszeit zu vermeiden) fuhr der Wagen mit dem Kranken nach. Die Ärzte erkannten bald, daß keine Rettung mehr sei. Er erlangte das Bewußtsein nicht wieder, von freundlichen Phantasien umgaukelt, entschlummerte er am 1. August 1840. Am folgenden Tage be-

Digitized by Google

stattete man ihn feierlich auf dem Kolonoshügel bei Athen im Beisein des Hofes und einer zahlreichen Trauerversammlung.

Fast vier Wochen später, am Tage vor seinem Geburtstage, saß sein Schwiegervater beim Frühstück und entfaltete die gewohnte Morgenzeitung. Da las er als Erster in der Heimat die erschütternde Nachricht, daß der Mann, der ihrer aller Licht und Freude gewesen war, den er bald fröhlich wiederzusehen hoffte, schon vor Wochen dahingegangen und längst in der Erde Schoß bestattet sei. Die Familie war schon in Ohlau; dorthin mußte der Vater seiner Tochter die Nachricht bringen. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel traf die Todesbotschaft auch die Göttinger Kreise. Es wurde eine Trauerfeier veranstaltet, und auch die von ihm beim Universitätsjubiläum mit gegründete Philologenversammlung, die kurz darauf in Gotha tagte, ehrte sein Andenken. Gottfried Hermann, der mit Müller zuletzt in heftiger wissenschaftlicher und leider auch recht persönlicher Fehde gelebt hatte, fand hier Worte der Versöhnung und Anerkennung und ehrte sich selbst, indem er freiwillig dem Toten die Ehre gab.

Seit fast zwei Menschenaltern ruht nun der deutsche Forscher an der Stätte, die den Mittelpunkt seines Denkens und Forschens bildete, auf hoher Warte, von der man die Stadt Athen überschaut und jenseits der Stadt zur Akropolis hinüberblickt. Unterhalb des Kolonos flüstern im Abendwinde die graugrünen Blätter des Ölwäldchens am Kephisos.

Berlin Konrad Wernicke

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein unvorhergesehenes Kartell. Wenn wir auch oft genug die „großen Mittel" des Herrn von Plötz für phantastisch erklärt haben, so haben wir doch niemals bezweifelt, daß er und seine Freunde in ihrer Art klug sind; rechnet doch Rudolf Meyer heraus — wir halten die Rechnung für sehr übertrieben —, daß den Herren vom Bunde der Landwirte die 500000 Mark, die sie jährlich für ihre politische Agitation ausgeben, nicht weniger als 300 Millionen Mark im Jahre einbringen. Aber auch Minister sind Menschen, und der Landwirtschaftsminister, der selbst Großgrundbesitzer und praktischer Landwirt, daher auf das Wohl der Landwirtschaft schon aus eignem Interesse so viel wie möglich bedacht ist, müßte ein Lämmerherz im Busen tragen, wenn er durch die maßlosen Angriffe der Agrarier nicht gegen diese erbittert würde, und die übrigen Minister müßten blind sein, wenn sie sich nicht, in Erinnerung an frühere Vorkommnisse, durch diese Angriffe auf einen Kollegen mitbedroht sähen. Namentlich muß den Landwirtschaftsminister die offenbare Ungerechtigkeit empören, die darin liegt,

Digitized by Google

daß Plötz die Wassersnot zu einem Angriff benutzt. Daß Leute, denen eine Überschwemmung Haus, Hof, Vieh und die Ernte samt dem Acker weggeschwemmt hat, sich nicht selbst helfen können, sondern entweder auf Wohlthätigkeit oder auf Staatshilfe angewiesen sind, hat noch nie jemand bestritten, und es ist eine Beleidigung für den Minister, ihm weitläufig zu erklären, daß hier ein Fall vorliege, wo Staatshilfe gerechtfertigt sei; weiß doch jedermann, daß Herr von Hammerstein in seiner den Agrariern so anstößigen Rede an solche Fälle gar nicht gedacht hat, und daß die Not der Überschwemmten, die übrigens nicht lauter Landwirte sind, mit jener Not der Landwirtschaft, um die sich die Agrarier mit dem Minister streiten, gar nichts zu thun hat, und ist es doch überdies das Organ des den Agrariern so freundlichen Finanzministers, das, zum Erstaunen aller Parteien, die aus dem großen Unglück entspringenden Ansprüche an den Staat möglichst abzuwehren sucht.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir die politische Wirkung dieser Übertreibungen großartig nennen. Ist doch auch schon die Wirkung der Vereinsgesetzvorlage auf den wachsenden Widerstand gegen die Agrarier zurückzuführen, denn was die Nationalliberalen bestimmt hat, das war natürlich nicht die Liebe zu den Arbeitern — so arbeiterfreundlich auch ihre Herzen sein mögen — oder gar zur Sozialdemokratie, auch nicht die zu den Freisinnigen und zum Bauernverein Nordost, sondern die Besorgnis, eine ganz agrarisch gewordne Regierung könne die geplanten Freiheitsbeschränkungen auch gegen ihre eigne Partei und gegen die von dieser vertretnen gewerblichen und Handelsinteressen ausnutzen. Auf diese Weise sind nicht allein die Nationalliberalen in die Oppositionsstellung gedrängt worden, sondern der gemeinsame Widerstand gegen die Ostelbier hat sogar das Wunder einer Annäherung des Zentrums an die Nationalliberalen bewirkt; von Organen beider Parteien wird ein Zusammengehen von Fall zu Fall empfohlen. Die Germania und die Zentrumskorrespondenzen bringen scharfe Artikel gegen die „ostelbischen Junker," und es nützt den Agrariern, mit wie großer Genugthuung sie es auch verzeichnen, sehr wenig, daß die Rheinische Volksstimme Aussprüche Windthorsts zu Gunsten der ostelbischen adlichen Gutsbesitzer anführt, und daß dieses Blatt, unterstützt vom „Westfalen," die Germania heftig angreift. Die Germania erklärt, daß die beiden agrarierfreundlichen Blätter keine Organe der Zentrumspartei mehr seien, daß sie selbst grundsätzlich alles unterschreibe, was Windthorst zum Lobe des altpreußischen Adels gesagt habe, daß aber neue Thatsachen vorlägen, die zum Kampfe gegen einen Teil dieses Adels nötigten, und daß sie durch heftige Angriffe der Agrarier auf die Zentrumspartei herausgefordert worden sei.

Und noch drei andre Wunder sind geschehen. Die Berliner Politischen Nachrichten haben agrarische Forderungen wiederholt so entschieden zurückgewiesen, daß jüngst die Vermutung auftauchen konnte, Miquel habe in seiner berühmten Rede gar nicht das alte Kartell, sondern eine Sammlung aller andern Parteien gegen die Agrarier gemeint.*) Dann hat sich sogar die „Post" mißbilligend über den Bund der Landwirte ausgesprochen, was zu beweisen scheint, daß die Abneigung des Westens gegen die Agrarier bis in die Kreise Stumms hinaufreicht. Und noch

*) In einer der letzten Nummern nimmt sein Blatt wieder die Ostelbier gegen die Kölnische Zeitung in Schutz. Was er eigentlich gemeint hat, mag wohl eine Sammlung aller Parteien mit Einschluß der Agrarier sein. Damit würde freilich der Begriff der Partei selbst aufgehoben. Eine Sammlung aller Parteien, ohne daß diese, und damit die Interessenvertretungen, sich selbst aufgeben, ist nur in einzelnen Punkten möglich, z. B. wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes aus augenblicklicher Gefahr handelt.

Digitized by Google

mehr! Die „Post“ bringt einen Artikel, durch den sich manche ihrer Gesinnungs- und Parteigenossen tief gekränkt fühlen. Sie erklärt, in der preußischen Verwaltung müsse der Grundsatz, daß die Auswahl und Beförderung der Beamten nach der Tüchtigkeit und nicht vorwiegend nach „äußern Momenten“ zu erfolgen habe, streng durchgeführt werden; eine Bevorzugung des ostelbischen Adels auf Kosten der Tüchtigkeit wäre vom Standpunkte der Verwaltungspraxis und politisch gleich verkehrt; auf Familienverbindungen und auf gute Formen in Verbindung mit Schneidigkeit im Aussehen und Auftreten sei bisweilen mehr Gewicht gelegt worden, als gut gewesen sei usw. Wir erinnern uns, in Blättern, die der „Post“ seelenverwandt und befreundet sind, wiederholt gelesen zu haben, bei der Auswahl der Beamten müsse die Familie des Kandidaten für ausschlaggebender angesehen werden, als der Ausfall der Prüfungen und etwa schon bewiesene praktische Befähigung. Endlich giebt Bebel in Nr. 46 der „Neuen Zeit“ die Redensart von der einen reaktionären Masse preis und erklärt: „Was immer wir gegen die Bourgeoisie auf dem Kerbholze haben, gegenüber diesem raubsüchtigen, gewaltthätigen, fortschritts- und kulturfeindlichen Junkertum, das der Fluch Deutschlands ist, repräsentirt sie die moderne Welt und die modernen Ideen,“ und er fordert deshalb, seine frühere entgegengesetzte Meinung zurücknehmend, ganz entschieden, daß sich die Sozialdemokraten an der nächsten preußischen Landtagswahl beteiligen und die übrigen Parteien gegen die Konservativen unterstützen sollen.

Da haben wir die Bescherung! Ein Kartell aller Parteien von den Freikonservativen bis zu den Sozialdemokraten gegen die Konservativen! Denn trotz aller gelegentlichen Plänkeleien zwischen der Deutschen Tageszeitung und den amtlichen Organen der konservativen Partei bleibt diese doch mit dem Bunde der Landwirte fast unlöslich verflochten. Andre Sprößlinge, wie die Antisemiten und die Christlich-Sozialen, hat die Partei abzuschütteln vermocht, als sie ihr unbequem wurden, ohne dadurch eine heftige Erschütterung zu erleiden, aber die Trennung von dem Bunde der Landwirte, mit dem sie enger verwachsen ist, als es die siamesischen Zwillinge mit einander waren, würde eine sehr schmerzliche und lebensgefährliche Operation erfordern. Hätten die Führer der Partei die Gefahr gleich anfangs erkannt, als Herr Ruppert auf Ransern seinen Kriegsruf ausstieß! Wir haben sie erkannt, haben gewarnt und haben uns weder durch den über uns verhängten Boykott noch durch die Scheinerfolge des Bundes irre machen lassen, noch durch den Umstand, daß viele sehr achtbare Männer, die gar nicht selbst interessirt waren, von dem Geschrei der Bundesbrüder betäubt und von ihren Sophismen verführt, aus reinem Patriotismus mit ihnen gemeinsame Sache gemacht haben. Daran ist ja nicht zu denken, daß etwa aus dem neuen Kartell die „große liberale Partei“ erwachsen könnte, schon darum nicht, weil ja auch das Zentrum und die Sozialdemokraten dazu gehören; auch werden die alten Feindschaften der neuen Verbündeten diesen Bund ad hoc überleben, und es ist fraglich, ob er auch nur die Probe der nächsten Landtagswahl besteht. Aber als eine entschiedne Wendung in dem Gange unsrer innern Politik darf diese ebenso breite als tiefe Bewegung gegen die Ostelbier umso unbedenklicher bezeichnet werden, als sie ganz langsam herangewachsen ist; man bedenke nur, wie zögernd und mit welchem Widerstreben die Nationalliberalen darauf eingegangen sind, und wie schwer es dem sehr agrarischen Zentrum werden mußte, den natürlichen Freunden und Bundesgenossen feindlich entgegenzutreten; die Gefahr einer rein agrarischen Regierung, wenn sie je bestanden haben sollte, ist nun wohl endgiltig vorüber. Einen Augenblick mögen die Agrarier gehofft haben, die traurige Nachricht aus Spanien werde

Digitized by Google

den Schrecken vor dem roten Gespenst und die Sehnsucht der Besitzenden nach einem nur bei den Konservativen zu findenden starken Arm neu beleben und so diesen die Zügel wieder in die Hände spielen. Sie werden sich bereits überzeugt haben, daß jede solche Hoffnung eitel wäre. Der Vergleich mit Spanien würde doch gar zu wenig schmeichelhaft für Deutschland sein. Weiß man doch allgemein, daß die wirtschaftlichen und politischen Zustände Spaniens seit Philipps II. Zeiten immer elend gewesen sind, und daß sie heute elender sind, als sie jemals waren. Weiß man doch ferner, daß bei den Romanen der politische Meuchelmord eine seit tausend Jahren eingebürgerte Institution ist, was sich aus dem heißen Blute, aus antiken Erinnerungen und einer an beides angepaßten Moral erklärt. Und weiß man doch endlich, daß Spanien jene schönen Ausnahmegesetze, nach denen bei uns einige verlangen, allesamt schon hat, und noch einige darüber, daß also die neueste anarchistische Unthat höchstens als ein neuer Beweis für die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit solcher Repressivmaßregeln verwertet werden könnte. Und beruft man sich auf den Zusammenhang zwischen Anarchismus und Sozialismus, so lassen wir Ludwig Stein antworten, einen entschiednen Gegner der Sozialdemokratie. Freilich ist es nur ein Gemeinplatz, den er in seinem Werke: Die soziale Frage im Lichte der Philosophie S. 597 mit den Worten ausspricht: „Nur kurzsichtige Pfahlbaupolitiker, nur Plattfüßler im Geistigen werden über die wunderbare Thatsache zur Tagesordnung übergehen, daß die politisch freiesten Völker — England und die Schweiz — in ihren Parlamenten, absolut und relativ genommen, die geringste Anzahl sozialistischer Vertreter zählen."

Litteratur

Das Geheimnis vom rechten Steinmetzengrund und andre Kunstlitteratur. Ein alter Hüttenspruch enthält am Ende die Worte:

Ein Punkt, der in den Zirkel geht,
Der im Quadrat und Triangel steht.
Trefft ihr den Punkt, so habt ihr gar
Und kommt aus Not, Angst und Gefahr.
Hiermit habt ihr die ganze Kunst.
Versteht ihrs nit, so ists umsunst.

Daß sich die Bauhandwerker von jeher einfacher geometrischer Figuren als Hilfsmittel bedient haben, wenn sie Entwürfe zu reißen oder schwierige Gliederungen zu machen hatten, ist selbstverständlich. Ohne einen rechten Winkel ziehen zu können, kam keiner aus, und das führte dann weiter zu sehr verschiedner Anwendung von Dreiecken und Vierecken. Der untergeordnete Gesell und der Diener (Lehrling) verstanden von dieser Kunst sehr wenig; umso höher erschien ihnen das Wissen des Meisters, und solche Unterschiede führen bekanntlich leicht zu dem Glauben an eine Geheimlehre, worauf ja auch allerlei Äußerlichkeiten im Verkehr der mittelalterlichen Bauleute hinweisen.

Digitized by Google

Etwas ganz andres ist es, ob es im Zeitalter der Gotik eine allgemein geübte Methode gegeben habe, deren Kenntnis später verloren gegangen sei, und in der man Grund- und Höhenverhältnisse kirchlicher Bauwerke durch gleichseitige Dreiecke auszudrücken gepflegt habe, sodaß z. B. drei neben einander gestellte Dreiecke sowohl die Breite der fünf Schiffe als auch die Höhe der ersten Kämpferlinie bestimmen konnten. Drei erst seit kurzem bekannte Nachrichten aus Italien (Mailänder Dom und S. Petronio in Bologna) führen auf etwas derartiges hin; da sie aber der Zeit des Niedergangs angehören, so hat man von andrer Seite lebhaft bestritten, daß man aus ihnen etwas folgern könne für eine solche Triangulation in der deutschen Gotik der Blütezeit. Jetzt tritt Professor von Drach in Marburg auf, dem wir schon verschiedne tüchtige Arbeiten über die Kunst seines Heimatlandes verdanken, und der außerdem als Mathematiker die Voraussetzung für sich hat, besonders sicher mit Maßen und Zahlen umgehen zu können, und versucht in einem stattlichen Hefte mit achtundzwanzig lithographirten Tafeln den Beweis zu führen, daß man allerdings in Deutschland in guter Zeit in dem gedachten Sinne triangulirt habe. Nur habe man, meint er, daneben eine Quadratur angewandt, und diese Methode, die er als $\frac{\pi}{4}$ Triangulatur bezeichnet, legt er an einer Anzahl von Grundrissen und Fassaden, weiterhin sogar an Kirchengeräten, Altären, Kreuzen usw. dar. Hiernach wird der Leser den Titel verstehen: Das Hüttengeheimnis vom gerechten Steinmetzengrund in seiner Entwicklung und Bedeutung für die kirchliche Baukunst des deutschen Mittelalters, dargelegt durch Triangulaturstudien an Denkmälern aus Hessen und den Nachbargebieten (Marburg, Elwert). Seine Ausführungen haben uns im höchsten Grade interessirt, wir sind mit ihm der Ansicht, „daß etwas an der Sache ist," und sehen den Äußerungen der bisherigen Gegner „gern" entgegen.

Von der berühmten Freiherrlich Lipperheidischen Sammlung für Kostümwissenschaft in Berlin besteht eine Abteilung, die dritte, aus einer Büchersammlung, deren Katalog drei Bände umfassen wird. Uns liegt der erste Halbband mit 608 Nummern und 154 Abbildungen vor (Berlin, Franz Lipperheide). Die Publikation ist mustergiltig, und das ganze Werk wird schon um seiner vielen Abbildungen willen ein sehr brauchbares Hilfsmittel sein für solche, denen nicht das Glück zu teil wird, die Wohlthat dieser großartigen Stiftung an Ort und Stelle genießen zu können. Es ist schön, wenn Reichtum auf so edle Weise verwendet wird.

Jakob Falke, über dessen Selbstbiographie in Heft 19 berichtet wurde, ist vor kurzem gestorben. Er hat noch die sechste Auflage seiner Kunst im Hause (Wien, Gerolds Sohn) herausgeben können. Das bekannte, sehr brauchbare und angenehm geschriebne Buch ist gegen die fünfte Auflage kaum verändert worden und bedarf keiner weitern Empfehlung.

Eine holsteinische Dorfgeschichte. Köst und Kinnerbeer (Hochzeit und Kindtaufe) von Adolf Holm (Leipzig, Liebeskind). Das Erzählte trägt sich in zwei jungen Arbeiterfamilien zu, die zunächst durch einen Prozeß mit einander verfeindet, dann aber ausgesöhnt und eng befreundet werden, viele Kindtaufen zusammen feiern und auch ernstere Erlebnisse mit einander tragen. Die Gegend ist die bei Neumünster, die Sprache hochdeutsch, aber die Unterhaltung wird dazwischen in einem ganz treuen Dialekt geführt, der durch genaue phonetische Orthographie ausgedrückt wird und, gelesen, einen recht sonderbaren Eindruck macht; die eigen-

Digitized by Google

tümlichern Ausdrücke sind außerdem hochdeutsch unter den Text gesetzt. Die Geschichte rückt zuerst nicht recht vorwärts und schleppt bedenklich, da die Erei... etwas trivial sind und weit auseinandergezogen werden. Allmählich gewinnt aber Interesse, und daß der Leser, der sich eben für die Familie A zu erwär... angefangen hat, nun plötzlich durch die Familie B noch mehr gefesselt zu we... meint und bald darauf nicht mehr weiß, welche der beiden ihm die liebere... zeigt doch, daß wirkliches Leben darin enthalten ist, und daß der Verfasser ... Kunst des Schilderns versteht. Den Landesangehörigen wird das Buch sogar sehr zusagen, sie haben frühere Geschichten desselben Verfassers mit großem Beifall aufgenommen. Litterarisch erfahrnere Leser, die mit dem holsteinischen Volkstum nicht vertraut sind, werden ebenfalls einzelne große Schönheiten darin finden, von ihrem Standpunkt aus aber wahrscheinlich mit uns das Urteil abgeben, daß ihnen ... etwas mehr idealisirte, im Dialekt leicht retouchirte und dadurch im ganzen sprachlichen Ausdrucks mehr künstlerisch zusammengestimmte Darstellung lieber ... Aber die Kunstdevise des Jahrhundertschlusses lautet nun einmal: Natur und ... Natur! und so kann es auch wohl nicht mehr (um lessingisch zu reden) des Kunstrichters Sache sein, zu ahnen oder gar zu bestimmen, wie viel in diesem Betr... das Publikum der nächsten Zeit noch werde vertragen können. Der Strom, ... überläuft, hat sich ja immer noch wieder in sein Bett zurückgefunden.

Zu Shakespeare. Shakespeare als Mensch und als Christ. ... Studie von Julius Schiller (Leipzig, Deichert) ist hübsch ausgestattet und ... geschrieben. Eingehender werden Macbeth und Hamlet behandelt. Das T... ist berechtigt und ergiebig. Vielleicht hat für den Verfasser der Hinweis auf ... nun wohl fast vergessene sehr geistreiche und umfassende Erörterung des G... standes Interesse. Sie steht in der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzei... in einem der Jahrgänge aus dem Ende der fünfziger Jahre und ist K. v. H. ... zeichnet.

Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild von ... mann Conrad (Stuttgart, Metzler). Geistreich und interessant! Das Buch ruht auf sorgfältigen Studien über die zeitgenössische englische Gesellschaft. Freund der Sonette ist nach dem Verfasser Graf Robert Essex, der Sohn Grafen Walter, und derselbe hätte auch zu dem Charakter Hamlets viele ... geliefert. Sehr vieles leuchtet unmittelbar ein. Das letzte Wort ist aller... noch nicht gesprochen, aber des Verfassers Buch steht hoch über den vielerlei ähnlichen Veröffentlichungen der Shakespearelitteratur.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in ...

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 35

Ausgegeben am 2. September 1897

Inhalt:

	Seite
Jakob Burckhardt	385
Aus unsrer Ostmark. I. 2. 3	390
Volk und Jugend. Von W. Münch (in Koblenz) (Fortsetzung)	401
Jeremias Gotthelf. Von Adolf Bartels. 3.	409
Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897 I. Berlin	417
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Berlepsch, Rottenburg und Genossen — Österreichisches — Zur Wassergesetzgebung	426

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Grundbegriffe und Grundsätze
der
Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre
von
Carl Jentsch

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der Verfasser, durch Schriften auf andern Gebieten rühmlich bekannt, will zur Klärung des wirtschaftlichen und sozialpolitischen Widerstreites, der allerorten herrscht, durch Verbreitung gesunder volkswirtschaftlicher Anschauungen beitragen. Es ist in der That richtig, daß das Fehlen der einfachsten volkswirtschaftlichen Kenntnisse, namentlich in den gebildeten Klassen, wesentlich dazu führt, daß immer weitere Massen des Volkes in die Kreise der Unzufriednen hineingezogen werden. Der Gebildete schlechthin weiß gewöhnlich so wenig von der wirtschaftlichen Theorie und der Geschichte der sozialen Entwicklung, daß ihm eine Belehrung der Volkskreise, mit denen er in Berührung kommt, nicht möglich ist. Die Unsicherheit aber, die aus solcher Unkenntnis entspringt, trägt dazu bei, die Zurückhaltung gegenüber der lebhaft politisierenden Arbeiterschaft zu vergrößern und damit den Gegensatz zu verschärfen. Wir haben keine Herrschaft mehr über die Massen, weil wir die Fühlung mit ihnen verloren haben, und wir können diese Fühlung nur wiedergewinnen, wenn wir aus Vergrößerung und Vervollständigung unsrer Kenntnis zu größerer Anteilnahme und geschickterem Eintreten für die materiellen und sozialen Leiden der untersten Klassen gelangen. Das Jentschsche Buch bringt uns diesen Zuwachs an Rüstung zu dem notwendigen Geisteskampfe in der Form, wie sie den Gebildeten anmutet, ohne ihn tiefer in wissenschaftliche Streitfragen zu verwickeln, als er es für sein Verständnis nötig hat. (Handel und Gewerbe)

Geschichte
der griechischen Litteratur

Erster Band: Die Poesie
von
E. Kroker

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Wir beginnen wieder einzusehen, daß unsre Kultur nie aufhören darf, ihres Zusammenhanges mit Homer, mit der attischen Tragödie, mit der griechischen Plastik, mit Plato und Aristoteles sich bewußt zu bleiben, und daß den Einbruch einer neuen Barbarei willkommen heißt, wer diesen Grund und Boden unsrer gesamten höhern Kultur verleugnen möchte. Vielleicht haben indes die Philologen, im Gegensatz zu den Vertretern andrer Wissenschaften, allzu wenig gethan, um für den Gegenstand ihrer Arbeit auch in weitern Kreisen Verständnis und Interesse zu gewinnen. Die Geschichte der griechischen Litteratur von Ernst Kroker, deren erster Band uns vorliegt, gehört zu den Büchern, die zu einer solchen Vermittlung zwischen gelehrter Arbeit und unzünftiger Freude an der antiken Litteratur sich eignen. Sie ist auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet, verzichtet aber grundsätzlich auf jeden gelehrten Anstrich und wird durch ihre leichte und anmutige Darstellung und die geschmackvoll ausgewählten Proben aus den alten Dichtern den Leser nur zu weiterm Eindringen in die Herrlichkeit der griechischen Poesie einladen können. Auch als Festgeschenk für die Schüler oberer Gymnasialklassen können wir das reizend ausgestattete und auffallend billige Büchlein bestens empfehlen. (Münchner Neueste Nachrichten)

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann
von
Georg Hoffmann und Ernst Groth

Gebunden 2 Mark

Das Buch soll den Lehrern wie andern Staatsbürgern: Kaufleuten, Landwirten, Gelehrten, Beamten dienen. Wir stehen nicht an, von diesem Gesichtspunkte aus es für eine vortreffliche Leistung zu erklären. Von der Gemeinde ausgehend, führt es mit großer Klarheit und bei aller Lebhaftigkeit frisch und anziehender Darstellung, den Leser durch alle Zweige unsers öffentlichen Lebens. Wir können das Buch, das bei schöner Ausstattung recht billig ist, nur warm empfehlen. (Kreuzzeitung)

Das Buch ist nicht im Auftrage irgend einer Behörde geschrieben, sondern von zwei unabhängigen Männern, einem Juristen und einem Pädagogen, verfaßt, die im Vorwort sagen: „Die Verfasser haben nicht vom Standpunkt irgend einer politischen Partei aus geschrieben. Sie meinen und hoffen vielmehr, daß mit der wachsenden Kenntnis der Grundlagen unsers Staatslebens die Parteigegensätze sich mildern, die Liebe zum Vaterlande und das Staatsbewußtsein sich kräftigen werden." Das Buch ist . . . . um so mehr zu gebrauchen, als es in mustergiltigem Deutsch abgefaßt ist, frei von allen Geschmacklosigkeiten und Verkehrtheiten des Kanzleistils und daher auch durchweg gemeinverständlich. (Frankfurter Zeitung)

Der Werdegang
des deutschen Volkes

Historische Richtlinien für gebildete Leser
von
Otto Kaemmel

Erster Teil: Das Mittelalter
Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der als Geschichtschreiber in hohem Ansehen stehende Leipziger Professor und der überaus rührige Grenzbotenverlag haben die verdienstliche Arbeit übernommen, die Geschichte der Deutschen in einem auf zwei Bände beschränkten Werke darzustellen, das an Billigkeit bei gleicher Ausstattung nicht mehr übertroffen werden kann. Der erste Band dringt bis zur Reformation vor und gliedert den reichen Stoff in vier Zeiträume, die Wanderzeit bis gegen 500 n. Chr., die Stammeszeit unter der Herrschaft des Fränkischen Reichs 500—918, die deutsch-römische Kaiserzeit 919—1273, die landesfürstlich-städtische Zeit 1273—1517. Dieser Zeitabschnitt wird auf 366 Seiten in klarer formenschöner Sprache behandelt, ausführlich genug, um dem gebildeten Leser alle Zusammenhänge der wechselvollen Geschichte unsers Vaterlands anschaulich zu machen und, wie es in dem interessanten Vorwort heißt, nicht nur Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern Volksgeschichte zu geben und demnach allen Seiten der Entwicklung in ihrem innern Zusammenhange möglichst gerecht zu werden. Kaemmel vertritt die Ueberzeugung, daß stärker als die materiellen Verhältnisse, die geistigen Mächte, die nach Verwirklichung drängenden großen Ideen und die großen Persönlichkeiten die Geschicke der Völker entscheiden, er steht daher im Staat, in der organisirten Gesellschaft die höchste Leistung des irdischen Menschen, in der Darstellung staatlicher Wandlungen und sittlicher Thaten die erste und nächste Aufgabe aller Geschichtschreibung, und er bekennt sich zu dem schlichten Glauben an eine höhere Leitung der menschlichen Dinge, ohne sich zu vermessen, sie im einzelnen nachweisen zu wollen. Solchem Programm kann man nur vollinhaltlich zustimmen. (Frankfurter Journal)

Digitized by Google

Jakob Burckhardt

An einem Sonntagnachmittag, am 8. August, entschlief in Basel sanft, ohne Todeskampf, in seinem Lehnstuhl ein neunundsiebzigjähriger, äußerlich unscheinbarer Mann, der, man darf es getrost sagen, zu den Fürsten im Reiche der Geister gehört hat. Sollte überhaupt einer unter unsern Lesern sein, der nicht mit dem Namen Jakob Burckhardt wenigstens eine Vorstellung verbände? Aber wenige kennen ihn jedenfalls so, wie er gekannt zu werden verdient. Denn eine Hauptsache, auf der sein Wesen beruhte, daß er nämlich einer der treuesten Söhne seiner Vaterstadt war, konnte Fernerstehenden leicht wie eine Sonderbarkeit erscheinen und für sie das Bild eines Mannes trüben, der ihnen in die große Welt zu gehören schien, weil er als Schriftsteller für die große Welt wirkte, den aber niemals nach Ruhm und Reichtum verlangt hat. Einige Worte aus einem Nachruf in der Basler Allgemeinen Schweizer Zeitung sprechen darüber so, daß man es nicht besser ausdrücken könnte. „Was er seiner Vaterstadt gegeben hat an geistiger Anregung und Belehrung, ist unermeßlich; darum wird auch die Trauer um diesen großen Toten weithin schmerzlichen Widerhall finden. Mit Burckhardts Namen verbindet sich für Hunderte und Tausende die Erinnerung an Stunden des feinsten Genusses, die ihnen ein eminent geistvoller Mann, der zugleich ein Künstler des Wortes war, aus der unerschöpflichen Fülle seines Wissens bot. Kein Name eines Hochschullehrers ist denn auch wohl populärer gewesen und geblieben, als der Jakob Burckhardts. Der Verstorbne war stolz darauf, und er äußerte gern seine Freude darüber; daß ihn durch seine Vorträge in Basel viele Leute liebgewonnen hätten, das schien ihm fast höherer Gewinn, als die litterarische Berühmtheit.“ Anderwärts wird man es kaum begreifen, daß der berühmte Mann, der den Lehrstuhl Rankes in Berlin ausgeschlagen hatte, bis zum Jahre 1883 noch am Pädagogium in

Digitized by Google

Basel Geschichtstunden gab. Ebenso wenig aber auch, daß, nachdem er schon zehn Jahre lang als Extraordinarius an der Hochschule gewirkt hatte, und sein „Cicerone" schon erschienen war (1855), Basel es sich nehmen ließ, ihn zu befördern und ihn erst drei Jahre später von Zürich, wohin man ihn als Ordinarius berufen hatte, zurückrief. Daß er sich um seinen litterarischen Ruhm nicht sehr kümmerte, war bekannt. Denn die neuen Auflagen des „Cicerone" und der 1860 erschienenen „Kultur der Renaissance" hat er andern überlassen, und die Veröffentlichung seiner „Geschichte der Renaissance in Italien" (1867), einer systematischen Darstellung der Architekturformen und der Dekoration, einer Behandlung nach Sachen und Gattungen in Winckelmanns Sinne gegenüber der üblichen erzählenden Kunstgeschichte, war nur mit Mühe und durch Bitten seiner Freunde von ihm zu erreichen. Außer diesen drei Werken hatte er schon 1853 seine „Geschichte Konstantins" veröffentlicht. Nur die zwei zuletzt genannten Bücher gab er selbst in neuen Auflagen heraus. Bei seiner Leichenfeier durfte seiner letztwilligen Bestimmung gemäß nur ein Gebet gesprochen und dazu ein von ihm selbst verfaßter Lebenslauf vorgelesen werden. Eine Familie hat er nicht hinterlassen, da er unverheiratet geblieben war. Seinen jungen Freunden wird es nun obliegen, sich seines schriftstellerischen Nachlasses anzunehmen. Es ist gar nicht denkbar, daß ein Mann von dieser Bedeutung, der unablässig arbeitete, der aber nichts gern herausgab, weil ihm nichts gut genug war, nicht noch vieles niedergeschrieben haben sollte, was für alle von Wert sein muß. Ich habe von manchem Besucher erzählen hören, daß er auf Manuskripte in seinen Schrankfächern gewiesen oder sie auch herausgenommen und dazu gesagt habe: „Es kriegt sie niemand."

Mit Recht konnte der Redner der Universität bei einer Nachfeier von ihm sagen, daß er durch die größte Begabung, aber auch durch die größte Arbeit zugleich der unerreichbare Geschichtslehrer geworden sei. „Überflutet von der Fülle von Belehrung, die wir empfingen, und festgebannt im Zauber der klassischen Schönheit, in der uns die Belehrung entgegentrat, pflegten wir völlig zu vergessen, welche ungeheure Summe geistiger Mühen in seinen Vorlesungen aufgesammelt lag." Wer an dieser Belehrung nicht teil haben konnte, wird gleichwohl bedauern, daß dieser große Geist nicht statt dessen lieber dort etwas weniger und der übrigen Welt durch seine Feder noch etwas mehr hat geben mögen. Sie würde es ihm wahrlich gedankt haben. Es wird doch immer merkwürdig bleiben, daß ein unablässig arbeitender Mann in den letzten dreißig Jahren seines Lebens nichts mehr veröffentlicht hat von dem, was er besser verstand als alle andern.

In Basel hatte man für solche Erwägungen, wenn ich sie schon vor langer Zeit gelegentlich dortigen Freunden gegenüber äußerte, kein Entgegenkommen, es schien wohl manchmal gar die Meinung durchzuschimmern, es sei doch auch für den „Köbi" etwas wert, sich so immerfort vor lauter wohlgestellten und

Digitized by Google

bildungsfreudigen jungen Eidgenossen aussprechen zu dürfen, und es ist ja keine Frage, daß auch diese Art von Heimats- oder Stammesgefühl etwas schönes hat.

Aus der Rede jenes Historikers möchte ich noch einen Satz anführen, weil sich daran weitere Folgerungen knüpfen lassen. „Ein Nachglanz von dem, was er bis vor kurzem uns gewesen, wird dann (nämlich in wenigen Jahrzehnten, wenn der Kreis seiner jüngern Kollegen und Schüler sich zu lichten beginnen wird) noch fortleuchten aus seinen Werken; dann werden auch neben diesen jüngere Werke aufschießen und sie überwachsen, das dauernd gewonnene aus ihnen aufnehmen und weiterführen und das unvollkommne ersetzen durch gewissere Forschung, wie sie die Teilung der Arbeit mit sich bringt; und bis das kommende Jahrhundert sich wiederum zum Ende neigt, werden selbst Burckhardts »Zeitalter Konstantins« und die »Kultur der Renaissance« und sein »Cicerone« nur den Fachgelehrten noch bewußt und diesen nur noch Titel sein."

Alle Achtung vor den guten Vorsätzen der heutigen Kunstwissenschaft, aber sollten sie wirklich 1997 Jakob Burckhardts Leistungen so völlig überwunden, so weit hinter sich gebracht haben? Oder, wenn man solche Fragestellung vielleicht für verfehlt hält, sind etwa Winckelmanns Schriften heute, volle hundertdreißig Jahre nach seinem Tode, den Fachgelehrten „nur noch Titel"? Es mag ja jemand zweifeln, ob Burckhardt, der „Großpriester der Renaissance," wie ihn Waagen und Franz Kugler vor fünfzig Jahren zu nennen pflegten, völlig auf eine Linie mit Winckelmann zu stellen sei; aber das ist zweifellos, daß man vor Burckhardts Auftreten nicht mehr von der Renaissance wußte und kannte, als vor Winckelmann von der Kunst der Alten. Und es ist schlechterdings nicht abzusehen, auf welche Weise die Wissenschaft von der Renaissance fortan noch solche Fortschritte machen könnte, wie sie der Archäologie durch die vielen großen äußern Entdeckungen seit Winckelmann noch möglich waren. Wer Burckhardts Schriften genauer kennt, der hat des Wunderns kein Ende über alles, was darin steht, und was noch heute, nach dreißig bis vierzig Jahren, nicht besser gewußt wird und vor allem auch nicht besser ausgedrückt werden kann. Die vielen Berichtigungen kenntnisreicher und scharfsinniger Herausgeber und Nachfolger betreffen doch nur die einzelnen Daten einer sich natürlich vertiefenden Spezialkunde, z. B. der Bilderkenntnis oder der Künstlerbiographie; das Gesamtbild der historischen Erscheinung, die Charakteristik der Künstler, die Stellung der Kunstwerke zu den großen Fragen der Geschichte oder den Hauptsätzen der ästhetischen Kritik, das alles ist doch nicht wesentlich geändert worden. Ich möchte glauben, daß es innerhalb der geschichtlichen Fächer kein größeres Gebiet giebt, das so, wie die italienische Renaissance von Burckhardt, von einem einzigen Menschen zuerst in Angriff genommen und zugleich in einem solchen Maße zum Abschluß gebracht worden wäre. Ein zweiter Winckelmann ist in Bezug auf die Antike nach Winckelmann nicht mehr

Digitized by Google

denkbar, und eine noch so große Zahl einzelner Forscher und Arbeiter wird nicht imstande sein, nach Burckhardt das Bild der Renaissance so umzugestalten, daß er nicht der „Großpriester" bliebe, von dessen Sätzen ausgegangen werden müßte.

Wie ist nun dieser reiche Geist zu seinen Zielen gekommen? Seine Lehrmeisterin war die Altertumswissenschaft, die er neben der Geschichte, namentlich in Berlin studirte und durch bedeutende Männer, wie Böckh und Gerhard, vertreten fand; im ganzen und großen hat wohl auch Ranke sehr auf ihn eingewirkt, mehr allerdings später durch seine Bücher, als früher durch seine Lehre, der Burckhardt nichts zu verdanken meinte. Seine Lehrer aber unter den Vergangnen waren Winckelmann und Herder. Nach des erstern Vorbild ordnete er die Geschichte der italienischen Renaissancearchitektur als eine „Darstellung von Sachen und Gattungen," durch die „die Triebkräfte, die das Ganze der Kunst beherrschten," mehr hervorträten, als wenn man Künstlergeschichten erzähle. Auf die nachantike Kunst aber war Winckelmanns Methode und Herders Betrachtungsweise zuerst von Franz Kugler angewandt worden, dem Burckhardt an persönlicher Belehrung das meiste verdankte, und dessen Geschichte der Malerei er, als Kugler schon im Ministerium beschäftigt war, neu herausgab (1847). Nun kommt bei Burckhardt zu dem genialen Blick des vergleichenden Historikers und des philosophisch geschulten Kritikers die besondre Empfindung für das Kunstschöne; dieses erfüllt ihn so, es thut es ihm gleichsam an, daß ihm seine Thätigkeit dagegen klein vorkommt, daß er, der das innere Wesen der Kunst erst ans Licht bringt, sich bescheidentlich unter solche stellt, die dergleichen äußerlich nachzuahmen verstanden. Was er z. B. in der Vorrede zu dem zuletzt genannten Werke so ausdrückt: „Dem Verfasser hat sich übrigens sehr klar die Wahrheit aufgedrängt, daß, wer in der Kunst nicht einmal Dilettant ist, diese Art von Forschung immer nur bis zu einem mäßigen Ziele führen kann, und daß Forscher, die zugleich mit der Ausübung der Kunst vertraut sind, diese mit ganz anderm Erfolge fördern würden" — das begegnet uns ja an unzähligen Stellen seines „Cicerone" und macht seine Belehrung für den Leser so außerordentlich angenehm. Er lernt gewissermaßen zugleich mit uns, wenn er uns vor die Kunstwerke führt, er scheint es nicht zu wissen, daß er uns wahrlich mehr lehrt, als solche, „die mit der Ausübung der Kunst vertraut sind" (man denke z. B. an einen der besten von diesen, Ernst Förster!), denn es war wirklich zeitlebens innerlich seine Überzeugung: er sah sich als den Lernenden an gegenüber den Schöpfungen einer großen Zeit, die leisten konnte. Man könnte leicht aus seinen Büchern eine ganze Fülle von Gedanken und Wendungen zusammenbringen, wodurch sich die Strenge der tiefsten Forschung umgesetzt hat in die Unterhaltung des mit uns lernenden Beobachters, in ein Bild von Anmut und reiner Urbanität, das uns an und für sich Freude macht; wenig Gelehrte haben einen so voll-

Digitized by Google

kommnen, Vergnügen erweckenden Ausdruck für ihre wissenschaftlichen Gedanken erreicht. Diese äußere Eigenschaft seines Stils beruht erstens auf der Herzenseigenschaft eines wirklich liebenswürdigen Menschen, dann aber ist sie auch die Folge des immerwährenden Lernens, eines ungeheuern Fleißes und eines erstaunlich umfangreichen Wissens. Scheinwissen bläht auf, wahres Wissen macht bescheiden, und es wird wohl richtig sein, wenn man alles erwägt, daß für Burckhardts wissenschaftliche Entwicklung der enge Wirkungskreis in der kunstreichen, gebildeten Stadt Basel das beste war.

Unter den nun schon lange nicht mehr lebenden deutschen Forschern auf dem Gebiete der nachantiken Kunst werden drei wohl bei der Nachwelt einen annähernd gleichen Rang behaupten: Waagen durch die ungeheure Masse des von ihm, ohne Unterschied der Gattungen und der Länder, im Original Gesehenen, Verzeichneten und Beschriebnen, Franz Kugler, insofern er das ganze Gebäude der Kunstgeschichte unter Dach und Fach brachte, und Schnaase, der die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge überall aufgedeckt hat. Zu ihnen kommt nun als vierter der etwas jüngere mit einem ganz bestimmten Fache, für das er eine Naturanlage mitbrachte (ein Basler Freund spricht von einer natürlichen Vorliebe bei ihm „für alles runde und romanische"), und das zu fördern ihn die äußern Verhältnisse vorzugsweise befähigten, denn dem Schweizer liegt ja Italien gewissermaßen vor der Thür seines Hauses. Sein Arbeitsgebiet ist äußerlich enger umgrenzt, als das der drei andern, aber, so wie er es betreibt, allseitig vertieft, ist es nicht kleiner an Menge des zu bewältigenden Stoffes. Er pflegt ja immer nur sorgsam die Lücken seiner Kenntnis dem Leser in seinen Büchern anzugeben, von dem Umfange aber und den gewaltigen Fundamenten seines Wissens nicht viel Aufhebens zu machen. Auch die schon früher hervorgehobne gefällige Form kann leicht veranlassen, die dahinter versteckte Arbeit geringer zu achten, als sie ist. Wer das alles erwägt, der wird, wenn er sich mit Burckhardts Büchern etwas näher vertraut gemacht hat, wahrscheinlich den Eindruck erhalten, daß sein Wissen noch weit größer war als das seiner Vorgänger. Aber er war unter allen vieren auch der originellste Geist, er allein von ihnen wird also, wenn man das Wort einmal in seinem vollen Sinne gebrauchen will, der „große" Mann genannt werden können. Da aber die Genies bekanntlich nicht so dicht gesät werden, daß auf jedes wissenschaftliche Fach aller hundert Jahre eins käme, so werden wir uns auch seine Wirkung als viel weiter reichend vorstellen müssen, als es nach den Worten der Basler Rede geschehen könnte, oder, da wir diese Sorge am besten unsern Nachkommen selbst überlassen, so wollen wir lieber einfach sagen, daß wir Burckhardts wissenschaftliche Bedeutung noch höher anschlagen, als der Redner der Universität.

Jakob Burckhardt galt schon früh für eine der Berühmtheiten von Basel, war aber selbst am wenigsten froh darüber, daß sich diese Auszeichnung in

Digitized by Google

den immer häufiger werdenden Fremdenbesuchen ausdrückte. Später war er nicht leicht mehr für jeden zugänglich. Ich erinnere mich eines kleinen Zuges, den mir einst ein nun lange verstorbner Kunsthistoriker erzählte. Dieser kam in den sechziger Jahren durch Basel und bat bei einem Besuch um die Erlaubnis, einer Vorlesung beiwohnen zu dürfen, was ihm abgeschlagen wurde. Er übertrat aber das Verbot, und als er sich darauf wieder in der Wohnung einfand, wurde er nicht mehr vorgelassen. Etwas später erreichte ich durch die Empfehlung eines seiner jüngern Basler Freunde Zutritt; ich hatte durch diesen um eine Audienz von nur zehn Minuten bitten lassen und bekam den Bescheid, daß mir eine volle halbe Stunde gewährt werden würde, in der Voraussetzung jedoch, daß ich keine Unterhaltung über Gegenstände der Kunst hervorriefe. Zur festgesetzten Zeit begab ich mich in seine Wohnung und wurde außerordentlich freundlich aufgenommen. Er sprach mit mir über Politik, namentlich über die Judenfrage in Deutschland. Pünktlich erhob ich mich. „Ich pflege um diese Zeit aufs Museum zu gehen, wollen Sie mich dahin begleiten?“ Dann zündete er sich seine Cigarre an, nachdem er auch mir eine gegeben hatte, und wir zogen ab. Wie gern hätte ich einen Blick geworfen auf die Rücken der alten Bücher, die aus hochgefüllten, im Zimmer umherstehenden Waschkörben hervorsahen! Doch es durfte nicht sein. Etwas freundlicheres, mehr herzgewinnendes aber, als das persönliche Wesen des unvergeßlichen Mannes, hätte ich mir gar nicht vorstellen können. A. P.

Aus unsrer Ostmark

1

Der Rückgang des Deutschtums in unsrer Ostmark, den R. Böckh für die Zeit von 1861 bis 1890 nachgewiesen hat, hat auch in dem Jahrfünft 1890 bis 1895 angedauert. Um das bezeichnendste Beispiel anzuführen, so ist in dieser Zählungsperiode in der Provinz Posen die Zahl der Evangelischen (1890: 542013), die bis auf 14000 polnische Bauern im südöstlichen Zipfel Deutsche sind, nur um 17697, die der Katholiken, die bis auf 127000 über die ganze Provinz zerstreute deutsche Katholiken aller Berufsarten Polen sind, dagegen um 63129 gewachsen, d. h. die doppelt so starke katholische Bevölkerung (1890: 1164067) hat sich nicht doppelt, sondern dreiundeinhalbmal so stark wie die evangelische vermehrt, der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung, der 1861 46 Prozent

Digitized by Google

und 1890 40 Prozent betrug, ist, im Zusammenhange damit, bis 1895 um ein weiteres Prozent, auf 39 zurückgegangen.*) Vollzöge sich dieser Rückgang auch fernerhin mit gleicher Schnelligkeit, so wäre mit der Gefahr zu rechnen, daß das Deutschtum, ehe zwei Jahrhunderte ins Land gegangen sind, in der Provinz Posen erloschen wäre. Ein Zukunftsbild! Gewiß, nur sollte man es nicht kurzer Hand mit der Bezeichnung Zukunftsmusik abthun. Die Gefahr für das Deutschtum im Osten ist ernst und verdient ernst genommen zu werden; sie bedeutet, die Polen sind sich darüber längst klar, in letzter Linie den Verlust unsrer Ostprovinzen für den deutschen und den preußischen Staat.

Die Gründe der von jedem Patrioten beklagten Erscheinung wirken heute mit ebenso ungeschwächter Kraft wie während des letzten Menschenalters. Sie liegen nicht auf politischem Gebiete. Nur mit Unrecht werfen dem Fürsten Bismarck seine Gegner vor, er habe, indem er den Nationalitätenkampf in diese Lande getragen habe, die in der polnischen Volksseele schlummernden Kräfte erst zu einem durch seine Energie in Erstaunen setzenden Widerstande wachgerufen. Dieser Kampf und die Organisirung der Polen zu Widerstand und Angriff auf den preußischen Staat und die Deutschen hatte lange vorher begonnen und getobt. Nicht daß er diesen Kampf für uns Deutsche aufgenommen hat, sollten wir ihm vorwerfen; eher könnte man ihm vorwerfen, daß er ihn für uns Deutsche, die wir unsre Pflicht nicht thaten, zu spät aufgenommen hat. Jene Gründe sind, wie heute allseitig erkannt ist und anerkannt wird, überwiegend auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen: in den für den deutschen Arbeiter mit höherer Lebenshaltung zu niedrigen Löhnen, die hier herkömmlich gezahlt werden, thatsächlich nur gezahlt werden können und für die polnische Arbeitsleistung hoch genug sind, ferner bis Ende des vorigen Jahrzehnts in der Unmöglichkeit, für den ländlichen Nachwuchs selbständige Bauernhöfe zu gründen, und endlich in der auf die deutschen Städter zurückwirkenden Notlage, namentlich des großen und mittlern Grundbesitzes, der, rund herausgesagt, dem Nichts gegenüber steht.

2

Als mit der neuen Ära der Aufschwung der deutschen Industrie kam, begannen aus unsrer Ostmark (wo die Industrie, weil der deutschen Einfuhr der russische Markt verschlossen, und der Osten selbst arm und wenig verbrauchsfähig war, zunächst keinen Boden zu finden vermochte) die städtischen und die Landarbeiter deutscher Nationalität nach Berlin, nach der Börde und nach dem industriellen Westen abzuströmen, wo sie, weil sie billiger waren,

*) In Westpreußen liegt die Sache ähnlich; dort haben die Katholiken, die zu einem großen Bruchteile Polen sind, die Evangelischen, denen sie bis in die sechziger Jahre an Zahl bedeutend nachstanden, seitdem bedeutend überflügelt.

Digitized by Google

als die dort heimischen, und weil der Bedarf an Arbeitskräften durch die eingeborne Arbeiterbevölkerung nicht gedeckt sein mochte, mit Freuden aufgenommen wurden. Gleichzeitig begann der Nachwuchs der altangesessenen kinderreichen deutschen Bauern, namentlich der Netzegegend, sich von der heimatlichen Scholle abzulösen und in die ackerbautreibenden Staaten Nordamerikas überzusiedeln. Als dann die großen deutschen Städte, Berlin voran, einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung nahmen und die Krisis der ostelbischen Landwirtschaft in ein chronisches Leiden ausartete, folgten dem Beispiel der Arbeiter und Bauern die deutschen Städter, die Kaufleute und die Handwerker; in lückenlosem Zuge räumen sie die halbslawischen Ostprovinzen, weil sie in rein deutschen Gegenden ein reichlicheres Stück Brot als in ihrer ausgepowerten Heimat und ungestörte Ruhe vor polnischer Konkurrenz und polnischem Übermut zu finden hoffen. Besonders Juden wandern in großer Zahl ab; sie haben sich in dem Jahrzehnt von 1885 bis 1895 in der Provinz Posen um 11000 (auf 40000) vermindert; da sie, so zweifelhaft ihr Verhalten aus wahltaktischen und geschäftlichen Gründen im einzelnen Falle ist, mit verschwindenden Ausnahmen deutsch empfinden, deutsch gebildet und meist wohlhabend, wo nicht reich sind, so erleidet das Deutschtum durch ihren Abzug, alles in allem genommen, einen schweren, schwer auszugleichenden Verlust. Nicht minder groß ist ein andrer Verlust für das deutsche Element der Städte aus einem andern Grunde. Während der Pole, der Vermögen erworben hat, in seiner Stadt bleibt oder vom Lande in die Stadt zieht, d. h. der Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hängt, erhalten wird, siedeln die deutschen christlichen Rentner und besonders die pensionirten Beamten, durch das slawische Wesen abgestoßen und die Beteiligung an dem Nationalitätenkampfe ängstlich meidend, sofort in deutsche Gegenden über, um ihr Leben unter Deutschen zu beschließen.

Fast in allen Städten Posens und Westpreußens nimmt das deutsche Element entweder ab oder wenigstens nicht zu, während sich das polnische mit unheimlicher Schnelligkeit vermehrt. Als ungelernter Lohnarbeiter zieht der Pole, zum Teil durch die sich entwickelnde Industrie angezogen, mit Weib und zahlreichen Kindern vom Lande in die Stadt; er lebt dort aus der Hand in den Mund, läßt sich auch wohl auf Kosten des Armenetats, d. h. der steuerkräftigen Deutschen durchfüttern. Ein Teil steigt allmählich, vielleicht erst in der jüngern Generation, in den Handwerker- und Kaufmannsstand empor, schlägt durch billigere Preise, aber auch nicht selten durch bessere Ware die deutsche Konkurrenz, die von den polnischen Käufern grundsätzlich gemieden, von den deutschen charakterloserweise immer wieder im Stich gelassen wird, aus dem Felde und zwingt sie, das Feld und die Provinz zu räumen. Durch ein vorzüglich organisirtes Kreditwesen gefördert, sind die genannten Berufe, zu denen auch der rückwärts gehende polnische Adel sein Kontingent stellt, sichtlich im Aufsteigen begriffen; sie eignen sich die Tugenden der Deutschen,

Digitized by Google

Arbeitsamkeit und Nüchternheit, an und überlassen ihnen dafür gern ihre angestammten Nationallaster, Unsolidität und Wortbrüchigkeit. Die deutschen Erwerbsstände verfallen leider vielfach in Wohlleben und Müßiggang, büßen ihre Tüchtigkeit ein, gehen in ihren Leistungen zurück und schließlich zu Grunde. In fünf von den neun größern Städten Posens mit mehr als 10000 Einwohnern, in Bromberg, Gnesen, Inowrazlaw, Krotoschin und Schneidemühl, haben sich zwar während des Jahrzehnts 1885 bis 1895 die Evangelischen nicht minder stark, sogar stärker als die Katholiken vermehrt; das erklärt sich aber wohl daraus, daß hier die überwiegend aus evangelischen Mannschaften bestehenden Garnisonen bedeutend verstärkt worden sind, woraus sich überhaupt zum nicht geringen Teil das Anwachsen der Evangelischen der Provinz während dieses Zeitraums um 28000 Köpfe erklärt, wie andrerseits von diesen 28000 nachweisbar 6000 durch die Ansiedlungskommission von auswärts in die Provinz gezogne Ansiedler sind. Wie gering ist da das natürliche Anwachsen der ortsangesessenen evangelischen Bevölkerung, wie massenhaft das Abströmen des Überschusses der immerhin recht zahlreichen Geburten über die Todesfälle gewesen, zumal da noch immer, wenn auch in der letzten Zeit spärlicher, deutsche Landwirte zuwandern!

Ganze Berufe werden von den Polen okkupirt. Dank dem seit einem halben Jahrhundert unermüdlich thätigen Marcinkowskischen Verein sind die Polen schon sehr zahlreich unter der sogenannten Intelligenz vertreten; zahlreich sind vor allem die polnischen Geistlichen, dann die Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker und Droguisten, unter den Handarbeitern — von den polnischen Schuhmachern und Schneidern zu schweigen — die polnischen Schriftsetzer und Kellner. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren die Kellner meist Deutsche; heute sind die Deutschen unter ihnen die Ausnahme. Der teurere deutsche Kellner ist westwärts gezogen, der anspruchslosere und fügsamere polnische in die Lücke getreten. In Handwerk und Kaufmannschaft ist der Nachwuchs überwiegend polnisch, selbst in den bisher deutschen Gegenden, zunächst in den deutschen Nachbarprovinzen, in die das Polentum mit der ganzen Wucht seiner Expansivkraft nach wohlerwognem Plane eindringt. Um die polnische Kundschaft festzuhalten, hält der deutsche Kaufmann polnische Verkäufer und Geschäftsführer, lernt selber polnisch und wirft sich weg, indem er vor polnischen Ohren auf die Hakatisten schimpft, selbst in ganz deutschen Orten, wie Danzig, wo 1893 erst 4000 Polen, meist der untern Klassen, gezählt wurden. In seiner Kurzsichtigkeit sieht er nicht, daß er sich seine eignen Konkurrenten um den Preis einer Kundschaft groß zieht, deren Rest ihm doch nur für die kurze Zeit treu bleibt, bis die polnische Konkurrenz erstarkt und leistungsfähig geworden ist.

Auf dem Lande, wo früher bei polnischen Großgrundbesitzern gelernte deutsche Arbeiter, z. B. Stellmacher, Gärtner und Schmiede, deutsche Wirt-

Digitized by Google

schaftsinspektoren, Vögte und Schäfer ihr Brot, freilich oft genug um den Preis des Opfers ihrer Nationalität und ihres — den polnischen Frauen zu Liebe gewechselten — Glaubens fanden, sind heute fast durchweg Polen an die Stelle der „Fremden" getreten, und auch auf deutschen Gütern werden solche Stellen immer häufiger mit den billigern Polen besetzt, zumal da Deutsche oft gar nicht zu haben sind. Das einträgliche Geschäft der Schankwirte, die früher im Osten fast überall Juden oder Deutsche waren, ist heute, namentlich in den polnischen Dörfern, vielfach schon in polnischen Händen. Nach einer an vielen Orten gemachten Beobachtung haben die Polen während der Leitung Stephans, der sich mit zunehmendem Alter immer eigensinniger gegen wohlgemeinte Warnungen verschloß, unter den Postunterbeamten, ebenso unter den Unterbeamten und den nach Tausenden zählenden Arbeitern der Staatsbahnen an Zahl sehr zugenommen.

Der früher sich schnell vollziehende Übergang polnischer Güter, der in Westpreußen fast beendet*) war, und polnischer Bauernwirtschaften in deutsche Hände ist seit den Rentengütergesetzen merklich ins Stocken gekommen. Unzählige deutsche Besitzer, die ihre Güter in der Zeit der landwirtschaftlichen Hausse zu teuer gekauft haben, möchten sie heute gern, selbst mit Verlust, veräußern; gewaltige Summen gehen bei diesen Verkäufen, freiwilligen wie sub hasta, verloren, weil die Bodenpreise seit dem Anfang der achtziger Jahre um ein Drittel gesunken sind. Die Ansiedlungskommission erhält heute überwiegend von Deutschen Verkaufsangebote und kauft überwiegend von Deutschen; einige, selbst gut situirte, haben schon an Polen verkauft. Als der in der Versenkung der politischen Schaubühne etwas plötzlich verschwundne Herr von Koscielski die Millionen seines Oheims, des ehemaligen türkischen Paschas, erbte, wurden ihm deutsche Herrschaften in Menge unter höchst seltsamen Begründungen zum Kauf angeboten. Der polnische Bauer kauft heute, was noch vor zwanzig Jahren unglaublich und unmöglich war, schon den deutschen aus und dringt in Dörfer ein, die bis dahin rein deutsch waren. Von seinem Propst in strenge Zucht genommen und von dem deutschen Staat mit einer guten Schulbildung ausgestattet, kommt er vorwärts, weil er leicht Kredit erhält, wozu neuerdings die Zentralgenossenschaftskasse beiträgt, und dadurch vor dem ewigen Geschröpftwerden durch die Wucherer, die alte Landplage der slawischen Völker, bewahrt wird. Das polnische Sprichwort, das für den galizischen Bauern in vollem Umfange gelten mag: „Dem Bauern gehört nichts als das, was er vertrinkt," hat auf ihn keine Anwendung mehr. Während die Ansiedlungskommission mit ihrer auf die peinliche Prüfung durch die Oberrechnungskammer bureaukratisch zugeschnittnen Geschäftsführung im Jahre durchschnittlich 200 Ansiedler mit 1000 Angehörigen in beiden Provinzen ansetzt, sind die Bank ziemski, die

*) Der Anteil der Polen am Großgrundbesitz beträgt in Westpreußen etwa 6 bis 7, in Posen 35 Prozent; in Oberschlesien giebt es einen polnischen Adel nicht mehr.

Digitized by Google

polnischen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Posen und Thorn, die alte und eine neue polnische Parzellirungsgenossenschaft und private Parzellanten, die oft genug deutsche Güter an polnische Käufer aufteilen, in der Lage, unvergleichlich mehr Polen anzusetzen. Ganze Bände spricht eine Notiz, die vor kurzem der Dziennik Kujawski in Inowraclaw brachte. Ein Pole hat darnach aus deutschen Händen ein Gut in bester Gegend Kujawiens aufgekauft und unter polnische Bauern parzellirt. Erst vor fünfzig Jahren ist dieses Gut gebildet worden, indem es ein Deutscher von den dem Trunke ergebnen Bauern einer benachbarten Ortschaft zusammenkaufte. Der Volksmund hat seinerzeit das neue Gut „Przepijewo" (durch Saufen vergeudet) getauft; jetzt haben Fleiß und Sparsamkeit der Nachkommen wieder gut gemacht, was die Liederlichkeit der Väter verbrochen hatte.

So vollzieht sich allmählich, aber sicher in Stadt und Land, zumal da auch die polnischen Familien eine stärkere Geburtenzahl als die deutschen aufweisen, und deutsche Katholiken sich noch immer in fanatische Polen umwandeln lassen, die Polonisirung unsers Ostens, in den der ausgewanderte Deutsche nur ausnahmsweise, der Pole, wenn es irgend möglich ist, stets zurückkehrt, sei es um hier die Ersparnisse des Sommers während des Winters zu verzehren, oder um sie in einem kleinen Ackerstück, dem Ruhesitz für seine alten Tage, anzulegen, dem während seiner Abwesenheit seine Eltern, Weib und Kinder den kargen Lebensunterhalt abzugewinnen suchen. Man wird einwerfen, daß viele Polen, namentlich Arbeiter in den Kohlenbergwerken, in den westlichen Provinzen dauernd bleiben und im Laufe von Generationen ihrer Nation verloren gehen müssen. So sehr das vom Standpunkt der dortigen großen Unternehmer und der hiesigen Deutschen zu wünschen wäre (die Unternehmer erhalten billigere Arbeitskräfte, die einem Generalstreik eher fernbleiben und sein Gelingen erschweren, und die hiesigen Deutschen werden von der unverhältnismäßig stark anschwellenden Überzahl ihrer polnischen Provinzgenossen nicht so hart bedrängt und so leicht verdrängt), so ist es doch einerseits eine offne Frage, ob diese in zahlreiche Vereine von mehr oder weniger religiöser Färbung zusammengefaßten polnischen Arbeiter, deren Zahl in stetem Wachsen begriffen ist, sich wirklich werden germanisiren lassen, ob sie nicht vielmehr, wie die tschechischen Kohlenarbeiter in den nordböhmischen Kohlengruben die Tschechisirung Nordböhmens, so die Polonisirung urdeutscher Distrikte und eine wesentliche Herabsetzung der Kulturstufe der ganzen dortigen Arbeiterschaft bewirken werden, und andrerseits ist es keine Frage, sondern eine Thatsache, daß die Zahl der hier einwandernden und die Zahl der zurückkehrenden Deutschen, die gegen ihre Heimat gleichgiltig sind und fremde Erde in ihr sehen, unvergleichlich kleiner ist, als die Zahl der mit Geld zurückkehrenden Polen, die mit diesem Gelde die Kassen der polnischen Kreditvereine speisen. Wie man berechnet hat, findet durch die sogenannte Sachsengängerei Jahr für Jahr ein Abfluß von acht bis zehn Millionen Mark aus dem reichern Westen nach unserm

Digitized by Google

ärmern Osten statt; von 300 Abgewanderten dreier polnischer Gemeinden im Kreise Adelnau wurden 1889 durch Postanweisungen 42567 Mark in die Heimat geschickt, d. h. im Durchschnitt von dem Einzelnen 141 Mark erspart.

Soweit die Abwandrer nach dem Westen für den ostdeutschen Landwirt notwendige Arbeitskräfte sind, treten, wie bekannt, auf den Gütern polnischer wie deutscher*) Großgrundbesitzer, namentlich solcher Aktionäre von Zuckerfabriken, denen die Lohnansprüche hiesiger Arbeiter zu hoch sind, seit 1873, seit dem Niedergange der Landwirtschaft, an ihre Stelle Horden polnischer, sich vom Tier, wie treffend gesagt worden ist, nur durch die Gestalt unterscheidender Arbeiter aus Kongreßpolen und Galizien, die den ganzen Osten überschwemmen und noch weniger Ansprüche als unsre polnischen Arbeiter machen, dafür aber auch weniger tüchtig und leistungsfähig sind, Krankheiten, wie die echten Pocken, ins Land schleppen, bis in die Provinz Sachsen hinein, und durch ihr Verhalten fortgesetzt zu Klagen Anlaß geben. War ihr erstes Erscheinen durch die Abwandrung unsrer Arbeiterbevölkerung mit verursacht, so wird es je länger je mehr ihre immer stärker wirkende Ursache; schließlich werden jene Halbbarbaren ihre Zelte in Preußen dauernd aufschlagen und in großer Zahl naturalisirt werden, was nach einer Ministerialverfügung bekanntlich nur geschehen soll, wenn sie der deutschen Umgangssprache mächtig sind. Unzweifelhaft würde das dem Wunsche solcher Arbeitgeber — zur Ehre der deutschen Besitzer sei es gesagt, der Minderheit — entsprechen, die sich aus Gründen der Selbstsucht der Einsicht versperren, daß damit der Untergang des Deutschtums im Osten endgiltig und unwiderruflich besiegelt wäre. Schon heute giebt es hier viele, die sich allen amtlichen Widerlegungen zum Trotz nicht von der Meinung abbringen lassen, es hätten sich schon wieder russisch-polnische Arbeiter in größerer Zahl im Osten festgesetzt. Das wird jedoch mit Fug und Recht bestritten; es wird hier darauf gehalten, daß sie zum Winter wieder abgeschoben werden, sehr häufig aber werden welche, durch Agenten den hiesigen Arbeitgebern abwendig gemacht, nach dem Westen verschleppt, wo sie dann, wie man bei uns glaubt, dauernd bleiben und sich als eingeborne Polen ausgeben. Die Grenze ist heute wie seit zwölf Jahren für den Menschenimport aus dem Osten gesperrt; nur auf Zeit ist es erlaubt, sie zu überschreiten. In einer schwachen Stunde könnte aber, so fürchten viele Patrioten, unsre Regierung dem Andringen der interessirten großen Zuckerfabriken der Ansiedlungsprovinzen und Schlesiens doch nachgeben und den

*) Der deutsche Großgrundbesitz ist zum Teil in den Händen von Besitzern, die außerhalb der Provinz ihren Wohnsitz haben. Nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1889 wohnten von deutschen Besitzern von Gütern mit mehr als 2000 Hektar 47 (mit 158996 Hektar) in der Provinz, 27 (mit 161631 Hektar) außerhalb, während von 75 derartigen polnischen Besitzern nur 7 (mit 41488 Hektar) außerhalb wohnten, während 68 (mit 262454 Hektar) ihre Güter selbst verwalteten. Daraus erklärt sich zum Teil, weshalb der deutsche große Besitz das Interesse des Deutschtums nicht in dem Maße fördert, als er müßte und andernfalls könnte.

Digitized by Google

sehnlichen Wunsch der Polen nach einer dauernden slawischen Überflutung der Ostmark erfüllen. Eins ist sicher: je mehr die Rübenkultur in diesen Provinzen, eine Folge der niedrigen Getreidepreise, zunimmt, je mehr Zuckerfabriken hier entstehen, je größer die Überproduktion an Zucker wird und damit die Zuckerpreise unter dem Druck ausländischer Konkurrenz und ausländischer Zollmaßregeln sinken, um so lebhafter wird der Wunsch nach den billigen ausländischen Arbeitskräften, und desto massenhafter der Zuzug aus Polen und Galizien werden. Um solchen Arbeitern den Abzug nach Deutschland zu erleichtern, wird neuerdings von den russischen Behörden der Übertritt über die Grenze nicht bloß auf teure Pässe mit kurzer Giltigkeitsdauer, sondern auch auf Grenzkarten mit dreimonatiger Giltigkeit gestattet. Nach ostpreußischen Blättern haben dort von dieser „Erleichterung" schon viele Besitzer Gebrauch gemacht und sich durch Agenten Arbeiter beschafft, wie solche auch in Zahl von 500 bis 600 nach Rastenburg und Tapiau zum Bau der Kleinbahn gezogen worden sind. Bewahre uns Gott davor, daß unsre Regierung in diesem Punkte schwach wird, wie sie es aus „Humanität" früher jahrzehntelang gewesen ist, als sie sich dem Militärdienst entziehende Überläufer in Preußen zuließ, die ihm mit Undank lohnten. Mag es auch um zwei Menschenalter zurückliegen, die Thatsache dürfte auch heute noch von Interesse sein, daß in den Jahren 1832 bis 1834 die Zahl der in die heutigen Ansiedlungsprovinzen einwandernden Katholiken (29000) nur deshalb so plötzlich und so stark anschwoll, weil den polnischen Flüchtlingen nach dem Aufstande von 1831 die Thore des gastlichen Preußens weit aufgethan waren.

3

Das in der dargestellten Weise vordringende Polentum steht unter der Führung eines Klerus, der, in allen seinen Gliedern ebenso national wie ultramontan gesinnt, dem protestantischen Wesen und Staate totfeind ist und die Kunst zu herrschen im Laufe der Jahrhunderte bis zur Virtuosität ausgebildet hat. An ihn hat der durch ungeheure Verluste an materiellem Gut geschwächte Adel, der von der geistigen und sittlichen Wiedergeburt seiner Volksgenossen am wenigsten ergriffen worden ist, seit dem Tode des Erzbischofs Dinder die Führerrolle abgegeben. Alle Polen, auch der letzte Proletarier in Lumpen, sind sich heute bewußt, Glieder einer im Vorschreiten begriffnen nationalen Gemeinschaft zu sein, und sie sind bereit, selbst unter materiellen Opfern, alle Pflichten zu erfüllen, die ihnen der Nationalitätenkampf auferlegt; das wird bestätigt durch die fast vollzählige Beteiligung der Polen an allen Wahlen, so an der letzten Reichstagswahl im Kreise Schwetz, wo arme Arbeiter zur Abgabe ihres Stimmzettels aus fernen Provinzen herbeeilten; es wird bestätigt durch die häufigen Ausschreitungen gegen Deutsche, z. B. deutsche Wähler, bis zum Todschlag. Je eifrigere Polen die Polen geworden sind, desto bessere Katholiken sind sie auch geworden, in allen Schichten, selbst die in Sünden

Digitized by Google

ergrauten Libertins vom Adel.*) Das Bewußtsein des doppelten, des nationalen Gegensatzes gegen die protestantischen und deutschen Preußen ist der feste Kitt, der alle Polen in allen Kämpfen zusammenhält. Auch bei den nächsten Wahlen wird sich das zeigen.

Nur ein Thor wird etwas darauf geben, daß die Polen in ihrer Presse tagtäglich mit so viel Lärm vor ganz Europa ihre schmutzige Wäsche waschen, daß dabei Ströme von Tinte vergossen werden und die Luft durch heftige Worte erschüttert wird. Die polnischen Zeitungen haben nur eine geringe Verbreitung, nach einer polnischen Berechnung in Westpreußen 12000, in Posen 30000 und in Oberschlesien 25000 Abonnenten; die Massen nehmen von ihren Wortgefechten keine Notiz. Ja, wenn es sich noch um tiefgehende Gegensätze handelte! Es handelt sich aber, seit Herr von Koscielski, der „Chef der Hofpartei" und der Stein alles Anstoßes, beseitigt ist, überwiegend um persönliche Zänkereien, um Brotneid und Fragen der Taktik.

Die Verteidigung der „höchsten Güter der Nation," die mit all dem Pathos und der Beredsamkeit, die den Polen angeboren sind und so gut stehen, betrieben wird, ist, um auf weniger bekanntes aufmerksam zu machen, für ihre Politiker von Beruf, auch für manche Litteraten eine Erwerbsquelle geworden; für Fügsamkeit und eifrige Thätigkeit in ihrem Sinne werden sie von der herrschenden, die Zügel straff anziehenden Koterie mit Ämtern und Ämtchen, mit Sinekuren, wie die andern sagen, bedacht; wer dagegen ein widerhariger Geselle ist, eigne Meinungen hat und allzu sehr auf seine Selbständigkeit pocht, der wird von der Krippe ferngehalten und sucht sich durch Schelten und Schmähen zu rächen. Das macht dann auswärts den Eindruck, als ob unter den Polen der Krieg aller gegen alle wütete.

Die Polen lassen sich leicht in zwei Typen scheiden. Die einen, die Weiberknechte, die impulsiven Naturen, leben in Illusionen und berauschen sich an großen Worten. Sie sind, mit Bismarck zu sprechen, in der Politik Poeten; sie haben, nicht bloß in Lemberg, fortwährend die geheimsten Gedanken auf der Zunge und schreien sie in alle Welt hinaus; sie wären fähig, Unglück anzurichten, Revolten anzuzetteln, Thaten voll Grausamkeit und Fanatismus zu verüben, wie solche die mit Blut geschriebne Geschichte des Aufstands von 1863 auf jeder Seite verzeichnet. Auf sie paßt der Ausspruch des Fürsten von Ligne, des Zeitgenossen Friedrichs des Großen: Les Polonais sont capables de tout, mais bons à rien. Nicht recht paßt auf sie und gar nicht auf die

*) Was jahrhundertelange Bedrückungen nicht zuwege gebracht hatten, ist dem Klerus in den letzten beiden Menschenaltern gelungen: die Austilgung des Kalvinistentums bis auf wenige Spuren. Gerade in Großpolen bekannte sich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ein erheblicher Bruchteil des Adels zur reformirten Kirche. Bei der Huldigung nach der Besitzergreifung im Jahre 1793 wurde der Rote Adlerorden je drei katholischen und drei protestantischen Edelleuten verliehen.

Digitized by Google

andre Klasse, was der geistvolle und kenntnisreiche Dr. Witold von Skarzynski in seiner mit Beschlag belegten beachtenswerten Broschüre Nasza sprawa (Unsre Angelegenheit), im Ärger über die Mißerfolge der bisherigen polnischen „Politik des alten und des neuen Kurses," vor einigen Monaten gesagt hat: „In der Politik sind wir Polen noch immer alte Weiber. Wie alte Weiber können wir nur entweder schreiend protestiren oder greinend jammern, entweder in die Augen springen oder denen zu Füßen und in die Arme fallen, in denen wir bisher unsre Feinde sahen; von der Opposition quand même bis zum byzantinischen Loyalismus ist für uns nur ein Schritt unter dem Einfluß eines augenblicklichen Eindrucks." Die andern, die kleine Minderheit, die männlichen Naturen, sind alles eher als Leute, die den wechselnden Eindrücken des Augenblicks erliegen und von der jeweiligen Lage in ihren Empfindungen und Entschlüssen bestimmt werden. Sie haben die Schule des Unglücks und der Jesuiten mit Erfolg durchgemacht; sie predigen in ihren Blättern jeden Tag, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, daß reden und handeln sich nicht zu decken brauche, daß man den übermächtigen Gegner nicht reizen, sondern täuschen müsse. Sie haben gelernt, nüchtern und verständig zu erwägen, weitschichtige Pläne lange vorzubereiten, mit Umsicht und Zähigkeit auszuführen, die Gegner zu übertölpeln und ihre Leichtgläubigkeit zu benützen. Sie haben schon seit mehreren Jahren das Heft in den Händen und bestimmen die Richtung der polnischen Politik; auch bei den Wahlen des nächsten Jahres wird alles nach ihrem Willen zugehen. Durch Mißerfolge lassen sie sich nicht entmutigen, sie paktiren während einer Capriviepisode und machen Opposition nach allen Regeln der Kunst, wenn sie damit der Erreichung ihres Ziels, das nicht genannt zu werden braucht, weil es jeder kennt, um einen Schritt näher zu kommen hoffen. Kühl bis ans Herz hinan, wissen sie den Augenblick abzuwarten, wo sie ihre besiegten Besieger à la Badeni knechten werden.

Heute stehen wir hier im Osten im Zeichen des Kampfs. Angenommen, so unwahrscheinlich es ist, die Bekenner der sogenannten Hofpartei, die durch die Deklaration des Herrn von Komierowski im Februar dieses Jahres ihr eignes Ende ausgesprochen hat, hätten — wie nach einiger Kenner Meinung der Erzbischof von Stablewski, dem mit Mißtrauen und der Unterstellung gelohnt wird, er wolle „das polnische Volk durch die Geistlichkeit germanisiren" — sämtlich an die Durchführbarkeit und Dauer der Versöhnungspolitik geglaubt: heute glauben unzweifelhaft nur noch vereinzelte Polen, daß es lohne den Faden der Versöhnungspolitik weiter zu spinnen; in der Sache sind sie, d. h. fast alle, längst darüber einig, daß eine schärfere Tonart anzuschlagen und im Reichstag wie im Landtag Opposition zu machen sei. Sehr treffend bemerkt Herr von Skarzynski, daß die Periode, die 1891 mit dem „Thorner Rausch," mit der Kandidatenrede des Herrn von Stablewski auf dem Katholikentage begann, schon 1894 mit der „Thorner Ernüchterung" infolge der Thorner

Digitized by Google

Kaiserrede ihren Abschluß*) gefunden hat. Hätten schon damals allgemeine Wahlen stattgefunden, so hätten sie schon damals zur Folge gehabt, was das Jahr 1898 bringen wird. Vor allem wären schon damals die Polen geschlossen vorgegangen. Politische Gegensätze bestehen unter den Polen des preußischen Anteils kaum. Dank der Fürsorge der preußischen Regierung für die untern Klassen, der gerechten Verwaltung und Rechtsprechung, dank ihren das materielle Wohl fördernden Maßnahmen und dank der Abwehr aller Übergriffe, die sich andernfalls der Adel gestatten würde, giebt es hier, anders als in Galizien, keine demokratische oder radikale, dem Adel feindliche Richtung unter den Polen, keine „Roten" und keine „Weißen," die diesen Namen verdienten. Die Wortführer der sogenannten Volkspartei, von dem Haß gegen den Adel, der an den Demokraten andrer Länder abstößt, durchaus frei, betreiben die Mündigmachung des Bürgerstandes und der arbeitenden Klassen hauptsächlich deshalb, weil der Adel mit seinem Besitz auch seinen Einfluß verliert und zur Führung der Nation untüchtig geworden ist. Mit den brauchbaren Elementen des Adels und mit der führenden Geistlichkeit einträchtig für die gemeinsame Aufgabe zu arbeiten sind sie, treue Söhne ihrer Kirche, in jedem Augenblick bereit. So wird es denn kommen, daß übers Jahr alle Polen, die Maulhelden aus Temperament, die fortgeschrittene Intelligenz, die Reste der Adelspartei, die Volksfreunde und auch die Bauern in den Tagen der Wahlen geschlossen hinter den oben gezeichneten Führern stehen, die alten Mandate behaupten und neue hinzugewinnen, in Oberschlesien insonderheit solche dem Zentrum abnehmen werden, das des dort mächtig erstarkten Polonismus nie wieder Herr werden wird. Auch die Bauern, auch sie, die das preußische Regiment erst zu Menschen gemacht hat, und die durch Jahrzehnte die loyalsten Unterthanen der preußischen Könige waren. Am Ende des Jahrhunders wissen sie nicht mehr, wer ihre Groß- und Urgroßväter am Anfang des Jahrhunderts von dem Joch des polnischen Adels, der Schlachta und der Magnaten, freigemacht hat; sie wissen nichts mehr davon, daß, wie Napoleon 1807

*) Anfang Dezember 1894 wurde Fürst Radziwill im Schoße der polnischen Reichstagsfraktion im zweiten Wahlgange als erster Vorsitzender wiedergewählt; im ersten hatte er ebensoviel Stimmen wie Herr von Czarlinski, der Vertreter der Politik der Nationalpartei, erhalten; zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde Herr Cegielski, der getreue Partisan des verflossenen Koscielski, nicht wieder-, sondern Herr von Czarlinski gewählt. Wenige Wochen darauf brachte der „Kuryer Poznanski" zu Kaisersgeburtstag einen von dem preußischen Adler gekrönten loyalen Artikel, der einen wahren Entrüstungssturm in der polnischen Presse entfesselte. Ein Jahr vorher wäre er so ziemlich unbeanstandet geblieben. Der Erzbischof erließ darauf im „Kuryer" eine Bekanntmachung, wonach niemand in den Artikeln dieses Blattes weder direkt noch indirekt seine Meinung zu erkennen habe. Seitdem sind solche Artikel in polnischen Zeitungen nicht mehr erschienen. Die öffentliche — polnische wie deutsche — Meinung hatte übrigens bis dahin nicht bezweifelt, daß der „Kuryer" der Moniteur des Herrn der Dominsel sei. So kann man sich irren.

Digitized by Google

anerkannte, „alles Gute, Ordentliche und Vorschreitende in Polen nur aus preußischen Zeiten stammt," sie sind auch mit den galizischen Verhältnissen zu unbekannt, als daß sie sich an ihren dort vom Adel geknechteten und ausgesognen Brüdern ein warnendes Beispiel nehmen sollten. Über Undank, der Welt Lohn, sollten wir Deutschen uns bei diesen Angehörigen eines fremden Stammes doch nicht wundern; sie glauben den Herren aus der Stadt, die so schöne Reden halten, und sehen jeden Tag, wie viel sie der unausgesetzten Thätigkeit ihrer Pröpste zum Zweck der Mehrung ihres Wohlstandes zu danken haben; diesen, den Patronen der zahlreichen Bauernvereine, folgen sie und werden sie folgen.

(Schluß folgt)

Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

(Fortsetzung)

ir müssen wohl überhaupt bei der Worteinkleidung der Gedanken und Empfindungen etwas näher verweilen, bei der eigenartigen Sprache der Jugend und des Volkes, die ja ein Spiegel seiner geistigen Beschaffenheit und Bewegung ist. Ein vollkommner Spiegel freilich nicht, denn nicht alles kommt zum Ausdruck, was im Innern lebt, nicht alles klärt sich genug, nicht für alles steht die Wortform zu Gebote. Das Geistesleben des Kindes ist eine geraume Zeit hindurch viel voller entwickelt, als es durch seine eigne Sprache ausdrücken kann; es blickt Verständnis, lange ehe es Verständnis äußert, und äußert es mit Gebärden früher als mit Worten, und mit unbehilflichen, suchenden, tastenden Worten früher als mit sichern und allgemein giltigen. Die Sprache der Jugend macht verschiedne Stufen durch, ehe sie zur Reife der Erwachsenen gelangt. Sie ist zuerst arm und unbeholfen, aber rührend in ihrer Echtheit, da sie nur ausdrückt, was sich dem Kinde aus der Seele in den Mund drängt (denn in diesem Alter wohnen noch nicht zwei Empfindungen neben einander, die eine gegenwärtige füllt die ganze junge Seele gewissermaßen bis zum Überlaufen). Auch der Widerhall dieser lallenden Herzenssprache im Munde der Mütter und Wärterinnen ist anmutend, nicht etwa lächerlich, und eine eigenartige, in sich harmonische Kindersprache haben gerade wir in Deutschland mehr als anderswo. Dann wird die Sprache rasch sicher und ausreichend, die Kinder plaudern, so weit ihr Gesichtskreis oder vielmehr der Kreis ihrer Ge-

Digitized by Google

danken, Gefühle und Bestrebungen reicht, mit voller Leichtigkeit, oft sicherer und fließender als die Erwachsenen. (Man muß natürlich nicht an die abstrakteren Zumutungen der Schule denken, sondern an die freie, natürliche Lebenssphäre der Kindheit.) Es folgt das Übergangsalter, wo die Unbefangenheit verloren geht, wo man von thörichter Scham und andern unharmonischen Empfindungen gequält wird, wo man die Kindersprache verlernt und meidet, und von der bevorstehenden Männlichkeit oder Frauensicherheit nur erste, rohe Spuren zeigt in starrem, ablehnendem und abstoßendem oder andrerseits anspruchsvollem, prüdem, innerlich dreistem und auch ein wenig lüsternem Wesen. Hier wird auch die Sprache wieder karg oder stumpf, sie schwebt, wie die ganze Persönlichkeit, noch haltlos zwischen zwei Welten, um sich dann weiterhin allmählich in die neue Lebensregion hineinzufinden; aber lange Zeit bleibt der Ausdruck sozusagen unpersönlich (nicht ein persönliches Eigenleben wiedergebend), wird durch die umgebende Genossenschaft und durch deren Sprachmode bestimmt, ergeht sich gern in Übertreibungen, im Maßlosen, im Grotesken, ganz entsprechend dem zum stärksten und vollsten Leben aufstrebenden und doch noch ungeklärten und ungemäßigten Innern, und ist dabei doch wieder arm, einseitig, stereotyp. Das gilt sogar noch ganz wesentlich von der gesamten Studienzeit der jungen Männer und von der entsprechenden Lebensperiode der weiblichen Welt: es hat für beide Geschlechter mit der körperlichen Übergangszeit gleichsam eine neue Entstehung angefangen, und wieder muß, wie in der frühen Kindheit, die Zeit durchgemacht werden, wo im Innern viel mehr ruht und quillt und sich regt und bildet, als zur bewußten Gestaltung und zur sprachlichen Äußerung kommt. Nur in seinem eigensten Lebenskreise pflegt man in dieser Zeit beredt zu sein, aber eben in jener Beschränkung auf enge Gebiete und unter steter Wiederkehr derselben Urteilsformen, mögen nun die ewig wiederkehrenden Beiwörter „riesig, rasend, furchtbar, kolossal, famos“ oder ähnlich (es ließe sich eine ganze kulturgeschichtliche Reihe aufstellen) oder mögen sie „reizend, nett, niedlich“ lauten — und natürlich in andern Landessprachen entsprechend, man denke nur an die Rolle des englischen awful.

Mit alledem ist aber immer erst eine Seite der jugendlichen Sprache berührt. Es wäre nun (des Wortschatzes wurde vorher schon gedacht) zu verfolgen, wie sie sich in Bau und Form der Aussagen, in der Bildung der Sätze kennzeichnet. In dieser Hinsicht ist ja nun auch bei den Erwachsenen und Gebildeten und den Allergebildetsten die mündliche Umgangssprache — und von ihr allein darf doch hier die Rede sein — sehr viel einfacher, sehr viel weniger organisirt, mannichfaltig oder abgewogen als die Schriftsprache, und sie bleibt im Munde der Meisten das ganze Leben hindurch einfach und darf es bleiben; es sind fast nur Pedanten, Akademiker und Affektirte, die das vermeiden. Aber die Sprache der Kindheit wenigstens ist eben doch noch einfacher. Von mannichfaltiger Anordnung der Sätze, von bestimmter logischer

Digitized by Google

Satzverbindung, von Perioden, von wirkungsvoller Wortstellung, von beabsichtigter Steigerung ist da bekanntlich nicht die Rede. Stets wiederkehrende Anhäufungen wie „und da“ müssen fast für jede Art von Zusammenhang genügen, wie übrigens alle Sprachen einer naiveren Stufe eine ähnlich anspruchslose Gleichförmigkeit auch in ihren Schriftwerken zeigen; so die hebräische, und bei einfacherer Erzählung auch die griechische.

Doch ist außer dem Berührten eins noch bei der Kindersprache nicht zu vergessen: die eigenartige Betonung, Stimmmodulation und Stimmfärbung. Ich weiß nicht, ob sich jemand dem besondern Reiz entzieht, der gerade in dieser Seite der Kindersprache liegt, und der sich ja nicht durch geschriebne Worte darstellen läßt. Zweierlei ist dabei leicht zu unterscheiden. Die begriffliche oder logische Betonung, die Hervorhebung der Worte, die die Hauptträger des Gedankens sind, steht viel tiefer als bei den Erwachsenen, ist wenig entwickelt; aber die Modulation der Stimme, die Wiederspiegelung des seelischen Interesses ist viel reicher und voller, und der zarte Klang der — übrigens auch noch nicht sehr individuell unterschiednen — Kinderstimmen macht die ganze Rede reicher, eindringlicher. Wie herzbewegend klingen Angst und Mitleid, Wunsch und Jubel in der Stimme des Kindes! Es ist schon um dieses Klanges willen schwerer, sich gegen Kinderbitten oder Kinderklagen zu verschließen als gegen die eines Erwachsenen, und das alles gehört zu dem Entzückendsten, was uns die Kinderwelt gewährt. Dabei hat diese kindliche Rede, obwohl sie jedem einzelnen aus dem eignen kleinen Herzen quillt, doch ihre festen, in der gleichen Lage immer wiederkehrenden Modulationen, und es ist nicht bloß Nachahmung der ältern Geschwister durch die jüngern oder der Spielgenossen im allgemeinen, sondern es scheint doch durchaus, daß jene Herzenstöne immer wieder von selbst gefunden werden, immer wieder ursprünglich erwachsen; es ist nicht Zufall, wenn man beim Vorübergehen draußen auf dem Spazierweg in dem Rufen und Plaudern eines fremden Kindes die Stimme und Rede eines nahestehenden lieben Kindes aus längst vergangner schöner Zeit mit überwältigender Ähnlichkeit zu erkennen glaubt; diese Wirkung und diese Ähnlichkeit sind viel stärker als die des Angesichts und der Bewegungen.

Dieser Zauber nun geht vorüber, leider zu einem großen Teil auch unter der Mitwirkung der in dieser Hinsicht vielfach tadelnswerten Schule, und in der Zeit des Heranwachsens und des Übergangs behält die jugendliche Rede vorwiegend nur die Mängel der natürlichen Betonungsweise, das Fehlen bestimmter, logischer, dem Gedanken sich anschmiegender Betonung, eine gewisse Stumpfheit und Lässigkeit, und statt des Schmelzes der kindlichen Modulation ein herbes oder schneidendes Herausstoßen. Die Flegel- und Backfischjahre machen sich eben auch auf diesem Gebiete bemerklich; man fühlt nicht mehr weich und zart und selbst nicht mehr recht frisch, und man ist noch nicht aufgelegt oder fähig, ordentlich zu denken; Wollungen ziemlich niedrer Art, mehr abstoßende als anschmiegende Strebungen beherrschen die Seele. Und

Digitized by Google

nach dieser Periode der langsamen Umkleidung des innern Menschen kommt dann mit der Zeit der beginnenden Schwärmerei (Schwärmerei ist es eben, die der Gefühlsleere folgt, in luftförmiger Gestalt erscheint zunächst das Gefühl, das sich verdichten soll) die Neigung zum Pathos, d. h. nicht etwa schlechthin das Interesse für das Pathetische, sondern das Aufbauschen der Urteile, das Vollnehmen des Mundes, die Hyperbel auch im Tone.

Wie verhält sich alledem gegenüber die Sprache des Volkes? Selbstverständlich hat sie mit der Kindheit gemeinsam die Einfachheit gegenüber der höher organisirten Natur der Schriftsprache, der wirklich geschriebnen oder der nur so genannten, von den Gebildeten auch gesprochnen, die Einfachheit der Sätze und ihrer Verbindungen (die Anknüpfung mit „und da" oder eine ähnliche zieht sich auch da durch jede zusammenhängendere Mitteilung hindurch), und wo engere Satzverbindungen, wo Perioden versucht werden, da versagt die Kraft des Zusammenhangs jeden Augenblick, man springt ab vom Satzbau, es geht gleichsam der Atem aus, und man macht „Anakoluthe"; geschrieben würde das alles des Korrektors gelinde Verzweiflung erregen und reichliche rote Tinte herausfordern, wie es bei wirklicher Niederschrift so oft das Lächeln und Kopfschütteln des Lesenden weckt. Einfach und eng begrenzt ist ferner der gebräuchliche Wortschatz, der natürlich nicht viel Abstrakta enthält, und diese namentlich nicht in feiner Unterscheidung und Abstufung. Unsicher und stammelnd, wie die Sprache der Kinder, ist die des Menschen aus dem Volke, wenn es gilt, Nichtgewohntes auszudrücken oder Wohlbekanntes in einer nicht gewohnten Form darzustellen, vor dem Richter etwa oder sonst in Berührung mit den gebildeten Ständen. Hier ist die Stätte der seltsamen Verwechslungen, der verkehrten oder verrenkten Fremdwörter usw. Auch außer den Fremdwörtern freilich sind in die Sprache des Volkes immer Bestandteile aus der höhern Sprache übergegangen und gehen stets von neuem in sie über und setzen sich dann vielfach in verschobner Bedeutung und Verwendung oder sonst irgendwie verunstaltet fest, und sie wirken von hier aus allmählich wieder zurück auf die Sprache der Gebildeten, die Mißbildungen dringen allmählich in diese ein — wie ja eben immer Menschen aus der Volkssphäre in die höhere Schicht eindringen und ihre Ausdrucksweise zum Teil mit durchsetzen. (Ich will nur an „simuliren" erinnern für nachsinnen, „Spektakel" für Lärm, „Schwarte" für suada, „räsonniren" für schelten, um von all den Fällen eines unrichtig gebrauchten Genus oder einer verquickten Konstruktion zu schweigen.) Den Redenden führt die Analogie statt des Gesetzes, und sie führt oft, wie dort die Kinder, so hier das Volk irre; „gebittet" für „gebeten" ist nicht bloß ein belustigendes Vorkommnis der Kinderstube, sondern in manchen Gegenden Volksmundart geworden, „geriehen" für „gereiht" scheint die edle Zunft der Kleidermacher weithin angenommen zu haben. Dort aber, wo das Volk mit sich selbst und in seiner vertrauten Gedanken- und Gefühlssphäre

Digitized by Google

verkehrt, da ist es in seiner Sprache durchaus sicher, ähnlich wie die Kinder in der oben abgegrenzten zweiten Periode, wo das Sprechen für sie keine Aufgabe mehr bildet, sondern nur eine natürliche Lebensäußerung neben andern ist, wo ihnen für ihren Bedarf alles nötige zur Verfügung steht und sie sich der Gestaltung ihrer Rede gar nicht bewußt werden, fast so wenig wie die Vögel ihrer natürlichen Singweise. Mit eben solcher Sicherheit tauscht das Volk seine Rede; ein Suchen und Wählen des Ausdrucks für den einzelnen Fall, wie es den Gebildeten so oft vorkommt und gerade den selbständig Denkenden vielleicht am allermeisten, findet dort kaum statt, es sei denn, daß man sich verstellen, andre überreden oder übervorteilen will, wo also vielmehr die Rolle gewählt wird als der Gedankenausdruck. Auch sind es keineswegs bloß die einzelnen Worte, auch nicht einmal bloß die Wortverbindungen, sondern die vollständigen Sätze, die man ständig wiederholt, und das Bedürfnis eines gewissen Wechsels darin liegt nicht vor. Die Landleute grüßen sich bei ihrer Feldarbeit oder auf dem Wege dazu jahraus jahrein mit denselben Fragen und Bemerkungen, und ähnlich andre in ihrer Lage; und wie sollten sie davor zurückscheuen, da ihnen diese nur eine Lebensberührung bedeuten, nicht einen Gedankenausdruck, wie sollten sie sich schämen, da sie gar nichts besondres und eignes geben wollen! Aber fest wie sie sind in ihren Redewendungen, so sind diese Redewendungen auch nicht Phrasen, nicht die Phrasen der höhern Stände, die dort eine so große Rolle spielen, fast ebenso mechanisch angewandt werden wie die Wendungen der Volksrede, und dabei doch den Anspruch erheben, einen wirklichen und einen eignen und womöglich edeln Gefühlsinhalt auszudrücken. Jene Festigkeit und Gleichmäßigkeit gilt dann weiterhin namentlich auch und vielleicht am allermeisten für die Betonung. Wenn sich bei den Kindern bestimmte Betonung oder Modulation immer wieder von selbst einstellt, weil sie aus der Natur der kindlichen Seele hervorwächst und in der That auch den Kindern verschiedner Nationen wesentlich gemeinsam ist, so erhält sich beim Volke die Betonungsweise, die Satzmodulation — zusammen mit der Aussprache der Laute — innerhalb derselben Landschaft oder doch derselben Stadt durch Übertragung und macht die zur Gegend gehörigen leicht und dauernd kenntlich. In dieser Hinsicht macht sich auch ein Hinausstreben einzelner über die Sphäre der Volksgebundenheit hinaus weit weniger fühlbar als in Beziehung auf die Wortwahl, den Wortschatz und die grammatische Richtigkeit, und selbst solche, die, aus dem Volke stammend, durch Studien und Lebensbeziehungen vollständig in die gebildete Welt eingegangen sind, pflegen wenigstens die Satzmodulation ihres heimatlichen Nestes zu behalten, denn diese Modulation ist gewissermaßen animalischer, ist unbewußter als der Wortgebrauch und selbst die Lautbildung.

In der Sprache mischt sich der Ausdruck des Gedanken- und Gefühlslebens. Von dem Gefühlsleben des Volkes soll, natürlich wieder unter Hinblick auf

Digitized by Google

die Jugend, noch etwas weiter die Rede sein; Beschränkung auf gewisse Hauptzüge wird dabei freilich nötig sein. Es ward eben das Wort „animalisch“ gebraucht und damit die Naturbestimmtheit, die Abhängigkeit des Lebens von den Einwirkungen fester natürlicher Gesetze angedeutet. Das stark von der Natur bestimmte Leben fällt selbstverständlich keineswegs zusammen mit einem offnen Sinn für die Natur, der pflegt erst zu erwachen, wo sich das Leben von der Natur abgelöst hat. Freilich sind die Gesetze der Natur dem Volke wichtig genug und sehr vertraut, da sie gewissermaßen sein persönliches Schicksal bilden, wie beim Landmann, Winzer, Hirten, beim Seemann, Jäger und Fischer; und so weit wird denn auch eine sichere und oft feine Kenntnis der Erscheinungen erworben und vererbt. Aber jene uneigennützige, rein gefühlsmäßige und meist ästhetische Beobachtung, Würdigung, genußvolle Aufnahme der Natur ist dem Volke im allgemeinen fremd. Vom Schwärmen für Naturschönheiten ist es ganz und gar entfernt. Die Natur ist ihm wie die Luft, die man atmet, ohne ihres Wesens zu achten. Das Grün, das in seinen mannichfachen Abstufungen und Spielarten unser Auge entzückt, ist dem Landmann kaum eine Farbe, es sagt ihm etwas ganz andres, als daß es als bloße Farbe zu ihm spräche. (Vielfach fehlt dem Landvolk geradezu eine sprachliche Bezeichnung dieser Farbe!) Und auch dem Volk der Städte, dem in geschlossenen Räumen arbeitenden, ist die Natur zwar etwas andres als den Landleuten, nämlich die Gelegenheit zu freierer Bewegung, zum Ausblick aus der Enge ins Weite, aber doch nicht wesentlich mehr; eintönig strenge Arbeit zumal weckt vielmehr die Begierde nach freiem, vollem Sinnengenuß als nach der stillen Hingebung an die Natur; es bilden sich dafür keine Organe. Die erste ästhetisch gefärbte Aufmerksamkeit auf die Natur weckt nicht ein schön sich gruppirendes Landschaftsbild, eine liebliche Gegend, auch nicht einmal das an sich Gewaltige, sondern sozusagen Kuriositäten, seltsame Bildungen der Natur, eine schroffe Bergwand, ein jäher Wasserfall, eine sich fast zusammenschließende enge Felsschlucht; von diesen erzählt man sich, man staunt sie an, und sie bilden die am frühesten bekannten Anziehungspunkte auch für die Wandrer von weit her. Selbst in der Schweiz hat man lange Zeit gerade solche Raritäten gepriesen und aufgesucht und hat erst nach und nach empfunden, wie herrlich schön das Land im ganzen und überall ist. Wert erhält die Naturumgebung für den Menschen aus dem Volke erst, wenn er sich von ihr lösen soll oder gelöst hat. Das Heimweh ist eine ganz andre Macht in der Seele der einfachen Menschen als bei den Gebildeten,*) innerlich Unabhängigen, wie es übrigens ja selbst in der Tierwelt in allerlei Formen eine wichtige Rolle spielt.

*) Daß man dort eine uns Gebildeten kaum merkbare Wesensverschiedenheit (der Sprache, des Aussehens usw.) schon als volle Fremdheit empfindet und ihr mit spröder Verschlossenheit gegenübersteht, also etwa den Leuten aus einem etwas entfernten Dorfe, den Kindern einer fremden Familie, mag hier wenigstens Erwähnung finden.

Digitized by Google

Blicken wir nun gleich auch auf die seelische Beziehung zu dieser letztgenannten Welt. Wohl steht das Tier dem Menschen aus dem Volke, so unendlich sich selbst der Unmündigste darüber erhebt, verhältnismäßig näher, und man versteht sehr wohl die Schilderung von dem traulichen Zusammenleben arabischer Familien mit ihrem treuen Pferde und ähnliche Mitteilungen. Dem Volke in unsern Kulturländern ist das Tier zunächst, wie der Boden und der Pflanzenwuchs, Gegenstand des Nutzens oder Schadens, dienstbar oder feindlich; man nutzt es aus oder bekämpft es, beides — und namentlich das erstere — oft mit großer Herzlosigkeit. Immerhin schleicht sich auch über der ausnutzenden Verwendung vielfach etwas wie Liebe oder wenigstens Wohlgefallen und Anhänglichkeit in die Herzen, was dann aber nicht bloß gegenüber dem stattlichen Pferde oder der ergiebigen Kuh und dem stolzen Hahn gilt, sondern auch dem unästhetischen Schwein und der prosaischen Ziege. Dem Spiel der Hunde sieht das Volk gern mit ausdauerndem Interesse und einem innigen Behagen zu, sodaß man sich darüber wundern müßte, wenn nicht wirklich viel menschenähnliche Regungen und Situationen dabei zum Vorschein kämen, und wenn nicht — die Menschen der vornehmern Klasse bekanntlich dieses Interesse in noch höherm Maße verrieten.

Kinder und Heranwachsende stehen zur Natur ganz ähnlich wie das Volk. Wenigstens sofern auch sie nicht das Ganze zu sehen, nicht das Schöne im großen aufzunehmen und namentlich nicht dafür um seiner selbst willen zu schwärmen vermögen. Dieser Sinn entwickelt sich im allgemeinen erst nach dem zwanzigsten Lebensjahre. Die Natur hat für sie andre Bedeutung. Ein sich weit und frei hindehnender Raum weckt die Lust zu freier Bewegung, der dichte Wald lockt zum Durchwandern oder zum Verstecken, die grüne Wiese zum spielenden Herumkollern, die Pfütze zum Hineinpatschen, der See zum Baden, der Abhang zum Ersteigen oder zum Herabspringen, der Baum zum Erklettern und zum Obstschütteln, auch zum Belauschen der Vögel und Aufspüren der Nester, der weite Höhenausblick zum Erproben des Auges usw. Anders ists hier mit der Tierwelt, in der die Jugend oder wenigstens die Kinderwelt auch die nahe verwandten Wesen fühlt, ihr vielfach näher und verständlicher als die erwachsenen Menschen, in der sie gute Kameraden findet und für ihre Sinnenbeobachtung unendlichen Stoff, aber gegen die sie andrerseits auch wieder den innewohnenden Trieb der Grausamkeit walten läßt, wie hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Daß Volk und Jugend sehr viel gleichmütiger als die gebildete und erwachsene Gesellschaft gegen die Unbilden der Natur sind, gegen Wechsel und Tücken des Wetters z. B., soll nur im Vorübergehen angeführt werden. Nur Extreme empfindet man, das Dazwischenliegende macht keinen Eindruck; die Jugend braucht nicht erst Sonnenschein, um das Leben lebenswert zu finden, der Regen verbietet ihr das Spiel im Freien nicht, sausender Wind regt sie

Digitized by Google

geradezu an, die Natur ist ihr damit nur um so viel belebter, es imponirt ihr da eine neue Kraft; die Hitze hindert sie nicht am Toben, die Kälte bleibt ungefühlt, wo sie Eis- und Schneevergnügen beschert; und das Volk, auch die, die von der Feindseligkeit des Wetters bitter leiden, sie machen nicht viel Wesens davon, das Wetter ist ihnen ein Stück des gemeinen Menschenschicksals, das der Einzelne hinnimmt, wie es über die Gesamtheit verhängt wird.

Bleiben wir bei dieser Ergebung in das Schicksal stehen. Sie darf in der That als ein weiterer Zug in dem Charakterbilde des Volkes angesehen werden. Nicht als ob hier nicht gelegentlich der Ordnung der Dinge, in die man sich fügen soll, besondrer Trotz entgegengestellt würde: das corriger la fortune ist ein Wunsch, der manches ungestüm begehrliche Herz zu jäher Unthat hinreißt; aber im ganzen ist das Hinnehmen (das wir nicht gleich Resignation setzen wollen oder gleich frommer Ergebung) mehr die Regel, weit mehr als in den höhern Schichten. Weder ist der Wille des Einzelnen geklärt und gefestigt genug und seine Ziele begeisternd genug, um die Schranken des einengenden Geschicks durchbrechen zu wollen, noch hat er die äußern Mittel und Hilfen, die dem Unabhängigen zur Verfügung stehen. Man fühlt sich frühzeitig alt werden, man spricht es aus ohne viel Gethue, und dabei hat es sein Bewenden. Man leidet Krankheit, die sich hindehnt und verschlimmert, aber man kann ja nicht daran denken, alle Hilfsmittel der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, alle Geldsummen springen zu lassen, alle Koryphäen anzugehen, alle Kurorte durchzukosten.*) Man erfährt schwerwiegenden Undank von den Nächsten, und trägt es doch nicht mit der tiefen Bitterkeit, wie wir es thun würden; der Mensch bäumt sich nicht so empfindlich auf gegen Unbill und Unrecht, er fühlt sich nicht genug dazu. Man erleidet den schwersten Herzensverlust und muß doch rennen und ringen und schaffen vom Morgen bis zur Nacht um das Dasein. Das Volk kann sich seinen Gefühlen selten recht hingeben, auch die schmerzlichsten nicht voll ausleben, und so graben sich die Rinnen nicht so tief; es ist darum nicht oberflächlich zu nennen, denn es muß mit seinem Maße gemessen werden, und dieses Maß ergiebt sich aus seinen wirklichen Lebensbedingungen.

Was aber die Jugend betrifft, so ist es ja ihr Recht und ihr Vorzug, leicht zu verschmerzen, den Wert der Verluste noch nicht nach seinem vollen Gewicht zu messen, sich in veränderte und auch in sehr verschlechterte Umstände leicht hineinzuleben, das Dasein in der Gegenwart hoch genug zu schätzen und von Vergangenheit und Zukunft nicht allzusehr bedrängt zu werden. Auch hier haben sich die Rinnen noch nicht tief gegraben, und die Jugend darf

*) Dabei ist die Furcht vor dem Eingriff des Arztes und namentlich dem körperlichen Schmerz, den dieser Eingriff bringen könnte, ein Stück Kinderei, der das Volk nicht zu entwachsen pflegt, wie denn überhaupt körperlicher Schmerz da über die Maßen hoch angeschlagen wird, wo die seelischen Schmerzen noch zu keiner rechten Ausbildung kommen.

Digitized by Google

oberflächlich sein, ohne Verurteilung herauszufordern. So geht sie denn selbst dem Tode, wenn er sich in jungen Jahren ankündigt, mit minderer Bitterkeit entgegen als die Reifen, die von der Höhe des Lebens hinabstürzen sollen oder von dem, was sie als Höhe des Lebens meinen ansehen zu dürfen; es sind ja noch nicht so viele Fäden im Leben geknüpft, es ist noch kein so weitgeführtes Gespinst aufzulösen, die freundliche Gewohnheit des Daseins ist noch nicht so alt, und den Kindern zumal ist der Tod nichts andres als ein neues Wunder in der Reihe der Wunder, die das Leben Tag für Tag vor ihnen öffnete.

(Schluß folgt)

Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

3

Soviel ist richtig, daß seit der Mitte der vierziger Jahre in Gotthelfs Schriften die Politik eine große Rolle zu spielen beginnt, man könnte sagen, eine unverhältnismäßig große, wenn Gotthelf eben nur als Dichter zu betrachten wäre, was aber nicht der Fall ist. Hätte der Dichter, der Künstler in ihm wirklich die erste Stelle behauptet, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, viele seiner spätern Werke ohne jede ästhetische Rücksicht zu schreiben, die ästhetische Richtung seiner Natur wäre immer mehr hervor- statt zurückgetreten, der Künstler hätte sich immer reifer gezeigt. Daß das nicht der Fall war, erweist augenscheinlich, daß meine Auffassung, wonach sein dichterisches Talent, so mächtig es auch erscheint, doch erst an zweiter Stelle steht, richtig ist. Fast komisch berührt es, wenn Keller, der eben der Dichter und Künstler war, der Vitzius nicht war, seinem vermeintlichen Kollegen immer wieder die schönsten ästhetischen Ratschläge erteilt und zuletzt die religiöse Weltanschauung des Dichters für seine mangelnde ästhetische Ausbildung verantwortlich macht. „In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem »Hermann und Dorothea,« aber in keinem nimmt er nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andre Seite seines

Digitized by Google

Wesens [die erste ist nach Keller sein episches Genie]. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße das verachtet, was man Technik, Kritik, Litteraturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Thun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Cynismus als in der religiösen Weltanschauung [einer nicht durchgebildeten, kurzatmigen Weltanschauung, heißt es bald darauf]. In der That scheint es mehr eine Art asketischer Demut und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Ziede verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klugheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davonnehmen noch hinzuthun zu wollen zu dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zuthat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben?" Ganz recht, gegen die feinere künstlerische Ausgestaltung ist gewiß nichts zu sagen, aber nicht jeder, der die gestaltende Kraft hat, ist auch für sie beanlagt, Gotthelf aber mußte es seiner Natur nach um unmittelbare sittliche und soziale Wirkung zu thun sein, und es fragt sich, ob künstlerische Durchbildung die nicht vielleicht stört. Ein bischen bäurische „Protzerei" mag man in dem Ablehnen der Kunst auch finden, wie er denn einmal Goethe in nicht schöner Weise verspottet, aber andrerseits darf man auch das Treiben der vormärzlichen, meist jungdeutschen „Belletristen" nicht vergessen, wenn man sich Gotthelfs Abneigung gegen die „künstlerische" Romanschreiberei erklären will. So ward und blieb er Naturalist. Technik, Kritik, Litteraturgeschichte und Ästhetik sind schöne Dinge, aber es kann ihrer auch zu viel werden, daher ist ja in unsern Tagen der Naturalismus zum künstlerischen Prinzip erhoben worden. Gotthelf war aber ein natürlicher Naturalist, während unsre modernen Naturalisten, obwohl sich auch bei ihnen das Streben nach unmittelbarer moralischer und sozialer Wirkung findet, Litteraten, wie sie meistens sind, als künstliche Naturalisten zu bezeichnen sein dürften und daher weder seine Naturwahrheit noch seine Wirkung erreichten, wenn man die Wirkung nach der Tiefe, nicht nach der Breite bemißt.

Das erste Werk Gotthelfs, das von der offnen Tendenz gegen den Zeitgeist erfüllt erscheint, ist der „Geltstag" oder „Die Wirtschaft nach der

Digitized by Google

neuen Mode," 1846 erschienen. Das Buch stellt das Wirtshausleben dar, aber weniger das Treiben der Gäste als das der Wirtsleute. Ein bäuerliches Ehepaar, das, dem Zuge der Zeit folgend, vor allem, um ein bequemes Leben zu haben, eine Wirtschaft übernimmt, verschuldet und verkommt nach und nach. Von geradezu grausiger Wirkung ist die von Gotthelf psychologisch scharf entwickelte allmähliche Entfremdung der Eheleute, die so weit führt, daß man sich gegenseitig heimlich den Tod wünscht. Der Ehemann stirbt in der That, das Besitztum wird versteigert, die zahlreichen Kinder kommen zu fremden Leuten, während sich die Frau, sobald es angeht, einem Windbeutel an den Hals wirft. Also das Ganze ist ein düstres, aber durchaus lebenswahres soziales Gemälde, doch fehlt nicht ein gewisser satirischer Humor, der namentlich bei der Darstellung der Nebenbuhlerschaft der Wirtin mit einer andern und dann bei der sehr eingehenden Schilderung des ländlichen juristischen Geschäftslebens zu Tage tritt. „Die Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderatssitzungen usw. sind meisterhaft, aber auch sehr breit, sagt Manuel. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personale bei solchen Operationen gäng und gäbe sind, werden ans Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch alles zugeht. Bitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders aufs Korn genommen und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Gesetze und Gebräuche werden unbarmherzig mitgenommen." Hier steckt auch der Naturalismus des Buches, welcher moderne deutsche Naturalist käme da Gotthelf gleich! Hauptmann hat im „Biberpelz" das Gebiet wenigstens gestreift. Predigten und Diskussionen unterbrechen freilich die Darstellung im „Geltstag" sehr oft, und mit der Schilderung eines Kindes, das sich ängstlich um das Seelenheil seines Vaters bekümmert, wird zu stark auf Rührung gearbeitet, obschon ein Erlebnis zu Grunde liegen mag.

Die Fruchtbarkeit Gotthelfs war um diese Zeit auf ihrer Höhe, im Jahre 1847 erschienen zwei Bücher von ihm, „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" und „Käthi, die Großmutter," beide gegen die damals zuerst mächtiger hervortretenden Theorien des Kommunismus und Sozialismus gerichtet, das letztere jedoch fast rein dichterisch. Die „Wanderungen Jakobs des Handwerksgesellen" wurden auf Kosten eines Vereins zur Vertreibung guter Volksschriften herausgegeben, sind aber trotz dieser äußerlichen Veranlassung ihres Entstehens zu einem guten, reich entwickelten Charaktergemälde geworden und bilden heute ein wichtiges kulturgeschichtliches Dokument, indem sie das Klubbistenwesen der deutschen Wanderburschen in der damaligen Schweiz schildern. Die dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahrhunderts mit ihren Anfängen der Verbreitung kommunistischer und sozialistischer Ideen

Digitized by Google

unter den Arbeitern werden wohl noch einmal die genaue geschichtliche Darstellung finden, die sie verdienen, und dann wird auch Jeremias Gotthelf eine nicht zu unterschätzende Quelle sein; war doch die Schweiz der Boden jener unter dem Namen „Junges Europa“ zusammengefaßten revolutionären Gründungen, an die sich die moderne sozialistische Bewegung unmittelbar anschließt. „Neben dem Jungen Italien entfaltete das Junge Deutschland (nicht mit dem litterarischen zu verwechseln) in den dreißiger Jahren dort eine große agitatorische Thätigkeit. Deutsche Flüchtlinge und Handwerkervereine gehörten ihm an. Es zerfiel in besondre Klubs von mindestens fünf Personen. Die Verbindung hatte ihre eigne Gerichtsbarkeit über alle strafbaren Handlungen der Mitglieder, jeder Verrat sollte mit dem Tode bestraft werden, und jedes vom Ausschuß ernannte Mitglied war zur Vollziehung des Urteils verpflichtet. Die Ermordung des Spions Ludwig Lessing am 4. November 1835 in der Nähe von Zürich erregte großes Aufsehen und erweckte stärkere Befürchtungen auf seiten der deutschen Regierungen. Als nun gar eine Versammlung deutscher Handwerker und Flüchtlinge im Steinhölzli, einem zehn Minuten von Bern gelegnen Wäldchen, die deutschen Farben aufpflanzte und die Farben der deutschen Dynastien zerriß und mit Füßen trat, wozu noch Gerüchte von einem beabsichtigten bewaffneten Einfall in Deutschland kamen, erfolgten zahlreiche Ausweisungen aus der Schweiz. Zwar zerfiel damit der Verein, aber seine Bestrebungen wurden 1845 von Lyon wieder aufgenommen und machten sich in der Gründung weiterer republikanischer Vereine in der Schweiz und in der Organisation von Aufständen in Baden geltend.“ Im Anfang der vierziger Jahre lebte auch der bekannte kommunistische Schneidergeselle Wilhelm Weitling in der Schweiz und betrieb in Zürich, Lausanne und Neuenburg eine freilich auf kleine Kreise beschränkte Agitation. Mit diesen spätern Bewegungen beschäftigt sich wohl Gotthelfs Werk, das wir auf seine historische Thatsächlichkeit zwar nicht untersuchen können, das aber die Anzeichen und Stimmungen sicher richtig wiedergiebt. Daß Gotthelf in der Seele eines deutschen Handwerksgesellen fast ebenso gut Bescheid weiß, wie in der eines Berner Bauern, wird den, der sein großes Anschauungstalent einmal erkannt hat, nicht mehr überraschen. Übrigens ist auch das Besondre schweizerischer Menschen und Dinge, wie der pathetische Radikalismus der Welschschweizer, vortrefflich geschildert; für das Tartarinmäßige der Romanen hatte Gotthelf einen guten Blick. Jakob, der Held des Werkes, macht eine harte Schule durch, ist nahe daran zu verlumpen, zuletzt gehen ihm aber doch die Augen auf, und er kehrt als Mann in die Heimat zurück.

Nach dem früher ausgeführten wird sich niemand wundern, daß Bitzius sehr wohl erkannte, daß der Sozialismus in dem Industrialismus wurzelt, und daß er nichts weniger als ein Freund des Fabrikwesens war. Seine Gesamtstellung dürfte folgende Auslassung klar machen: „Der Kommunismus

Digitized by Google

ist ganz einfach der tierische Zustand, wie er auch unter den Menschen nach Aufhebung des Eigentums und der Ehe und Einführung der sogenannten freien Liebe entstehen würde. Der Sozialismus [man wolle bemerken, daß Gotthelf nicht in den Fehler unsrer Streiter für Ordnung, Recht und Sittlichkeit verfällt, Kommunismus und Sozialismus unterschiedslos durcheinanderzuwerfen] will in das Grobe das Feine bringen, will die von Gott gegebnen Kräfte ordnen, jeder Kraft die passende Arbeit anweisen und jeder Arbeit akkurat den gehörigen Lohn, will die sichtbare Vorsehung sein und ergänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt nicht, wer will so etwas handhaben, wer will den Blitz lenken, dem Sturm gebieten, dem Meere sagen, bis hierher und nicht weiter, die Witterung verbessern, den Reif abschaffen, und den Meltau verbannen, und den Raupen die Erde verbieten, und Dreiecke und Kreise zeichnen am Meeresufer und Flut und Wind gebieten, sie zu respektieren ewiglich? Wir geben gern zu, daß große Unbill in der Welt ist, daß namentlich in Fabriklanden an der Menschheit mächtig gefrevelt wird, und mancher Unbill mag man durch Gesetze steuern so gut als dem Mord, dem Raub, dem Ehebruch usw., aber an die Quelle des Übels reicht des Menschen Macht nicht. Zu ordnen, daß es weder Arme noch Reiche mehr giebt, das vermag der Mensch nicht, denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, hat Christus gesagt. Daß man aber eben vergißt, was Christus gesagt, daß Fabrikherr und Fabrikarbeiter das Heil nicht mehr bei Christo suchen, das Himmelreich nicht mehr inwendig, sondern auswendig, daß Einzelne eine wilde Horde um sich sammeln, um reich zu werden, und nicht daran denken, daß zahme Hunde am Ende doch ihren Herrn fressen, wenn sie hungrig werden, darin liegt das Übel, und dies heilt man nicht mit diesem, nicht mit jenem, mit keiner neuen Ordnung und keinem neuen Heiland, sintemalen ein einziger Name uns gegeben ist, in welchem wir sollen selig werden, der Name Jesus Christus. Dieser sagt uns, wo das Übel liege: nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde, und nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des innern Menschen, denn wer nicht wiedergeboren wird, der wird das Reich Gottes nicht sehen. Je weiter man von Christus weicht, desto größer wird das Geschrei und Elend, und begreiflich sind die größten Sünder am elendesten, schreien am lautesten, sehen am wenigsten, wo das Heil ist, oder werden am frühesten der Hungrigen Beute. Dies mag an gar manchem Orte geschehen, es mag fürchterlich zugehen an manchem Orte, aber mit dem Sozialismus beugt man nicht vor, man macht nur zwei Revolutionen statt einer. Erst zieht man die Reichen aus, hat man keine Reichen mehr, so kehrt jeder das Schwert gegen den andern, um selbst wieder reich zu werden, und dies trotz allen Einrichtungen und Ordnungen der Menschen. . . . Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlechtes Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das

Digitized by Google

Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andre, keins hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen, der Kommunismus vom Despotismus, und dies wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt. Gar mancher begründet den Sozialismus mit dem Christentum und weiß nichts von Liebe, ist geneigt, Gott und Menschen zu hassen, ist Sozialist aus Neid und Haß, und Neid und Haß sind bekanntlich nicht Liebe." Das ist eine Predigt, wird man sagen — aber es ist doch etwas andres als die beliebten Hetzereien gegen die Sozialdemokratie, und die lächerlich dummen Scheinargumente gegen ihre Anschauungen, die wir in den bürgerlichen Zeitungen Tag für Tag wiederholt finden. Auch wer Gotthelfs christlichen Standpunkt nicht teilt, wird zugeben, daß die sozialen Fragen vor allem durch Änderung der herrschenden Anschauungen und Gesinnungen gelöst werden müssen, daß die Wiedergeburt des innern Menschen bei Arbeitgebern wie Arbeitern die Hauptsache ist. Aber daran denkt man jetzt, fünfzig Jahre, nachdem das Gotthelf geschrieben hat, weniger als je, zumal in den am meisten beteiligten Kreisen.

„Käthi, die Großmutter," Gotthelfs zweites gegen den Sozialismus gerichtetes Buch, ist viel weniger polemisch als der „Handwerksgeselle," obwohl die Predigten und Auseinandersetzungen auch hier nicht ganz fehlen, es ist fast rein dichterischer, darstellender Natur und zeigt, daß man auch in der größten Armut glücklich und zufrieden sein kann, und daß Gott die Seinen nicht verläßt. Sieht man ganz von der Tendenz ab — ihr ist entgegenzuhalten, daß eine eigne Natur dazu gehört, Armut und die ihr immer noch zu teil werdende Verachtung zu ertragen, ohne verbittert zu werden —, so erscheint „Käthi" als ein vortreffliches Idyll, freilich ein Idyll, das viel Bewegung hat: Naturereignisse und irdische Nöte treten genug ein, aber eine tapfre, gottesfürchtige alte Frau überwindet sie mit Hilfe guter Menschen zum Teil, vor allem jedoch durch eigne Pflichterfüllung. „Käthi, die Großmutter" ist dem Stoffe nach die einfachste aller Geschichten Gotthelfs, „ein altes Mütterchen mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Familie, um die sich die Erzählung dreht," aber gerade diese Einfachheit des Stoffes läßt den großen innern Reichtum, über den der Dichter verfügt, umso mehr hervortreten. „Käthi" hat daher stets für eins seiner anziehendsten Bücher gegolten.

Nach einigen kleinern Erzählungen gab Bitzius dann 1849 „Uli, den Pächter," die Fortsetzung von „Uli, dem Knecht" heraus. Der Roman schildert, wie Uli, der ganz in Erwerbsucht, der Klippe unermüdlich arbeitsamer Naturen, aufgeht, dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt und die härtesten Schläge erdulden muß, aber durch die Tüchtigkeit seiner Frau gerettet wird, und damit im Zusammenhange den Untergang der Familie

Digitized by Google

Joggelis — also durchaus soziale Dinge, ohne daß sich das Soziale allzu sehr aufdrängte, „Uli, der Pächter" ist vielmehr als bloße Erzählung eine der besten Gotthelfs, wenn er auch den Reiz des „Knechts" nicht ganz erreicht.

Eine sehr wichtige Schrift ist die „Käserei in der Vehfreude," die Darstellung des genossenschaftlichen Lebens in einer Dorfgemeinde, also ein Stoff, der wieder die naturalistische Eroberung eines weiten Gebiets für die Kunst bedeutet. Mag auch Keller in seiner Besprechung des Buches sagen, daß in der „Käserei" soviel von dem animalischen Verdauungs- und Sekretionsprozeß die Rede sei, daß der verzärtelte Leser mehr als einmal unwillkürlich das Taschentuch an die Nase führe, mag selbst Manuel finden, daß die Farben hier grell aufgetragen seien, und ein Freund des Dichters von „zu viel Dreck und Gestank" in dem Buche sprechen, wir Kinder einer andern Zeit, die wir, so hoch wir auch das reine Kunstwerk schätzen, doch auch von Ernst, Wahrheit und Genauigkeit einer Darstellung etwas halten, wissen ein Werk wie dieses, das geradezu die Naturgeschichte des Dorfes giebt, zu würdigen. Unwillkürlich wird man angetrieben, diese „Käserei" mit Zolas La Terre zu vergleichen, und da kann man sich denn doch nicht verhehlen, daß die Schilderung des Schweizers weit erfreulicher wirkt als die des Franzosen — Zola ist eben Stadtmensch und sieht das Dorfleben höchst einseitig, auch mag der französische, überhaupt der romanische Bauer noch „schlimmer" als der deutsche sein. Schlimm genug ist dieser freilich auch, aber die Lichtseiten des Bauernlebens sind doch nicht zu übersehen; auch hat das Gotthelf nicht gethan, er hat in der Liebesgeschichte von Felix und Anneli ein Stück Dorfpoesie geschaffen, das an Unmittelbarkeit seinesgleichen sucht. Dazu stehen dann die schmutzigen Dinge, zu denen wir die genaue technische Darstellung der Käsebereitung nicht rechnen wollen — hier ist Gotthelf der Vorgänger aller modernen Naturalisten —, in einem künstlerisch immer noch zu rechtfertigenden Gegensatz.

Am meisten getadelt worden von sämtlichen Schriften Gotthelfs ist „Zeitgeist und Bernergeist" (1852), und das Werk verdient auch diesen Tadel; denn es ist eine Parteischrift und nicht frei von den Einseitigkeiten einer solchen. Wir haben Bitzius als echt konservativen Mann erfunden; daraus folgt ohne weiteres, daß er, leidenschaftlich wie er war, den Radikalismus hassen mußte; immerhin ist er so objektiv, zu erklären, daß er nicht die radikale Politik, soweit sie eben Politik bleibe, sondern „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben" bekämpfe. Er thut das, indem er die Schicksale zweier befreundeten Bauern gegenüber stellt, so, daß dem einem, dem Konservativen, alles gedeiht, der andre, der Radikale, wirtschaftlich und sittlich beinahe zu Grunde geht. Keller hat das für unmöglich erklärt, insofern es die Wirkung des Zeitgeistes auf einen sonst tüchtigen Bauern vorstellen soll: „Wer die Bauern kennt, weiß zu gut, daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die

Digitized by Google

schweizerischen Bauern die Klage, daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt." Mit solchen allgemeinen Sätzen läßt sich aber die Giltigkeit der Gotthelfschen Charakteristik nicht erschüttern, die vor allem auf die Macht der Eitelkeit, die Sucht, politischen Einfluß zu üben, gestellt ist. Auch hat Manuel mit Recht bemerkt, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zu Zügellosigkeiten größer ist als in jeder andern. Gegen gewisse Übertreibungen kann man Verwahrung einlegen, ein wahres Zeit- und Sittenbild mit gutgezeichneten Charakteren bleibt aber auch dieses Werk.

Das letzte Buch Gotthelfs, 1854 erschienen, betitelt sich „Erlebnisse eines Schuldenbauers." Auch hier finden sich manche Auslassungen gegen den Zeitgeist, doch liegt der Schwerpunkt durchaus in rein wirtschaftlichen Dingen, und die Tendenz richtet sich gegen gewissenlose Spekulanten, habgierige Geschäftsmäkler und dergleichen Volk, das natürlich auch unter der Schutzdecke des Radikalismus, der Freiheit und Gleichheit am besten fährt, ferner gegen schwache und in Formelkram verkommende Regierungen, die dem Volke, dem Ärmern kein Recht verschaffen können. Gerade dieses Buch zeigt deutlich, daß Gotthelfs Herz bis zuletzt dem Volke gehörte, daß er nie ein Pfaffe und Reaktionär war. „Wir können dem Dichter, sagt Manuel, unsre Hochachtung und herzliche Teilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem andern seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, »den des Volkes jammert,« der ein so warmes Herz für das Volk hat, und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksamern Schutz aufrufen möchte. Bitzius ist ernst wie der alttestamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias, aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgefühls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldenden, arbeitenden Volke. Es ist, als ob Bitzius in diesem letzten Buche den Ärmern und Gedrückten im Volke ein Vermächtnis seines warmen Herzens habe hinterlassen wollen. Das Buch ist wie mit seinem Herzblut geschrieben."

Digitized by Google

Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897

I. Berlin

Man braucht keine große Prophetengabe dazu, schon jetzt voraussagen zu können, daß in dem großen Kunstkampfe dieses Jahres, der zwischen drei Mächten, der preußischen, der bairischen und der sächsischen Hauptstadt auszufechten ist, Berlin den kürzern ziehen wird. Wir sprechen nur von Deutschland. Die beiden großen Konkurrenzausstellungen in Paris haben ihre Bedeutung verloren, seitdem sich die Franzosen herbeigelassen haben, zu uns zu kommen, und die „internationale“ Kunstausstellung in Venedig zählt nicht mit. Sie ist nichts weiter als eine Spekulation der Munizipalität, den Strom der wohlhabenden Fremden, der übrigens in den letzten Jahren zum Kummer der Besitzer der großen Gasthöfe schon im Frühjahr empfindlich nachgelassen hat, auch während des Sommers nach Venedig zu leiten. Es wird alles aufgeboten; es werden sogar Preise für die besten, d. h. natürlich die schmeichelhaftesten Kunstkritiken ausgesetzt. Aber es hilft alles nichts. Die Ausländer schicken nur alte Bilder, die sich schon auf allen europäischen Kunstausstellungen herumgetrieben haben, und die italienischen Künstler schimpfen, weil ihnen die Fremden nicht nur den Raum, der von Rechts wegen eigentlich ihnen gebührt, arg beschränken, sondern auch die besten Plätze wegnehmen. Jetzt drückt obenein die Ungunst der wirtschaftlichen Lage auf Italien, und dabei sollen die Italiener noch Lust haben, bei internationalen Unternehmungen mitzumachen. Die Künstler unter ihnen sind freilich gewitzigt genug, das lohnende Exportgeschäft mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen; ihre Produktion ist so massenhaft, daß sie schon mehr ein statistisches als ein rein künstlerisches Interesse einflößt. Diese Fruchtbarkeit ist vielleicht das einzige, was sie mit ihren Vorfahren im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gemein haben, von deren Schöpfungen übrigens mehr als die Hälfte — soll man im Interesse unsrer Kunstforscher und Kunstfreunde sagen leider oder glücklicherweise? — zu Grunde gegangen ist. Allerdings muß man zur Entschuldigung der Italiener sagen, daß seit Fortunys Auftreten unter ihrer Flagge auch die in Rom lebenden Spanier segeln, deren Fruchtbarkeit die der Italiener noch übertrifft.

Digitized by Google

Es ist also nur der Kampf zwischen Berlin, Dresden und München, der uns hier beschäftigen kann. Ist es aber wirklich ein Kampf um ideale Ziele oder auch nur ein Kampf um materielle Interessen? Wir haben Ursache, an einen Kampf um sehr kleinliche Dinge zu glauben. Auf dem Papier haben wir zwar ein einiges deutsches Reich mit einer Reichshauptstadt; aber diese Hauptstadt steht nicht bloß draußen im Reich, sondern auch in den preußischen Provinzen in einem Rufe, der nicht fein ist. Jedermann in den Provinzen schimpft auf Berlin und ist doch selig, wenn er einmal eine Vergnügungsfahrt nach dem vielgeschmähten „Wasserkopf" machen oder gar für längere Zeit oder für immer dort seinen Wohnsitz nehmen kann. Und so geht es auch den Süddeutschen. Aber es wäre schade, wenn sich eine der nach Bismarcks Urteil wertvollsten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters, der Partikularismus, nicht wenigstens hie und da Luft machte. Das ungefährlichste Ventil wird fast immer auf dem Kunstgebiete geöffnet, weil die Kunst in deutschen Landen trotz der von Frankreich erborgten Phrase L'art pour l'art — die Kunst ist sich Selbstzweck — immer noch das corpus vile ist, woran Spekulanten, Intriganten und Pfuscher herumarbeiten dürfen, ohne daß sie das scharfe Auge eines obersten Kunstrichters zu fürchten brauchen.

Als die Stadt des idealen „Militarismus" und der vollendeten Schneidigkeit preußischer Garden wird Berlin überall im deutschen Reiche anerkannt; aber um keinen Preis als Kunststadt. Der Vorort der deutschen Kunst ist und bleibt München. Das ist nun einmal eine ausgemachte Sache, und man darf auch nicht nach den Gründen fragen. Daß Cornelius ausgetrieben worden ist und in Berlin einen Zufluchtsort gefunden hat, ist längst vergessen. Auch Piloty, der Revolutionär, und alle andern sind es. Aber München hat die internationalen Kunstausstellungen erfunden, hat uns zuerst nach 1870 die Franzosen nach Deutschland gelockt, hat schon früher Werke ausländischer Künstler zusammengebracht, die alle mehr oder weniger von den Franzosen gelernt haben — wer will nach solchen Verdiensten noch daran zweifeln, daß München der „Vorort der deutschen Kunst" ist? Berlin hat sich, wie es scheint, mit dieser Thatsache in stiller Verzichtleistung abgefunden. Aber Dresden revoltirt und ist plötzlich in einem kritischen Augenblick als Nebenbuhlerin Münchens aufgetreten. Freilich hat es sich zuerst im wesentlichen mit einem Auszug aus den letzten Ausstellungen des Glaspalastes und der Sezession begnügen müssen. Das ist aber nur der Anfang des Kampfes. Er ist strategisch so geschickt vorbereitet worden, daß München Ursache zu Besorgnissen hätte, wenn dort nicht nach dem ewigen Gesetz des Wandels aller menschlichen Dinge ein Rückschlag eingetreten wäre.

Aber wir wollen die Schilderung unsrer Beobachtungen mit Berlin beginnen. Armes Berlin! Es steht nun einmal fest, daß du der Hauptsitz der finstersten Reaktion auf allen Gebieten der Kunst bist, und alle Freiheitsapostel,

Digitized by Google

die Pinsel, Radirnadel, Modellirstecken führen oder auch nur die einfache Schreibfeder, um ihre Meinung durch die Druckerschwärze ihren Lesern als „öffentliche Meinung" aufzuzwingen — sie alle haben sich zusammengerottet, einen Sturmlauf gegen die Hochburg der Reaktion zu unternehmen. Es ist noch niemals so viel über eine Berliner Ausstellung in einheimischen und auswärtigen Zeitungen geschimpft worden wie in diesem Jahre. Wir sind grundsätzlich der Meinung, daß der sogenannte Lokalpatriotismus von Kunstangelegenheiten fern bleiben muß, weil es sich hier nicht um Kirchturmspolitik, sondern um die höchsten Ideale handelt. Wir bleiben auch dabei, trotzdem daß der Lokalpatriotismus in solchen Dingen nirgends schwerer ins Gewicht fällt als in den rivalisirenden Kunststätten Münchens und Dresdens. Aber Gerechtigkeit darf man fordern, und diese ist von den grundsätzlichen Gegnern der Berliner Kunstausstellung noch niemals so schmählich mit Füßen getreten worden wie in diesem Jahre. Die Ursachen davon sind nicht in der Kunstausstellung selbst, sondern tiefer zu suchen. Es handelt sich, wie vor Jahren bei der Bildung der Münchner Sezession, im wesentlichen um Personalfragen. Es giebt in Berlin einen Künstler, der von den jungen Stürmern, Drängern und Kunstreformatoren mit einem geradezu fanatischen Hasse verfolgt wird: der Direktor der Hochschule für die bildenden Künste Anton von Werner. Er, der vor zweiundzwanzig Jahren von der gesamten Berliner Künstlerschaft auf den Schild gehoben und dem Ministerium geradezu als Direktor der Kunstakademie aufgezwungen wurde, muß jetzt nach dem „Hosianna!" das mißtönende „Kreuzige ihn!" hören. Nach der Meinung seiner jugendlichen Gegner, hinter denen übrigens, wie man sagt, reife Männer stehen, bei denen Werner aus frühern Jahren etwas auf dem Kerbholz hat, ist der Direktor der Kunstakademie die Verkörperung der „offiziellen Kunst," ein Mann, den zu hassen und zu verabscheuen die Pflicht jedes Revolutionärs ist. Dieser Mann hat seit einigen Jahren die unangenehme Gewohnheit, den Schülern der Akademie bei der Preisverteilung am Schlusse des Sommersemesters eine Rede zu halten, in der er in wenig liebevoller Art der „modernsten Kunst" gedenkt. Er ist der Meinung — und er hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sie auszusprechen —, daß die „genialen" Freiheiten oder Frechheiten der „modernsten Kunst" nichts für die Akademiker seien, daß diese vielmehr, solange sie auf der Hochschule studiren, erst ordentlich zeichnen und malen lernen sollen. Was sie dann später machen wollten, ginge ihn nichts an; dafür wäre er nicht mehr verantwortlich. In diesem Jahre hat er noch tiefer als sonst in die geheimen Winkel der modernsten Kunst hineingeleuchtet und hat sich über seine Entdeckungen in seiner erquickenden Deutlichkeit ausgesprochen. Darob ein Mordspektakel im Lager der Journalisten, die sich aus Mangel an anderm Stoff auf die Kunstschreiberei im Sinne der „Modernen" geworfen haben. Man glaubt gar nicht, was für ein bequemes Geschäft das ist! Die

Digitized by Google

Maler deuten nur an, und der Kunstkritiker kann an diese unbestimmten Farbenflecken eine Fülle von lyrischen oder, wenn ihm keine „Lyrismen“ (ganz modern!) einfallen, von philosophischen Ergüssen knüpfen.

Unter diesem weitverzweigten Haß gegen Anton von Werner hat die Berliner Kunstausstellung schon vor seiner im Juli gehaltenen Rede leiden müssen. Ihre Gegner wittern immer noch den Einfluß Werners in der Ausstellungsleitung, obwohl der vielgehaßte Mann schon seit mehreren Jahren davon zurückgetreten ist. Der jetzige Vorsitzende, der Orientmaler Ernst Körner, ist ein Mann, der mit unerschütterlicher Ruhe, immer liebenswürdig und friedliebend, zwischen den entgegengesetzten Parteien zu vermitteln sucht. Die materiellen Interessen des „Vereins Berliner Künstler“ hat er jedenfalls sehr gut wahrgenommen, da nun unter seiner Leitung das Künstlerhaus, das Ziel dreißigjährigen Strebens, zu stande kommen wird. Als Leiter einer großen Kunstausstellung ist er vielleicht nicht energisch, nicht rücksichtslos, nicht „schneidig“ genug. Dieses Berlinische Wort muß hier gebraucht werden, weil es sich um Zustände handelt, die nur ein Diktator beherrschen kann. Das war früher Anton von Werner in Berlin, und das ist jetzt Lenbach in München. Körner ist dagegen ein streng konstitutioneller Regent, der nichts ohne Zustimmung seiner Minister thun mag. Durch dieses System der Vielherrschaft haben sich für die Berliner Ausstellung Nachteile ergeben, die zwar, wie es scheint, noch keinen materiellen Verlust, aber doch eine moralische Niederlage bedeuten.

Die Furcht vor materiellen Verlusten ist wohl überhaupt bei der Bildung der Berliner Ausstellung entscheidend gewesen. Nach dem vor zwei Jahren erzielten reichen Überschuß war im vorigen Jahre ein starker Rückschlag erfolgt. Man hatte sich an die Überschüsse gewöhnt, und da 1896 die Rechnung nur ziemlich glatt abschloß, so fiel der Mut der Unternehmer, und man beschloß, sich auf die Fruchtbarkeit der heimischen Kräfte zu verlassen, ohne jedoch ganz, aber mit möglichst geringem Kostenaufwand, auf die Ausländer zu verzichten. Diese Zaghaftigkeit hat der Berliner Ausstellung am meisten geschadet. Ein großer Feldherr sucht eine kleine Schlappe durch einen großen Sieg auszugleichen; aber diese Energie hat der Leitung der Berliner Ausstellung gefehlt.

Ein Zeichen des Mangels an Energie, ja geradezu der Schwäche ist es auch, wenn man sich zu Kompromissen herbeiläßt. Die Ausstellungskommission hat versucht, auch der „modernen Richtung“ ein gewisses Maß von Freiheit zu gewähren, und so hat sie sich, wie man hört, gedrängt durch jüngere Mitglieder, dazu verleiten lassen, die Anfertigung eines Plakats für die Ausstellung, das nun einmal in unsrer reklamewütigen Zeit ein notwendiges Übel ist, einem jungen Maler namens Melchior Lechter anzuvertrauen, der im verflossenen Jahre durch phantastische Entwürfe für Glasfenster, durch Zeichnungen für Büchereien (sogenannte Ex-libris), durch allerhand ornamentale

Digitized by Google

Erfindungen und Zeichnungen in einem Mischstile aus Böcklin, Stuck, Klinger und ähnlichen ein gewisses Aufsehen erregt hatte. Wir bekennen offen, daß wir von dem modernen Plakatwesen oder -unwesen oder, wie sich an kräftiges Deutsch gewöhnte Männer auszudrücken lieben, von der ganzen „Plakateselei" nicht das geringste halten, trotzdem daß diese Kinderkrankheit der modernen Kunst bereits in ein wissenschaftliches System gebracht und zum Gegenstande eines kostspieligen Prachtwerks gemacht worden ist. Wir glauben, daß jedem gesunden Auge diese phantastischen Umrißschnörkel, die, mit schreienden Farben ausgefüllt, Menschen, Tiere und Dinge darstellen sollen, die angeblich auf dieser Welt vorhanden sind, den tiefsten Widerwillen erregen, und es scheint auch, daß die eifrigsten Fürsprecher dieses Unfugs schon dahintergekommen sind, daß damit nichts mehr zu machen ist. Nur in Berlin hat man nichts davon gespürt. Jetzt hat sich also endlich die Berliner Ausstellungsleitung zu einem „modernen" Plakat aufgeschwungen, und es ist ihr glücklich gelungen, in dem Entwurfe von Melchior Lechter etwas so unbeschreiblich Kindisches, Lächerliches und, was das wichtigste ist, Unwirksames aufzutreiben, daß sich selbst unter den Anhängern des Symbolismus kein Verteidiger dieser im Stil von Max und Moritz gezeichneten Engelsgestalt gefunden hat, die mit den Armen einen Lorbeerkranz über ihren Kopf emporhebt. Die Ausstellungsleitungen in München, Leipzig und Dresden sind klüger gewesen. Sie wissen, daß das Publikum durch den symbolistischen Kram nicht zu fangen ist, und haben es darum wieder, nach dem Rate des Weimarischen Weltweisen, mit den „losen, faßlichen Geberden" versucht. München ist sogar auf einen vornehmen, antikisirenden Stil zurückgegangen, der an das Zeitalter König Ludwigs I. erinnert. Leipzig hat zwar durch die Gestalt des muskelkräftigen, halbnackten Kunsthandwerkers manches keusche Gefühl verletzt; aber man versteht doch, was das Plakat sagen will, und selbst Dresden, augenblicklich das Zentrum der Revolution in der Kunst, hat nicht, wie für die Ausstellungspostkarten, den von modernen Faselhänsen verwässerten Botticellistil, sondern etwas Heroisches in der Art der alten Florentiner, die Halbfigur eines nackten Mannes von gesundem Gliederbau gewählt, der in der Rechten einen Lorbeerzweig hält und zum Wettkampf darum seinen Heroldsruf ertönen läßt.

Auch ein andres Zugeständnis, das die Berliner Ausstellungsleitung dem Naturalismus gemacht hat, ist nicht zu ihrem Heile ausgeschlagen. Dem Haupte der Malergenossenschaft, die nur in der Nachahmung der Franzosen die Rettung für die deutsche Kunst sieht, dem Maler des sozialen Elends und der menschlichen Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit Max Liebermann ist die höchste Auszeichnung, die große goldne Medaille zuerkannt worden. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Beschluß nicht ohne große Kämpfe im Schoße der Jury gefaßt worden ist. Wenn man den zweiten Berlinischen Künstler, der die große Medaille erhalten hat, den Tiermaler Friese ins Auge faßt, so ist

Digitized by Google

man sogar geneigt, auch hier an ein Kompromiß zu denken, der auf den Berlinischen Kampfesruf hinausläuft: „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden!“ Beide Künstler haben die Medaille nicht für ein einzelnes, besonders wohl gelungnes oder eindrucksvolles Werk, sondern für eine Sammelausstellung erhalten, in der jeder einen Rückblick über sein bisheriges Schaffen geboten hat, soweit natürlich seine Werke erreichbar waren. Liebermann ist dabei im Vorteil gewesen. Nicht nur daß ihm ein eigner Raum bewilligt worden ist, während Friese einen langen, ungemütlichen Saal mit andern teilen mußte, die Ausstellungskommission hat Liebermann auch mit einer für uns völlig unverständlichen Nachsicht das Recht eingeräumt, seinen Saal — allerdings auf eigne Kosten — nach seinem Geschmack auszustatten. Als reicher Mann hat er denn auch davon Gebrauch gemacht und sich die Sache ein Stück Geld kosten lassen. Das widerstrebt dem demokratischen Prinzip der Gleichberechtigung, das nirgends so entschieden betont wird wie in der Künstlerrepublik. Es widerstrebt aber auch dem Inhalt und der Absicht der Liebermannschen Bilder, die eigentlich nur durch sich selbst wirken sollen. So sollte man wenigstens meinen. Das moderne Humanitätsideal, dem in den Kreisen der Käufer Liebermannscher Bilder gehuldigt wird, verlangt jedoch, daß diese herzbrechenden Schilderungen menschlichen Jammers durch kostbare Goldrahmen, durch stimmungsvolle Hintergründe von rotem oder grünem Stoff zur Wandbekleidung, durch Teppiche, die ihr mildes Licht auf die Bilder an den Wänden zurückstrahlen, „salonfähig“ gemacht werden. Mit diesen verschrobnen Neigungen internationaler Genußmenschen, die sich bei Austern und Sekt eine Thräne abzwingen, wenn sie zu einer Liebermannschen Feldarbeiterin oder Hirtin über ihrem Sofa emporblicken, kann die Kunst, wie man sie bisher aufgefaßt hat, keine Gemeinschaft haben. Will man sie soweit erniedrigen, daß sie zu einer Dirne herabsinkt, die jedermann schön thut und jedermann gefällig ist, so haben das die Herostraten zu verteidigen, die, in verantwortlicher und unverantwortlicher Stellung, fleißig ihre Arbeit verrichten. Wir wollen nur hoffen, daß aus den leergebrannten Stätten Gebäude entstehen, in denen sichs erträglich hausen läßt.

Da die Leitung der Berliner Ausstellung einen großen Kostenaufwand vermeiden wollte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem auch schon etwas verbrauchten Mittel der Sammelausstellungen, indem sie Einladungen an eine Reihe von Künstlern ergehen ließ. Um ihnen noch eine besondre Auszeichnung zu erweisen, wurden sie auch aufgefordert, ihre Photographien einzusenden, die im Katalog reproduzirt werden sollten. Etwa dreißig Künstler sind dieser Einladung gefolgt, die größere Hälfte mit Eifer, die kleinere mit Unlust, und der Katalog hat auch etwa anderthalb Dutzend von Bildnissen aufzuweisen, die den Besuchern der Ausstellung in mehr oder weniger schmutzigen Autotypien meist sogenannte „Sitzgesichter“ vorführen, bei deren Aufnahme der Künstler

Digitized by Google

das willenlose Opfer des Photographen gewesen ist. Unter diesen Künstlern, die zum großen Teil mehr durch die Masse ihrer Arbeiten, als durch die Kraft ihrer Persönlichkeit wirken, sind in erster Reihe die vertreten, die immer und für alles zu haben sind, weil ihr künstlerisches Gepäck immer mobil ist, immer von einer Ausstellung zur andern reist. Zuvörderst die Zeichner der Münchner Fliegenden Blätter und der illustrirten Blätter, die in Berlin erscheinen. Sie sind in einem schweren Irrtum, wenn sie glauben, daß die Ausstellung ihrer Originalzeichnungen nach deren Reproduktion noch irgend ein künstlerisches Interesse errege. Sie arbeiten ja mit der reproduzirenden Technik in innigster Gemeinschaft zusammen, sie müssen ihr in die Hand arbeiten, damit sie nur alles klar und schön herausbringt, und so genießt der Kunstfreund, der jetzt mit den Originalzeichnungen bekannt wird, die Enttäuschung, daß die Originale in ihrer Größe und Leere langweilig wirken, obwohl ihn die verkleinerten Kopien, die er vorher in den Zeitschriften gesehen hat, höchlich amüsirt haben. Geheimnisse der Werkstatt vor dem großen Publikum zu enthüllen ist immer gefährlich, selbst bei großen Künstlern.

Eine Ausnahme machen die beiden in Rom lebenden Spanier José Benlliure y Gil und José Villegas, zwei Männer, die uns den Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Kunsttemperament so drastisch veranschaulichen, wie es keine lange ästhetische Abhandlung vermöchte. Wir denken dabei an die deutschen Maler der alten Überlieferung, nicht an die modernen, die jedem fremdländischen Hansnarren nachlaufen und seine Manier nachahmen. Diese beiden Spanier sind, wenn wir ein Gleichnis aus der Philosophie anwenden dürfen, Anhänger der Empirie, der Syntheſe und der Analyse zugleich. Ihre Einzelstudien heften sich mit gleichem Ernst an einen Stein, eine Mauer, einen Stuhl, ein Kircheninneres, einen schmutzigen Straßenwinkel, sie setzen aus diesen Studien eine Einheit zusammen, die dem Auge als eine Schöpfung aus einem Guß, ohne Nähte, ohne Flickwerk erscheint, und in diesen Rahmen stellen sie Menschen hinein, denen sie so tief in die Herzen zu sehen wissen, wie es bei Romanen, die ihre Gesichtsmaske besser zu beherrschen wissen als die Germanen, möglich ist. Sie begnügen sich auch meist mit neutralen Figuren aus dem Volke oder mit Personen aus der Geschichte, bei denen man niemals kontrolliren kann, wie tief die Charakteristik des Künstlers ist, und wie sie der Wirklichkeit entspricht. Die Bildnismalerei im modernen Sinne, d. h. die tiefe psychologische Analyse eines Menschen, die sich in jedem Zuge seines Antlitzes kundgeben soll, ist den modernen Spaniern und Italienern fremd. Sie sind Realisten und begnügen sich mit der Wiedergabe dessen, was sie mit gesunden Augen ohne tiefe psychologische Studien gesehen haben. Wenn man aber die vornehme Haltung, die sich nicht allein in den Bildnisstudien, sondern auch in den geschichtlichen Darstellungen von Villegas, Szenen aus der venezianischen Dogengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, kundgiebt, mit

Digitized by Google

der nervösen Unruhe Lenbachs vergleicht, wird es schwer, zu entscheiden, wem von beiden Künstlern das größere Maß von Vertrauen auf seine Wahrheitsliebe zu schenken ist. Es fällt uns nicht ein, die Genialität Lenbachs in Frage zu stellen oder auch nur an ihr herumzunörgeln. Als Porträtmaler ist er aber ein Gewaltmensch, der nur seiner Subjektivität, seiner Laune nachgiebt, und dem es nicht darauf ankommt, einen einfachen Bankdirektor zu einem Ritter des Geistes zu stempeln oder ihn gar durch absonderliche Inszenirung in seine Galerie wirklicher Helden hineinzuschmuggeln, weil ihm der Mann aus irgend einem Grunde gefällt. Dabei ist Lenbach Damen gegenüber viel nachsichtiger und galanter, als man es dem Künstler zutrauen sollte, der während seiner glänzenden Laufbahn in seinen Umgangsformen nichts von der erquickenden Derbheit des bajuvarischen Stammes eingebüßt hat. Wo man die Gelegenheit hat, seine Damenbildnisse mit der Wirklichkeit zu vergleichen, wird man fast immer ein Plus zu Gunsten der Porträtirten feststellen können. Jede der drei Ausstellungen bietet Belege für diese Beobachtung.

Daß eine Sammelausstellung von Gemälden Karl Beckers, des ersten wirklichen Koloristen der Berliner Schule, der um die Mitte der fünfziger Jahre durch seine venezianischen Szenen eine vollständige Umwälzung in der Berliner Künstlerschaft hervorrief, nur ein historisches Interesse haben würde, war vorauszusehen. Völlig unerwartet war aber der Eindruck, den die Gesamtausstellung Liebermanns hervorgerufen hat. Das große Publikum hat für solche naturalistischen Experimente kein Interesse. Die künstlerisch und litterarisch fein gebildeten Laien lachen, machen spöttische Bemerkungen, ärgern sich auch wohl darüber — aber einen Eindruck auf sie machen diese Bilder, Zeichnungen, Radirungen und Lithographien nicht. Und es wird auch so bleiben, wenn noch mehr Blätter von Liebermann für öffentliche Sammlungen angekauft werden. Sie werden in der Mappe totes Kapital bleiben — das ist schon jetzt vorauszusehen. Die engere Gemeinde Liebermanns aber, d. h. die, die ihn auf den Schild gehoben und schließlich durchgesetzt haben, ist von der Berliner Sammelausstellung nicht sehr erbaut. Es sind Bilder aus Liebermanns früherer Zeit darunter, die, ohne anziehend zu sein, doch eine gewisse koloristische Begabung verraten. Das gilt den Hohenpriestern Liebermannscher Kunst schon als veraltet, als ein abtrünniges Werk. Sie, die jahrelang jedes seiner Werke kritiklos angestaunt haben, stimmen schon ein Klagelied über den Stillstand Liebermanns an, das auf die Weise des Unglückspropheten Jeremias gestimmt ist. Vielleicht hat Liebermann die große goldne Medaille nur bekommen, weil seine Berliner Gesamtausstellung den Eindruck eines gemäßigten Rückschritts macht. In Dresden hat er freilich durch das Doppelbildnis seiner Eltern und ein Damenbildnis, bei denen sich Roheit der Auffassung und Roheit der malerischen Behandlung zu einer vollkommnen Harmonie vereinigen, die Besorgnisse seiner Verehrer etwas zerstreut. Aber sie fangen doch schon

Digitized by Google

an, ihn zu den unsichern Kantonisten zu zählen, weil seine weitere Entwicklung nicht rasch genug vorwärts schreitet. Eine ruhige, vernunft- und sachgemäße, eine sogenannte „historische Entwicklung“ ist heute also schon ein überwundner Standpunkt. Auch die Kunst wird sich auf das Radfahrertempo, das den Pulsschlag unsrer Zeit zu bestimmen scheint, einrichten müssen.

Wir haben immerhin aus dem Inhalt der diesjährigen Berliner Kunstausstellung trotz aller Einwände, die wir erheben mußten, und die vielleicht für das nächstemal in „wohlwollende Erwägung“ — so ist wohl der parlamentarische Ausdruck — gezogen werden könnten, den Trost geschöpft, daß die deutsche Kunst im vaterländischen Sinne nirgends so liebevoll gepflegt wird wie in Berlin. Die Berliner Bildnis- und Landschaftsmalerei überragt in ihrer imponirenden Massenentfaltung alles, was in Dresden und München zusammen geboten wird. Die Genremalerei ist freilich zurückgegangen wie überall, weil der Naturalismus als Feind des Gegenständlichen den jungen Leuten die Köpfe verdreht hat, und mit der Geschichtsmalerei in großem Stile ist auch nicht viel Staat mehr zu machen, weil sich niemand an große Aufgaben herangetraut, seitdem im preußischen Kultusministerium eine Veränderung eingetreten ist. Die Künstler sehen Personen, aber sie wissen nicht, was diese Personen können und wollen.

Einen Ersatz für diese und andre Schwächen in der Berliner Ausstellung gewährt die Vertretung der Bildhauerkunst. Während man in Dresden alles darauf gewendet hat, die einheimische Plastik durch die Masseneinführung von französischen und belgischen Bildwerken zu erdrücken, hat Berlin seine schönen Hallen den deutschen Künstlern geöffnet. Der „Wasserkopf“ Berlin muß doch eine große Anziehungskraft haben, sonst wäre die Beteiligung nicht so stark gewesen. Kaiser-, Krieger- und Grabdenkmäler, wie man sie nirgends anders zu sehen bekommt! Dazu Schöpfungen idealer Kunst, wie z. B. die tief ergreifende Darstellung des „großen, gigantischen Schicksals,“ das Mann und Frau mit der Ruhe des gefühllosen Dämons an den Haaren mit sich schleift, von einem noch wenig bekannten Künstler, namens Hugo Lederer.

Da wir nur den Gesamteindruck einer Ausstellung skizziren wollten, vermeiden wir es, auf einzelne Kunstwerke weiter einzugehen. Es handelt sich hier nicht darum, Reklame für einzelne Künstler zu machen, sondern wir wollen versuchen, den Gewinn festzustellen, der für Deutschland aus den drei großen Ausstellungen dieses Jahres erwachsen kann.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berlepsch, Rottenburg und Genossen. Der seit Monaten vorbereitete, jetzt in greifbarer Form öffentlich angekündigte Entschluß der Herren von Berlepsch, Rottenburg und Genossen, durch ein eignes Preßorgan, die von ihnen erworbne Soziale Praxis, für die „Fortführung der Sozialreform auf der Grundlage der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890“ öffentlich zu wirken, ist sicher auch in dem Kreise der Grenzbotenleser mit Interesse begrüßt worden, freilich wohl nicht überall mit freudigem Interesse. Wir glauben, daß vorläufig einige Vorsicht bei der Beurteilung der neuen Genossenschaft geboten ist, daß kein Mensch heute weiß, auch die Genossen selbst nicht, was sie aus- und anrichten wird, daß sie manches gute leisten, aber auch viel schaden kann. Wiederholt haben wir unsre Überzeugung dahin ausgesprochen, daß von einem Bruch mit der Politik sozialer Reformen, zu der sich die Erlasse des Kaisers vom Februar 1890 als Fortsetzung der Sozialpolitik Kaiser Wilhelms I. bekannten, bisher nicht die Rede gewesen ist, und daß ein solcher Bruch, wenn er herbeigeführt würde, die schlimmsten Folgen für Volk, Staat und Thron haben müßte. Ebenso bestimmt haben wir es aber bestritten, daß die kaiserliche Sozialpolitik irgend etwas gemein habe mit den überspannten, einseitigen sozialistischen Träumen unsrer theoretischen Umstürzler oder mit der gehässigen Brunnenvergiftung der Sozialdemokratie. Die verhängnisvolle Ausbeutung der Februarerlasse in diesem Sinne konnte gar nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Wir haben es endlich wiederholt als unvermeidlich bezeichnet, daß dieser Mißbrauch der angeblichen Tendenz des sogenannten „neuen“ Kurses, das damit verbundne großmannssüchtige Eintreten für „die Sozialreform“ nach den unklaren Vorstellungen doktrinärer Querköpfe neuester Mode und das leichtfertige Schönthun mit der Sozialdemokratie bei einer großen Anzahl gebildeter, durch ihre Stellung und Lage zu ernsthafter, vorurteilsfreier, vorsichtiger Haltung verpflichteter Männer der sozialen und politischen Reaktion unendlich mehr Vorschub leiste, als Herr von Stumm und das preußische Junkertum jemals fertig gebracht hätten.

Aus diesen Überzeugungen heraus ergiebt es sich von selbst, daß wir anerkennen, daß für das segensreiche Wirken der neuen Genossenschaft ein weites, dankbares, dringend der kräftigen Bearbeitung bedürfiges Feld vorhanden wäre. Wir wünschten nichts mehr, als daß unter der Führung hochgebildeter, unabhängiger, staatsmännisch reifer Männer durch öffentliches Einwirken auf die einsichtigen Kreise der Nation der kaiserlichen Sozialpolitik ein fester Halt gewonnen würde, sowohl nach links gegen den sozialistischen, wie nach rechts gegen den reaktionären Umsturz, gegen diese beiden sich für unsre nationale Zukunft leider nur allzu nahe berührenden Extreme. Aber bietet die neue sozialpolitische Genossenschaft die Gewähr für ein solches segensreiches Wirken? Berechtigt sie uns zu der Hoffnung, daß sie ein Bollwerk werden könne gegen sozialistische Verranntheit und reaktionären Eigennutz? Sind das die Leute, von denen wir die Heilung der krankhaften Unklarheit, Einseitigkeit, Zerfahrenheit in den sozialpolitischen Anschauungen der Massen erwarten dürfen? Wir müssen das vorläufig bezweifeln. Es ist nicht die bisherige Haltung des als Organ der neuen Genossenschaft erworbnen Blattes, der Sozialen Praxis, was uns dabei beeinflußt. Wir erkennen den Nutzen, den dieses Blatt bisher als Sammelstelle von Nachrichten über soziale und sozialpolitische Erscheinungen geleistet hat, bereitwilligst an, so wenig wir die Einseitigkeit, von der es im allgemeinen beherrscht wurde, als verträglich mit der ihm beigelegten wissenschaftlichen Bedeutung angesehen haben. Wer der Wahrheit die Ehre geben will, der muß doch zugeben,

Digitized by Google

daß eine ausgesprochen sozialdemokratische Strömung darin vorherrschte, und wer vertrauensselig aus ihm allein seine Belehrung schöpfen zu dürfen glaubte, der mußte sich in die Einseitigkeit dieser Richtung verrennen. Wir haben das an mehr als einem unsrer Bekannten wahrgenommen. Aber das könnte ja die neue Genossenschaft als Eigentümerin ändern. Wird sie es wagen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es gehört leider zu den modernen verkehrten Dogmen des Kreises, dem die Genossenschafter, so weit uns bekannt ist, angehören, daß man um Gottes willen den sozialdemokratischen Unsinn und Unfug nicht so behandeln dürfe, wie er es verdient. Man spricht vielleicht davon als „bedauerlicher Begleiterscheinung" der „großartigen sozialen Umwälzung," die unsre Zeit die Mission habe durchzuführen, aber gegen die praktische Brunnenvergiftung, die die Sozialdemokratie mit ebenso großem Geschick wie Hochdruck unter unsern Arbeitern treibt, ist man blind oder stellt sich blind. Und doch ist eine offne, ehrliche, rücksichtslose Absage an die sozialdemokratische Agitation und Lehre — eine Trennung giebt es da nicht — unsers Erachtens die erste und unerläßlichste Vorbedingung dafür, daß die neue Genossenschaft klärend, heilend und segensreich wirken kann. Man braucht sich noch lange nicht für den Erlaß eines neuen Sozialistengesetzes zu begeistern, und man kann doch einsehen, welch ungeheuern Schaden es anrichten muß, wenn Männer, wie sie in der neuen Genossenschaft die Führung haben, den Wahn in den Arbeitermassen weiter und aufs neue fördern, als ob die sozialdemokratische Hetzerei auch von den gebildeten, patriotischen Kreisen der Bevölkerung als etwas berechtigtes und nützliches anerkannt werden müsse. Da ist die reinlichste Scheidung ebenso nötig, wie gegenüber den viel ungefährlicheren, weil ungeschickteren Ausschreitungen, zu denen Göhre als national-sozialer Agitator gekommen ist und kommen mußte. Wenn die Herren von Berlepsch, von Rottenburg, Rösicke, Friederichs usw. das Verständnis dafür verloren haben, daß diese Art der sozialreformatorischen Wirksamkeit Gift ist und Gift bleibt für unser Volk, und daß jede Schonung und Nachsicht gegen sie eine Sünde ist an seinem sozialen und nationalen Gedeihen, dann wird die neue Genossenschaft, des sind wir sicher, nichts nützen, aber viel schaden.

Wir werden also abzuwarten haben, wie die Herren sich in ihrem Organ stellen werden. Glauben sie wirklich in der Sozialen Praxis nach wie vor der sozialdemokratischen Propaganda Gelegenheit geben zu müssen, sich zu bethätigen, und durch etwas kathedersozialistische oder nationalsoziale Verwässerung dem Gift die Schärfe nehmen zu können, so wird der Vorwärts das Blatt ganz ebenso als erwünschten Bundesgenossen begrüßen dürfen, wie es die Zeit thut. Wer nicht wider mich ist, der ist für mich und wirbt für mich, das wissen die Sozialdemokraten ganz genau. Vermutlich wird das Dogma von der Allheilwirkung der Organisation und Koalition auch von der neuen Genossenschaft in besondern Ehren gehalten werden, der Organisation der Handwerker wie der der Arbeiter, des Mittelstandes wie des vierten Standes. Hier harren unzweifelhaft zahllose Keime heilloser Verirrung und Verwirrung der Befruchtung. Quod licet Jovi, non licet bovi, das gilt für die Organisation des Mittelstands und noch mehr für die der Arbeiter. Zünftlertum und Gewerkschaftszwang haben sehr viele Berührungspunkte, und wer der Schutzmannsfrau verbietet, zu Hause Hosen zu nähen, der unterscheidet sich sehr wenig von dem, der dem Schlosser verbietet, Klempnerarbeit zu machen, auch wenn er sie zur Zufriedenheit der Kunden machen kann. Herr von Berlepsch ist von den preußischen Zünftlern, abgesehen etwa von den Bäckermeistern, in den Himmel gehoben worden, im allgemeinen aber dürfte bisher bei seinen Genossen wenig Sympathie, ja kaum einiges Verständnis für das Handwerk vorhanden gewesen sein; daß Fabrikarbeit und Großbetrieb vorzuziehen seien,

Digitized by Google

gehörte zu den Glaubenssätzen dieser Kreise, so verständig sich auch der Genosse Dr. Voigt in seinem dem Verein für Sozialpolitik erstatteten Gutachten über die Lage des Kleingewerbes in Karlsruhe erst vor zwei Jahren darüber ausgelassen hat. Man darf darauf gespannt sein, wie es Herrn von Berlepsch gelingen wird, das neue Schifflein zwischen den Klippen egoistischen Zunftgeistes rechts und links hindurchzusteuern.

Aber auch in der Agrarpolitik und in dem Agrarsozialismus harren der neuen Genossenschaft manche böse Schlingen. Wir wollen hier ganz absehen von den agrarsozialistischen Dünsten der Oldenbergschen Retorte, schon die Seringsche Bauernretterei wird den Genossen der Sozialen Praxis, arges Kopfzerbrechen machen. Einig in dem Gespensterglauben an die infernalische Persönlichkeit des mobilen Kapitals werden sie gar nicht umhin können, dem Anerbenrecht, der Unverschuldbarkeit, der Unverteilbarkeit usw. des Grund und Bodens sehr weitgehende Zugeständnisse zu machen auf Kosten der Menschen und ihrer wirtschaftlichen Freiheit. Die Vernichtung der Großgrundbesitzer braucht man zunächst nicht mit Göhrischer Plumpheit zu predigen, die Schwärmerei für den „Bauern," von dem man selbst nicht weiß, was man damit meint, reicht vorläufig aus, um die Unklarheit, die Verworrenheit und Unmöglichkeit der sozialen Anschauungen und Wünsche haushoch zu steigern und den sozialistischen Fortschritt der Reaktion bedenklich näher zu bringen. Wie wird die neue Genossenschaft sich um diese, die agrarischen Schlingen, herumzudrücken wissen? Und wie wird sie sich zu dem leibhaftigen Gottseibeiuns unsers kapitalistischen Sündenpfuhls, dem Handel stellen? Herr von Berlepsch ist preußischer Handelsminister gewesen, aber vertreten hat er den Handel unsers Wissens niemals. Die Kreuzzeitung kann in dieser Beziehung ebenso wie in der Zunftfrage den ersten Vorsitzenden der neuen Genossenschaft vorläufig mit einer gewissen Genugthuung begrüßen, wenigstens mit ebenso viel Recht, wie sie Oldenbergs evangelisch-soziales Programm des wirtschaftlichen Rückschritts mit Freuden begrüßt hat.

Wir mögen uns die neuen Genossenschafter ansehen, von welcher Seite wir wollen, überall Zweifel und Unsicherheit darüber, was sie leisten wollen, was sie leisten werden. Die Berufung auf die kaiserliche Botschaft vom Februar 1890 hilft uns gar nichts; nicht einmal das erfahren wir daraus, ob sie selbst glauben, sich damit in Gegensatz zu stellen zu der kaiserlichen Sozialpolitik von heute. Und es kann auch gar nicht anders sein. Solange die Herren von Berlepsch, Rottenburg und Genossen nicht klipp und klar den Beweis gebracht, uns nicht unzweideutig überzeugt haben, daß sie mit dem Grund- und Hauptirrtum des modernen Sozialismus links und rechts gebrochen haben, mit dem Wahne, daß der sozialen Verkommenheit unsrer Zeit noch wesentlich durch Gesetzesparagraphen abgeholfen werden könne, ohne daß der Einzelne in seinem persönlichen Verhalten auch nur um ein Jota von dem Grundsatze des manchesterlichen Eigennutzes abzulassen nötig habe oder dazu überhaupt noch imstande wäre, solange sie uns nicht überzeugt haben, daß sie mit diesem sündhaften, freilich für alle Teile zunächst sehr bequemen staatssozialistischen Aberglauben vom „praktischen Christentum" im Sinne des alten Kurses fertig sind, ehe das geschehen ist, kann uns nur Zweifel und Mißtrauen gegen Plan und Erfolg erfüllen. Die himmelhohe Überschätzung der materialistisch-politischen Seite der sozialen Frage und die völlige Preisgebung des moralisch-individuellen Verhaltens von Arm und Reich, von Arbeiter und Unternehmer, das ists, wovon wir „verseucht" sind. Hier reichen sich Sozialdemokratie und Reaktion die Hand zum Umsturz alles Gesunden. Man will durch Vernichtung der persönlichen Freiheit den materiellen Eigennutz befriedigen, statt den einzelnen wieder zur freien Bethätigung der Nächstenliebe zu erziehen, man will die lebendige Pflichterfüllung des Einzelnen

Digitized by Google

durch den papiernen Zwang gegen das sogenannte Ganze ersetzen, man will die soziale Wohlfahrt allein im Mammonsdienst sicher stellen, wo doch nur im Gottesdienst, in der religiös-sittlichen Haltung des Einzelnen die rechte Sicherheit gefunden werden kann. Wir fürchten, daß diese Wahnvorstellungen in der neuen Genossenschaft zunächst viel eher werden gehegt und gepflegt, als bekämpft und ausgerottet werden, und deshalb können wir vorläufig in ihr weder gegen die Sozialdemokratie, noch gegen die Reaktion ein Bollwerk sehen. Vielleicht wird sie beiden brauchbare Rekruten drillen. Gebe der Himmel, daß wir zu schwarz sehen. Uns hier geirrt zu haben, würden wir mit aufrichtiger Freude eingestehen. *β.*

Österreichisches. Unser schwarzgelber Bruder ist in dem Stadium des Siechtums angelangt, wo man nichts mehr hofft und sich nur noch aus Teilnahme oder aus Interesse von Zeit zu Zeit Bericht erstatten läßt. Wir werfen zuerst einen Blick — der Leser verzeiht wohl den kühnen Sprung aus dem einen Bilde in ein andres mit ihm ganz unverträgliches — auf den südlichen Kriegsschauplatz, wo es verhältnismäßig ruhig zugeht. Hier besteht die Tragikomik der Verwicklung darin, daß jede der deutschen Parteien den übrigen den deutschen Charakter abspricht. Die Klerikalen, heißt es, sind eben römisch und nicht deutsch; die Christlich-sozialen sind des Klerikalismus mindestens stark verdächtig — und diesen beiden Parteien gehören nun die meisten Handwerker und Alpenbauern an —, die Schönerianer sind Phantasten und Vaterlandsverräter, die liberalen Deutschen sind überhaupt keine Deutschen, sondern Juden, und die deutsch redenden Arbeiter sind internationale Sozialdemokraten, erheben auch gar nicht den Anspruch, deutsche Interessen zu vertreten. Und nicht genug an diesem Chaos, mußten die beiden Parteien, die am deutschesten aussehen, auch noch die Hanswurstiade Schönerer-Vergani aufführen. Die sittliche Entrüstung der Liberalen und der Sozialdemokraten über die Veruntreuungen, deren sich Vergani als Bürgermeister von Mühldorf schuldig gemacht haben soll, ist freilich so lächerlich wie möglich, doppelt lächerlich in dem Staate der großartigen Trinkgelder; es handelt sich um eine kreuzerweise zusammengeläpperte lumpige Summe, und da Vergani seinerzeit auf weit höhere Summen, die ihm zustanden, zu Gunsten der Gemeinde verzichtet hat, so ist es klar, daß ihm nicht Unterschlagung aus Habsucht, sondern nur Schlamperei vorgeworfen werden kann. Aber sogar reichsdeutsche Zentrumsblätter gestehen zu, daß die übrigen Dinge, die in der Verhandlung enthüllt worden sind — wie Vergani unter der Maske eines begeisterten Anhängers des Ritters von Schönerer mit dessen und der Parteigenossen Gelde das Deutsche Volksblatt gegründet hat und durch dieses ein reicher Mann geworden ist —, den antisemitischen Parteiführer als einen Geschäftspolitiker von wenig ehrenwertem Charakter erscheinen lassen.*) Und wenn der Mann durch diese Enthüllungen bei der Partei, die sich den Kampf gegen Korruption und jüdische Geldmacherei zur Aufgabe gestellt hat, nicht unmöglich geworden ist, wenn ihm sogar die Partei durch ihre beiden Häupter, den Dr. Lueger und den Prinzen Liechtenstein, ihrer unveränderten und unerschütterten Hochachtung versichern läßt, so wird niemand mehr von dieser Partei heldenmütige Geisteskämpfe, großartige Reformen und die Wiedergeburt Österreichs erwarten.

*) Er muß auch ein unangenehmer Mensch sein. Der Angeklagte Wolf sagte vor Gericht unter anderm aus, der Herr Chefredakteur sei gewöhnlich in Unterhosen und offnem Hemd in der Redaktion erschienen und habe seinen Anzug auch dann nicht vervollständigt, wenn Damen anwesend waren.

Digitized by Google

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze ist man zum Holzkomment übergegangen. Ganz so blutig wie in den Zeitungen wird es ja in der Wirklichkeit nicht zugehen; die beiderseitigen Berichte sind offenbar übertrieben. Die Wiener Arbeiterzeitung spottet: die Böhmen hätten das Lebenselixir gefunden und sich Unsterblichkeit angetrunken; hier überfielen dreißig deutsche Wütriche einen tschechischen Patrioten, träten ihn mit ihren Füßen zu Brei, bewürfen ihn mit achtzigpfündigen Hanteln, der Tscheche aber begebe sich auf die Polizei, wo er von zehn Polizisten mit Säbeln zerhauen werde, und ziehe sich dann, so vielfach ermordet, ins nächste Wirtshaus zurück, um sich zu erquicken; dort werde ein deutscher Jüngling, der sich erkühnt habe, ein tschechisches Wirtshaus zu betreten, von den fanatischen Tschechen zum Fenster hinausgeworfen, durch den Straßenkot geschleift, in den Teich gestoßen, von Kähnen umzingelt, mit Felsblöcken überschüttet, und auf der Flucht, die ihm trotz alledem gelingt, gehe es ihm noch in zwei andern Dörfern ebenso. Aber, so übertrieben die Berichte auch sein mögen, daran ist nicht zu zweifeln, daß Gewaltthätigkeiten verübt werden. Die Sprachenfrage kann nun offenbar auf diesem Wege nicht gelöst werden, auf einem andern aber auch nicht, wie das Scheitern des von Badeni unternommnen Ausgleichsversuchs beweist. Optimisten meinen freilich, daran sei nur die Person Badenis schuld; dieser werde doch nun hoffentlich endlich einmal gehen, und sein Nachfolger werde die Sache schon fertig bringen. Und wahr ists ja, daß sich die Deutschen mit einem Manne, dem sie so unverhohlen und in so starken Ausdrücken ihren Haß und ihre Verachtung kund gegeben haben, gar nicht in Unterhandlungen einlassen können; wahr ist auch, daß dem gegenwärtigen Leiter der westlichen Reichshälfte zum Staatsmann nicht weniger als alles fehlt. Der einzige Befähigungsnachweis, den er als Statthalter von Galizien gebracht hatte, bestand darin, daß er alle Bauern einsperren und sonst bestrafen ließ, die keine Schlachzizen zu Land- und Reichstagsabgeordneten wählen wollten, und diese Kunst reicht für einen großen Staat, wo es außer den Wahlen noch andre Geschäfte zu besorgen giebt, nicht hin. Allein so unzweifelhaft es auch feststehen mag, daß Badeni nicht der rechte Mann ist, so fest steht es zugleich, daß es einen rechten Mann überhaupt weder giebt noch geben kann, denn auch der genialste Staatsmann vermöchte das unmögliche nicht möglich zu machen. Um den nationalen Frieden herzustellen, müßte die Regierung die Deutschen entweder zur Herrschaft oder durch Unterdrückung zum Schweigen bringen; sie sind aber zu schwach zum Herrschen, und doch noch zu stark und als Kulturträger der Regierung zu unentbehrlich, als daß diese daran denken könnte, sie zu unterdrücken.

Vorausgesetzt wird bei diesen Unmöglichkeiten, daß die Nationalitäten und Parteien einen thätigen Bestandteil des Staatslebens bilden. Daher liegt der Gedanke nahe, ob sich nicht die Rückkehr zum Absolutismus empfehle, da ein absoluter Monarch — theoretisch wenigstens — die Macht hat, die Kämpfenden zur Ruhe zu verweisen und jedem Element im Staate die Schranken seiner Wirksamkeit zu ziehen, jedes auch nach Belieben und Bedarf für den Staatszweck zu verwenden. Eine solche Reaktion würde um so unbedenklicher erscheinen, als die Parlamente — in Österreich und auch anderwärts — für gewöhnlich nur Scheinvertretungen des Volkes sind, da die Regierungen in ihnen allezeit eine gehorsame Mehrheit finden, wenn sie nur — was ja in ihrem eignen Interesse liegt — die Interessen der Besitzenden wahren. Die Sache geht jedoch schon darum nicht, weil Österreich aus zwei Reichshälften mit selbständigen Finanzen besteht, und weil zwischen diesen eben jetzt über den Ausgleich, d. h. über die Vereinbarung des Beitrags verhandelt wird, den jede der beiden Hälften zu den gemeinsamen Staatsausgaben zu leisten

Digitized by Google

haben soll. Abgesehen davon, daß sich der eine Kaiser nicht in zwei mit einander verhandelnde Hälften teilen kann, bietet eine einzelne Person, und sei es die eines großen Monarchen, keine hinreichende Bürgschaft für die Innehaltung von Verträgen, bei denen es sich um Hunderte von Millionen handelt; die absoluten Monarchien der jüngst vergangnen Jahrhunderte sind zunächst an finanziellen Schwierigkeiten gescheitert, und ein Staat, der einmal das schwere Werk vollbracht hat, die auf der Spitze stehende Finanzpyramide umzukehren und auf ihre Grundfläche zu stellen, kann nicht mehr daran denken, in die verkehrte Lage zurückzuflüchten. Also parlamentarisch oder wenigstens konstitutionell muß gerade im gegenwärtigen Augenblicke regiert werden, und da tritt denn noch die neue Schwierigkeit hinzu, daß Ungarn den Ausgleich mit einem reaktionären Cisleithanien nicht abschließen will, dessen Regierung aber eine andre als eine reaktionäre Reichstagsmehrheit unter den obwaltenden Umständen nicht zu stande bringt, obwohl sie den besten Willen hat, die „Judenliberalen“ in die Mehrheit aufzunehmen. Welcher Art der ungarische Liberalismus ist, daß er nicht etwa die Freiheit für alle, auch für die Arbeiter und die Frohnbauern will (in diesem Punkte ist die „liberale“ ungarische Regierung die illiberalste von ganz Europa), sondern sich nur gegen die Vorherrschaft der Klerikalen, Antisemiten und Slawen sträubt, weil dadurch die Opposition der Geistlichen, der Antisemiten und Slawen Ungarns gestärkt werden würde, die die herrschende magyarisch-jüdische Minderheit bedroht, das braucht ja nicht weitläuftig erklärt zu werden. Daß die Abneigung gegenseitig ist und die Wiener Antisemiten jedem Zugeständnis an die „Judäomagyaren“ widerstreben, erleichtert die Verhandlungen natürlich auch nicht. Es ist ein hübscher weltgeschichtlicher Scherz, daß es die von der Regierung und von allen Parteien gleich sehr gehaßten und gefürchteten Sozialdemokraten sind, die im Augenblick die Grundlagen des Kaiserstaates verteidigen. Während die Nationalität für die Grundlage des heutigen europäischen Staatensystems gehalten wird, bildet sie im Donaustaate gerade das zersetzende Element, und dessen Fortdauer hängt davon ab, wie weit sich seine Unterthanen zur Verleugnung ihrer Nationalität bewegen oder zwingen lassen. Da reichen nun die Sozialdemokraten mit höhnischem Lächeln die hilfreiche Hand und sagen: wir sind ja international! Wir bieten die Grundlage dar, die ihr braucht! Natürlich — in mehr als einer Beziehung natürlich — mag die Regierung von dieser Hilfe nichts wissen. Ein Friedensmeeting, das die deutschen und die tschechischen Arbeiter am 22. August in dem aufgeregten Pilsen abhalten wollten, um gegen den Nationalitätenstreit zu protestiren, ist von der Polizei verboten worden, und es wäre ein Wunder, wenn sie die große Arbeiterversammlung, die zu demselben Zwecke am 4. und 5. September in Prag abgehalten werden soll, nicht auch verböte.

So wird denn also der leitende Staatsmann Cisleithaniens, wie er auch heißen mag, aufs Fortwursteln angewiesen bleiben, und jede der verschiednen Lagen, die sich in Zukunft noch aus dem wechselnden Glück der kämpfenden Parteien ergeben mag, wird ein unberechenbares Zufallsprodukt sein.

Zur Wassergesetzgebung. Gut Ding will Weile haben. Es wird jetzt etwa zwanzig Jahre her sein, daß die Wasserfrage zum erstenmale in den öffentlichen Blättern sehr lebhaft erörtert wurde. Vielfach wurde die Ansicht geäußert, die bisherigen Flußregulirungen hätten durch die Geradelegung der Flußläufe die Überschwemmungsgefahr erhöht; gründlich beseitigt werden könne sie nur durch Anlegung von Sammelbecken in den Quellgebieten und durch Aufforstung entholzter Gebirge. Nach jeder Überschwemmung hat sich diese Debatte wiederholt, aber ge-

Digitized by Google

schehen ist nichts entscheidendes, man hat fortgefahren, vereinzelte kleine Fluß- und Bachstrecken in der alten Weise zu reguliren. Doch ist wenigstens ein Ausschuß eingesetzt worden, der nach Zeitungsmeldungen zunächst die Frage, ob die Überschwemmungen der Jahre 1888/90 mit der Regulirung der schiffbaren Ströme in ursächlichem Zusammenhange stehen, „im wesentlichen negativ beantwortet," und dann die Wasserverhältnisse der Stromgebiete zu untersuchen begonnen hat; diesen Sommer ist er mit der Bereisung der Oder und eines Teiles ihrer Nebenflüsse fertig geworden. Das letzte Hochwasser wird hoffentlich den Gang der Untersuchung beschleunigen. Die Berliner Politischen Nachrichten haben vor kurzem ausgeführt: es komme bei einem zu erlassenden Wassergesetze zweierlei in Betracht, die Wassernutzung und die Verminderung der Hochwassergefahr durch Zurückhaltung des Wassers im Quellgebiet. Thalsperren dienten oft beiden Zwecken, und auch andre Anlagen könnten für beides nutzbar gemacht werden. Der im Jahre 1893 veröffentlichte Entwurf eines Wassergesetzes habe jedoch den zweiten Zweck ausgeschlossen, weil die Sache wegen ihrer großen rechtlichen Schwierigkeiten noch nicht für die Lösung reif schien. Jetzt nun habe sich die Regierung durch die jüngste Wassersnot gedrängt gesehen, zu erwägen, „ob nicht bei der im Gange befindlichen Revision jenes Gesetzgebungsplanes die Frage der Zurückhaltung des Wassers im Quellgebiet in den Rahmen dieser Arbeit einbezogen werden soll," und das Blatt fügt hinzu: „die Entscheidung dürfte im positiven Sinne erfolgt sein." In die Debatte greift auch der Bairische Land- und Forstwirt, Organ des anerkannten Vereins für Verbesserung der Wasserstandsverhältnisse im Regierungsbezirk Mittelfranken, mit einem sehr beachtenswerten Artikel in Nr. 8 ein. Darin wird hervorgehoben, daß zweckmäßige Einrichtungen zu der Verhütung von Überschwemmungen zugleich dem nach jeder Überschwemmung folgenden Wassermangel abhelfen, also eine regelmäßige und stetige Wasserversorgung bewirken würden. Ferner: daß ein Reichswassergesetz nicht genüge, sondern ein internationales notwendig sei, weil mehrere deutsche Ströme mehreren Staaten angehören, und das Wasser „in seinem ewigen Kreislauf keine Landes- und Hoheitsgrenzen und ebenso wenig die sehr von einander abweichenden wassergesetzlichen Vorschriften der Einzelstaaten respektirt." Für das zu erlassende Reichswassergesetz empfiehlt er als Muster das bairische Wassergesetz vom 28. Mai 1852, das alle schiff- und flößbaren Flüsse für öffentliche Gewässer erklärt und dem Staate auch sehr weitgehende Rechte über die Privatflüsse und Bäche einräumt. Endlich empfiehlt er die Anlage von wasserwirtschaftlichen Musteranlagen, die auf Staatskosten vom Militär ausgeführt werden sollen, das ja auch schon zu der Bekämpfung von Wassersnöten und zu den Wiederherstellungsarbeiten in weitem Umfange verwendet wird. Das würde noch außerdem die wohlthätige Wirkung haben, „daß die Mannschaften die während ihrer Dienstzeit erlangte Befähigung zu der Ausführung wasserwirtschaftlicher Verbesserungen in der Heimat gewiß auch entsprechend verwerten, und daß die sicheren Erfolge dazu beitragen werden, die Landbevölkerung von dem Zuzuge in die Städte zum beiderseitigen Wohle für Stadt und Land abzuhalten." Der Verfasser hat uns gebeten, zur Verbreitung seiner Vorschläge in weitern Kreisen beizutragen und auf den Artikel des Land- und Forstwirts aufmerksam zu machen, was wir hier mit gern gethan haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

J. F. Herb

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 36

Ausgegeben am 9. September 1897

Inhalt:

	Seite
Evangelisch-sozial	434
Aus unsrer Ostmark. (Schluß.) 4. 5. 6	439
Volk und Jugend. Von W. Münch (in Koblenz) (Schluß)	457
Moderne Novellen	464
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich — Gleichheitswahn	472
Litteratur	478

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker

von

Georg Wislicenus

Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft.

Klarheit in der Flottenfrage zu erhalten und sich ein begründetes Urteil über alle für Marinedinge in Betracht kommenden Punkte zu bilden, ist heute bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für unser politisches und soziales Leben eine Pflicht jedes Bürgers. . . . Da ist denn das schöne Werk von Wislicenus mit besondrer Freude zu begrüßen. Hier ist ein Buch geschaffen, das vermöge der geringen Höhe seines Preises in weite Kreise der Gebildeten dringen kann, und das in einem so angenehm lesbaren Tone abgefaßt ist, daß jeder Laie es verstehen und aus seinen Ausführungen reiche Belehrung schöpfen wird. . . . Um das geschriebne Wort zu lebensvoller Anschaulichkeit zu bringen, hat Willy Stöwer, der Maler, der zuerst in der Marinemalerei technische Genauigkeit mit künstlerischer Auffassung zu vereinen verstanden hat, und von dessen Hand die farbigen Kunstbeilagen zu dem ersten großen Werk von Wislicenus herstammten, auch das neue Buch mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt. Allerdings fehlt ihnen das belebende Element der Farbe, aber sie sind darum eine nicht minder dankenswerte und wertvolle Zierde des Werkes, dem der verdiente Erfolg ohne Zweifel bald zu teil werden wird. . . . (Münchner Allgemeine Zeitung)

Wir wünschen, daß das Buch die denkbar weiteste Verbreitung finden und überall hin Kunde tragen möge von der Geschichte der Schiffahrt und insbesondre unsrer deutschen Marine, für die noch immer nicht das genügende Verständnis im Volke herrscht. . . . In diesem gediegnen Prachtwerke spielt die Politik, spielen die Parteimeinungen keine Rolle, in knapper, schlichter Form wird uns eine Geschichte der Seeschiffahrt überhaupt und des Einflusses gegeben, den eine kräftige Seemacht auf die Entwicklung und die Selbstbestimmung der Völker durch alle Zeiten gehabt hat. Mit warmer patriotischer Begeisterung für unsre Marine wird ihre Entwicklung geschildert und Verständnis erweckt für ihre Aufgaben jetzt und in der Zukunft. . . . Die klaren Ausführungen werden überall mit Interesse gelesen werden. Ihr Verständnis wird wesentlich unterstützt durch den reichen Bilderschmuck. Stöwers Bilder erregten in größerm Format und in farbiger Ausführung im vorigen Jahre großes Aufsehen. Sie sind hier in schönen Lichtdrucken wiedergegeben, die den allgemeinsten Beifall finden werden. . . . (Bremer Nachrichten)

Digitized by Google

Evangelisch-sozial

Die Pflicht der Einzelnen — so hatte ich einen kleinen Aufsatz überschrieben, den die Grenzboten in Heft 4 dieses Jahrgangs gebracht haben. Ob viele Grenzbotenleser diese unzünftigen Gedanken gelesen haben? Wer so altmodische Rezepte wie die Pflicht der Einzelnen vor modernen Leuten aufwärmt, der darf sich nicht wundern, wenn er ungelesen bleibt. Und doch ist ohne das alte Rezept keine rechte Hilfe in unsern sozialen Nöten denkbar, doch bleibt ohne das Pflichtgefühl der Einzelnen alles Reden und Schreiben, Tagen und Streiten ein Dreschen leeren Strohs, vergeudete Zeit, wo die Not auf die Nägel brennt. Das ist mir aus den Verhandlungen des nunmehr „achten" Evangelisch-sozialen Kongresses wieder klar geworden, ja ich meine, das war das einzige, jedenfalls das einzig evangelisch-soziale Ergebnis des Kongresses, und zwar ein wertvolles, durch und durch gesundes, natürliches, die besten Heilwirkungen verheißendes Ergebnis, mag es immerhin vorläufig von der Zunft nicht beachtet oder totgeschwiegen werden.

Ein evangelisch-soziales Ergebnis des Kongresses finde ich natürlich nicht in der Jeremiade Oldenbergs über Deutschland als Industriestaat. Vielleicht war die Zuhörerschaft ganz dazu angethan, die moderne Elendmalerei, wie sie der junge Professor der preußischen Staatswissenschaft virtuos handhabt, auf sich wirken zu lassen; aber mit den Zwecken und Zielen evangelisch-sozialer Bestrebungen, man mag sie so weit fassen, wie man will, hatten der Vortrag und die Debatte über ihn nichts zu thun. Es soll deshalb hier auch nicht weiter darauf eingegangen werden; es wird sich wohl noch Gelegenheit finden, solche negative Leistungen von Professoren der Staatsweisheit dem positiven Inhalt der Wirtschafts- und Sozialpolitik gegenüber zu würdigen.

Digitized by Google

Auch Schmollers Mittelstandsrede war ohne jede evangelisch-soziale Bedeutung, und staatswissenschaftlich neu war an ihr genau genommen nur, daß Schmoller redete. Beide Vorträge hätten unterbleiben können, ohne daß der evangelisch-soziale Wert der Verhandlungen im geringsten gelitten hätte. Aber was bleibt dann überhaupt noch übrig? Die Presse hat sich doch nur mit Oldenbergs und Schmollers Vorträgen beschäftigt. Wendts Vortrag und die auf ihn folgenden Verhandlungen „über das Eigentum nach christlicher Beurteilung" sind doch noch von niemand als etwas bedeutendes genannt worden. Sie wären vielleicht ganz unerwähnt geblieben ohne die Bocksprünge, die Naumann dabei zum besten gab. Aber trotz alledem, trotz des recht unglücklich gewählten Themas und trotz des geringen Gehalts der aufgestellten und beschlossenen Leitsätze an neuer Belehrung für Theorie und Praxis haben gerade die Verhandlungen über dieses Thema ein sehr wichtiges Ergebnis gehabt, indem sie Meinungsäußerungen von berufner Seite veranlaßten, ich möchte fast sagen: erzwangen, die wohl geeignet sind, der evangelisch-sozialen Bewegung endlich die Wege zu weisen, die ihrem Wesen entsprechen. Die Verhandlungen des achten Evangelisch-sozialen Kongresses sind schon vor mehreren Wochen im Buchhandel erschienen und jedem Grenzbotenleser, der meine Auffassung zu kontrolliren Lust hat, zugänglich. Ich muß mich hier auf die Mitteilung weniger Sätze aus den Reden von drei Männern beschränken, die mir als die maßgebendsten erscheinen, Wendt, Gierke und Adolf Wagner.

Der Theologe Wendt äußerte sich in seinem Schlußwort etwa folgendermaßen: Es sei klar, daß sich die das Eigentum betreffenden christlichen Forderungen ihrer Art nach nicht zu Rechtsordnungen machen ließen. Die christliche Grundforderung, das Eigentum ganz „in den Dienst der Liebe zu stellen," betreffe „innere Gesinnung, die sich nicht kontrolliren und darum auch nicht rechtsgesetzlich vorschreiben" lasse. Die äußere Anwendung aber, die von dieser christlichen Grundforderung zu machen sei, müsse je nach den Verhältnissen so verschieden sein, daß jeder Versuch, sie durch bestimmte Rechtsregeln vorzuschreiben, nur zu einer Fesselung und nicht zur Verwirklichung der christlichen Liebespflicht führen würde. Die Erkenntnis ferner, daß das Rechtsgesetz diese Forderungen niemals ganz zum Ausdruck bringen könne, weise uns auf die „dauernde große Aufgabe hin, die die Kirche neben der staatlichen Rechtsordnung und im Zusammenwirken mit ihr habe." Die Aufgabe der Kirche sei es, durch die Predigt des Evangeliums die „christliche Gesinnung" zu pflanzen und zu fördern, „diese Gesinnung, zu der als der wesentlichsten das Bewußtsein der absoluten Liebespflicht" gehöre. Wo diese christliche Gesinnung herrsche, da würden die das Eigentum betreffenden rechtlichen Forderungen durch freiwillige Erfüllung der christlichen Liebespflicht ergänzt werden. „Möchte, so schloß Wendt, unsre evangelische Kirche sich dieser Aufgabe, wahre evangelische Liebespflichtgesinnung zu pflegen und aus-

Digitized by Google

zubreiten, immer recht bewußt sein! Und möchten wir einzelnen evangelischen Christen durch eine treue Bethätigung dieser Liebesgesinnung uns immer mehr als rechte Jünger Jesu erweisen!"

Der Jurist, Professor Gierke, führte folgendes aus: Wollte das Recht mit seinen Mitteln die religiösen Gebote zugleich zu Rechtsgeboten erheben, dann würde es sie ihres wahren Wertes entkleiden, ja es würde die Sittlichkeit zuletzt zerstören. Es würde mit dem starren Buchstaben des Gesetzes die Liebe töten, alles höhere geistige Leben mit dem Untergange bedrohen. Das hätten ja auch bisher die bloßen Anfänge solcher Rechtsordnungen gezeigt, die die Idee des Religiös-sittlichen in ihr starres Gebot bannen wollten, und das würde in erhöhtem Maße die Verwirklichung aller der Utopien zeigen, die seit Platos Idealstaat ausgemalt worden seien. Recht und Sittlichkeit hätten also ihr gesondertes Gebiet. Und wie einerseits das sittlich-religiöse Leben angewiesen sei auf die feste Grundlage einer äußern staatlichen und rechtlichen Ordnung, so bleibe die Rechtsordnung stets hingewiesen auf die Ergänzung durch die religiös-sittliche Ordnung. Es lasse sich keine Rechtsordnung ersinnen, und möchte sie sich dem Ideal der vollkommnen Übereinstimmung mit dem Gesamtbewußtsein von Volk und Zeit noch so sehr nähern, die nicht der Ergänzung durch eine sittliche Ordnung bedürfte, und die nicht verderblich wirken würde, wenn das religiöse Gebot jemals seine Kraft einbüßte, wenn nicht Gottesliebe und Nächstenliebe in den Herzen lebendig blieben, um das Rechtsgesetz zu berichtigen. Auch dann, wenn man sich einmal eine kommunistische Eigentumsordnung verwirklicht dächte, würde die Notwendigkeit einer Ergänzung des Rechtsgebots durch das Sittengebot, durch gegenseitige Liebespflicht und freies Hingeben äußerer Güter nicht verschwinden. Gerade eine kommunistische Eigentumsordnung würde am allermeisten einer solchen Ergänzung bedürfen, sie würde am allerverderblichsten wirken und am aller tötlichsten, wenn sich ihr gegenüber nicht die religiöse Kraft so entfaltete, wie sie sich doch bisher nur auf den Höhepunkten der Menschheitsgeschichte und in wenigen Geistern entfaltet habe.

Hören wir endlich noch den Nationalökonomen Adolf Wagner. Mit vollkommnem Recht sei dem Sozialismus, seinen theoretischen und praktischen Vertretern, den politischen Vertretern der Sozialdemokratie, der Vorwurf zu machen: „Alles das, was ihr Sozialisten thun müßtet, um eure Wirtschaftsordnung psychologisch wenigstens etwas möglicher zu machen, versäumt ihr gerade! Ihr wollt nicht an die Religion anknüpfen, die doch auffordert, sich sittlich und religiös zu bessern. Das wäre die erste Voraussetzung dafür, daß dann die psychologische Möglichkeit einer größern Verwirklichung solcher sozialistischen Ideen überhaupt ernstlich in Betracht gezogen werden könnte — Besserung von uns einzelnen Menschen! Nicht alle Schuld wohlfeil auf die »Verhältnisse« schieben! Nicht an den »Verhältnissen« des menschlichen Lebens

Digitized by Google

liegt es, sondern an uns einzelnen Menschen selbst, daß wir an eine Verwirklichung der die Eigentumsordnung betreffenden sozialistischen Forderungen schon aus psychologischen Gründen nicht denken können."

Hier ist endlich einmal in evangelisch-sozialen Kreisen nicht nur die scharfe Scheidung zwischen Wesen und Gebiet der Rechtsordnung einerseits und der religiös-sittlichen Pflichten andrerseits klar und bestimmt ausgedrückt, sondern auch die große Bedeutung dieser Pflichten, dieses rechtlich und staatlich unkontrollirbaren und unfaßbaren Ausflusses der „Liebespflichtgesinnung" der Einzelnen für die soziale Gesundung des Ganzen, und die soziale Aufgabe, die eben deshalb der Kirche neben der staatlichen Rechtsordnung heute zufällt. Aber freilich scheint sich diese Überzeugung nur nebenher, fast widerwillig unter dem Zwange des unbequemen Themas in den evangelisch-sozialen Verhandlungen Bahn gebrochen zu haben, statt daß man, wie es geboten gewesen wäre, in der Hebung der religiös-sittlichen Pflichterfüllung der Einzelnen und der kirchlichen Wirksamkeit nach dieser Seite hin den Hauptinhalt und die Hauptaufgabe des evangelisch-sozialen Strebens überhaupt anerkannt hätte. Was will in den langen Verhandlungen der bescheiden hintangestellte Wunsch Wendts bedeuten, daß unsre evangelische Kirche sich der Aufgabe, wahre evangelische Liebespflichtgesinnung zu pflegen und auszubreiten, immer recht bewußt sein möchte, und daß wir einzelnen evangelischen Christen durch eine treue Bethätigung dieser Liebesgesinnung uns immer mehr als rechte Jünger Jesu erweisen sollten, wo doch die Verwirklichung dieses Wunsches das A und O alles evangelisch-sozialen Dichtens und Trachtens hätte sein sollen, wo sich doch die Notwendigkeit kräftiger Hilfe und unermüdlichen, rührigen Drängens und Treibens nirgends so dringend geltend macht als angesichts des wachsenden Mangels an Einfluß bei der evangelischen Kirche auf die soziale Pflichterfüllung der Einzelnen und in dem fast ganz geschwundnen Vertrauen und Verständnis der gebildeten, führenden, tonangebenden evangelischen Christen zur sozialen Macht des christlichen Pflichtgefühls? Daß hier Hilfe zu schaffen nicht schon der beherrschende Gedanke für den ganzen Evangelisch-sozialen Kongreß, für die ganze christlich-soziale Bewegung überhaupt geworden ist, das wäre völlig unbegreiflich, wenn man nicht die Macht der unglückseligen, in den letzten zwanzig Jahren immer mehr angeschwollnen irrigen Zeitströmung kennte, die eigentlich nur noch das sozial nennt, was vom Ganzen, vom Staat und von seiner Rechtsordnung ausgeht zum Guten wie zum Schlechten, und die als soziale Pflichterfüllung und soziale Thätigkeit auch beim evangelischen Christen und bei der evangelischen Kirche nur noch die Einwirkung auf die staatlich und rechtlich zu ordnenden Verhältnisse der Gesamtheit anerkennen möchte. Ich weiß sehr wohl, daß sich der Evangelisch-soziale Kongreß theoretisch und auch in seinem Programm dagegen verwahrt, daß er in bestimmten sozialen Forderungen an den Staat und in dem Kampfe

Digitized by Google

für deren Verwirklichung allein seine besondre Aufgabe erblicke; aber thatsächlich macht er doch in seinen Arbeiten die Erörterung und die Forderung von sozialen Reformen in der Staats- und Rechtsordnung so sehr zur Hauptsache, daß dadurch, gerade weil es unter evangelischer, kirchlich-religiöser Flagge geschieht, der Masse der evangelischen Christen das Verständnis für die religiös-sittliche Pflicht des Einzelnen, die Liebespflicht, schwer geschädigt werden muß. Sehr bezeichnend erscheint mir für diese Einseitigkeit in der Auffassung der sozialen Aufgabe und Thätigkeit des evangelischen Christen die Unfähigkeit, den Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats vom 15. Dezember 1895 gegenüber dem Erlaß von 1879 über die soziale Mitarbeit der Geistlichen zu verstehen, zu der sich der Vorsitzende des Evangelisch-sozialen Kongresses, M. A. Nobbe, in seiner Schrift „Der Evangelisch-soziale Kongreß und seine Gegner" bekennt. Nur die Überschätzung der auf staatliche und rechtliche Reformen gerichteten sozialen Arbeit gegenüber der Pflichterfüllung der Einzelnen macht es erklärlich, daß ein Mann, der so ernst das Beste will wie Nobbe, einen unlösbaren Widerspruch finden kann zwischen der 1895 an die Geistlichen gerichteten Warnung des Oberkirchenrats vor der überhandnehmenden Hingebung an die „das öffentliche Interesse beherrschende, sozialpolitische Reformbewegung auf wirtschaftlichem Gebiet" und der Mahnung vom Jahre 1879, sich teilnehmend in die Lage der mit der Sorge um das tägliche Brot ringenden Klassen zu versetzen und mitteilend zu ihrer Verbesserung behilflich zu sein. Als ob nicht in unsrer bewegten Zeit im Laufe von sechzehn Jahren sehr verschiedne, ganz entgegengesetzte fehlerhafte Strömungen sehr verschiedne Warnungen und Mahnungen veranlassen könnten! Was 1879 zu wenig geschah, das geschieht heute zu viel, übertrieben, einseitig, in falscher Richtung. Ins „politische" Getriebe, in den Kampf für die Umgestaltung der „Verhältnisse" durch Reformen der Staats- und Rechtsordnung sind die Pastoren zu weit hineingeraten, und damit unvermeidlich in den Parteikampf. Davor zu warnen sollte mit der Mahnung von 1879 in unlösbarem Widerspruch stehen? Wenn es nicht Nobbe wäre, könnte man fast an eines der landläufigen Klopffechterstückchen der Parteiagitation denken; bei Nobbe ist es aber nur der Beweis von der verhängnisvollen Macht des Irrtums, der alles Heil in der politischen Thätigkeit sucht, auch auf evangelisch-sozialem Gebiete.

Angesichts dieses Irrtums, der die evangelisch-soziale Bewegung bisher beherrscht hat, sind die Kundgebungen Wendts, Gierkes und Wagners eine neue und höchst erfreuliche Erscheinung. Ist nur erst einmal der Bann der Voreingenommenheit gebrochen, dann müssen doch wohl endlich diesen ernst strebenden Männern die Augen aufgehen über die große, herrliche und dankbare Aufgabe, die der Evangelisch-sozialen und der evangelischen Kirche harrt, dann muß ihnen doch auch der Widersinn klar werden, der darin liegt, die

Digitized by Google

christliche Nächstenliebe durch rechtliche Umformung der Verhältnisse verwirklichen zu wollen, und doch den einzelnen Menschen in seinem Thun und Lassen gegen den Nächsten als notwendig zur Lieblosigkeit berechtigt und verdammt zu behandeln, dann müssen sie auch wieder das Verständnis dafür finden, daß nichts der Kirche die Pflege der Wendtschen „Liebespflichtgesinnung“ mehr erschwert als das Aufgehen der Geistlichen in dem politischen Kampf um die Rechtsordnung. Ich habe im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr oft Gelegenheit gesucht und gehabt, gebildete evangelische Männer sich über die Bedeutung der religiös-sittlichen Gesinnung der Einzelnen für das soziale Leben äußern zu hören und über den Einfluß, den die Kirche auf diese Gesinnung auszuüben vermöchte. Dabei ist mir in erschreckend zunehmendem Maße bis in die Gegenwart herein entgegengetreten, wie alle Hoffnung bestritten wird, daß auf diesem Wege eine Besserung herbeigeführt werden könne. Von evangelischen Männern, sage ich, die sich als solche bekannten, auch von Teilnehmern des Evangelisch-sozialen Kongresses selbst! Oft schien es mir, als ob auch die evangelische Geistlichkeit mehr und mehr an der von Wendt hervorgehobnen sozialen Aufgabe des Christentums und der Kirche verzweifelte. Ich könnte mir schlimmeres für die Nation, für die Kulturwelt überhaupt nicht denken. Haben wir, die gebildeten Schichten des deutschen Volks, die Kraft verloren, den materialistisch-egoistischen Wahn in uns zu überwinden und zu der religiös-sittlichen Liebespflicht, wie sie uns das Evangelium Christi in reinster, erhabenster Form lehrt, zurückzugelangen, dann verlohnt es sich wahrhaftig nicht mehr, für deutsche Kultur und Nationalität zu sorgen und zu kämpfen. Dann ist es mit der deutschen Kulturarbeit aus und vorbei, und Rom und Slawentum werden dem verkommnen evangelischen Deutschtum mit Fug und Recht den Fuß auf den Nacken setzen. Es ist hohe Zeit, daß sich die evangelisch-sozialen Führer ernstlich darum kümmern, ob unsrer Jugend die „soziale Gesinnung“ heute auf den Lebensweg mitgegeben wird, die abzielt auf die „Besserung von uns einzelnen Menschen,“ wie Wagner sagt, und nicht vielmehr die, die „alle Schuld wohlfeil auf die Verhältnisse schiebt.“ Ich glaube, Wagner selbst würde zu seinem Schrecken wahrnehmen, wie fern den modernen sozial gesinnten jungen Herren und Damen der Gedanke liegt, daß die „Liebespflichtgesinnung“ der Einzelnen, bei Armen wie bei Reichen, bei Arbeitern wie bei Unternehmern überhaupt noch als sozial wichtige Größe in Rechnung zu stellen sei. Man ist heute gewaltig stolz darauf, daß die moderne Volkswirtschaft dem Staate den Charakter des Trägers sittlicher Pflichten wiedergegeben habe; man rühmt sich laut des durchgreifenden Umschwungs, den man in der Gesinnung des jüngern Geschlechts herbeigeführt habe; aber dagegen scheint man blind zu sein, daß man durch die völlige Vernachlässigung der Pflicht der Einzelnen das junge Geschlecht in hellen Haufen der Sozialdemokratie in die Arme getrieben hat und noch treibt. Sie weisen

Digitized by Google

natürlich den Gedanken, daß die sittlich-religiöse Besserung allen andern sozialen Heilmitteln voranzustellen sei, mit überlegnem Lächeln zurück, ganz wie die Vertreter der Sozialdemokratie, denen Wagner das vorwirft. Es ist längst abgethaner Individualismus in den Augen des hoffnungsvollen Nachwuchses unser katheder-sozialistischen Sterne.

Und da kann heute ein evangelisch-sozialer Christ, ein evangelisch-sozialer Kongreß noch einem andern Streben Raum geben, als dem, der „Liebespflichtgesinnung," der freilich durch und durch individualistischen evangelisch-sozialen Pflicht der Einzelnen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen? Es können ja gewiß wieder einmal Zeiten kommen, wo die evangelischen Christen mit ihrer Kirche vorn zu stehen haben im Kampfe gegen unleidliche Unsittlichkeiten in der Staats- und Rechtsordnuug, so sehr auch das Evangelium für solche Fälle immer die äußerste Vorsicht und Zurückhaltung gebietet; aber heute kann doch von einem solchen Notstande in Staat und Recht nicht die Rede sein, heute, mitten in einer Zeit sich überhastender Sozialreformen wie nie zuvor. Evangelisch-soziale Arbeit hat heute weniger denn jemals Grund und Recht, sozialpolitisch zu sein. Sie hat dringendere, höhere, heiligere Aufgaben zu erfüllen, gegen die das politische Tagen und Beraten als leere, unfruchtbare Spielerei und Zeitvergeudung erscheint. Die Aufgabe unsrer evangelischen Kirche, „wahre evangelische Liebesgesinnung zu pflegen und auszubreiten," das ist es, was dem Evangelisch-sozialen Kongreß heute die Daseinsberechtigung geben könnte. Will und kann er dazu nicht helfen, dann wird er, wie die Sachen heute liegen, nur schaden, nichts nützen, dann wird „evangelisch-sozial" in Wahrheit zum „Unsinn." β

Aus unsrer Ostmark

(Schluß)

4

Die „Gefahr im Osten" ist von der Staatsregierung in ihrem ganzen Umfang erkannt worden; die Erfahrung hat ihr gezeigt, daß auf die Polen und die polnischen Abgeordneten kein Verlaß ist, daß sie sich vor allem nicht in die Phalanx zum Kampf gegen den Umsturz eingliedern lassen wollen, und daß es eher möglich wäre, einen Homunkulus in der Retorte zu erzeugen als das Problem des „polnischsprechenden Preußen" zu lösen, der in seiner Sprache Gott und den

Digitized by Google

König ebenso warm preist wie der „deutschsprechende Preuße.“*) Sie hat deshalb seit 1894 den Kampf auf der Grundlage des gemeinen Rechts und der gegen die Polen erlassenen Gesetze wieder aufgenommen und erfüllt ihre Pflicht, das Deutschtum zu schützen. Die Presse und die mehr als zweitausend polnischen Vereine, die in letzter Linie sämtlich und eingestandnermaßen eine politische und nationale Tendenz haben, besonders die uniformirten Sokols (Turnvereine), und auch die seit 1894 zur Absonderung von den evangelischen und deutschen Lehrern in größerer Zahl gegründeten katholischen Lehrervereine werden aufs sorgfältigste überwacht, und wenn Ungehöriges geschieht, wird, wie in Schneidemühl, wo in einem Vergnügungsverein zum Klavier pianissimo ein verbotenes, aufreizendes Lied gesungen worden war, die gerichtliche Bestrafung herbeigeführt. Ausflüge von Vereinen in die Nachbarschaft, öffentliche Umzüge mit Fahnen usw. werden, vermutlich auf Grund einer Ministerialverfügung, nicht mehr erlaubt, politische Versammlungen werden, wenn der aufsichtführende Beamte des Polnischen nicht mächtig ist, vielfach aufgelöst, das farbenprächtige Gepränge, mit dem der Erzbischof von Gnesen und Posen vor einigen Jahren in seinen Diözesen allerorten empfangen und begleitet wurde, als gälte es das Gedächtnis der Zeiten des Primas von Polen zu erneuern, wird nicht mehr geduldet. In der Verwaltung, vor Gericht und im Unterricht wird der deutschen Sprache die ihr durch Gesetz und Verordnung gewährte Stellung sorgfältig gewahrt, die Schule insbesondre gegen alle polnischen Angriffe und Beschwerden gewissenhaft als das Bollwerk verteidigt, an dem auf die Dauer alle staatsfeindlichen Bestrebungen zu Schanden werden würden, wenn die Deutschen der Ostmarken die Überlegenheit im wirtschaftlichen Leben, die sie noch immer haben, zu Gunsten der Ausbreitung und vermehrten Verwendung des Deutschen geltend machten. Es wird Sorge getragen, daß durch den Lehrstoff, namentlich in Geschichte, Deutsch und Gesang, in den Seelen der polnischen Schulkinder der Liebe zum Vaterlande und zum Herrscherhause eine Stätte bereitet und damit ein Gegengewicht gegen die Einflüsse geschaffen wird, die die polnische Jugend in das Lager hinüberzuziehen suchen, in dem die Eltern fast ausnahmslos stehen. Als 1895 zu der Zeit der Posener Provinzialgewerbeausstellung hundert Galizier Posen einen Gegenbesuch als Quittung für die Beteiligung an den Tagen von Lemberg machten, fiel es galizischen Gästen wiederholt auf, daß polnische Kinder auf öffentlichen Plätzen im Chor deutsche Lieder sangen und dazu tanzten, und sie schlossen allzu pessimistisch daraus, daß es mit der Germanisirung im Galopp gehe, und daß es in fünfzig Jahren um die Polen im preußischen Anteil geschehen sein werde.

*) „Wir sind preußische Unterthanen, keine Preußen,“ sagte einmal das führende polnische Organ.

Digitized by Google

Die Ansiedlung deutscher Bauern mit Hilfe des Hundertmillionenfonds wird allen polnischen Angriffen und deutschen Bemänglungen zum Trotz von der Königlichen Ansiedlungskommission weitergeführt und dadurch die polonisirende Wirkung der Rentengütergesetze wenigstens teilweise aufgehoben. Ja es läßt sich annehmen, daß die Staatsregierung einer Verstärkung des Fonds und dem Weiterbestande der Kommission über das Jahr 1906 hinaus geneigt ist. Um die Stellung des Fiskus in den Ansiedlungsprovinzen zu verstärken, werden dort, besonders in Westpreußen, durch die Forstverwaltung ganze Quadratmeilen Waldboden und Ödland, zum Teil aus kassubisch-polnischen Händen, erworben und aufgeforstet. Würden von ihr Forstarbeiter aus dem Westen herangezogen und ansässig gemacht, so würde sie damit dem Deutschtum neue Heimstätten bereiten; ob sie es thut, darüber war es nicht möglich, genaueres zu erfahren.

Während die Staatsregierung bereits mitten im Kampfe steht, fangen die Deutschen erst an, mobil zu machen; nur allmählich wird ihnen klar, welch furchtbare Gefahr dem Deutschtum und damit jedem einzelnen Deutschen aus dem Anwachsen des polnischen Elements und aus seiner moralischen und materiellen Erhebung auf die Dauer erwachsen muß; nur allmählich wird ihnen bewußt, daß es nicht genügt, im Privatleben ein honetter Mann zu sein, seine Pflicht gegen Weib und Kind zu erfüllen und seines Geschäfts oder Amts gewissenhaft zu walten, sondern daß alle Deutschen für alle ihre Stammesgenossen, wie die Polen es für die Polen thun, einzustehen und zu ihrem Teil den Nationalitätenkampf, so unerquicklich und ungemütlich er sein mag, mit durchzukämpfen haben. Das unsern Nachbarvölkern, besonders den Polen, zur zweiten Natur gewordne Nationalgefühl ist in den hiesigen Deutschen an der Sprachgrenze ganz besonders schwach. In den meisten ist es nur latent, ja es wird wohl gar als ein unbequemer Luxus über Bord geworfen; wo es erwacht, da macht es sich leider eher in hochtrabenden Reden und in Vorwürfen gegen andre, besonders gegen die Regierung, oder in Ausschreitungen gegen die Polen Luft, als daß es zu einer das ganze Wesen durchdringenden und erwärmenden Flamme würde und sich in uneigennützige, unermüdliche Thätigkeit für die Stammesgenossen umsetzte. Der höchststehende und reichste Pole sieht in dem letzten Bettler seinen Stammverwandten und behandelt ihn mit der Leutseligkeit, die immer eine gute Eigenschaft des polnischen Adels gewesen ist. Als vor kurzem zwei polnischen Vereinen in Miloslaw die Abhaltung eines Sommerfestes verboten worden war, lud Herr von Koscielski die Mitglieder, um „ihre Bitterkeit über das Verbot zu mildern," in seinen Schloßpark zu einem Familienfeste ein, bewirtete die Anwesenden reichlich mit Speise und Trank und führte nach der Tafel selbst die Polonaise an. Wo würde ein Deutscher dergleichen thun? Gesellschaftlich und politisch zerklüftet, gehen sie jeder seinen eignen Weg und sorgen jeder

Digitized by Google

für sein eignes Wohl und Wohlbefinden, und so mancher wirft die nationale Würde weg um augenblicklichen Vorteils willen. Es ist, als ob den Deutschen die werbende Kraft abhanden gekommen wäre, durch die sie im Mittelalter weite Gebiete gewannen, als ob sie wirklich, wie Herr von Skarzynski meint, im Osten keine Kulturmission zu erfüllen hätten und dem „slawischen Drange nach Westen" erliegen müßten. Wer ihrem Treiben zusieht, der kann es erklärlich finden, daß gute Patrioten an der deutschen Sache verzweifeln, sie verloren geben und sich aus dem Kampfe zurückziehen wollen.

Bei zwei Gelegenheiten tritt die Charakterschwäche der Deutschen besonders häufig hervor. Seit einem Vierteljahrhundert lernen die Polen in der Schule Deutsch, viele sprechen es perfekt. Für niemand, für keinen Deutschen wäre das Polnische hier nötig, wenn die Deutschen, die Kaufleute, Gutsbesitzer und Handwerker, sämtlich darauf hielten, daß alle Polen, vor allem die von ihnen abhängigen, mit ihnen deutsch redeten, sodaß auch in diesem Teile des deutschen Reichs das Deutsche die vorherrschende Sprache wäre. Infolge der Nachgiebigkeit der Deutschen hat aber das Deutsche das ihm zukommende, durch den deutschen Sprachunterricht für ihn geebnete Terrain nicht nur nicht gewonnen, sondern Boden an das Polnische verloren; es ist, als ob die Deutschen sich nicht als das herrschende, sondern als das geduldete Volk ansähen. Die Landräte brauchen des Polnischen mächtige Gehilfen, die Polizeibeamten werden nach Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts Polnisch lernen müssen, um polnische Versammlungen überwachen und die polnischen Satzungen polnischer Vereine und polnische Theaterstücke lesen und verstehen zu können, und zwar überall im Reich, wo es Polen einfällt, Vereine zu gründen und Theater zu spielen. Werden städtische Ämter ausgeschrieben, so wird die Kenntnis der polnischen Sprache auch wohl schon zur Bedingung gemacht. Die Wirtschaftsinspektoren und Vögte finden keine Stellen mehr, wenn sie nicht des Polnischen mächtig sind; die Kaufleute und Handwerker haben, wie schon bemerkt, polnisches Personal und lernen der polnischen Kundschaft zuliebe Polnisch. Es ist so weit gekommen, daß der gut deutsche Verfasser der Broschüre „Polen und Deutsche in der Provinz Posen" für die Polen zwar die Beseitigung alles polnischen Unterrichts, für die deutsche Jugend aber Unterricht in der polnischen Sprache fordert, damit sie wieder konkurrenzfähig werde. In den laufenden preußischen Etat sind 3000 Mark eingesetzt worden, um Beamte des Polnischen in Wort und Schrift mächtig zu machen; man wird die Summe bald verzehnfachen müssen. Es bedürfte nur eines energischen Entschlusses der Deutschen, die ja im Wirtschaftsleben die weit stärkere Position haben, und das Deutsche hätte die Oberhand. So kommt man aber der polnischen Forderung, daß in den „polnischen Provinzen" polnisch geredet werde, immer mehr entgegen. Ist es denn auswärts, in Staßfurt, in Gelsenkirchen anders? In Bochum fand unlängst ein Journalist aus Warschau zahlreiche Aufschriften an den

Digitized by Google

Schaufenstern: „Polnische Bedienung," „Es wird polnisch gesprochen" und schloß daraus auf den Einfluß der bedeutenden Zahl der sich dort aufhaltenden Polen. Polnische Kaufleute schreiben an ihre ausländischen Lieferanten polnisch und erhalten z. B. aus Antwerpen, wie Warschauer Blätter berichten, polnische Antworten; dort wird im laufenden Jahre ein Kursus für polnische Handelskorrespondenz eröffnet werden.

Aber auch die Art, wie der Verein zur Förderung des Deutschtums von den Deutschen der Ostmark aufgenommen, bekämpft und gemieden worden ist, legt Zeugnis von ihrer Charakterschwäche ab. Der Verein, der nicht bestreiten kann, daß er in der ersten Zeit auch wohl Mißgriffe gemacht und Lehrgeld gezahlt hat, teilt mit der deutschen Schule und der Ansiedlungskommission, den für die Polen gefährlichsten Institutionen, das Schicksal und die Ehre, von ihnen aufs heftigste und mit allen Waffen der Unwahrhaftigkeit bekämpft zu werden. Er will die Gewissen der Deutschen wachrütteln und sie an die Ehrenpflicht erinnern, mit dem Eifer, womit die Polen das Gedeihen ihrer Nation fördern, die Förderung des Deutschtums zu betreiben. An Achtung hat er es dabei dem nationalen Gegner gegenüber niemals fehlen lassen und hat seine Berechtigung, im nationalen Interesse thätig zu sein, rückhaltlos anerkannt. Er beansprucht für sich aber dasselbe Recht und erstrebt dasselbe wie die Polen, ja sogar weniger, da er den in ein System gebrachten Boykott niemals in der Weise der polnischen Blätter predigt*) und Deutsche, die von Polen kaufen, nicht in der Presse an den Pranger stellt, wie das umgekehrt von den Polen unnachsichtig geschieht; er überläßt es jedem seiner Anhänger, sich für sich selbst schlüssig zu machen, ob in der gegenwärtigen Lage, wo die deutschen Erwerbsstände durch den polnischen Boykott leiden und die polnischen, durch deutsche Kundschaft gefördert, die Deutschen verdrängen, diese oder jene von ihm zu unterstützen seien; Kadavergehorsam zu verlangen und zu leisten ist eben nicht deutsche Art. Als der Verein ins Leben trat, wurde er von den Polen in einer Weise angegriffen und verdächtigt, von der sich nur der eine richtige Vorstellung machen kann, der damals die Angriffe frisch an der Quelle genossen hat. Man hatte damals den Eindruck, als ob eine Gesellschaft Tollhäusler losgelassen wäre und ein Höllenkonzert aufführte. Es war Wahnsinn, aber mit Methode. Nicht bloß die polnische Gesellschaft sollte zur größten Wut gegen die „Hakatisten"

*) Ein Posener Blatt forderte vor einigen Jahren seine Leserinnen auf, die polnischen Industriellen und Handwerker zu unterstützen. „Sämtliche Polinnen, sagte es wörtlich, sollten beim täglichen Gebet wiederholen: keinen nationalen Groschen heute zu verschwenden, kein Kleid aus Berlin, keinen Hut aus Wien anzuschaffen, nicht Fleisch vom jüdischen Fleischer holen zu lassen, im künftigen Sommer in kein deutsches Bad zu reisen, keine deutsche Konditorei zu besuchen."

Digitized by Google

aufgestachelt, sondern auch die Deutschen der Ostmark sollten eingeschüchtert und von dem Beitritt abgeschreckt werden. Dieser Zweck wurde, zur Schande der Deutschen sei es gesagt, für den Augenblick erreicht. Während der Verein in Alldeutschland schnell Boden faßte, und die Besten der Nation sich ihm anschlossen und in seinem Sinne arbeiteten, vermochte er im Osten nur Schritt für Schritt Boden zu fassen und nur allmählich die Maschen des Netzes seiner Lokalvereine enger zu knüpfen. Wenn er gleichwohl schon viel für das Deutschtum geleistet hat, so ist das nur der ungewöhnlichen Energie, Zähigkeit und Klugheit der Vereinsleitung zu verdanken. Bei den Angriffen der Polen befiel die hiesigen Deutschen ein wahrer Schrecken; in ihrem Urteil beeinflußt, glaubten sie ihnen selbst die ungereimtesten Dinge von den Gründern des Vereins und ihren Zielen; viele rückten von dem Verein und seinen Anhängern ab und beteuerten den Polen, daß ihnen der Hakatismus in der Seele zuwider wäre. Die einen, die Geschäftsleute, thaten und thun es um wirklicher oder vermeintlicher geschäftlicher Vorteile willen, die andern, der Deutschfreisinn, mit Rücksicht auf die kommenden Wahlen, für die der Abschluß des Wahlbündnisses durch die Rede Jäckels, des Abgeordneten der Stadt Posen, eingeleitet worden ist. Wo eine Ortsgruppe entstand, wurde von polnischer Seite so lange herumgespürt, bis die Namen der Mitglieder bekannt waren. Diese wurden dann in polnischen Blättern urbi et orbi zum Zweck der Boykottirung bekannt gemacht. In einer kleinen Stadt der Provinz Posen krochen biedere Polen auf den niedrigen Boden über dem Hotelsaal, wo die Gründung einer Ortsgruppe vollzogen werden sollte, und wohnten so, durch die Ventilationsöffnung in der Decke hörend und sehend, der Sitzung bei. Öfter klopfte man auch auf den Busch, um sich zu vergewissern, ob der gesuchte Deutsche dahinter sitze, oder um eine Berichtigung zu erzwingen, die dann häufig genug aller nationalen Würde bar und ein Gaudium für die Leser der polnischen Blätter war. Ja es kam vor, daß ein Deutscher seine deutschen Konkurrenten mit oder ohne Grund in den Ruf der Mitgliedschaft an dem verpönten Verein brachte und ihm dadurch geschäftlich Abbruch zu thun suchte.

Erst in der letzten Zeit hat die einschüchternde Kraft der polnischen Angriffe auf die deutschen Hasenfüße etwas nachgelassen; heute darf gesagt werden, daß das onus, ein Hakatist zu sein, hier in der Ostmark zu ertragen ist. Der Verein zur Förderung des Deutschtums ist auch hier eine Macht geworden; die Polen haben sich darein gefunden und rechnen damit, daß er besteht. Die Deutschen werden allmählich erkennen, was ihnen das Deutschtum an der Sprachgrenze verdankt, und sich entschließen müssen, im Nationalitätenkampfe auf der deutschen Seite Stellung zu nehmen. Freilich, ehe das alle gethan haben werden, wird noch viel Wasser die Warthe und die Weichsel hinabgeflossen sein, und das Deutschtum wird noch manchen Verlust erleiden, noch manche Nöte zu bestehen haben.

Digitized by Google

5

Wenn die Ansicht Recht behalten sollte, daß die nächsten Wahlen mit einer starken Verschiebung zu Gunsten der Extreme verbunden sein werden, d. h. daß 1898 die Stimme der Vernunft und Mäßigung noch ungehörter verhallen wird als 1893, so werden im Osten nicht bloß die Reichstags-, sondern auch die Landtagswahlen herzlich schlecht ausfallen. Um deutsche Kompromißkandidaten, meist gemäßigter Richtung, durchzusetzen, haben hier stets die Anhänger bald dieser bald jener Partei Opfer zu bringen gehabt. Gelang es nur, die Lässigkeit der deutschen Urwähler zu überwinden, was immer ein schweres Stück Arbeit ist, so gelang unter Umständen die Wahl eines Deutschen gegen die geschlossen vorgehenden und immer vollzählig auf dem Plan erscheinenden Polen. Sollten nun übers Jahr die Gemäßigten geringer an Zahl sein oder sich schwächer am Wahlgeschäft beteiligen oder weniger Gehör finden, so würden die polnischen Kandidaten bei der Zersplitterung der Deutschen entweder gleich im ersten Wahlgang oder mit Hilfe von Deutschen in der Stichwahl durchdringen. Was 1893 nicht in allen, aber recht vielen Wahlkreisen geschah, daß der Freisinn mit den Polen paktirte und stimmte, wird dann die ausnahmslose Regel sein; Antisemiten, Agrarier, Soziale und Sozialdemokraten werden dann das Ihrige zur Zersplitterung der Stimmen und zur Verminderung der Stimmenzahl der alten Parteien beitragen; viele deutsche Wähler werden sich in der Verstimmung, wozu sie schon immer neigten, den Gang ins Wahllokal ersparen. Es ist zu erwarten, daß dann, wie Bromberg und Fraustadt, wo 1893 polnische Kandidaten mit ultramontaner, sozialdemokratischer oder freisinniger Hilfe durchgedrungen sind, so auch die letzten drei deutschen Reichstagswahlkreise der Provinz Posen (Meseritz,*) Czarnikau und Wirsitz) mit deutscher, auch mit des Zentrums Hilfe in polnische Hände fallen. In Westpreußen werden auf ähnliche Weise, wie früher Thorn, Graudenz und Löbau, so jetzt Schlochau und Marienwerder den Polen in die Hände gespielt werden. Ein schlechter Trost wird dabei sein, daß das Zentrum für seine Liebesdienste in den Ansiedlungsprovinzen, wo die deutsch-katholischen Gemeinden so oft unter der Obhut von Geistlichen polnischer Nationalität oder Gesinnung stehen, in Oberschlesien durch den Verlust der Mehrzahl seiner Mandate an „zielbewußte" Polen belohnt werden wird, denn in letzter Linie waren die dortigen Zentrumsmänner, wie der Goniec einmal treffend gesagt hat, zwar katholisch, aber auch — deutsch. Was die Landtagswahlen anlangt, so werden auch diese infolge von Wahlbündnissen Deutscher mit Polen schlechter als 1893 ausfallen. Wird die Vereinsgesetznovelle das Schlagwort

*) In dem Wahlkreise Meseritz-Bomst längs der brandenburgischen Grenze ist die Zahl der Katholiken, die ja fast durchgängig polnisch wählen, von 1840 bis 1890 von 44¾ auf 53 Prozent der Gesamtbevölkerung der beiden Kreise angewachsen.

Digitized by Google

der nächsten Wahlkampagne, so ist zu fürchten, daß die in Westpreußen zahlreichen und organisirten Nationalliberalen sich von den Konservativen trennen, und daß das nur im Osten noch wirksame Kartell von 1887 ganz in die Brüche geht. Der Freisinn wird, darüber kann kein Zweifel sein, ohne Skrupel jedes Mittel anwenden, um konservative Wahlen zu vereiteln. Schon mehrmals hat er sich auf die polnische Seite gestellt und Maßregeln der Staatsregierung im Kampfe gegen die polnische Agitation für verwerflich erklärt; erst unlängst haben die freisinnigen Stadtverordneten von Schwersenz*) zusammen mit den polnischen erklärt, die Polizeiverwaltung habe durch das Verbot des öffentlichen Umzugs eines polnischen Vereins sich eines „harten Vorgehens" schuldig gemacht und dadurch den Unwillen der Schwersenzer Bürgerschaft erregt. Diese Erklärung deutet darauf hin, daß auch 1898 die geringe Zahl der freisinnigen Wahlmänner von Schwersenz, wenn sie wieder den Ausschlag im Kampfe der deutschen und polnischen Wahlmänner in den Händen haben, sich wieder wie 1893 für ein Wahlkompromiß entscheiden werden, nach dem ein freisinniger und ein polnischer Abgeordneter für den Wahlkreis Posen-Land und Obornik zu wählen sind. Wie 1893, wird der Wahlkreis Gnesen, wo die Zahl der deutschen und der polnischen Wahlmänner gleich war, durch wenige freisinnige Stimmen den Polen ausgeantwortet werden, in Inowrazlaw und Birnbaum außer dem Freisinn auch Zentrum und Antisemitismus das Ihrige zur Vereitelung deutscher Wahlen beitragen, die schon 1893 fast gelungen wäre. Die Ausbreitung des Antisemitismus unter den Deutschen in der Ostmark wird überhaupt manche Ungelegenheit schaffen und mindestens das einträchtige Zusammengehen der Deutschen erschweren. Da die Polen, ohne viel Worte zu machen, praktischen Antisemitismus treiben, so werden die bei Zensuswahlen so einflußreichen jüdischen Wähler durch den sich wesentlich in Worten bethätigenden deutschen Antisemitismus von der Wahlbewegung abgeschreckt oder geradezu in das polnische Lager gescheucht werden. Der Verein zur Förderung des Deutschtums wird beruhigend in die Wahlkämpfe weder eingreifen wollen, noch eingreifen dürfen; er ist kein politischer Verein und hält sich grundsätzlich von jeder politischen Agitation fern. Er weiß, daß das Geheimnis seiner Macht wesentlich darin beruht, daß er sich ausschließlich auf wirtschaftlichem Gebiete bethätigt, und daß es mit seinem Einfluß an dem Tage zu Ende wäre, wo er in die politische Arena hinabstiege, also etwa gegen die freisinnigen Anzapfungen Stellung nähme, die er vernünftigerweise ganz unbeachtet läßt. Indem er seine Anhänger mit deutscher Gesinnung und dem Gefühl der Solidarität aller Deutschen erfüllt, wirkt er übrigens mittelbar für Wahlen im deutschen Sinne. Daß die nächsten Wahlen im Osten für die Deutschen schlecht ausfallen, wird aber auch dadurch

*) In Schwersenz betrug Anfang der vierziger Jahre das polnische Element 20, 1895 schon 55 Prozent der Einwohnerschaft.

Digitized by Google

nicht gehindert werden; Siege auf politischem Felde werden die Deutschen erst dann wieder erfechten, wenn sie sämtlich deutsch von Gesinnung geworden sind (dazu bedarf es der Arbeit langer Jahre), und wenn das Deutschtum im wirtschaftlichen Kampfe gesiegt haben wird.

Die Kräftigung des Deutschtums und sein Sieg über das Polentum ist nur zu erreichen, wenn sich die Deutschen der Ostmark aufraffen, alle Sonderinteressen schweigen heißen, die sozialen und Parteigegensätze ausgleichen, einig und geschlossen in den Kampf eintreten und ihn überwiegend auf wirtschaftlichem Gebiete führen.

Die Staatsregierung thut hier heute ihre Pflicht; die Zeit, wo Systemlosigkeit ihr System den Polen gegenüber war, ist, wie sich annehmen läßt und die Polen annehmen, für alle Zeiten vorüber. Sie könnte mehr thun, als sie thut, aber sie kann nicht alles thun und soll nicht zu viel thun. Auf zwei Gebieten leistet sie großes von nachhaltiger Wirkung: durch die Schule und durch die Ansiedlungskommission. Durch die Ansiedlungskommission vermehrt sie allmählich den in einen gewissen Rückgang*) geratnen deutschen Bauernstand, indem sie einerseits deutschen Nachwuchs in den Ansiedlungsprovinzen festhält, andrerseits tüchtige Leute aus allen deutschen Gauen in diese Lande zieht. Freilich arbeitet die Kommission nur langsam; äußerlich erscheinen ihre Leistungen patriotischer Ungeduld gering; aber es wird bleibendes und gutes geschaffen. Zu bedauern ist, daß sie aus bekannten Gründen gezwungen ist, sich überwiegend auf Protestanten zu beschränken, und dadurch der Meinung vieler Katholiken Vorschub leistet, die „Germanisirung und die Protestantisirung der Ostmark," mit Herrn von Skarzynski zu sprechen, seien „Zwillinge desselben Geistes." Wenigstens in Westpreußen, wo unter einem deutschgesinnten Oberhirten auch deutsche Geistliche wirken, die aus ihrer patriotischen Gesinnung kein Hehl machen, sollten recht zahlreiche Katholiken angesiedelt werden, um jenem Vorwurf die Spitze der Berechtigung abzubrechen; gerade die katholischen Westfalen sind vorzüglich zur Ansiedlung geeignet. Für die deutsche Schule hat die Staatsregierung in den letzten Jahrzehnten, namentlich in Westpreußen, wo viel nachzuholen war, bedeutendes gethan und eine große Anzahl neuer Schulen gegründet. Die Leistungen sind gut, wie der starke Rückgang der Zahl der Analphabeten (1871 in der Provinz Posen $15^1/_2$, 1893 $1^1/_4$ Prozent) in den Ansiedlungsgebieten von dem Augenblick an beweist, wo die Wirkung der deutschen Unterrichtssprache hervorzutreten anfing; so schlecht die Schulen, und so jämmerlich die polnisch unterrichtenden Lehrer waren, und so tief die Kultur zur Zeit der polnischen Unterrichtssprache stand, so gut sind die Schulen, seit sie unter fachmännischer Oberleitung stehen, geworden, und so ersichtlich

*) In einem Dorfe nahe der schlesischen Grenze gab es vor zwanzig Jahren etwa zwanzig deutsche Bauern, heute noch drei.

Digitized by Google

und so hoch hat sich der Kulturstand unter dem Einfluß der deutschen Schulbildung gehoben. Polnischerseits fürchtet man allerdings, daß durch sie der polnische Gedanke getötet und der polnischen Seele ihre Individualität, ihre kennzeichnenden Eigentümlichkeiten geraubt würden. Und die Wirkung, die sie auf die Annäherung der untern polnischen Volksklassen an die Deutschen haben könnte, wird dadurch beeinträchtigt, daß die Zahl der Simultanschulen unverhältnismäßig klein ist. Ohne zu verkennen, daß die Konfessionsschule in Deutschland aus zwingenden Gründen die Regel ist und bleiben wird, erkennen doch viele ihrer Anhänger, auch solche, die auf dem Grunde des positiven Glaubens*) stehen, an, daß aus nationalen und pekuniären Gründen die Gründung von Simultanschulen an der Grenze der Sprachen und Konfessionen nicht grundsätzlich unterbleiben darf, sondern an recht vielen Orten stattfinden muß. Namentlich in den Gemeinden mit überwiegend deutscher Bevölkerung sind sie am Platze; dort würden sie die Anpassung der polnischen Arbeiterbevölkerung, die sich wie ein Pfahl in das Fleisch des ortsangesessenen Deutschtums hineinschiebt, wesentlich erleichtern und beschleunigen.

Aber die Staatsregierung könnte für alles Staatserhaltende mehr thun, als sie thut. Zwar der Staatsforstbesitz wächst, wie schon gesagt, in den Ansiedlungsprovinzen von Jahr zu Jahr; er beträgt heute in Westpreußen 400000 und in Posen 180000 Hektar, der Domänenbesitz dagegen, der sich in beiden Provinzen zusammen auf 60000 Hektar belaufen mag, wird kaum vermehrt. Und doch thäte gerade in dieser Beziehung ein Eingreifen des Staates und die Verstärkung seiner Position aus guten Gründen ganz besonders not. Beide Provinzen haben zu viel — in deutschen und in polnischen Händen befindlichen — Latifundienbesitz, der sehr verschuldet**) ist, und dessen Verschuldung (Handelsverträge!) von Jahr zu Jahr wächst; mancher Großgrundbesitz ist schon bis zu der Höhe von 90 Prozent belastet. Nach einer polnischen Zusammenstellung vom Jahre 1895 kamen bei 665 polnischen Großgrundbesitzern im preußischen Gebiet auf den einzelnen 4311 Morgen, eine Fläche, die dem Leser im Westen ungeheuer groß erscheinen muß, und die schon deshalb zu groß ist, weil eben unter dem polnischen Adel die tüchtigen, mit hinreichendem Betriebskapital ausgestatteten Landwirte seltne Ausnahmen sind. Zahlreiche Besitzer, nicht bloß polnische, auch recht viele deutsche, sind

*) Ihre Unbedenklichkeit und Notwendigkeit für unsern halbslawischen Osten hat z. B., um nur eine Autorität anzuführen, der frühere Königsberger Provinzialschulrat und jetzige Kurator der Universität Halle, Geheimrat D. Schrader, ausdrücklich betont.

**) Im Jahre 1896/97 betrug in den vier Regierungsbezirken der Ansiedlungsprovinzen bei den im Verhältnis zu den mehr bäuerlichen Gegenden wenig zahlreichen Zensiten der Landgemeinden und Gutsbezirke mit mehr als 3000 Mark Einkommen die Verschuldung in Prozenten des Grundvermögens zwischen 50 und 57 Prozent; sie war die höchste im ganzen Staat und um mehr als das Doppelte höher als die in den westlichen Provinzen.

Digitized by Google

außer stande, sich auf ihren viel zu großen Gütern zu halten. Entschlösse sich der Staat, hier zuzugreifen und auf der einen Seite Güter zu den gedrückten Preisen als Domänen anzukaufen und andrerseits in guter Kultur befindliche ältere Domänen, etwa durch die Ansiedlungskommission, an Rentengutskäufer aufzuteilen, was schon einmal versucht worden ist, so würde er die durch die Agrarkrisis beschleunigte Umwandlung des unter ihr am meisten leidenden Großbesitzes in Bauerndörfer reguliren und, was not thäte, verlangsamen, die Käufer vor dem Treiben berufsmäßiger Güterschlächter bewahren, vor allem aber einen großen Teil des Areals der Ostmark, das sonst leicht in polnische Bauernhände übergeht, für die Besiedlung mit deutschen Bauern erhalten können. Der dreimalige, um Jahrzehnte zurückliegende Versuch in Neuvorpommern, wo die Bauern in schwedischen Zeiten fast sämtlich durch den Adel „gelegt" worden waren, Domänen zu parzelliren, ist nicht, wie man bisher glaubte, mißglückt, sondern, wie Herr von Schwerin in den Preußischen Jahrbüchern gezeigt hat, geglückt. Wollte dort der Staat seine Domänen, mehr als siebzig, allmählich zerschlagen und besiedeln, um den wenig zahlreichen Bauernstand zu vermehren, so würden ihm daraus reiche Mittel zufließen, hier seinen Domänenbesitz zu vergrößern, für den er auch Pächter hätte. Übrigens würde er Mittel dazu auch von den beiden Häusern des Landtags bewilligt erhalten.

Doch die Staatsregierung soll nicht zu viel thun, was so mancher Deutsche in seinem Unverstande verlangt. Sie soll sich in den Grenzen halten, die ihr in einem Rechts- und Verfassungsstaate durch die bestehenden Gesetze gesteckt sind; sie soll sämtlichen Staatsbürgern die Freiheit der Bewegung, der Presse, der Versammlung gewähren. Die Deutschen unsrer Ostprovinzen haben in strenger Zucht ihren Königen gehorchen gelernt und sich dadurch befähigt, das Instrument zu sein, mit dem Preußen das neue Reich geschaffen hat. Was ein Vorzug war und ist, das darf aber auf die Dauer nicht zur Schwäche und, wo es den Kampf mit dem politisch reif und mündig gewordnen Polentum gilt, verhängnisvoll werden. Aus Unterthanen sollen unsre Deutschen auch ihrer Rechte und Pflichten bewußte Staatsbürger werden, die nicht bloß regiert und auf Schritt und Tritt gegängelt zu werden wünschen, sondern aus eigner Thatkraft ihre eignen Angelegenheiten, und das ist der Nationalitätenkampf, betreiben. Das Gefühl der Verantwortlichkeit fehlt ihnen nur zu häufig, entweder möchten sie, daß Gott und der Herr Landrat für die Wahlen und alles andre sorgen, oder sie legen die Hände in den Schoß und schimpfen.*) Ein Glück ist, daß die Not die Landwirte gezwungen hat, das „Hilf dir selbst, so hilft

*) Graf Zedlitz, der als Oberpräsident der Provinz Posen Gelegenheit hatte, die hiesigen Deutschen kennen zu lernen, sagte, der schlimmste Fehler der Ostdeutschen sei der, daß sie immer nach der Regierung riefen; sie selber wollten nichts thun.

Digitized by Google

dir Gott" zu beherzigen. Sie sind die ersten Deutschen, die sich hier im Osten auf eigne Füße gestellt, eine rege, die materiellen Interessen fördernde Vereinsthätigkeit entfaltet und sich von dem Regierungseinfluß unabhängig gemacht haben. Sie betreiben damit zugleich die Förderung der deutschen Interessen, für die sie auch tüchtige Kämpfer stellen, die unter den Städtern leider noch recht dünn gesät sind, während sie unter den evangelischen Geistlichen in neuerer Zeit immer häufiger werden; namentlich die Gründung von Raiffeisenvereinen lassen sich diese angelegen sein. Wollte Gott, daß die Deutschen der Ostmark nicht erst die Schule der Leiden ihrer österreichischen Stammesgenossen durchmachen müssen, um hart wie diese und einig zu werden. Die Polen sind gestrenge Herren, die nicht gerecht und milde zu sein verstehen, die unterworfne Völker immer schwer bedrückt und um ihrer Nationalität und ihrer religiösen Überzeugung willen verfolgt haben. Das Schicksal der Balten sollte uns eine Warnung und Mahnung sein, uns heute zusammenzuthun und nicht erst, wenn es zu spät ist. Auf eins muß die Staatsregierung aufs peinlichste bedacht sein, auf die sorgfältige Auswahl der Beamten, die sie hierher schickt, da sie ja leider nicht sämtlich aus den einheimischen Deutschen entnommen werden können. Daß sie das zu thun bemüht ist, dafür zeugt der Umstand, daß so viele Beamte von hier aus in leitende Stellen auch bei der Zentralverwaltung aufsteigen. Takt und Würde, strenge Moralität und geordnete Vermögensverhältnisse sind hier den Beamten in besonders hohem Maße notwendig. Gerade in Provinzen, in denen Trinken und Spielen viel geübte Nationallaster waren (waren, denn die Polen lernen nüchtern sein), müssen die Beamten in ihrem Verhalten Muster sein; nichts ist für die deutschen Patrioten betrübender und peinlicher als Ausschreitungen von Beamten, die, wenn sie dazu führen, die Polen zu kränken, umso weniger entschuldbar sind, als die heutige Generation der Polen an dem Zusammenbruch ihres Staates nicht schuld ist, sondern als drittes oder viertes Glied für die Sünden der Vorfahren büßt und dafür Achtung verdient, daß sie nach sittlicher Wiedergeburt strebt. Wer aus eigner Wahrnehmung weiß, von welchen Gesinnungen und Gefühlen unsre Polen, Geistliche und Laien, erfüllt sind, wer sieht, wie sich die Gebildeten, namentlich der Klerus, dem angebornen Temperament zum Trotz klug zurückzuhalten und — außer in Ausnahmefällen — „keine Dummheiten" zu machen bemühen, der wird auch wünschen, daß der Fall ausgeschlossen sei, daß an sich doch mehr zum Phlegma neigende deutsche Beamte, besonders die auf schwere Außenposten gestellten Distriktskommissarien, jemals Ausschreitungen, Unbesonnenheiten oder Taktlosigkeiten begehen, die den preußischen Beamten und den deutschen Namen schänden.

Nicht alles also soll der Staat thun; vieles muß den Deutschen überlassen bleiben. Vor allem sollten sie den Kampf um die Sprache aufnehmen.

Nicht das Blut, die Sprache entscheidet über die Nationalität; Franken

Digitized by Google

und Normannen sind Franzosen, Westgoten Spanier, Langobarden und Ostgoten Italiener, die finnischen Bulgaren Slawen, Réfugiés und Wenden Deutsche geworden, jenseits der russischen Grenze gehen unausgesetzt Tausende von Deutschen, indem sie ihre Muttersprache mit der polnischen vertauschen, im polnischen Volke auf. Ist es diesseits der Grenze etwa anders? Trotz des Zuzuges aus Deutschland, namentlich von katholischen Beamten, geht hier die Zahl der katholischen Deutschen zurück. Je mehr das Deutschtum in den Städten hinschwindet, das Polentum zunimmt, je weniger von dort deutsche Anregungen auf die deutschen Landbewohner ausgehen, umso größer wird die Gefahr, daß auch evangelische Deutsche auf dem Lande den polonisirenden Bestrebungen erliegen. Der Großgrundbesitz ist in Westpreußen fast ganz, in Posen zu zwei Dritteln, die Industrie, z. B. die Zuckerfabriken, fast sämtlich in deutschen Händen; sollte es da nicht angehen, das Deutsche, das schon durch die Schule eine so große Verbreitung gefunden hat, in diesen unzähligen Betrieben zur Geltung zu bringen, zumal da es umgekehrt polnische Arbeitgeber mit Leichtigkeit durchsetzen, daß in ihrem Bereich von Deutschen nur polnisch gesprochen wird? Die Harmonie der nationalen Interessen von Deutschen und Polen besteht nur in den Köpfen deutscher Utopisten. Die Polen wissen, daß die Erstarkung des einen Volkes den Rückgang des andern bedeutet, daß die Sprachgrenze nicht für alle Zeiten im Boden festgelegt ist, sondern sich unaufhörlich und zu Ungunsten der Nation verschiebt, die ihren Bestand weniger nachdrücklich wahrt; sie gehen deshalb in diesem Kampfe schonungslos vor und verwarnen ohne Bedenken jeden Landsmann, der sich in diesem Punkte schwach zeigt, unter Nennung des Namens.

Aber der Entscheidungskampf zwischen Deutschen und Polen wird auf dem wirtschaftlichen Gebiete zum Austrag kommen; auf dieses sollten sich deshalb auch die Deutschen möglichst beschränken und den politischen Reibereien kein zu großes Maß von Kraft opfern, Zeitungsgezänk ganz vermeiden. Der Verein zur Förderung des Deutschtums hat sich mit Energie auf das wirtschaftliche Gebiet geworfen. Was an dem deutschen Bürgertum des Ostens noch lebenskräftig und entwicklungsfähig ist, sucht er auf mancherlei Art zu stützen. Vor allem gilt es, wie er weiß, der heranwachsenden Generation die beste technische Ausbildung zukommen zu lassen; er hat deshalb einen durch reiche Zuwendungen schnell sich vermehrenden Stipendienfonds gebildet, der in ähnlicher Weise verwendet wird, wie es der Marcinkowskische Verein zur Unterstützung der lernenden polnischen Jugend thut.*) „Intelligenz"

*) Der von dem bereits 1846 verstorbnen Dr. med. Marcinkowski gegründete Verein hat 1844 seine Thätigkeit eröffnet. In den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens hat er 4335 Jünglinge, die sich akademischen und Gymnasialstudien oder praktischen Berufszweigen zuwendeten, unterstützt und für diese Zwecke über 2 Millionen Mark ausgegeben. Es waren

Digitized by Google

zu schaffen, was die erste Aufgabe des polnischen Vereins war, die er so glänzend gelöst hat, ist unnötig, da uns damit Deutschland in reichem Maße versorgen kann, und da dafür der Staat sorgt. Wohl aber lohnt es, die produktiven Klassen zu fördern, tüchtige Techniker, Handwerker, Gärtner heranzuziehen, also die zweite und neue Aufgabe, die der polnische Verein mit Geschick in Angriff genommen hat, für die Deutschen zu lösen, was deshalb mit Schwierigkeiten verknüpft ist, weil die hiesigen Deutschen ihre Kinder, wenn möglich, höhere Schulen besuchen und die Beamtenlaufbahn einschlagen lassen, wodurch sie dann häufig der Heimatsprovinz verloren gehen. Manches ist schon für den deutschen Nährstand der Städte geschehen, insbesondre durch die überwiegend von Deutschen besuchte Baugewerkenschule zu Posen, die tüchtige, im praktischen Leben gut verwendbare Jünglinge heranbildet und auch für die Hebung des Handwerks beachtenswertes leistet. Vielleicht gelingt es doch noch, die deutschen Erwerbsstände der Ostmark den Polen konkurrenzfähig zu machen und in dem krankenden Stamm neue Lebenskraft zu wecken. Freilich, der Vorsprung, den die Polen gewonnen haben, wird nicht leicht überholt werden können; dazu gehört, daß die Deutschen wieder bescheidnere Ansprüche ans Leben machen lernen und sich „unausgesetzt zur Mehrung des materiellen Guts“ anstrengen, was so mancher Pole mit Erfolg zu seiner Lebensaufgabe macht. Wer im Osten jahrzehntelang der Entwicklung gefolgt ist, weiß, daß das Handwerk, einst der Kern des Deutschtums in den posenschen und westpreußischen Städten, allmählich in immer größerm Umfange den Polen zufällt, und daß das offne Ladengeschäft, dank dem Boykott der „Fremden,“ zusehends in polnische Hände übergeht. In der Stadt Posen, dem Zentrum der ganzen polnischen Agitation, ist in den letzten zwanzig Jahren der polnische Anteil am Handwerk von 36,3 auf 49,8 und an der Industrie von 22,7 auf 36,8 Prozent gestiegen. Es ist schwer, sich von der Schwerfälligkeit und Mutlosigkeit hiesiger deutscher Handwerker einen Begriff zu machen. Freilich nahm sich bisher kaum jemand ihrer an, während die Polen für die Bildung, moralische Hebung und Unterstützung ihrer Handwerker durch Kredit unglaubliches thun. Fürst Radziwill auf Antonin hat z. B. in Posen eine Niederlage von Nutzholz aus seinen Waldungen eingerichtet; eine Genossenschaft polnischer Tischler bezieht dorther billig Holz und setzt Möbel in

---

meist Polen, aber doch auch Deutsche, die so dem Polentum gewonnen wurden. Zur Zeit der Vereinsgründung war nur eine geringe Anzahl polnischer Ärzte in der Provinz Posen vorhanden, heute beträgt ihre Zahl 150. Der eiserne Fonds beläuft sich auf mehr als eine halbe Million Mark. 1895 wurden 50000 Mark zu Beihilfen verwendet. Hat Dr. Marcinkowski die Anregung zur Schaffung einer polnischen Intelligenz gegeben, so lehrt der Schrimmer Geistliche und Landtagsabgeordnete Prälat Wawrzyniak dem in Anlehnung an diese Intelligenz sich bildenden Mittelstande den Gebrauch der Selbsthilfe durch das genossenschaftliche Unternehmen. Seine Verdienste um die polnische Gesellschaft sind nicht geringer als die Marcinkowskis.

Digitized by Google

großen Massen nach dem westlichen Deutschland ab. Vor kurzem hat sich endlich nach längern Verhandlungen eine Anzahl deutscher Männer in Posen zusammengethan, um eine Kreditgenossenschaft zu begründen, durch die deutschen Handwerkern und Gewerbetreibenden zu einem billigen und festen Zinsfuß finanzielle Hilfe geleistet werden soll. Vielleicht schließen sich an dieses Institut Genossenschaften für den Einkauf von Rohstoffen und für den Absatz von Fabrikaten an, vielleicht wächst es sich allmählich zu einer Genossenschaftsbank zur Förderung des deutschen Gewerbes der Provinz Posen aus. Die Anregung geht von den vielgeschmähten „Hakatisten“ aus, die die erste und bis jetzt einzige Vereinigung Deutscher zum Zweck der Förderung der Deutschen der Ostmark sind.

Die Bevölkerung Deutschlands vermehrt sich auffallend schnell, im Jahre um 600000 Menschen. Sie hat heute die Tendenz, sich im Westen und in den großen Städten zusammenzudrängen. So lange diese Tendenz anhält und die deutsche Industrie sich in aufsteigender Linie im Siebenmeilenstiefelschritt weiter bewegt, hält es mancher für ein fruchtloses Beginnen, Deutsche in größerer Zahl aus dem Westen in den Osten verpflanzen zu wollen. Daß es aber möglich ist, zeigt das Beispiel der Ansiedlungskommission und der in Westpreußen und Posen umfangreiche Güterkomplexe aufteilenden Landbank, die beide besonders Bedacht darauf nehmen, aus andern Provinzen Ansiedler zu gewinnen. Übrigens wird der Rückschlag schwerlich lange auf sich warten lassen; auch für die westdeutsche Industrie giebt es eine Grenze der Entwicklungsfähigkeit, die ja wesentlich von der Neigung andrer Staaten abhängig ist, die Einfuhr unsrer Fabrikate zuzulassen. Dann wird ihr Bedarf an ostdeutschen Arbeitern nachlassen. Auch für die Landwirtschaft werden wieder bessere Zeiten kommen, und sofort wieder die Deutschen aus dem übervölkerten Westen in größerer Zahl, als augenblicklich geschieht, hier einwandern. Um die Aufgabe kommen wir nun einmal nicht herum, möglichst viel Deutsche in diese Provinzen zu ziehen, schon um dem schwachgewordnen Deutschtum auch zahlenmäßig das Übergewicht zu verschaffen. In unsrer demokratisirenden Zeit gilt das Wort „Die Menge macht es“ mehr als je. Minderheiten, und mögen sie aus Höchstgebildeten bestehen, werden von der Masse mindestens politisch totgemacht. Sind wir denn vor einer Änderung des Wahlsystems für Abgeordnetenhaus und Kommunalwahlen im demokratischen Sinne so ganz sicher? Da heißt es, beizeiten vorbauen und Deutsche, aufstrebende, keine schiffbrüchigen Existenzen, namentlich aus Gegenden Deutschlands mit mittlerm Boden und genügsamer Bevölkerung, recht viel „kleine Leute“ mit Hilfe der reichsdeutschen Ortsgruppen des Vereins zur Förderung des Deutschtums in diese Provinzen führen, wo sie, Fleiß und Sparsamkeit vorausgesetzt, gedeihen müssen. Neues, frisches Blut ist hier wie für das Land so ganz besonders für die Städte nötig; es genügt nicht, daß die Deutschen

Digitized by Google

bloß in den herrschenden Klassen vorhanden sind, auch in den untern Schichten müssen sie vertreten sein. Hannover, Westfalen, das Königreich Sachsen liefern fleißige, nüchterne, gegen polnische Einflüsse erfahrungsgemäß widerstandsfähige Menschen; aus diesen Gegenden kommen auch heute noch, wenn auch vereinzelt, Einwandrer, Gutsbesitzer und Bauern, nach dem Osten, die zwar schwer zu zählen wären, aber allerorten anzutreffen sind. Der Großgrundbesitz ist hier, wie schon gezeigt, im Verfall und geht seiner Auflösung in Bauerdörfer entgegen. So weit er einen zu großen Teil der nutzbaren Fläche (in Posen 59 und in Westpreußen 45 Prozent) in Anspruch nimmt, und insofern als die Durchschnittsgröße seiner Besitzungen (in Posen 2600 und in Westpreußen 1500 Morgen) für einen rationellen und intensiven Betrieb bei schwachen Betriebsmitteln zu groß ist, ist dieser Prozeß ein Segen. Daß er für deutsche Zwecke vollzogen wird, zur Vermehrung der deutschen Bauernschaft, durch den Staat*) mittels der Ansiedlungskommission, durch die königliche Klosterkammer in Hannover, das Stift Neuzelle, das Magdeburger Domstift, durch die Landbank, die mit Geschick und Gewinn mit der Ansetzung deutscher Bauern vorgeht, durch andre Genossenschaften von deutscher Tendenz, deren Bildung sehr angebracht wäre, ist umso notwendiger, als die Polen auf diesem Gebiete eine fieberhafte Thätigkeit**) entwickeln. Von dem Ausgange dieses friedlichen Wettkampfes wird es abhängen, ob die Ansiedlungsprovinzen auf die Dauer deutschen oder polnischen Charakter erhalten. Lassen sich die Deutschen ernstlich auf die Konkurrenz ein, so ist nicht zweifelhaft, daß sie den Sieg davontragen werden; sie verfügen über ganz Deutschland, über ein weit zahlreicheres, wirtschaftlich tüchtigeres und kapitalkräftigeres Ansiedlermaterial als die Polen, die vielfach Oberschlesier angesetzt haben, weil ihnen die Ansiedlungsprovinzen nicht genug Ansiedler stellten; schon 1896 hat die Bank Ziemski nur noch sechzig Parzellen verkauft, was sie freilich mit andern Gründen, mit Hindernissen, die ihr in

*) Der preußische Staat hat auch in diesem Jahrhundert schon zweimal eine erfolgreiche Thätigkeit zur Vermehrung des deutschen Grundbesitzes entfaltet. Von 1815 bis 1834 hat er 125000 Morgen Domänen, Vorwerke und Forstländereien an Privatleute veräußert. Und unter der segensreichen Amtsführung des Oberpräsidenten Flottwell wurden zur Subhastation gelangende größere Besitzungen, die sich besonders zur Wiederveräußerung eigneten, für Rechnung des Staates angekauft. Auf diesem Wege wurden der Provinz etwa dreißig wohlhabende und intelligente Rittergutsbesitzer deutscher Abkunft gewonnen. Erst 1840 brach man mit der gut preußischen Tradition, ohne aber die Polen für den preußischen Staat zu gewinnen.

**) Auf Grund der Rentengütergesetze sind mit Hilfe der Generalkommissionen von 1891 bis Ende 1896 3938 Deutsche und 1975 Polen angesetzt worden, d. h. nur doppelt soviel Deutsche als Polen, während die Deutschen im preußischen Staate doch zehnmal so zahlreich als die Polen sind. Dazu kommt, daß sich jene Deutschen über das ganze Land verteilen, diese Polen sich aber auf die Ansiedlungsprovinzen beschränken.

Digitized by Google

den Weg gelegt wären, erklärt. Übrigens kann die Absicht der Kolonisation hier im Osten nicht auf die Schaffung von Bauernprovinzen, wie es Hannover und Westfalen sind, sondern nur auf die Herstellung der gesunden Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz (nicht Zwergbesitz nach polnischem Muster) gerichtet sein, wie sie z. B. die Provinz Sachsen aufweist; die Arbeit eines Menschenalters wird nötig sein, um auch nur dieses Ziel zu erreichen. Wird es erreicht, dann werden die ausschließlich polnischen Arbeiter der zerschlagnen Rittergüter teils überflüssig werden, teils den Arbeitermangel und damit die Notwendigkeit beseitigen, Polen von jenseits der Grenze zuzulassen, teils in der heimischen Industrie beschäftigt werden können, die 1896 im Bezirk der Handelskammer des Regierungsbezirks Bromberg, der eine lebensfähige, sich schnell entwickelnde Industrie hat, schon 30000 Industriearbeiter beschäftigte.

6

Die Lage des Deutschtums in den Ostmarken ist, wie die vorstehende Darstellung zeigt, zum Teil durch die Schuld der Deutschen sehr bedenklich. Was zu geschehen hat, was die Regierung und was die Deutschen zu ihrem Teil zu thun haben, um das Gedeihen der hiesigen Deutschen zu fördern und damit die Bande zu festigen, die die Ostprovinzen mit dem Körper des deutschen Reichs zusammenhalten, habe ich eingehend dargelegt. Man kann die Gefahr bestreiten und die von patriotischen Männern oft geäußerten Befürchtungen als Hirngespinste verlachen, oder man kann die Gefahr für unüberwindlich erklären und den Deutschen der Ostmark raten, sich in ihr Schicksal zu ergeben, der Entwicklung der Dinge mit verschränkten Armen zuzusehen und uneinig und unthätig wie bisher zu bleiben. Für die einen wie für die andern habe ich eine Sisyphusarbeit geleistet. Wer jedoch meine Schilderung der Gefahr als richtig ansieht und die Möglichkeit zugiebt, sie zu bannen, der wird auch zugeben, daß es hohe Zeit ist, die Aufgabe unter Anwendung der angegebnen oder sonstiger Mittel in Angriff zu nehmen.

Das Beginnen wird, das soll sich niemand verhehlen, reich an Mühen sein, Erfolge werden nur allmählich hervortreten, wer die Führung im Streit übernimmt, wird nicht auf viel Dank rechnen dürfen; die Männer, die zuerst in die Bresche traten, haben nicht bloß von den Polen, sondern auch aus den Reihen der Stammesgenossen Verdächtigungen und Verunglimpfungen in Menge erfahren. Stünden wir nicht mitten in einer schweren Agrarkrisis von ungewöhnlicher Dauer, die Schwierigkeiten der Aufgabe wären geringer, denn, wie ein Deutschböhme vor einigen Jahren treffend bemerkt hat, unter Bedingungen, wo sich der Slawe noch üppig entwickelt, geht der Deutsche mit seiner Familie ein und wird so mit der Zeit verdrängt; das zeigt sich in Böhmen, in Posen und überall, wo heute Deutsche im Gemenge mit Slawen leben. Sollte eine

Digitized by Google

— nicht zu erwartende — Wendung zum bessern eintreten, so wäre die Aufgabe kaum halb so schwer; schnell würden sich die Ostprovinzen wieder mit zuwandernden Deutschen füllen und die eingebornen wieder gedeihen; ja sie würden wieder Mut fassen und sich von selbst unter die Kämpfer reihen. Wie die Verhältnisse liegen, kann die Zahl der Kämpfer zunächst nur gering sein. Werden sie alle geeignet und tüchtig sein?

Die Polen verfügen über eine beträchtliche Anzahl uneigennütziger, in der Praxis nationaler Arbeit geschulter Männer, die, ohne Aufsehen zu erregen, ohne viel zu reden, unverdrossen ihre Pflicht thun, durch den Gedanken gestärkt, daß dadurch die Zeit abgekürzt werde, während der die Stammesgenossen die Luft der „Dantehölle" atmen, die nach Herrn von Skarzynski der preußische Staat seinen polnischen Unterthanen geschaffen hat. Jeder Stand und alle Berufe sind bei den Polen in zahllosen Vereinen unter geistlicher Oberleitung vorzüglich organisirt; sie verfügen über bedeutende Kapitalien, die teils opferwillig von der wenig bemittelten Bevölkerung aufgebracht werden, teils über die russische, österreichische und italienische Grenze in ihre Kassen fließen mögen. Da sie entweder weniger individualistisch angelegt, mehr „Herdentiere" als die Deutschen sind, oder die durch den Klerus durchgesetzte Ultramontanisirung der Massen wie der Gebildeten sie gehorsam, gefügig und zu willigen, willenlosen Werkzeugen gemacht hat, so sind Hemmungen und Reibungen innerhalb ihrer Organisation selten. Die Maschine arbeitet prompt, geräuschlos und leistet die Arbeit, die nach der Zahl der Kräfte möglich ist. Es wäre eine Freude, dieser Arbeit zuzusehen, wenn sie nicht auf Kosten und zum Schaden der Deutschen geschähe.

Wird auf deutscher Seite gleich gute und gleichwertige Arbeit geleistet werden und geleistet werden können? Wir haben nur wenig Männer der bezeichneten Art aufzuweisen, nicht bloß, weil uns die Erfahrung fehlt und wir zu eigenwillig, dem bei uns überwiegenden Bekenntnis entsprechend zu individualistisch sind, sondern auch weil nur wenige von uns den Ernst der Lage erfassen und es Menschenart ist, erst dann alle Kraft zusammenzunehmen, wenn das Wasser bis an den Hals geht. Möchten die Männer aber, so viel oder so wenig es sein mögen, die die Sache der Deutschen führen, sich stets bewußt sein, daß ihre Arbeit nur dann Erfolg haben kann, wenn sie sie nach polnischem Muster zäh, geräuschlos und ohne Bedenklichkeit, selbstlos und opferfreudig, nicht viel redend, sondern handelnd thun, denn wie jener Deutschböhme sagte: „Es wird noch vieles und manches Schöne gesprochen, allein mit Worten wird der nationalen Sache nicht gedient, und die schönste Kommersrede verfliegt in den Wind. Wirkliche nationale Arbeit selbst in den geringfügigsten Einzelheiten und Verhältnissen, wirkliches Mühen, das von deutscher Gesinnung getragen ist und deutsches Interesse verfolgt, kann unser Volkstum allein schützen und befestigen." Es lohnt, ans Werk zu gehen, die Aufgabe von vielen Punkten

Digitized by Google

zugleich in Angriff zu nehmen und alle zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden. Nur wenn diese preußischen Provinzen in deutsche umgewandelt werden, werden sie preußisch bleiben, im andern Falle werden sie nicht auf die Dauer preußisch sein. C. C.

Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

(Schluß)

Das bloße Hinnehmen, sagte ich, ist nicht gleichbedeutend mit frommer Ergebung. Wirklich fromme Ergebung ist beim Volk nicht häufiger, als sie bei den Gebildeten ist, obwohl man leicht dazu kommt, dort die Frömmigkeit zu finden, die man hier vermißt. Und gewiß, Volk und Jugend bringen den frommen Empfindungen einen günstigen Boden entgegen, wenn man sie nur echt und rein hineinzusäen und zu pflanzen weiß. Auch ist keine Andacht voller und herzerfreuender. Aber von der wirklichen Hingebung der Person, von dem Aufgehen des Herzenswillens in den allbestimmenden heiligen Willen der Gottheit, wie solches den echten Höhepunkt in der Frömmigkeit der geistig Gereiften und Mündigen darstellt, wird auf jenen Stufen schwerlich die Rede sein. Die Abhängigkeit ist es, die leicht ganz gefühlt wird, aber das göttliche Walten immer ein wenig nach den eignen kleinen Wünschen des engen Herzens leiten zu können, das ist der Gedanke, das die Hoffnung, und so schleichen sich in die Gebete in größter Unbefangenheit mancherlei seltsam begehrliche Wünsche ein, bei den Unmündigen an Jahren wie bei denen an Verständnis. Doch das ausreichend zu verfolgen würde eine umfassende Betrachtung für sich erfordern.

Es ist aber nicht bloß das Göttliche, das die naive Erkenntnis immer mit kindlich verschleiertem Auge und gewissermaßen in allzu großer Nähe oder Verkleinerung sieht — wer auf der Höhe menschlicher Entwicklung sieht es anders als verschleiert und unerforschlich? Auch das Erhabne in der Welt als solches zu fassen vermag jene Stufe nicht, so wenig wie das eigentlich Schöne, wovon schon die Rede war. Man staunt an, man verwundert sich, da man noch nicht zu bewundern vermag. Gern zieht man eine Art von Begeisterung aus großen Maßverhältnissen, schwärmt für das Kolossale, für

Digitized by Google

das, was die gewohnten Maße überschreitet, aber das ist eben nur eine unreife Vorstufe, ist gewissermaßen nur ein kindisches Bedürfnis der Seele, die nach Imponirendem dürstet und in sich noch nicht die harmonische Form gewonnen, nicht die Organe entwickelt hat, das Erhabne aufzufassen, das ja Harmonie im Gewaltigen ist. Für die Harmonie außerhalb unser selbst sind wir eben erst empfänglich, wenn wir gleichsam ein wohlgestimmtes Saitenspiel in unserm Innern tragen, das von draußen angeweht seine eignen Töne giebt.

Aber nicht nur das Erhabne außer uns oder uns gegenüber bleibt unverstanden oder ungewürdigt (ich habe noch kaum jemand aus dem Volke den Sternenhimmel preisen hören), sondern auch das, was in uns seine Stätte finden, seine Macht ausüben soll. Nicht leicht wird die Majestät der Pflicht vollständig empfunden, obwohl ehrenfeste Gewöhnung oder Selbstaufopferung, ohne Klage, nichts weniger als ungewöhnlich sind und auch ihrerseits als eine Art von imponirender Pflichterfüllung wirken mögen. Und so ist auch das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit und namentlich das Schuldgefühl selten in rechter Kraft anzutreffen; man fühlt die Versuchung noch als die starke Übermacht, die eigne Schwäche als ein zufälliges Schicksal, das Verbrechen wird für den Thäter zum bloßen Unglück, und das bloße Vergehen verzeiht man sich, schon weil es so nahe lag. Daß es die Welt, daß es die Waltenden in der Welt so gar ernst nehmen wollen, erweckt eine Art von Staunen und das Gefühl, daß man hilflos einer zufällig stärkern Macht preisgegeben sei. Das alles gilt in entsprechendem Maße auch für die Jugend. Und da, wo beide zusammentreffen, jugendliche Unfertigkeit und Zugehörigkeit zum Volke, kommt es denn auch zu den häßlichsten Erscheinungen trotziger Selbstbehauptung und stumpf abgelehnter Verantwortung.

Wenn sich auch die Unfertigkeit der menschlichen Erkenntnis natürlich in verschiedner Form fühlbar macht, so ist doch eine Hauptform die der mangelnden Einheit, der unaufgehobnen Widersprüche, der zwiespältigen Natur. In der That: so wie die meisten Schwierigkeiten des Lebens in der Aufgabe der Vermittlung von Gegenüberstehendem und Entgegengesetztem bestehen, so bleibt das Unfertige meist ungelöstes Auseinanderstreben, unvermittelter Gegensatz. Die Sittlichkeit des Volkes, wie die Sittlichkeit der Jugend kennzeichnet sich in diesem Sinne. Eine der anmutendsten Seiten der jugendlichen und der Volksnatur ist immer die Bereitschaft zum Mitleid, und dieses Gefühl schon im zartesten Alter in den jungen Herzen großzuziehen ist mit Recht ein Anliegen der ersten Erzieher. Aber neben den vollen Regungen des Mitleids — wie oft zeigt sich auch auffallende, fast empörende Kaltherzigkeit gegenüber fremdem Leid! Denn dieses Leid spricht nicht regelmäßig und sicher zu dem unfertigen, unorganisirten Innern; es muß sich dazu besonders verständlich machen oder verständlich gemacht werden. Als schöne Tugend der einfachen Leute gilt uns

Digitized by Google

mit Recht eine treue Anhänglichkeit; aber wie oft geben sie doch auch das Bild der jähen Untreue, des leichtfertigen Abfalls von dem Gegenstand ihrer wohlbegründeten Anhänglichkeit und Hingebung! Der natürlichen Tugend der Dankbarkeit geht zur Seite ein oft großartiges Vergessen geleisteter Dienste, gewährter Wohlthat. Wie das Volk seine großen Wohlthäter vergessen hat, davon weiß die Weltgeschichte genug zu berichten. Das Vertrauen, das heute leicht und ganz — bis zur thörichten Leichtgläubigkeit — gewährt wurde, schlägt morgen aus geringem Anlaß, vielleicht auf wertlose Einflüsterung hin, in das tiefste Mißtrauen um. Wie leicht es ist, in Kinderseelen das Gift des Mißtrauens zu gießen gegen eine vielleicht vortreffliche Stiefmutter, gegen einen wohlwollenden Lehrer usw., weiß jedermann; beim Volke ist es nicht anders; der windige Anhauch absprechender Rede reicht hin, die unsichern Seelen ganz zu erschüttern. Gute Kameradschaft — einer der erfreulichsten Züge im Leben des Volkes — weicht in wenig Augenblicken dem scharfen Zwist, der gehässigen Nachrede. Dem guten Namen des Nächsten gegenüber herrscht die ängstlichste Vorsicht, und dann wird derselbe Mensch auch wieder aus ganz unsicherm Anlaß angefochten und gelästert. Das Rechtsgefühl zeigt sich fast in ehrfurchtgebietender Stärke, besonders in Gestalt brennender Entrüstung über öffentliches Unrecht; und doch leistet das Volk auch wieder Erstaunliches in stumpfem Verkennen und trotzigem Mißachten des Rechts.

Bei alledem kommt namentlich wieder die schon besprochne Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinschaft zur Wirkung. Was der Einzelne dort für sich ist oder bleiben würde, und was er in der Gemeinschaft und durch das Aufgehen in der Gesamtheit ist und wird, das sind ganz verschiedne Dinge. Ihm ist der Geist oder die Stimmung der Gesamtheit eine überwältigende Macht, seine schwach entwickelte Persönlichkeit wird davon gleichsam aufgelöst und fortgeschwemmt. Wie den Knaben, der zu Hause sanft und dem Guten leicht zugänglich erscheint oder vielmehr wirklich ist, die Schar der Buben draußen zur Teilnahme an rohem Vorgehen, an gefühlloser Bosheit leicht mit fortzieht, wie in der Schule eine ganze Klasse vielleicht in Trotz und Spott und hartnäckiger Unwahrheit eine geschlossene Phalanx bildet, während die einzelnen jungen Schüler harmlos lenksam sein würden und ganz natürlicherweise von ihren Eltern auch für unfähig zum Bösen gehalten werden, wie der Geist des einzelnen Studenten ganz wesentlich durch die studentische Körperschaft bestimmt wird, der er angehört, nicht bloß durch deren Grundsätze, sondern namentlich durch die wirkliche Natur der Genossen usw., so gilt das ähnlich beim Volke — nicht nur von den einzelnen Verbänden, die auch dort nicht fehlen, und wenn es auch nur die Nachbarschaft wäre oder die Dorfgemeinschaft, sondern auch von dem unsichtbaren Zusammenhang des Volkes überhaupt, in dem allerwärts eine gleichartige Empfänglichkeit, gleichartige Regungen und Keime ruhen, weshalb denn eine Stimmung, eine Meinung,

Digitized by Google

ein Begehren so leicht durch das weite Land läuft, auch schon in Zeiten ohne örtliche Presse und mit wenig Freizügigkeit. Besonders fühlbar wird natürlich die Empfänglichkeit für derartiges moralisches Fluidum bei unmittelbar körperlicher Berührung der Massen, beim öffentlichen Zusammenlauf. Da wirkt die Vielheit auf den Einzelnen einfach wie ein Rauschmittel, belebend, berückend, verkehrend, sie beraubt ihn jedes selbständigen Fühlens, wie sehr er auch meinen mag, gerade dann recht voll und kräftig seinerseits zu fühlen; es ist nur der Strom des fremden Gesamtgefühls in seinen Adern. Daß auch die Gebildeten dem Einfluß eines derartigen Fluidums bei größerer Anhäufung nicht entgehen, wird jeder bezeugen, oder vielmehr: es bezeugt sich allerwärts von selbst.

* * *

Aber war es überhaupt zulässig, so viel vom Volk schlechthin zu sprechen, als ob das wirklich ein fester Begriff wäre und ein gleichartiges Etwas? Oder auch von der Jugend, die doch sehr verschiedne Entwicklungsstufen einschließt und auch sehr verschieden geartet ist, je nach ihrer Lebenssphäre, nach den Familien, denen sie entsproßt, nach der Weise der Erziehung, nach Blut und Boden? Was ist „das Volk"? Wo findet es sich? Sind es die Landleute, sind es städtische Arbeiter, sind es alle die sogenannten kleinen Leute mit einander, ist es die gesamte Bevölkerung unsrer Ortschaften und Landschaften mit bloßem Abzug jener Auslese der echt und wahrhaft Gebildeten? Sind es die, die draußen um ein Nichts zusammenlaufen, gaffen und plaudern, sich schlagen und sich vertragen, sich anherrschen lassen und trotzen und feige auseinanderlaufen? Und so könnte man weiter fragen. Wir verstehen ja unter dem Worte bald das eine und bald das andre. Und wie verschieden das Volk der Südländer, das kindlich und auch kindisch lebensfrohe, genügsame, oft bettelhaft glückselige, und das stille, schwerfällige, trocken ernste des Nordens! Wie verschieden auch schon das Volk innerhalb unsers eignen Vaterlandes, das frisch blickende und empfindende und offne, lebhafte und warme der südlichen Bergländer, und das so viel verschlossenere und mißtrauende, aber zähe und zuverlässige der nördlichen Küstenländer, wie verschieden die Grundstimmung, wie verschieden auch der Humor (der ja nirgends ganz fehlt, wo noch ein Maß von Gesundheit des Daseins vorhanden ist)! Trotz alledem durften allgemeine Züge aufgesucht und aufgezeigt werden, die freilich eben nur Züge, nur Linien sind, aber noch nicht die Farben, die das Bild im Einzelnen lebendig machen.

Und wie eine allgemeine Kennzeichnung bei Volk und Jugend gleichermaßen versucht wurde, so ist auch zwischen den einzelnen Spielarten der beiden eine Ähnlichkeit nicht zu verkennen. Die kindlichsten Züge — das wurde schon angedeutet — wird das ländliche Volk der heitern südlichern Gegenden

Digitized by Google

darbieten; eine größere Reife, eine starke Annäherung an das Wesen der Gebildeten findet sich bei einem Teil des Volkes der großen Städte; und was in der Jugend die Flegeljahre sind und namentlich die recht kräftig entwickelten Flegeljahre, auch das findet sein Seitenstück in — dem Pöbel. Freilich nicht, als ob der Pöbel eigentlich etwas neben dem Volke wäre oder unter ihm: dieselbe Menschengemeinschaft, die sich als harmloses und schätzbares Volk darstellte, vermag eben zu böser Stunde und in unheilvoller Berührung zum Pöbel zu werden, dessen charakteristische Regungen frech und roh sind, dessen sittliches Gefühl weggeworfen ist, auf den nichts Edles Einfluß gewinnt. Wie gesagt, alles einigermaßen ähnlich wie in jenen schlimmen Jugendjahren der Auflösung und des Übergangs.

Es giebt noch andre unerfreuliche Spielarten; auch dem blasirten Jünglingstypus (der aber auch nur eine Durchgangsstufe zu sein braucht, die Wirkung des ersten Zerrinnens, der ersten Lebensenttäuschungen), auch ihm entspricht etwas im Volke, oder vielleicht richtiger: am Rande des Volkes. Das ist das Philistertum. Der Philister hat einen ersten Schritt aus dem eigentlichen Volke heraus gemacht, aber er ist damit nicht in die Höhe gelangt, nicht der wirklichen und wertvollen Bildung näher gekommen, sondern — um ein zeitgemäßes Bild aus dem Eisenbahnwesen zu gebrauchen — auf einen toten Strang geraten. Er ist sich bewußt, nicht mehr wie ein Rohr vom Winde hin und her bewegt zu werden, oder wie das naive Volk von allerlei guten und bösen Regungen und Einwirkungen; er fühlt sich fest in seiner Besonderheit, er hat das Bewußtsein persönlicher Erfahrungen, erworbner Menschenkenntnis. Aber er hat nur Kleines verstanden, und er glaubt bei den andern vorwiegend an kleine Motive nnd sehr gern auch an die niedrigsten. Er wird, so sicher er auch zu urteilen glaubt, von fremdem Zweifel leicht bestimmt und gewonnen, er fürchtet immer zu gläubig, zu vertrauensvoll, zu unerfahren erfunden zu werden. Er hat viel Interesse für fremdes Leben, aber nicht mitfühlendes Interesse, jedenfalls ist es jeden Augenblick bereit in ablehnende Empfindungen umzuschlagen. Er hat also eigentlich keinen Glauben und keine Liebe, keine Lust zur innern Selbstbewegung, keine Fähigkeit zur Erhebung, zur Begeisterung, auch kein Gefühl für großes Gemeinschaftsleben; er entbehrt der seelischen Kraft. Das Herz hat sich zusammengezogen und verengert, sich gleichsam nach außen abgekapselt. Wenn das Volk die zu einer gewissen Erstarrung oder doch zu einem Stillstand gekommne Jugend darstellt, so ist das Philistertum gewissermaßen das Volkstümliche in gedörrtem Zustand.

Das Bild ist häßlich. Und doch: wie viele halten sich in Wirklichkeit ganz frei von diesen Zügen? Und dazu gleich die andre Frage: wer ist es eigentlich, der dem Volke nun wirklich gegenübersteht, wer ist so hoch gekommen, so unabhängig geworden, so sicher und frei und fest organisirt, daß er ganz der Stufe des Volkes entwachsen wäre? Nicht viele im ganzen, und diese

Digitized by Google

vielleicht nicht die Glücklichsten, auch nicht schlechthin die Allerbesten. Wir kommen über die Unreife der Jugend nie so ganz hinaus, wie wir möchten, und wie wirs uns einbilden mögen, handeln doch oft genug wieder nach augenblicklichem Antrieb statt verständig, hoffen und wünschen das, was unsre Kraft nie erreichen wird, vergessen so mancherlei Lehre, die eigentlich in unsern Kopf und in unser Herz gehen sollte, machen uns Spiel und Spielerei in mancherlei Form zurecht, wachsen nicht recht über die innern Widersprüche hinaus zur Einheit und sind im Innersten nicht die ganzen Männer, nicht die „großen Leute," wie wir bei den Kindern heißen. Davon, daß in unsrer Zeit der Überreizung bei vielen echten Kindern der Zeit und auf den Höhen des Lebens Anzeichen einer gewissen unfreiwilligen Rückkehr zur Stufe des Kindlichen oder Kindischen auftreten, soll gar nicht einmal besonders die Rede sein; es ließe sich da von dem Siege des bloß impulsiven Lebens und von der Scheu vor zusammenhängendem Innenleben vieles berichten.

Und mit allen jenen Eigenschaften bleiben wir eben auch im Volke einigermaßen stecken. Nicht bloß, daß wir von dem Boden, dem wir entstammen, etwas an uns behalten, von der Empfindungsweise des Volksstammes, von dem Tonfall der Mundart, sondern es bleibt uns doch auch etwas von dem, was das Volk zum Volke macht, nämlich Abhängigkeit des Einzelnen von der Menge, deren Glied er ist, ein Stück Herdennatur also; auch auf den innerlich Unabhängigsten unter uns wirkt die Stimmung der Umgebung, und was man ein Publikum nennt oder geradezu ein gebildetes Publikum, das unterliegt in seiner Weise ungefähr allen jenen Gesetzen des körperlichen Zusammenseins, der Anhäufung, die für das Leben der Volksmenge als solcher gelten. Auch ein Publikum bildet ein großes lebendiges Wesen ohne zentrale Organe und doch von sehr empfindlichem Nervenleben, nicht eben schwer zu elektrisiren oder zu hypnotisiren, aber weit weniger fähig zu maßvoller Erwägung, zu begründeter Entscheidung, zu der Bewegung auf feinern Linien. Und die Abhängigkeit von der Anschauungsweise der geschlossenen Umgebung, also des Standes, ist gerade auf den höchsten Gesellschaftsstufen wieder ebenso entwickelt wie bei dem einfachen Volke. Was „all die Leute" sagen und thun, was „die Welt" sagt, „die Gesellschaft" thut, das hat hüben wie drüben gleiche Macht; und die Herrschaft bestimmter Formen des Verkehrs, deren Bestand beim Volke, dem Landvolk besonders, durch ruhige Gewöhnung gesichert wird, wird droben zum ängstlichen Herzensanliegen, zum Gegenstande beständiger kleiner Sorge oder auch lächerlich feierlicher Hingebung.

Doch genug. Wir wollen aber auch gar nicht dem Leben der Jugend fremd werden und nicht dem des Volkes. Wie die Natur und auch die geschichtlich entwickelte Wirklichkeit keine festen Grenzlinien gezogen oder gelassen hat, mögen auch die Übergänge im Fluß bleiben. Wir verstehen die Jugend doch hinlänglich nur, wenn wir selbst noch ein Stück Jugend in unsern Adern

Digitized by Google

fühlen,*) die Jugendthorheit dabei nicht ausgeschlossen, und wir können das Volk nicht verstehen, ohne an seinem Blut und Leben noch teilzuhaben. Es ist — und davon war zu Beginn unsrer Betrachtungen schon die Rede — zur Zeit nicht wenig Schwärmerei für das Volk unter uns, eine platonische Schwärmerei für das Volk in abstracto, für Volkslieder, Volkstrachten, Volksbräuche und etwa für die vielgenannte „Volksseele," aber viel weniger Bereitwilligkeit zur innern Verständigung mit den uns gegenübertretenden lebendigen einzelnen Mitgliedern des Volkes, die freilich die Volksseele nicht so schlechthin in ihrem Busen tragen und nicht bloß in der reinen und tiefen Weise des Volksliedes empfinden, auch nicht mit den Personen der schönen Dorfgeschichten reden, die nicht Poesie in ihrer Erscheinungsform sind, sondern Prosa, wie wir selbst, oder noch unrhythmischere, unharmonischere Prosa, die, um uns innere Fühlung mit ihnen zu ermöglichen, es nötig machen, daß wir aus unsrer gebildeten Haut oder Denk- und Ausdrucksweise etwas herausfahren, die aber diese Bemühung lohnen durch die Berührung im echt Menschlichen.

Wie viel durch solche Herzensöffnung im ganzen gewonnen werden könnte, das läßt sich nicht berechnen. Wir leben ja in einer Zeit, wo das Volk zu einem unheimlich großen Teil die Abgrenzung seines Daseins von dem der bevorzugten Stände tief empfindet, wo das Gefühl der Jenseitigkeit zur Feindschaft geworden ist, wo tief fressendes Mißtrauen sich nicht überwinden lassen will, wo der Neid die Phantasie befruchtet und die Herzen lähmt. Und das ist nicht etwa auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt oder nur aus dessen Entwicklung entstanden; dort hat das alles seinen ersten und stärksten Anhalt gefunden. Im Grunde aber ist es doch die Folge davon, daß seit Jahrhunderten ein Teil dessen, was einst das Volk als wirklich zusammengehöriges und gleichartiges Ganze, als volle Lebensgemeinschaft war, aus dem Ganzen hinausgewachsen ist und sich abgelöst hat, ohne das große Ganze nachzuziehen, und daß das Bewußtsein für die Zusammengehörigkeit als Pflicht sich mit verloren hatte. Jetzt bemühen wir uns, bemühen sich wenigstens viele unter uns, möglichst gut zu machen, was versäumt worden ist. Aber jetzt muß unser Geschlecht zunächst die Buße tragen für das, was die Vorlebenden verschuldet haben. Ist das so unnatürlich, ist das eine so tiefe Ungerechtigkeit der Weltgeschichte? Es wird doch wohl so sein dürfen, dieses Gesetz wird bestehen bleiben, da uns ja von den Vorlebenden auch so viel Gewinn uner-

*) Darin sind thatsächlich die Nationen recht verschieden, und uns Deutschen war das Fühlen mit der Jugend besonders abhanden gekommen, während es in England den besten Männern, namentlich auch den gebildetsten und vornehmsten, nie fern lag, ja sogar ein Stück echter Knabennatur (der boy schließt dort nicht mit fünfzehn Jahren ab) in dem Wesen der Männer noch fühlbar bleibt. Bei den Franzosen ist es vielleicht mehr umgekehrt so, daß die Jugend früh das Wesen der Erwachsenen annimmt, obwohl andrerseits die große Lebhaftigkeit des Empfindens auch bei den Erwachsenen ein Stück dauernder Jugend bedeuten kann.

Digitized by Google

arbeitet vererbt ist. Eine Zeitperiode vermacht der andern eben ihre Aktiva und Passiva.

Doch das Ziel meiner Betrachtungen lag nicht auf diesem praktischen Gebiete. Es galt nur, etwas zusammenhängenderes Verständnis zu finden für jenes Doppelgebiet, das unserm eignen Leben so nahe liegt und unter der leichten Hülle, die sich für unser Auge darüber legt, uns doch so fremd werden kann, oder das auch zu wenig verstanden wird, weil man es viel zu gut zu verstehen und zu kennen glaubt.

Moderne Novellen

Den Bericht über eine Reihe von Erzählungen meist der modernsten Richtung und in Novellenform beginnen wir mit einem Bändchen von Cäsar Flaischlen: Professor Hardtmut, Charakterstudie, und Flügelmüde, ein Abschnitt aus dem Leben eines jeden (Berlin, Fontane u. Comp.). Die zweite Novelle stand zuerst im Pan von 1895, mit dem wir sie seinerzeit besprochen haben, die erste in einem 1894 erschienenen Sammelbande. Der nochmalige Abdruck spricht nicht gerade für große Ergiebigkeit des Verfassers. „Professor Hardtmut" ist übrigens eine harmlose Studie aus dem Leben eines alten Stuttgarter Schulmannes mit etwas Naturpoesie, deren Genuß man sich freilich erkaufen muß durch die bekannten abgerissenen Sätze und eine bisweilen unmögliche Grammatik, z. B. „weit ins Auge fallender war eine Büste Bismarcks" und dergleichen, was sicherlich das Original des „Professors Hardtmut" nicht hätte die Zensur passiren lassen. — Unter dem Titel Die gehetzten Seelen hat Kurt Martens sieben „Novelletten" zusammengestellt, die ebenfalls zum Teil im Pan zuerst erschienen (derselbe Verlag), und die sich mit dem Eheleben beschäftigen oder, besser ausgedrückt, mit dessen Kehrseite, dem Ehebruch und den vorhergehenden Erscheinungen. Liebhabern des Gegenstandes sind sie zu empfehlen, denn sie sind sehr lüstern und konzentriren in ihrer Kürze die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Hauptpunkt. Wir haben für die Gattung keine eigne Abteilung, und als Litteraturwerke kommen sie nicht in Betracht, etwas durchaus neues sind sie ebenso wenig, Feinschmecker finden dergleichen schon in Rellstabs Roman „1812." Zu bemerken wäre höchstens noch, daß bei Martens die letzte Nummer: „Die Affenschande" wirklich in einem Affenkäfig des Zoologischen Gartens spielt. Ein Stück übrigens: „Beruf" behandelt etwas soziales, mit

Digitized by Google

einem Volksschriftsteller und einer barmherzigen Schwester als Figuren, es ist anständig, aber sonst am wenigsten gelungen; der Verfasser ist hier offenbar aus seiner Rolle gefallen. Vor dem Bande steht die Widmung: „Meinen verschiednen Stimmungen dankbar zugeeignet.“ Ist das mehr als litterarische Pose, so wird schwerlich jemand den Inhaber der Stimmungen beneiden.

Als „sozialen Roman“ bezeichnet sich geradezu Im Abgrund von Constantin Liebich, aus Feuilletonartikeln umgearbeitet (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt). Ein junger Geschäftsmann kommt ins Unglück, wird Sozialdemokrat, findet aber zuletzt den Weg zurück. Das Buch ist vorzugsweise für Volksbibliotheken bestimmt und ernst und gut gemeint. Für unsern Geschmack ist es zu wenig Kunstwerk, d. h. auch das Häßliche, mit dem sich ja der Verfasser hauptsächlich abgeben muß, ist zu wenig geläutert, verarbeitet, zu sehr als Rohstoff hingeworfen und vielleicht doch auch für die Leser, an die er gedacht hat, nicht in seinem Sinne geeignet. Wir haben in einer großen Zeitung, die wir persönlich schätzen, eine begeisterte Lobpreisung des Buches gelesen, die uns von wenig Einsicht zu zeugen schien. Solche „Besserungsbücher,“ wie wir sie einmal nennen wollen, werden nach unsern Erfahrungen den Widerwilligen durch die stark aufgetragne Tendenz verstimmen, den Gleichgiltigen aber und den Halbgeneigten nicht genügend anziehen. Sie müssen mit viel größerer Kunst geschrieben sein. Ein Volksbuch zu schreiben ist doch nicht etwa leichter, als ein Buch für feine Leute! — Für diese ist ein zierlich ausgestattetes Bändchen mit Abbildungen bestimmt: Der Weltuntergang, eine Phantasie aus dem Jahre 1900 von Vincenz Chiavacci (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Eine Humoreske darf man es wohl nennen, worin verschiedne bedrohliche Merkmale des Naturlebens in einer Weise, die die Spannung steigern soll, ganz zuletzt als Träume eines zur Genesung erwachenden Fieberkranken gezeichnet werden. Die befreiende Lösung schließt mit einer Vermahnung zum Optimismus. Das Buch ist fein geschrieben, aber wir fürchten, mancher Leser wird es etwas enttäuscht aus der Hand legen, weil es „ohne Obst“ ist, wie einmal ein Engländer in einem ähnlichen Falle sagte, als er vergebens nach dem richtigen deutschen Ausdruck suchte.

Wie der Roman von Constantin Liebich geschrieben zu sein scheint für Leute aus dem Volke, die eigentlich nicht zu lesen pflegen, so ist ein andrer für feinere Leser geeignet, die über das Gelesene und seine Möglichkeit nicht weiter nachzudenken pflegen, wenn es sie nur äußerlich unterhält und innerlich ein wenig gruseln macht, er hat etwa soviel geschichtliche Wahrheit wie die grausamen Balladen, die wir als Kinder auf den Jahrmärkten in stiller Wonne singen hörten, und die Zeichnung und die Farben der Heiligenbilder in Buntdruck, die wir wohl noch in einzelnen Ladenfenstern einer katholischen Stadt sehen, die aber durchaus nur für die Bewohner der entlegnen Dörfer bestimmt sind. Wir hätten nicht gedacht, daß es das noch gäbe in der Litteratur, in feiner

Digitized by Google

Ausstattung, in der Haltung einer weltförmigen Erzählung: Mammon, Roman in drei Büchern von Sophie Barazetti (Köln, Albert Ahn). Der Roman beginnt 1760 in Granada, bald darauf werden an Königs Geburtstag zwanzig Juden verbrannt, ein Geschlechtsfluch treibt den Denunzianten des einen und seine Nachkommenschaft unter mancherlei Schicksalen über Bremen, Lübeck — auch Heidelberg mit dem Schloßhotel, Studentenkommersen usw. kommt darin vor — nach Berlin, und den letzten seines Stammes in ein kleines thüringisches Städtchen, wo er nach unendlich vielen Werken mildthätiger Liebe selig verstirbt. Seine Vorfahren sind, als sie vor hundert Jahren dem Lande der Inquisition den Rücken gewandt hatten, lutherisch geworden, er, ein junger Doktor der Nationalökonomie und vor kurzem noch Heidelberger Korpsbursch, hat eine katholische barmherzige Schwester geliebt, ohne sie doch des verschiednen Glaubens wegen heiraten zu können, und nachdem sie an seinem Krankenlager, zu dem sie herbeieilte, gestorben ist, vermacht er sein Vermögen, das „Blutgeld" des Ahnherrn für die Denunziation des verbrannten Juden, an wohlthätige Stiftungen. Alle Einzelheiten, spanische sowohl wie Berliner, sind unsäglich phantastisch, es klappt alles, auch das scheinbar Unmöglichste. Aladdins Wunderlampe oder Fausts Zaubermantel sind gar nichts dagegen. Es ist rührend und unterhaltend, aber der Leser wird sich wohl schon selbst gesagt haben, daß irgend eine Art von Kritik dabei nur stören könnte.

Wir wollen uns lieber zur Abwechslung in die allereinfachste, man darf sogar sagen krasseste Wirklichkeit begeben, zu einem Roman von Nikolaus Krauß, Lene (Berlin, Fontane u. Comp.). Der Schauplatz des Romans ist die böhmisch-bairische Grenze, das Egerland. Lene ist eine arme Waise, die im Hause ihrer Tante, einer Schullehrersfrau, aufwächst und dann unter großen Entbehrungen als Dienstmagd von einem Bauernhof auf den andern kommt, schwere Arbeiten zu leisten und alle erdenklichen Widerwärtigkeiten und Roheiten zu ertragen hat, bis sie ganz zuletzt, nachdem sie einer wirklichen Liebe, weil sie einem Bauernburschen zu arm war, entsagen mußte, aus Vernunft einen verwitweten Förster heiratet. „Ihrer Zukunft schritt sie entgegen. Sie wußte nicht, was diese ihr bringen würde. Aber ihr Herz war voll beseligender Gewißheit. Wie das Egerland hinter ihr lag, diese ährenstrotzende Scholle, so schienen ihr auch die Fesseln der dienenden Sklavin abgefallen. Für keinen Fremden brauchte sie mehr ihre Kraft, ihren Mut, ihre Frische einzusetzen. Empor!" Das ist der Schluß, jäh und dunkel, ohne Gewißheit. Vorher liegt in breitester Schilderung das arbeitsame Leben in seinem einförmigen Verlauf mit allen Einzelheiten: Pflügen, Säen, Pflanzen, Ernten, Viehfüttern, mit Mühen und Ertragen und Sorgen. Die Unterhaltung wird im Dialekt geführt und hält uns immer an allen diesen äußerlichen Dingen fest, das Kostüm ist echt, die Erzählung verfolgt bis ins kleinste das Bild dieser rauhen, freudlosen Wirklichkeit. Es ist nichts übertrieben, aber auch

Digitized by Google

nichts anmutend oder auch nur anziehend, genau wie die bekannten Bilder der modernen Armeleutmalerei. Wer diese Kunst liebt, dem wird auch diese Litteratur zusagen. Es ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Frage eines Prinzips. Zu tadeln ist an dem Roman nichts für den, der sich mit seinen Voraussetzungen einverstanden erklärt hat.

Ebenso realistisch wie dieser, nur nach dem Kreise des Lebens, in dem er sich bewegt, sein gerades Widerspiel ist ein Roman von Georg Freiherrn von Ompteda, Maria da Caza (derselbe Verlag). Er führt uns in das Gesellschaftsleben der vornehmen Leute. Die Fabel ist ungemein einfach. Maria ist die schöne, stolze, nicht sehr tiefe Frau eines fast unglaublich reichen Rennstallbesitzers in Berlin, eines „Rennonkels" ohne gesellschaftliche Vergangenheit, der aus seinem Stall vornehmen Kavallerieoffizieren Rennen „giebt," dadurch das einzige, wofür er Sinn hat, höhern Umgang, erreicht und noch höhern erstrebt, der die Herrin seines Hauses tadellos behandelt, sich aber innerlich ebenso wenig um sie kümmert, wie sie um ihn. Sie entschädigt sich für diesen Mangel in dem großen Glanze eines verschwenderischen Lebens und in dem stolzen Bewußtsein, die Schönste zu sein. Sie verliebt sich in einen Gesandtschaftsattaché, verläßt im Einverständnis mit diesem das Haus ihres Mannes und reist nach München. Der junge Graf kann ihr zunächst nicht folgen und fängt, während sie sehnsüchtig auf Briefe von ihm wartet, einen neuen Flirt an, wird dann von Herrn da Caza gefordert und fällt im Grunewald. Maria ist namenlos unglücklich und empfängt die Todesnachricht mit den Worten, mit denen der Roman schließt: „Aber vielleicht wäre ich noch unglücklicher geworden, als ich jetzt bin." Daß ihr diese Einsicht, die jeder urteilsfähige Leser von vornherein gehabt haben wird, erst so spät kommt, daran hängt die Möglichkeit des ganzen Romans. Ihn bis zu dieser sehr schnell hereinbrechenden Katastrophe zu solchem Umfange anwachsen zu lassen und den engen Rahmen mit so viel Thatsachen auszufüllen, war nur möglich dadurch, daß die ausführliche Erzählung des ganz äußerlichen Gesellschaftstreibens zur Hauptsache in dem Buche wurde. Die Rennen in Karlshorst mit allem technischen Zubehör, die Diners und die lebenden Bilder in der Villa der Tiergartenstraße, ein Duell im Grunewald mit allen Vorbereitungen, in seinem ganzen Verlauf einschließlich eines wörtlich mitgeteilten Protokolls, wer das alles nicht kennt oder nur von Hörensagen kennen gelernt hat, der findet es hier mustergiltig beschrieben. Der Verfasser als ehemaliger Kavallerieoffizier ist mit diesen Dingen vertraut, unsre ältern Romanschreiber waren es nicht, weil sie das Leben der betreffenden Kreise doch nur von fern angesehen hatten, darum waren ihre Schilderungen, wenn sie sich auf dieses Gebiet wagten, romanhaft und farblos. Sie standen darin z. B. den Franzosen nach, die schon eher mit einem Pferd oder einer Pistole umzugehen wußten. Herrn Ompteda sind die Grafen und Barone alltägliche Erscheinungen, bürgerliche Personen

Digitized by Google

kommen kaum vor, sogar ein wirkliches Herzogspaar geht über die Bühne. Alles ist echt, treu, nur zu treu. Das äußere Genußleben dieser bevorzugten Menschen erregt in den zunächst darunter sich anschließenden nicht nur Neid, wie etwa in den ganz unten stehenden, sondern auch die Aufmerksamkeit eines unbeteiligten, mehr ästhetischen Interesses. Realistischer als hier können sies nicht vorgeführt bekommen, und wenn dieses ganze Treiben auch unsäglich oberflächlich ist: anziehender als der Realismus der „Lene“ von Krauß ist dieser Realismus der höchsten Schicht für die meisten Leser immerhin, weil sie sich schließlich den vornehmen Leuten von Berlin doch noch verwandter fühlen als den rohen Bauern des Egerlandes. Also in dieser ausführlichen Abschilderung eines äußerlichen „Milieu“ liegt das Charakteristische des Romans. Es ist etwas neues in seiner Art. Nun ist aber der Verfasser übrigens nicht nur ein Schilderer von Äußerlichkeiten, er hat z. B. früher in seinem „Sylvester von Geyer“ ein sehr anziehendes und bewegendes Lebensbild eines frühverstorbnen jungen sächsischen Offiziers gegeben, das große Anerkennung gefunden hat, und er würde wahrscheinlich nicht damit einverstanden sein, wenn sich der Leser nicht bemühte, in „Maria da Caza“ noch etwas weiteres zu suchen als Beschreibung von Rennen, Gesellschaften und Duellen. Wir müssen also dem innern Leben seiner Menschen einige Beobachtungen widmen. Die meisten sind zwar nur Statisten ohne den Inhalt einer Rolle. Das wird also, da der Verfasser hierin Kenner ist, den Verhältnissen entsprechen. Daß z. B. von Lektüre oder Litteratur nie die Rede ist und von Kunst nur, soweit man „zu Schulte“ geht, daß Musik nur als Begleitung zu lebenden Bildern in Frage kommt, daß man Opern „sieht,“ die man früher zu „hören“ pflegte, wenn man sich nicht ungebildet ausdrücken wollte, das alles wird in dem „Milieu“ liegen, worüber der Verfasser nicht hinausgehen durfte. Besonders schwer ist es, in diesem Milieu „Geist,“ wovon doch oft gesprochen werden muß, auch zu zeigen in seiner Wirkung, sodaß wir überzeugt werden. Die ältern Romanschreiber griffen wohl, wenn sie die Blume davon geben wollten, zu einem selten versagenden Mittel und flochten etwa ein treffendes Goethisches Zitat ein, auch wohl einen ganzen Vers, sodaß jedermann einen Eindruck hatte oder doch seiner Bildung zu Ehren zu haben schien. In diesen Kreisen würde das Mittel nicht verstanden werden; man ist da mit sehr wenigem zufrieden. Maria da Caza sieht z. B. bei Schulte das Bild eines jungen Mannes, der in ihrem Hause verkehrt, eine Landschaft mit der Unterschrift „Müde“ und sucht, um sich das verständlich zu machen, vergebens nach einer ruhenden, ermüdeten Figur darin, bis ihr der Attaché auseinandersetzt, die Müdigkeit liege in der Landschaft selbst, und es sei gerade das Feine, daß diese gar keine Staffage habe. Maria findet das, was jeder Berliner Kommerzienratstochter selbstverständlich vorkommen würde, geistvoll und ein Zeichen von der Gemütsbildung ihres Verehrers, der Verfasser läßt sie noch zweimal auf dieses Er-

Digitized by Google

eignis und den „tiefen Sinn“ (S. 103) dieser Erklärung zurückkommen. Wir haben alles Vertrauen zu der Treue der Schilderung, aber wenn das Niveau einmal so ist und nicht anders, so, meinen wir, müßte ein Verfasser entweder Ausdrücke, die andres bedeuten, überhaupt vermeiden oder doch zeigen, daß er für seine Person diesen Sprachgebrauch nicht mitmacht. Denn wenn ein Kreis von Menschen hauptsächlich an Pferde, feinern Klatsch und „Poussiren“ denkt, sich darin nicht nur ganz befriedigt fühlt, sondern auch Geist zu entfalten meint, so geht die Anerkennung dieses Geistes „unter Kameraden“ zwar keinen andern etwas an, darüber hinaus aber, wo andre Vorstellungen herrschen, sie durchzusetzen, einem Leserkreis als Schriftsteller sie plausibel zu machen, diese Illusion ist unmöglich, und wenn der Schriftsteller Engelzungen hätte. Maria da Caza hat einen sehr ehrenwerten Berater, einen äußerlich bescheidnen, vornehm gesinnten Grafen, der zugleich der Jugendfreund ihres Geliebten ist; er und seine Frau sind die einzigen menschlich angenehmen Glieder des Kreises, bei ihnen allein wird auch hinter der Tapete einmal ein Kind hörbar, übrigens kann man in diesen Räumen begreiflicherweise keine Kinder brauchen. Nun scheint es uns fast unglaublich, daß Graf Selbotten der Maria geraten haben sollte, sich die ersten Tage in München in den Bildersammlungen zu zerstreuen, denn die Ruhe Berchtesgadens, jetzt, wo der große Fremdenverkehr noch nicht stattfinde, könne gerade für ihre verwundete Seele gefährlich werden. Hätte er das wirkliche Leben gekannt, so würde ihn dieses gelehrt haben, daß Bilderbesehen etwas ganz unnützes und gleichgiltiges ist für den Menschen in dem Augenblick, wo sich dieser, eben wie Maria, selbst sein Leben zertrümmert hat. Aber noch mehr! Herr da Caza wird als ein durchaus korrekter Mann geschildert, er und seine Gattin haben sich einander nichts vorzuwerfen, und seine Rennstallpassionen sind am Ende nichts schlechteres als ihre Eitelkeiten; jeder will dadurch etwas erreichen, er vornehmen Umgang, sie Anbeter. Sie hat darum auch vor der Welt keinen Grund, sich von ihm zu trennen, und Graf Selbotten, dem das Doppelspiel äußerlich anstößig ist, empfiehlt ihr, den Mann zu verlassen, damit ein Fall geschaffen werde, der schließlich zur Scheidung führen könne. Aber wie kann nun, als das alles ins Werk gesetzt wird, und die Hauptperson, der Attaché, nicht sicher scheint, Graf Selbotten der darüber allein unglücklichen Frau vorreden: „Aber Sie trifft doch keine Schuld, gnädige Frau,“ und als sie in einem ganz richtigen Gefühl antwortet: „Im Gegenteil, ich muß alle Schuld übernehmen, sonst könnten wir ja nicht geschieden werden,“ ihr erwidern: „Ach was, Sie dürfen sich keine Gedanken darüber machen. Wer Sie kennt, der weiß ganz genau, wie die Sache liegt, und wer Sie nicht kennt, der mag doch reden, was er will.“ Wo bleibt da nicht etwa die Moral, die ja hier nichts mehr zu suchen hat, sondern die Logik? Und nun kommen wir noch auf das psychologische Problem, wenn es überhaupt eins ist. Was zieht Maria zu dem Attaché? Er benimmt sich

Digitized by Google

ziemlich unartig gegen sie, bis zuletzt eigentümlich, weicht ihr aus, wo sie ihn um sich sehen möchte, und entschuldigt sich dann mit Redensarten, die sie sich seltsamerweise zur Beruhigung dienen läßt. Ein oder zweimal ganz zuletzt wird er von einer Gefühlsaufwallung übermannt, übrigens entwischt er ihr immer wieder und treibt seinen Flirt weiter, den sie mit der Angst einer Braut verfolgt, die im Begriff ist, verlassen zu werden. Und wie kann dieser Attaché allen Frauen die Köpfe verdrehen? Er ist nicht hübsch und nicht groß, nicht gutmütig und auch nicht ernst, nur äußerst gewandt in Bewegungen und mit der Zunge, ein Mann, der sich immer zerstreuen und amüsiren will, der einen ganzen Kreis von Damen um sich versammelt und ihn mit Blech unterhält, kurz ein Schwerenöter, nur in den feinsten Formen des Typus. An den wirft sich die Frau, die die schönste von allen sein will, weg, giebt alles auf, was ihr den Halt in der Welt giebt, und er folgt ihr nicht, sondern „pousſirt" weiter. Und der, der ihr das angeraten hat, wird als kluger Mann hingestellt, und erscheint uns wenigstens übrigens als der ernsthafteste in diesem ganzen Kreise. Nach dem allen meinen wir doch, so realistisch und treu das äußere Kostüm dieses Romans ist, und so sehr er sich als ein Stück Naturgeschichte unsrer höchsten Gesellschaftsschicht darstellt: das eigentliche Handeln dieser Menschen, wo es tiefer wird und auf dem Denken und Fühlen beruht, ist doch nicht überzeugend, da ist so vieles, was nicht hineinpaßt, und in der Illusion des Ganzen ist trotz der weitergetriebnen Einzelzeichnung doch eher ein Rückschritt z. B. gegen Hackländer in seinen guten Zeiten, an den wir, was die Gattung betrifft, erinnern möchten. Daß der Verfasser die Fähigkeit hat, die Schilderung zu vertiefen, zeigt sein „Sylvester von Geyer."

Wir erwähnen noch einige „Zweimarkbücher" aus demselben Verlage, zunächst Michael von Munkacsys Erinnerungen aus der Kindheit (autorisirte Übersetzung aus dem Französischen eines Schriftstellers (so!), dem der Künstler erzählt hat). Die Erzählung ist nicht nur außerordentlich fesselnd, soweit sie die Schicksale eines früh verwaisten Kindes aus einer wohlhabenden, aber durch den Revolutionskrieg vernichteten Familie betrifft, sondern auch für die Landschaft und die Rasse von Wert. Man möchte kaum glauben, daß unter uns ein Zehnjähriger, der nach einer gewissen Verwöhnung plötzlich tief hinabgestoßen wird, sich ganz aus eigner Kraft emporarbeiten könnte. Der tiefere Kulturstand scheint den Körper widerstandsfähiger und die Seele weniger empfindlich zu erhalten. Oder ist es bei dem kleinen Michael nur der Erfolg eines Einzelnen? Von seinem Talent ist noch nicht viel die Rede, sondern von Tischlerarbeit und einem menschlichen Dasein, niedrig und hart, wie es keiner der geringsten Arbeiter bei uns mehr hat. Es ist schade, daß wir die überstiegne Vorrede mit genießen müssen, sie ist stellenweise so sinnlos gesucht, daß der Übersetzer sie nicht immer übersetzen konnte und einmal dafür den französischen Text giebt. Ganz begreiflich, denn, wie oft gesagt worden ist,

Digitized by Google

merkt man ja am sichersten beim Übersetzen, ob eine Sache Sinn oder Unsinn ist. Der Übersetzer hätte getrost noch etwas weiter gehen und etwas deutscher sein können. Wir brauchen wirklich den Franzosen nicht immer im einzelnen über ihre Sprache noch Komplimente zu machen, wo der Sinn aufhört. Die alberne Phrase, die unübersetzbare, wo die weißen Haare des Künstlers Fahnen genannt werden, die vom ersten Tage seines Lebenskampfes an auf seinem Kopfe aufgepflanzt worden seien, ist nicht einmal „aus dem Geiste der französischen Sprache heraus schön gedacht und geschrieben," weil sie in jeder Sprache Blödsinn bedeutet. — R. von Seydlitz, In Licht und Sonne enthält fünf ganz kurze Erzählungen, von denen sich jede in einem andern Lande zuträgt. Die beste ist die erste, insofern man über sie wenigstens lachen kann; sie ist eine Schnurre, die aber sachlich ganz unmöglich ist. Der Chef der zweitgrößten aller rheinischen Eisenfirmen, der persönlich den ganzen Apparat seines Königreiches leitet, von seiner Scele aus, wie mit dem elektrischen Strom, der aber dennoch eine Depesche aus Porto Felice, die ihm eine Schienenlieferung anbietet, als Einladung einer Primadonna, ihn zu besuchen, auffaßt, der dann vierzehn Tage lang in einem großen italienischen Badehotel sich so ausgesucht einfältig benimmt, daß ihn schließlich seine strenge Ehehälfte persönlich als begossenen Pudel reumütig nach Hause transportiren muß — das giebts nicht, außer etwa in den Fliegenden Blättern. Also es ist eine sehr komische Geschichte. Bei der zweiten und dritten: „Die Braut des Empedokles" und „Kujundschik" ist das Komische schon sehr an den Haaren herbeigezogen. „Blind" und die „Letzte Nelke" sind sentimental mit sehr dickem Farbenauftrag. Wir geben zu, daß sich ein Novellist auf weiten Reisen Stoffe sammeln kann. Es wird aber bei aller Ausdehnung des Schauplatzes immer hinterher ein wenig mit darauf ankommen, wer es ist, der die Reise gemacht hat.

Wilhelm Krag ist als norwegischer Erzähler längst bekannt. Der lustige Leutnant ist ein sehr geistreiches und ernstes, in seinem Schluß sogar trauriges Buch. Wir können uns das Vergnügen einer kurzen Skizze nicht versagen. Der erste Abschnitt führt den norwegischen Leutnant nach Paris auf Urlaub und zu einem kleinen, zu weiter nichts verpflichtenden Verhältnis, wie es auch die Landsleute von Ibsen, Björnson usw. gern haben. Er wird dabei von einem französischen Kameraden, der mit vollendeter Kunst geschildert ist, beiseite geschoben. Der mittlere Abschnitt ist voll von Poesie, gesunder Natur und reinem Sonnenschein: die erste Zeit der Ehe mit einem norwegischen Mädchen auf einem Landgut, das dem vom Dienste zurückgezognen zugefallen ist. Aber nun, nach soviel Glück, wird sie ihm untreu. Ist es die Strafe für sein früheres Leben oder dafür, daß er eigentlich sie nicht heiraten wollte? So etwas fühlt der Leser, als der dritte Abschnitt beginnt; dieser schließt ohne Versöhnung und hat kräftige, ergreifende Striche, nordische Zeichnung, wie wir

Digitized by Google

sie kennen. Alles kommt darin vor, Naturgefühl und etwas Naturſymbolik, ein Pſalmvers, etwas Geſpenſterweſen und zuletzt Tod des „luſtigen Leutnants.“ Wie aber dieſe Frau dieſem Manne untreu werden konnte, das uns zu erklären hat der Verfaſſer bei ſeiner ſkizzenhaften Behandlung vermeiden können. Es wäre wohl auch ſchwer geweſen. Das Intereſſe wird übrigens ſehr geſteigert durch die Form der Erzählung in erſter Perſon bis zum letzten Worte.

Wir ſchließen noch die Empfehlung eines Bändchens Novellen an, die Dr. Karl Küchler aus dem Däniſchen, Isländiſchen, Norwegiſchen und Schwediſchen überſetzt und unter dem Titel: Von nordiſchen Geſtaden (Leipzig, G. Fock) herausgegeben hat. Es ſind ſieben kurze und eine längere Erzählung, ſämtlich ſehr anſprechend, ſtimmungsvoll, bezeichnend für die Landſchaft und menſchlich wohlthuend. Sogar ein kleiner Björnſon trotz einem Selbſtmorde und der ſehr düſtern Stimmung berührt uns nicht unlieb, das Gift muß alſo mit ſehr großer Kunſt eingewickelt ſein. Die am meiſten ausgeführte Erzählung, eine däniſche: „Knud und Ingeborg“ von H. F. Ewald, iſt eine der ernſten und tiefen, an denen die Litteratur des tüchtigen kleinen Volkes ſo reich iſt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der internationale Kongreß für Arbeiterſchutz in Zürich. Sechs Tage lang hat im Auguſt ein internationaler Kongreß für Arbeiterſchutz in Zürich etlichen Hunderten dazu entſandter Vertreter von Arbeitervereinigungen mancherlei Art und ſogenannter Gäſte aus aller Herren Ländern Gelegenheit gegeben, eine Reihe intereſſanter Reden zu halten und zu hören. Die Veranſtalter der Sache ſcheinen ja auch ganz ſtolz auf dieſe Reden und Beſchlüſſe zu ſein, und von ihrem Standpunkt aus wohl nicht ohne Grund. Ein agitatoriſcher Erfolg iſt zweifellos erzielt worden, wenn auch nicht ſo ſehr für den Arbeiterſchutz, ſo doch ſicher für die Sozialdemokratie und vielleicht auch für den päpſtlich-jeſuitiſchen Sozialismus, der in Zürich zum erſtenmal mit den andern in der Parade ſtand. Wenn man die Reden und die Beſchlüſſe nach den bisher vorliegenden Zeitungsberichten lieſt und den Inhalt mit dem, was ſeit Jahren über den Arbeiterſchutz geſprochen und geſchrieben worden iſt, vergleicht, ſo kann man bei nüchterner Prüfung auch nicht das geringſte Neue finden, das fördernd und klärend für die praktiſche Durchführung und den weitern Ausbau der Arbeiterſchutzgeſetzgebung beigebracht worden wäre, am allerwenigſten etwas, was die Wege wieſe, wie die der internationalen Regelung der Sache entgegenſtehenden Schwierigkeiten verringert oder beſeitigt werden könnten. Wenn ſich ein ſchweizeriſcher Staatsmann wie der Vizepräſident des Kongreſſes, Nationalrat Decurtius, gemüßigt ſah, auf die völlige Erfolgloſigkeit der vom

Digitized by Google

deutschen Kaiser 1890 zusammengerufnen internationalen Konfereuz für Arbeiterschutz hinzuweisen, die nur Wünsche geäußert habe, die natürlich nur fromme Wünsche geblieben seien, so ist nicht recht einzusehen, warum er sich für berechtigt hält, dem jetzigen Kongreß einen andern Erfolg vorauszusagen. Nicht einmal darüber, was als internationaler Arbeiterschutz durchführbar sei, waren sich die Herren Delegirten und Gäste in Zürich klar oder gar einig, nur die „zielbewußte“ sozialdemokratische Majorität, der es ja auf das ohne Umsturz erreichbare gar nicht ankommt, wußte genau, was gefordert werden müsse im Interesse der Agitation für das eigne Parteiprestige, und sie ist denn auch in allen Punkten Siegerin geblieben.

Es kamen an sechs Tagen zur Verhandlung: das Verbot der Sonntagsarbeit, die Arbeit der Kinder und jungen Leute, die Arbeit erwachsener Männer, die Frauenarbeit, die Nachtarbeit und die Arbeit in gefährlichen Betrieben, und endlich die Mittel und Wege zur Verwirklichung des Arbeiterschutzes. Durchweg sind die Beschlüsse im Sinne der bekannten Forderungen der deutschen Sozialdemokratie gefaßt worden, zum Teil gegen recht ansehnliche nichtsozialdemokratische Minoritäten. Der Inhalt ist durch die Tagespresse hinreichend bekannt geworden, und es braucht zur Zeit hier nicht näher darauf eingegangen zu werden. Man darf ja wohl auch erwarten, daß sich die deutschen Gäste des Kongresses, Adolf Wagner, Egidy, Jastrow, Sonnemann, Sombart, Tönnies, Herkner usw. auf Grund der persönlich gewonnenen Eindrücke länger darüber auslassen werden. An Veranlassung, auf Einzelheiten zurückzukommen, wird es vielleicht nicht fehlen. Neues von Bedeutung bieten die Beschlüsse in keinem Fall.

Als „Krone des Kongresses“ wird nun aber die Bestellung eines Komitees bezeichnet, das als Zentralstelle für die Förderung der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung dienen und künftige Kongresse vorbereiten soll, und zugleich ist der schweizerische Bundesrat nach einem einstimmig angenommnen Antrage Sonnemanns ersucht worden, Einladungen an die Regierungen zur Beschickung einer Arbeiterschutzkonferenz zu richten. Nach der Haltung der schweizerischen Regierungsvertreter auf dem Kongresse — andre Regierungen waren nicht vertreten — darf man wohl annehmen, daß der Bundesrat diesem Ersuchen entsprechen wird, und dann würde die Sache allerdings ein größeres politisches Interesse gewinnen. So weit die vorliegenden Berichte darüber jetzt ein Urteil gestatten, und es ist kaum anzunehmen, daß die Äußerungen der genannten deutschen Gäste oder die Stenogramme über die Verhandlungen etwas wesentliches daran ändern werden, wird das deutsche Reich schwerlich geneigt sein, einer solchen Einladung zu folgen. Der Kongreß, von dem die Einladung angeregt worden ist, und der unzweifelhaft dabei von der Voraussetzung ausging, daß auch die weitern Kongresse ihm in der Zusammensetzung so ziemlich gleich sein würden, war thatsächlich nichts als eine sozialdemokratische Mache, bei der die ultramontanen Sozialisten die klugen, und die deutschen Christlich- und National-Sozialen die dummen Mitmacher waren. Der verhängnisvolle Wahn dieser deutsch-protestantischen Arbeiterapostel, durch eifrige Handlangerdienste, die sie der Sozialdemokratie leisten, wo immer es gilt, die Staatsgewalt und ihre pflichtmäßige und verantwortungsvolle Fürsorge für die arbeitenden Klassen herabzusetzen und der Masse des Volks das Vertrauen zur Regierung zu rauben, derselben Sozialdemokratie den Weg, der zum Umsturz führt, verlegen zu können, hat in Zürich einen traurigen Höhepunkt erreicht. Leider, wie es scheint, ohne den guten Leuten über die ganze Kläglichkeit ihrer Rolle die Augen zu öffnen. Das deutsche Volk hat doch wohl allen Grund, stolz zu sein

Digitized by Google

auf die großartigen, bahnbrechenden Leistungen, die das Reich auf dem weiten, schwierigen Gebiete des Arbeiterschutzes aufzuweisen hat, nicht am wenigsten dank der sozialen Gesinnung der deutschen Kaiser und Fürsten. Dafür fehlte natürlich in Zürich jedes Verständnis auch den deutsch-nationalen Sozialisten. In blindem Unverstand begeisterten sie sich dafür, der Sozialdemokratie und dem päpstlichen Sozialismus die Schleppe zu tragen, ohne eine Ahnung davon, daß dieses Treiben von dem ernsthaften Patrioten geradezu als ein Schlag ins Gesicht für das Deutschtum empfunden werden muß, begeisterten sie sich dafür, Hand in Hand mit denen zu gehen, die nicht müde werden zu erklären, daß sie eine unüberwindliche Kluft trennt von der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung und ihren berufnen Wahrern, und denen der Umsturz des neuen deutschen Reichs und Kaisertums das wichtigste, keinen Augenblick vergessene Ceterum censeo bleibt. Es fehlte gerade noch, daß das Reich, daß die deutschen Regierungen diesen Leuten Gefolgschaft leisteten und sich zur Folie hergäben für die Bestrebungen der roten und schwarzen Umstürzler. Mögen die schweizerischen Souveräne sich glücklich fühlen bei dem lauten Bravo solcher Kongresse, das deutsche Reich und seine Leitung hat andre, ernstere Pflichten nicht nur gegen die eigne Nation, sondern gegen die gesamte Kulturwelt. Den Weg maßvollen, gerechten Arbeiterschutzes, den Deutschland führend betreten hat und fortsetzt, dieses praktische Beispiel wirkt hundertmal mehr auf die zurückgebliebnen Staaten und Völker als hundert solche Kongresse mit ihren rednerischen und parteiagitatorischen Erfolgen. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die Herren Gäste des Kongresses aus Deutschland zu dieser Einladung an die Regierungen stellen werden. Es soll uns nicht wundern, wenn auch dabei die modern-sozialistische Verranntheit nochmals den Sieg über den gesunden Menschenverstand und Patriotismus davontrüge. Die bedenkliche Dosis Größenwahn, die dem Modesozialismus innewohnt, findet bei derlei berauschenden Rede- und Verbrüderungsfesten, wie der Züricher Kongreß eins war, so reichlich Nahrung, daß an eine Heilung so bald nicht zu denken ist.

Gleichheitswahn. In der großen französischen Revolution, wo ein Häuflein Machthaber „aus dem Volke“ denen, die diese Macht nicht anerkennen wollten, einfach die Köpfe abschlug, wurde das berühmte Schlagwort erfunden: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Man kann sich kaum einen krassern Gegensatz denken als zwischen dieser feierlichen Verkündigung der Freiheit und Gleichheit unter den Menschen und dieser schauerlichen Exekution unter denselben Menschen, zwischen der Freiheit, die die einen, und der Freiheit, die die andern „meinten.“ Das ganze Freiheitsgefasel hat damals doch eine so schrecklich-lustige Illustration erfahren, daß man glauben sollte, die Menschheit wäre seit jener Zeit mit dem verdächtigen Worte Freiheit etwas kühler und vorsichtiger umgegangen.

Aber weder Fürsten noch Völker lernen etwas aus der Geschichte. Die Gegenwart, die gebildete sowohl wie die ungebildete, kümmert sich nicht um die Vergangenheit. Man urteilt über die Vergangenheit, aber man hat keinen Gewinn von ihr. Es geht den Völkern — und zu diesen darf man doch wohl auch die Fürsten rechnen, weil die Fürsten ja nur dort in der Natur vorkommen, wo es auch Völker giebt — genau wie den Einzelmenschen. Die Völker haben keinen Nutzen von der Geschichte, so wenig wie der Einzelmensch von den Erfahrungen seiner Eltern Nutzen hat. Denn die Geschichte ist die Erfahrung der Völker oder sollte es wenigstens sein. Jeder Einzelmensch fängt sozusagen sein Leben wieder von vorn an, die Erfahrungen seiner Eltern nützen ihm nichts, weil er sich nicht

Digitized by Google

darum kümmert oder sie gar verachtet. Daher denn auch das schöne Sprichwort: Durch Schaden, d. h. nur durch Schaden, wird man klug. Was wir nicht an unserm eignen Leibe erfahren, das glauben wir nicht, und was wir nicht mit unsern eignen Augen sehen, das besteht für uns nicht. Daher nennen uns die Zoologen, die auch nicht klüger sind als ihre Mitmenschen, homo sapiens. Wenn wir die Weisheit der Sprichwörter endlich zu erkennen anfangen, nachdem wir sie eine Zeit lang gedankenlos im Munde geführt haben, dann ist es schon zu spät für uns, dann stecken wir schon mit beiden Beinen in dem Sumpfe der Alltäglichkeit. Und wer derartige — man nennt sie wohlfeile — Wahrheiten den Jüngern predigt, der wird ausgelacht und unter die Philosophen gerechnet. Und die Schule, wo solche schöne Erkenntnis jetzt unentgeltlich an jedermann abgegeben wird, leistet Sisyphusarbeit und füllt lauteres Wasser in mächtige Siebe. Daher fangen denn auch die Völker — denn sie sind doch nur eine blöde Summe von Einzelmenschen — ihre Geschichte immer wieder von vorn an und nennen sich modern im Gegensatz zu den alten.

Ist das nun so sehr zu beklagen? In gewissem Sinne nicht. Weil das eine Volk nicht imstande ist, sich kühn auf die Schultern des andern zu stellen, so ist auf diese Weise schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Denn wir würden vor lauter „Kultur und Bildung“ aus dem Häuschen geraten, wenn wir mit der gesamten Weisheit unsrer Vorfahren in der Tasche den Weg durchs Leben anträten. Da gäbe es bald für uns nichts Unerreichbares mehr, da wäre die Verbindung zwischen unsrer kleinen Erde und den übrigen Welten bald gefunden, und der Export von Bier, Margarine und Kanonen nach dem Monde wäre vielleicht längst in Schwang. Wir würden uns dann vielleicht auch dafür bedanken, daß unser Leben nur sechzig und wenn es hoch kommt, siebzig Jahre währt, wir würden vielleicht noch einmal neunhundert Jahre alt werden wie der selige Methusalem, so etwa um die Zeit herum, wenn in Preußen endlich das Medizinalwesen vom Kultus getrennt werden wird.

Also mit unsrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist es so lange nichts, als wir alle nur jämmerliche Eintagsfliegen sind, die es sogar in viertausend Jahren nicht allzuweit gebracht haben. Wenn es auf der Welt wirklich eine Gleichheit gäbe, dann würde sich die Freiheit und die Brüderlichkeit schon ganz von selbst einstellen. Die Spitze des schönen dreizinkigen französischen Schlagworts steckt jedenfalls in der Gleichheit. Wenn wir erst einmal gleich wären, dann wären wir auch frei, und wenn wir alle frei wären, dann wären wir auch alle Brüder. Die Freiheit war stets eine Phrase, bei der sich jeder etwas andres dachte, die Gleichheit dagegen ist ein ganz realer Begriff. Ich sage Begriff, etwas wirklich Reales ist sie nicht, weil sie nirgends besteht, weil es nirgends auf der Welt eine Gleichheit giebt und niemals geben wird. Und warum nicht? Weil die Gleichheit eine Unmöglichkeit, weil sie etwas Widernatürliches ist. Alles aber, was wider die Natur ist, kann wohl vielleicht auf kurze Zeit künstlich hervorgerufen werden, muß aber immer wieder der Natur weichen.

Sehen wir uns doch einmal in der Natur um. Freilich, wenn wir Menschen uns am Ende gar nicht mehr zur Natur rechnen, wenn wir uns für eine aparte Leistung der göttlichen Weisheit halten, dann könnten wir ja einmal auf die allgemeine Gleichheit warten. Aber im letzten Grunde gehört doch wohl auch das Göttliche selbst zur Natur; Spinozas und Goethes Pantheismus und Shakespeares und Schopenhauers Individualismus sind auch Natur. Nur die ausgeklügelte dogmatische Göttlichkeit, das ist keine. Also bitte, rechnen wir uns einmal vorläufig

Digitized by Google

auch noch mit zur Natur, da auch das Göttliche, das uns geschaffen hat, mit zur Natur gerechnet werden muß. Wo findet sich denn nun Gleichheit in der Natur? Sehen wir sie uns daraufhin nur einmal flüchtig an. Im Pflanzenreiche giebt es keine zwei Exemplare derselben Spezies, z. B. keine zwei Gänseblumen, die gleich wären; sie sind es nur für den blöden Blick des Kindes, das sich auf der Wiese einen Strauß pflückt. Ja, nicht einmal dieselben Teile derselben Pflanze sind einander gleich. Man findet keine zwei gleichen Blätter auf einem Baum. Sie sind nur gleich für den oberflächlichsten Betrachter, aber ganz verschieden für den, der die Augen aufthut. Die muß man allerdings zuweilen aufthun, wenn man in der Welt etwas sehen oder gar etwas begreifen will. So treffen wir auch in der Natur keine kongruenten Dreiecke an, nur in der Mathematik, einem künstlichen System. Aber auch in der Mathematik sind solche Dreiecke nur gleich, wenn sie gedacht, aber nicht, wenn sie gezeichnet werden. Sobald zwei ideale gleiche Dreiecke Natur annehmen durch Zeichnung, werden sie sofort ungleich. Und wenn wir nun gar das Pflanzenreich als Ganzes betrachten, wie man etwa die Menschheit als Ganzes betrachtet, wo findet sich da Gleichheit? Da steht zum Beispiel die Gänseblume am Fuße eines Eichbaums, und auf diesem Eichbaum lebt ein schmarotzendes Schlinggewächs, das dem mächtigen Stamm allmählich die Lebenssäfte nimmt. Da saugt denn in der schönen Natur zur Abwechslung einmal der Schwache den Starken aus. Du lieber Gott, die schöne Natur wäre gar nicht zum Ansehen, wenn ihre Geschöpfe gleich wären! Das, was uns die Pflanzen- und Tierwelt so anmutig, so reiz- und stimmungsvoll macht, das ist ja die Ungleichheit. Selbst das Grün der Pflanzenwelt ist nicht gleich, es giebt hundertfache Abtönungen dieses Grüns. Das Urgrün, das in sich gleiche Grün, wo ist es, was ist es, und wie entsteht es? Mit dem schönen griechischen Namen, den wir dafür erfunden haben, ist nichts bewiesen. Und dann im Tierreich, wo ist die Gleichheit? Man braucht gar nicht einmal an die Raubtiere zu denken, die über ihre Nebentiere herfallen und sie verspeisen. Diese radikale Raubtierphilosophie findet einen lyrischen Widerhall in dem sinnigen Sprüchlein: Was ist der Lebenszweck auf Erden? Fressen und Gefressenwerden. Auch unter den Raubtieren selbst, wo ist da Gleichheit? Ist der eine Tiger ebenso stark, ebenso schlau und ebenso schön wie der andre? Finden sich nicht unter einer Elefantenherde, einer Straußenkolonie, unter Störchen, Eidergänsen, Schwalben bevorzugte Exemplare, die die Führung übernehmen? Es giebt sogar schlaue und dumme Füchse. Bei den Ameisen und Bienen sehen wir es klar und deutlich, daß es auch im Tierreich Herren und Knechte giebt. Und es wäre doch sehr leichtfertig, anzunehmen, daß da, wo wir einen solchen Unterschied nicht sehen, auch keiner vorhanden sei. Eine Herde wilder Pferde wird gerade so gut ihre Über-, Mit- und Nebenpferde haben, wie wir von Über-, Mit- und Nebenmenschen reden. Und wenn wir bei den Heringen bis jetzt von einer feinern Gesellschaftsordnung wie bei den Bienen und Ameisen noch nichts bemerkt haben, so wäre es jedenfalls voreilig, zu behaupten, sie hätten keine solche Ordnung. Wir befassen uns mit dem Hering hauptsächlich, wenn er sich im Salze und wir uns im Thrane befinden; da können wir freilich keine soziologischen Studien machen. Selbst im Mineralreich, dessen Lebensfunktionen uns am dunkelsten sind, und das wir in unsrer Beschränktheit tot nennen, giebt es Rangunterschiede. Ich denke natürlich nicht an die Wertschätzung, die wir den verschiednen Mineralien beilegen, wonach uns ein Zwanzigmarkstück als etwas „Höheres“ erscheint als ein Nickelstück, oder wenn wir von einem Edelstein entzückter sind als von einem Kiesel. Aber die Widerstandsfähigkeit, das, was wir Härte nennen, ist bei den Mineralien grund-

Digitized by Google

verschieden. Das härtere Mineral siegt im Daseinskampf über das weichere. Die Geologie ist die Geschichte der Kämpfe, in denen die einzelnen Mineralien ihre Kräfte gemessen haben. Und die Weltkörper im Weltenraum sind erst recht ungleich. Ist unsre Erde, auf der wir alle herumwimmeln mit unsrer ratio und unsrer ultima ratio, nicht ein jämmerliches Klümpchen gegen die Kolosse, die im Äther ewigen Gesetzen folgen müssen? Würde unsre Erde mit sämtlichen Polizeipräsidenten und Ministern nicht in Milliarden Stückchen zerschellen, wenn sie mit einem ihrer viel mächtigern Weltenraumgenossen zusammenstieße? Hängt sie nicht schon wie ein erbärmlicher Unterthan von einem allmächtigen Despoten, wie ein Unfreier von einem Edeln, von der Sonne ab? Wenn ihr die Gnadensonne nicht mehr scheint, dann ist sie „futsch" wie ein Staatssekretär. Wenn die Sonne plötzlich wie eine kopflose Zeitung ihr Erscheinen einstellte, dann wären wir allerdings alle gleich, „all sündhaft Vieh und Menschenkind," dann könnte es uns aber auch gleichgiltig sein, ob das allgemeine Stimmrecht abgeschafft wird, und ob ein Briefträger Oberst oder ein Oberst Briefträger wird.

Wo nun alles ungleich ist in der Natur, wo Steine, Pflanzen und Tiere die Ungleichheit auf dieser Welt predigen und die Weltkörper im Weltenraum sie verkündigen, da sollten wir Menschen ganz allein gleich sein oder jemals gleich werden? Wer das behauptet, ist ein Narr, und wer darauf ein System baut, ein politisches oder ein soziales, ist ein Hauptnarr. Wenn in dem Menschen das intuitive, das urangeborne Streben nach Gleichheit steckt, warum ist er denn dann kein Affe geblieben, warum hat er sich denn aus dieser ordinären Gesellschaft gedrückt, um sich in eine bessere einzuschleichen? Das sind doch schon die reinen Kasinotendenzen in ihren Uranfängen! Giebt es denn zwei äußerlich gleiche Menschen auf der Welt, ja giebt es auch nur zwei gleiche menschliche Nasen auf der Welt? Und da sollte die geistige Menschheit gleich sein, wir alle sollten mit derselben geistigen Begabung auf die Welt kommen, es sollte von Natur keine Klugen und keine Dummen geben, und die Klugen sollten es nicht weiter bringen als die Dummen? In den ganzen Lebensprinzipien der Natur liegt Ungleichheit, nur Ungleichheit. Wenn die Menschen gleich wären und gleich blieben, wenn der eine so wenig Ideen hätte wie der andre, dann führen wir immer noch mit einer holprigen, zweirädrigen Karre auf holprigen, schlammigen Wegen von einem Bierdorf zum andern, während wir jetzt mit der Stadtbahn um den ganzen erleuchteten Sitz der preußischen Regierung herumfahren können. Wenn die Menschen gleich wären, dann schlügen wir immer noch mit den langen, breiten, mittelalterlichen Plempen aufeinander los, anstatt uns mit den niedlichen, wohlgeputzten Kleinkalibrigen gegenseitig das Lebenslicht auszupusten. Wenn die Menschen gleich wären und gleich blieben, dann wäre die Armut mit samt der allgemeinen Pauverté längst abgeschafft, und wir säßen alle auf der weinumrankten Veranda unsrer Villa.

Nein, die Menschen sind nicht gleich und werden auch niemals gleich werden. Nicht einmal im Tode werden sie gleich, denn der eine wird mit Musik begraben, und der andre muß ohne diesen Genuß seine letzte Fahrt machen, der eine bekommt ein Denkmal, worauf zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß er in seinem Leben viel Vergnügen und wenig Arbeit gehabt hat, und der andre bekommt kein Denkmal, woraus zu schließen ist, daß er in seinem Leben wenig Vergnügen und viel Arbeit gehabt hat. Die Menschen sind verteufelt ungleich, auf der Straße, in der Schule, im Wirtshaus, auf jeder Arbeitsstätte kann man das zu jeder Stunde erkennen: die Dummen sterben nicht aus, und die Klugen, Gott sei Dank, auch nicht. Und wenn es die Dummen häufig weiter bringen als die Klugen, dann haben

Digitized by Google

wir wieder den herrlichen Ausgleich in der Natur, jene Naturgerechtigkeit, die von der menschlichen Gerechtigkeit so wohlthuend absticht.

Und weil die Menschen niemals gleich werden können, weil die Liebe der Natur in die Hände spielt, weil die Liebe der Natur die Ungleichen liefert, ewig und immerdar, so ist auch jegliches Menschenbeglückungssystem, das auf dem Prinzip der Gleichheit beruht, entweder ein Hirngespinst oder eine Betrügerei. Man mag die Menschen für eine kurze Spanne Zeit mit Gewalt so gleich machen, daß sie von einer geschornen Hammelherde nicht mehr zu unterscheiden ist: bald wird sich zeigen, daß auch innerhalb dieser Herde der Klügere über den Dümmern triumphirt, oder auch umgekehrt, aber gleich bleibt die Herde nicht. Von dem geistigen Erbteil, zu dem auch die geschäftliche Anlage gehört, von diesem Erbteil, das jeder mit auf die Welt bringt, kann dem Menschen nichts genommen werden. Die Menschen würden auch unter den erschwerendsten Umständen immer wieder darnach streben, naturnotwendig darnach streben, die Ungleichheit, die von der Natur in ihnen niedergelegt ist, auch äußerlich zu bethätigen. Nicht die Erziehung, der Unterricht, die Bildung, überhaupt die Kultur macht die Menschen ungleich, sondern die Natur hat diese Ungleichheit zu ihren ewigen Zwecken nötig. Und da wir diese Zwecke weder begreifen noch erkennen können, weil wir selbst ja ein Bruchteil dieser Natur sind, so werden wir auch die Notwendigkeit unsrer eignen Ungleichheit weder begreifen noch ändern können.

Litteratur

Henri Welschinger, Le Roi de Rome. Paris, Plon, 1897

Mit diesem Buch ist wohl über den König von Rom das letzte Wort gesprochen worden: das Material ist erschöpft, und das politische Interesse an dieser Persönlichkeit auch. Beim Leser wird durch diesen stattlichen Band überhaupt weniger das politische als das psychologische Interesse an diesem entthronten Erben ungeheurer Herrschaftsansprüche erregt.

Von Rechts wegen war Napoleon II. Kaiser der Franzosen von dem Tage ab, wo sein Vater zu seinen Gunsten abdankte und die Kammern von Paris den Sohn feierlich und förmlich als Erben der Krone anerkannten. Daß die Mächte die Anerkennung verweigerten, ändert daran nichts. In so weit, aber auch nicht weiter hat Napoleon II. eine unmittelbare Rolle in der Geschichte der Staaten gespielt. Wenn er dann später in der Hand Metternichs ein politisches Werkzeug von einiger Wirkung wurde, so war das nur eine mittelbare Wirkung. Metternich brauchte den Kaiser der Franzosen, König von Rom, Herzog von Reichstadt bis an dessen Lebensende als eine bequeme Leine, an der er den Hof der Bourbonen und zuletzt auch Ludwig Philipp leitete. Sobald man in Paris Miene machte, etwas andres zu wollen als Metternich, drohte er mit dem Herzog, den er gegen die französischen Machthaber loslassen werde. Und nie ohne Wirkung, denn man fürchtete dort diesen zweiten Napoleon fast mehr als den ersten, und Franz II. mochte Recht haben, wenn er dem Enkel sagte, er brauchte nur in Straßburg zu

Digitized by Google

erscheinen, um ganz Frankreich zu seinen Füßen zu sehen. Wenn nun der Enkel, der sogar zum Franz umgenannt worden war, doch nicht nach Straßburg entlassen wurde, so geschah es, weil Metternich den Napoleoniden kaum minder fürchtete als Ludwig oder Karl von Frankreich. Die napoleonischen Erinnerungen waren so stark, daß der große Name nicht nur Frankreich, sondern auch Italien zur Erhebung fortgerissen hätte, und Italien wollte Metternich nun einmal durchaus nicht aus seiner Hand lassen. Man rief in Rom, Bologna und andern Orten Italiens sogar stürmischer nach dem napoleonischen Befreier als in Frankreich. So hielt Metternich den Jüngling sorgfältig in Gewahrsam zu Schönbrunn und Wien, so sorgfältig, daß diese Behandlung für den Jüngling allerdings zur Härte wurde. Er wurde gewaltsam dem Vater entzogen, alle und jede Verbindung mit ihm wurde gelöst, er wurde der Pfleger seiner Jugend, der französischen Freunde seines Vaters beraubt, er wurde von allen Verbindungen des Bonapartismus fern gehalten, jeder seiner Schritte wurde streng überwacht; selbst die sich in dem früh entwickelten Jüngling steigernde Leidenschaft für das Kriegshandwerk flößte Metternich Schrecken ein, und wenn diese Behandlung hart war, so kann man sie doch nicht mit Welschinger ganz verdammen, wenn man erwägt, was man in Wien und anderwärts unter dem Namen Bonaparte seit Jahrzehnten gelitten und wie tiefe Wurzeln dieser Name in dem gallischen und römischen Ehrgeiz geschlagen hatte. Obwohl aber Welschinger hier zu weit geht, so hat er doch das Verdienst, die letzten Reste der Legende zerstört zu haben, wonach der Herzog von Reichstadt durch Metternich absichtlich körperlich und geistig entnervt und einem vorzeitigen Tode zugeführt worden sei. Das ist falsch. Der Prinz wurde als ein österreichischer Prinz erzogen, genoß der Liebe und Sorge des Kaisers und des Hofes in hohem Maße, erweckte große Hoffnungen und hoffte selbst, wenn nicht ein Heros wie sein Vater, so doch ein zweiter Eugen von Savoyen für Österreich zu werden.

Das ist der fesselnde psychologische Zug in dem Leben Napoleons II.: ein feuriger Geist unter der erhitzenden Sonnenglut der napoleonischen Ruhmeserbschaft, gebannt in die enge Zelle des Wiener Hofkavaliers, gefesselt an die theoretische Studirstube, an das öffentliche Nichtsthun. Es mag sein, daß diese Luft auf Seele und Körper des hochstrebenden Jünglings eine verderbliche Wirkung ausgeübt hat, daß sein heißes Gemüt sich verzehrte, daß der stete innere Kampf zwischen dem Wollen, das aus dem Bewußtsein der Abstammung floß, und dem Können, dem auf Schritt und Tritt das „Zurück!“ der kaiserlichen Polizei entgegenschallte, den Keim der Schwindsucht entwickelt hat: von einer Verleitung zu Ausschweifung, von gewollter Verführung zu aufreibendem Leben kann keine Rede sein. Napoleon II. starb als ein Jüngling, dessen Lebenswandel geordneter und mäßiger gewesen war, als der wohl der meisten andern Herren des Wiener Hofes. Freilich war er nicht der Korse von Ajaccio. Wäre er von dessen Schlage gewesen, so hätte ihn weder Metternich noch sein Freund von Prokesch-Osten davon zurückgehalten, sein Glück in Frankreich zu versuchen. E. v. d. B.

Christentum, Kirche und Fortschritt. Es giebt in Deutschland ein paar tausend verständige und wissenschaftlich gebildete Katholiken, und man kann sich denken, wie die sich über den Taxilschwindel geärgert und wegen der Blamage eines so großen Teils des katholischen Klerus geschämt haben mögen. Ein Ausbruch dieses Ärgers ist die Broschüre des Würzburger Professors und derzeitigen Rektors Dr. Hermann Schell: Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts (bei Göbel in Würzburg in fünfter Auflage mit einem Nachwort erschienen). Wir

Digitized by Google

haben das Schriftchen erst jetzt gelesen und müssen gestehen, daß wir den Zeitungslärm darüber nicht gerechtfertigt finden. Es ist nur ein schwacher Abklatsch der Proteste, die um 1870 von freisinnigen Katholiken gegen die römische Wirtschaft erhoben worden sind. Ein Versuch, die im Titel liegende Behauptung zu beweisen, wird gar nicht gemacht; Schell beweist höchstens, daß die katholische Kirche ohne groben Aberglauben bestehen und sich mit dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt vertragen kann, aber nicht, daß sie diesen fördert. Mit weit größerem Recht hätte der Lic. H. Martensen Larsen, Pfarrer in Vejlby bei Aarhus, eine schöne Studie, die zuerst in dänischer Sprache herausgegeben worden war und jetzt bei Reuter und Reichhard in Berlin deutsch erschienen ist, das Christentum als Prinzip des Fortschritts betiteln können; er überschreibt sie aber bloß: Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum. Der Verfasser beweist, daß es der Polytheismus gewesen ist, was den asiatischen Kulturvölkern und auch noch den Griechen und Römern den Zugang zur Naturerkenntnis versperrt hat. Wo jeder Baum und jeder Stern für eine Gottheit gehalten wird, wo die Durchforschung der Naturwesen als eine Antastung Gottes, ein Sakrileg gilt, wo ein Anaxagoras als Gottesleugner verfolgt wird, weil er lehrt, die Sonne sei nur ein glühender Stein, wo die ganze Natur mit Dämonen erfüllt, sozusagen verhext ist, da kann von Naturerkenntnis keine Rede sein. Sie wird erst durch den Monotheismus möglich, der die Natur für ein Werk Gottes erklärt; bei diesem Werke der höchsten Vernunft versteht es sich von selbst, daß es ein gesetzmäßig geordnetes Ganze sein muß, und mit der Anerkennung dieser Thatsache ist der erste Schritt zu der wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur geschehen. Daß diese Wirkung des Monotheismus so spät zum Durchbruch gekommen ist, erklärt sich aus den unüberwundnen Resten des Heidentums; und zwar hat nicht bloß der zurückgebliebne Dämonen- und sonstige Aberglaube gehindert, sondern auch der unerschütterliche Glaube der Gelehrten an die unfehlbare Autorität der alten Philosophen; so sind es z. B. die Aristoteliker gewesen, die die Inquisition auf Galilei gehetzt haben. Der Grundgedanke der Schrift findet sich, wie der Verfasser bekennt, schon bei Friedrich Albert Lange und Dubois-Reymond; aber er hat ihn erst selbständig durchgeführt und bewiesen.

Jakob Böhme. Über sein Leben und seine Philosophie. Rede, gehalten zu Kiel am 8. Mai 1897 von Dr. Paul Deussen, Professor der Philosophie an der Universität. Herausgegeben zum Besten eines Jakob Böhme-Denkmals in Görlitz. Preis 50 Pfennig. Kiel, Lipsius und Tischer, 1897

Der Vortrag giebt in anziehender Darstellung, was ein gebildeter Mann von dem Schuster und Theosophen zu wissen wünschen kann. Aus dessen Schriften schält Deussen den Kern heraus, und man muß gestehen, daß dieser die Grundprobleme der Religionsphilosophie in einer originellen, nicht bloß an die alten Mystiker, sondern auch an die modernen pantheistischen Systeme erinnernden Form darbietet. Aber der Verfasser überschätzt seinen Helden, wenn er meint, daß dieser unter günstigern Umständen „ganz der Mann gewesen wäre, die von Luther halb vollbrachte Reformation der Kirche zu vollenden und eine Versöhnung der Wissenschaft und des Glaubens herbeizuführen, wie sie uns bis auf den heutigen Tag noch fehlt."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in L.

Digitized by Google

J. Hart

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 37

Ausgegeben am 16. September 1897

Inhalt:

	Seite
Die Reichsdeutschen und die Deutsch-Österreicher	481
Rente und Rohertrag	486
Einiges von der deutschen Rechtseinheit. Von Otto Hagen. I—4	493
Jeremias Gotthelf. Von Adolf Bartels. 4	502
Vom Idealismus in der Wissenschaft	511
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Das konservative Frankreich — Die Zionisten — Zur Geschichte des Deutschtums in Nordamerika	516
Litteratur	522

Hierzu 1 litterarische Beilage von Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen
aus dem alten Preußen

Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet

von

D. v. Malachowski

Preis broschirt: 2 Mark 50 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

Die Reichsdeutschen und die Deutsch-Österreicher

Unsre Volksgenossen in Österreich, vor allem in den deutsch-slawischen Ländern, sind jetzt in einer beklagenswerten Lage. Der alte Nationalitätenstreit ist seit den unseligen Sprachverordnungen des Grafen Badeni zu hellen Flammen aufgelodert, und hie und da ist es zu Auftritten gekommen, die vom Bürgerkriege nicht mehr weit entfernt sind. Die Regierung weiß sich nicht anders zu helfen als mit Gendarmerie und Militär und mit dem Verbot jeder politischen Versammlung, sie mag von Deutschen oder von Tschechen berufen werden. Die Deutschen fühlen sich von einer rohen Mehrheit bedroht und vergewaltigt, sie sind aufs äußerste darüber erbittert, daß eine „polnische Regierung“ die alte Vorherrschaft ihrer Sprache und Kultur der nimmersatten slawischen Begehrlichkeit opfert, und sie empfinden das zugleich als einen schweren Undank, da sie — und nur sie — Österreich gegründet und erhalten haben, während alle andern Stämme immer nur an ihre Sonderinteressen gedacht haben und denken; ja sie beginnen an der Zukunft ihres Staates zu verzweifeln, und ihre österreichische Staatsgesinnung, selbst ihre Anhänglichkeit an die Dynastie gerät ins Wanken. Und zwar geschieht das keineswegs nur in Böhmen und Mähren, auch die Deutschen der Donau- und Alpenlande nehmen leidenschaftlich Partei für ihre Stammesgenossen, und sogar in dem allezeit kaisertreuen Tirol kann man die Ansicht aussprechen hören, die so hoch gepriesene Erhebung von 1809 sei eine klerikale Machenschaft gewesen, und es sei tief zu beklagen, daß Tirol 1814 nicht bei Baiern geblieben sei.

Nun wird wohl behauptet, daran sei die Trennung Österreichs von Deutschland im Jahre 1866 schuld. Aber dagegen muß man doch fragen: Hat jemals nach Joseph II. eine österreichische Regierung den Versuch gemacht, die Deutschen als den herrschenden Stamm zu behandeln, ihnen die

Digitized by Google

Stellung einzuräumen, die sich die Magyaren in einer sehr ähnlichen Lage in Ungarn gesichert haben? Deutsche oder deutschsprechende Beamte haben allerdings unter Metternich und dann wieder in den Jahren der verschrieenen Reaktion nicht nur Österreich, sondern auch Ungarn regiert, aber wahrlich nicht um des Deutschtums willen, und sie haben dies dadurch verhaßt gemacht als ein Werkzeug zur Knechtung. Denn längst vor 1848 waren die Tschechen und Magyaren zum Bewußtsein ihres Volkstums erwacht, für sie war die Erhebung von 1848/49 vor allem ein Kampf gegen das Deutschtum. Und als sie mit Waffengewalt niedergeworfen waren, und der alte Absolutismus wieder regierte, da hat es doch ein so gut österreichischer und ideal gerichteter Staatsmann wie Graf Leo Thun, der große Reformator des österreichischen Unterrichtswesens, ausdrücklich als seine Aufgabe bezeichnet, die Eigentümlichkeit jeder Nationalität zu pflegen; von einer Germanisirung wollte er nichts wissen. Als dann nach 1859 der Absolutismus abermals zusammenbrach, verfolgte der liberale Zentralist Schmerling allerdings ein Ziel wie etwa Joseph II., wenn auch mit modernen Mitteln, aber niemals haben sich ihm die Tschechen, Polen, Magyaren und Italiener gebeugt, und sein österreichischer Gesamtreichstag blieb ein Traum. Dann versuchte es Belcredi seit 1865 mit dem Föderalismus, den er nur durch die Klerikalen und die nichtdeutschen Nationalitäten hätte durchsetzen können, der also diesen zu größerer Selbständigkeit verhelfen mußte. Mit solchen Bundesgenossen begann man 1866 den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, nicht viel anders als einst Ferdinand II.! Und gesetzt auch den Fall, er wäre für Österreich siegreich verlaufen, so hätte Österreich doch niemals daran gedacht, das übrige Deutschland in eine engere bundesstaatliche Verbindung mit sich zu bringen, also sein Deutschtum so zu stärken, daß es die Herrschaft hätte behaupten können, denn die mit ihm verbündeten Mittelstaaten schlugen sich um ihrer ungeschmälerten Souveränität willen, und außerdem hatte sich Österreich in einem geheimen Vertrage mit Frankreich ausdrücklich verpflichtet, keine engere Verbindung als bisher mit den deutschen Staaten einzugehen.

Nach der Katastrophe von 1866 trat wieder ein jäher Systemwechsel ein. Mit dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn kamen in Österreich nicht etwa die Slawen, sondern die Schöpfer der Verfassung, die Deutsch-Liberalen, ans Ruder und behaupteten diese Herrschaft zwölf volle Jahre lang, bis 1879, trotz der Opposition der Tschechen. Gerade in diese Jahre fällt eine Reihe verhängnisvoller Fehler. Statt die ehemaligen deutschen Bundesländer in ein abgeschlossenes Ganze zu verwandeln, wo den Deutschen die parlamentarische Mehrheit sicher gewesen wäre, und statt Galizien und Dalmatien eine Sonderstellung zu gewähren, ähnlich wie sie die klügern Magyaren den Kroaten einräumten, statt also diesen Ländern nur in gewissen allgemeinen Reichsangelegenheiten das Stimmrecht im Reichsrate zu geben, im übrigen sie sich selbst zu überlassen,

Digitized by Google

gewährten ihnen die deutschen Liberalen nicht nur die volle innere Selbständigkeit, sodaß das halbruthenische Galizien der rohen Herrschaft des polnischen Adels, Dalmatien den Kroaten ausgeliefert wurde, sondern auch vollen Anteil am Reichsrate, schufen also in diesem selbst die Möglichkeit einer slawischen Mehrheit und für die stets geschlossene polnische Partei die Gelegenheit, die ausschlaggebende Stellung zu gewinnen, die sie heute einnimmt. Dann versäumten sie es, das Deutsche ausdrücklich als Staatssprache festzusetzen, was sie mit viel besserm Rechte als die Magyaren für ihre Sprache in Ungarn hätten thun können, einesteils, weil ein solches Gesetz in Galizien und Dalmatien undurchführbar gewesen wäre, andrerseits, weil sie trotz aller geschichtlichen Erfahrungen eine Gefährdung dieser Stellung des Deutschen für ganz unmöglich hielten. Sodann gaben sie ruhig die weitere Ausbreitung eines slawischen Schulwesens zu, und endlich untergruben sie die Stellung ihres eignen Ministeriums, indem sie sich 1878 kurzsichtig der unvermeidlichen Besetzung Bosniens widersetzten und damit das Kaiserhaus wie das Heer schwer beleidigten, die beide darin eine Entschädigung für die Gebietsverluste und Niederlagen seit 1859 sahen. Darüber brach 1879 ihre Herrschaft zusammen, und die „Versöhnungspolitik" des Grafen Taaffe suchte die slawischen Stämme durch immer neue Zugeständnisse, namentlich auf dem Gebiete der Amtssprache und des Unterrichtswesens, zu gewinnen. Das gelang natürlich nicht, weil die Slawen in Böhmen, Mähren und Krain im Grunde nicht die Gleichberechtigung, sondern die Alleinherrschaft wollen, und das Höchste, was Taaffe erreichte, war, wie ein Österreicher einmal schlagend, übrigens nicht im ironischen Sinne, sondern im vollen Ernste anerkennend bemerkte, „die moderirte Unzufriedenheit aller Nationalitäten," immerhin kein ganz übles Ergebnis für Österreich, da es die nationalen Neigungen keines seiner Stämme völlig befriedigen kann. Aber praktisch bedeutete es allerdings das allmähliche Zurückdrängen des Deutschen in der Verwaltung und in der Schule, sogar im Heere, derart, daß die Zahl der deutschsprechenden Unteroffiziere längst nicht mehr genügt, und die volle Kenntnis der deutschen „Armeesprache" selbst bei den Offizieren wesentlich zurückgegangen ist, sodaß unter Umständen Patrouillen verschiedner Regimenter sich gar nicht mehr miteinander verständigen können, eine erbauliche Aussicht für den Kriegsfall!

Was also jetzt geschieht, das ist die Folge der unglücklichen Verteilung der Nationalitäten im Kaiserstaate und alter, schwerer Fehler der Deutschen selbst, und was die „polnische Regierung" jetzt thut, das ist die Fortsetzung der „Versöhnungspolitik" des Grafen Taaffe.

Ein Ausweg aus diesem Wirrsal ist weit und breit nicht zu entdecken. Die Deutschen haben vorläufig das Parlament gelähmt und also die ganze Regierungsmaschine zum Stillstand gebracht, in dem entscheidenden Augenblick, wo der Ausgleich mit Ungarn zu stande kommen muß, wenn der Dualismus nicht aus den Fugen gehen soll. Aber sie sind jetzt so wenig einig wie früher.

Digitized by Google

Der größte Teil des deutschbürtigen Adels und der Geistlichkeit steht gegen die eignen Landsleute, weil beide den Liberalismus mehr hassen als die Slawen; die Massen der deutschen Bauern sind klerikal, das deutsch-österreichische Bürgertum, auf das fast die ganze Last des Kampfes fällt, ist noch immer schwach und stark verjudet. Andrerseits werden die Parteien der Mehrheit durch nichts zusammengehalten als durch den gemeinsamen Haß gegen die Deutschen und durch das klerikal-feudale Interesse. Dazu die wachsende Erbitterung hüben und drüben. Auch wenn, was augenblicklich höchst unwahrscheinlich ist, selbst in diesem Lande der Unwahrscheinlichkeiten, Graf Badeni zurücktreten müßte und die Sprachverordnungen aufgehoben würden, so würde das die Deutschen nicht befriedigen und mindestens die Tschechen tötlich verletzen. Führt aber die Regierung in Böhmen und Mähren die sogenannte „nationale Gleichberechtigung," d. h. die Gleichberechtigung zweier Sprachen, von denen die eine von sechs, die andre von sechzig Millionen Menschen in Europa gesprochen wird, völlig durch, wie sie es als ihre Absicht verkündigt, so stärkt sie den Größenwahn der Tschechen, zerstört in einem großen Teile der Deutschen den letzten Rest von österreichischer Staatsgesinnung und gefährdet den Bestand der Monarchie, denn die Bedingung für das Verhältnis zu Ungarn ist die staatliche Einheit Cisleithaniens. Einem föderativen Österreich würde Ungarn ganz sicher den Ausgleich kündigen, es würde sich auf die Personalunion beschränken, und mit der Großmachtstellung Österreichs wäre es zu Ende. Aus demselben Grunde ist auch die Rückkehr zum Absolutismus ausgeschlossen, denn auch mit einem absolut regierten Österreich würde Ungarn die bisherige Gemeinschaft nicht fortsetzen.

Wären beide Teile noch fähig, klar zu denken, so müßten sie begreifen, daß sie sich beide den geographischen und geschichtlichen Bedingungen ihrer Lage zu unterwerfen haben. Die Tschechen müßten den natürlichen Vorrang einer Kultursprache wie der deutschen ehrlich anerkennen, ebenso gut, wie man im diplomatischen Verkehr einen gewissen Vorrang des Französischen, im Welthandel des Englischen anerkennt, und die Deutschen, die in Böhmen oder Mähren eine amtliche Stellung einnehmen wollen, die müßten — es mag offen gesagt sein — sich die zweite Landessprache aneignen. Daß die Tschechen deshalb germanisirt, die Deutschen tschechisirt würden, ist doch nicht ernsthaft zu befürchten. Alle gebildeten Tschechen sind längst des Deutschen mächtig, und solche Schwachköpfe werden doch die Deutschen, die das Tschechische lernen, nicht sein, daß sie deshalb ihre Nationalität aufgeben! Wären sies, dann wäre ihnen auch nicht zu helfen. Statt dessen geberden sich die Tschechen als die alleinigen Herren des Landes, behandeln ihre deutschen Mitbürger wie einst die Hussiten und schicken kindisch-taktlose Telegramme nach Paris, um die französisch-russische Verbindung in der Hoffnung auf den Vernichtungskampf gegen die verhaßten Deutschen zu feiern. Die Deutschen aber ziehen über die Grenze nach Sachsen und Baiern, einer ihrer Redner behandelt in Leipzig den König von

Digitized by Google

Böhmen als einen Lehnsmann des deutschen Volkes (was er beiläufig niemals gewesen ist, er war der Vasall des deutschen Königs), dem sein Lehen auch entzogen werden könne, und will lieber Hochverräter als Volksverräter heißen. Ist das Benehmen der Tschechen unvernünftig, so sind solche Worte im Munde deutscher Österreicher unverzeihlich unklug, denn sie schärfen den Gegnern, die doch jetzt in der Mehrheit sind, nur die Waffe, beleidigen die Dynastie aufs schwerste und machen es für die Deutschen im Reiche sehr schwierig, für die bedrängten Volksgenossen jenseits des Erzgebirges und des Böhmerwaldes einzutreten.

Gewiß, unsre wärmsten Sympathien gehören ihnen; wenn sie zu uns kommen, um einmal ihr Herz auszuschütten, so sind sie willkommen, und wenn auch reichsdeutsche Arbeitgeber damit beginnen, ihre tschechischen Arbeiter zu entlassen, so ist das nur die gerechte Vergeltung für viel ärgere Dinge in Böhmen. Aber sobald die Deutsch-Österreicher mit dem Zerfall ihres Staates zu rechnen beginnen, müssen wir ihnen rundweg sagen: das würde euch nichts helfen und uns unermeßlich schaden. Ein Zerfall Österreichs wäre eine ungeheure Revolution, bedeutete eine völlige Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, und ein Anschluß der Westhälfte an das deutsche Reich wäre nur in der Form eines lockern Staatenbundes möglich, in der Form unsers Bundesstaats unmöglich. Wer das bestreitet, wer Deutsch-Österreich kurzweg in unser Reich aufnehmen will, mit dem ist nicht zu reden, der versteht nicht einmal das Abc der deutschen Politik und beweist nur, daß er aus der Geschichte nichts gelernt hat. Man stelle sich den deutschen Reichstag vor, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts durch österreichische Abgeordnete verstärkt! Die Tschechen und Slowenen würden sich, wenn sie überhaupt kämen, den Polen anschließen, auch die Deutschen würden ganz überwiegend klerikale Vertreter schicken, also das ohnehin schon übermächtige Zentrum verstärken. Mit einem solchen Reichstage ließe sich überhaupt nicht regieren, keinesfalls in nationaldeutschem Sinne. Daheim aber in Böhmen und Mähren würde der Nationalitätenhader fortdauern, und wir könnten doch die Tschechen weder germanisiren noch austreiben, namentlich nicht mit einem solchen Reichstage. Auch wenn Deutsch-Österreich nur in losere staatenbündische Verbindung mit uns träte, würde sich das Verhältnis der Nationalitäten dort nicht ändern. Kurz, wir würden die Einheit unsers Reiches lockern, im Süden einen ganz unsichern, durch innern Hader beständig zerrissenen schwachen Bundesgenossen erwerben, Ungarn einem ungewissen Schicksale überlassen und Galizien den Russen in die Hände liefern. Kann das das Ziel einer vernünftigen deutschen Politik sein?

Allerdings, eins wird man in Wien und Prag recht ernsthaft erwägen müssen, ehe man in dieser Art von Gleichberechtigungspolitik weitergeht. Ein Österreich, das von derartigem grimmigen Nationalitätenhader zerrissen wird, und wo die Todfeinde des Deutschtums, die Tschechen mit den Klerikalen und Feudalen, den Ton angeben, könnte für uns aufhören ein sichrer und wert-

Digitized by Google

voller Bundesgenosse zu sein. Ja es giebt eine Bedingung, unter der wir in unserm eignen Interesse gezwungen sein würden, einzuschreiten, selbst mit Waffengewalt; das wäre die Bildung eines tschechischen Königreichs Böhmen, das die Deutschen in eine untergeordnete Stellung herabdrückte. Ein solches könnten wir niemals dulden, wir müßten eingreifen, um unser Fleisch und Blut vor roher Vergewaltigung zu retten, und um eine feindliche Staatenbildung zu zerstören, die, mitten hineingeschoben zwischen Schlesien, Sachsen und Baiern, uns im Falle eines europäischen Krieges aufs gefährlichste bedrohen könnte. Eine neue deutsche Eroberung Böhmens aber würde das Ende nicht nur aller Träume von der selbständigen Wenzelkrone, sondern auch aller „Gleichberechtigung" des tschechischen Volkstums sein. Aber Gott verhüte, daß jemals diese bittere Notwendigkeit an uns herantrete!

Rente und Rohertrag

Im folgenden sollen einige längst bewiesene Sätze aus Ricardos und Thünens Grundrententheorie wiederholt und auf die Gegenwart angewandt werden.

Erstens: Mit den Marktpreisen des Getreides steigt und fällt die Grundrente.

Die Bewohner eines Landes verlangen je nach ihrer Anzahl eine bestimmte Menge Getreide im weitesten Sinne des Wortes zu ihrem Lebensunterhalt. Das ist die Nachfrage. Um sie zu befriedigen, wird Ackerland in entsprechendem Umfang unter den Pflug genommen und mit einem bestimmten Aufwand von Arbeit bestellt. Wie die Erfahrung lehrt, wird nicht alles Land, Stück für Stück, bebaut, sondern es bleibt immer welches liegen, das zu unfruchtbar ist, zu viel Arbeit verlangt, um einen bestimmten Ertrag zu liefern. Dies Land kann übergangen werden, weil in nicht zu weiter Entfernung besserer, weniger anspruchsvoller Boden zu haben ist.

Der Marktpreis ist für gleich gutes Getreide immer gleich, mag es mit viel oder mit wenig Arbeit hergestellt sein. Er kann aber nicht andauernd niedriger sein, als was es kostet, die Ware auf dem schlechtesten Boden herzustellen und von dem fernsten Acker herzuschaffen, der zur Befriedigung der Nachfrage noch bebaut werden muß. Sonst würde man dieses verlustreiche Unternehmen aufgeben; die Nachfrage würde nicht befriedigt werden, und der Preis würde steigen. Er kann aber auch nicht andauernd höher sein, als was die

Digitized by Google

Produktionskosten an dem schlechtesten und fernstem Boden betragen, der noch bebaut werden muß; denn sonst würde man es mit Gewinn unternehmen können, noch schlechtern oder fernern Boden zu bebauen, ohne daß diese Warenvermehrung zur Befriedigung der Nachfrage nötig wäre, die Nachfrage würde also überboten werden, und der Preis würde sinken. Der Preis wird demnach immer gleich sein den Beschaffungskosten der Ware von dem ungünstigsten Boden, der zur Befriedigung der Nachfrage noch benutzt werden muß.

Auf Land aber, das fruchtbar ist und dem Markte nahe liegt, hat man für dieselbe Menge Getreide weniger Beschaffungskosten und erhält doch denselben Preis. Es besteht also eine Differenz zwischen Preis und Kosten, und diese nennt man Rente. Wird mehr Getreide verlangt, so muß es von schlechterm oder fernerm Lande geholt werden, die Produktionskosten steigen, und damit auch der Preis. Auf den alten Ländern erhält man nun für seine Ware mehr Geld und giebt doch nur ebenso wenig aus wie früher; die Differenz zwischen Preis und Kosten wird also größer, das heißt: die Rente steigt. Sinkt dagegen der Preis, wie er z. B. jetzt bei uns sinkt, weil infolge der Verbilligung des Wasserweges die fruchtbaren Äcker Amerikas unsre Nachfrage befriedigen können, und darum unter unsern eignen Äckern die anspruchsvollsten, die das Korn teuer gemacht haben, nicht mehr gebraucht werden, so bekommt jeder deutsche Landwirt weniger für das Getreide, das er liefert, und hat doch noch dieselben Ausgaben. Die Rente sinkt also, und zwar nicht nur auf einzelnen Äckern, sondern auf allen, guten wie schlechten; auf den schlechtesten und fernsten aber, z. B. auf manchen ostdeutschen, bringt die Bebauung geradezu Verlust.

Man kann also mit Recht sagen: die deutsche Landwirtschaft ist unrentabel geworden, nämlich bei der Ausdehnung und dem Arbeitsaufwand wie bisher. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß überhaupt auf keinem Acker mehr Rente zu erzielen wäre. Das würde erst eintreten, wenn nur die ganz wenigen allerfruchtbarsten Äcker noch bestellt werden könnten und 99 Prozent wüst lägen.

Man kann aber nicht behaupten, daß die deutsche Landwirtschaft nur deshalb nicht rentire, weil die Güterwerte zu hoch seien, und erst dann „gesunden“ könne, wenn die Güterwerte auf die „normale“ Höhe heruntergegangen seien. Warum sind sie denn so hoch? Etwa nur deshalb, weil man bei Kauf und Übernahme zu leichtsinnig war? Die Landwirte sind nicht leichtsinniger als andre Menschen. Nein, darum, weil der Ackerbau früher besser rentirte. Die ganze Weisheit läuft also darauf hinaus, daß die Landwirtschaft heute zu wenig einbringt, weil sie früher mehr einbrachte. Der Kapitalwert der Güter ist noch mehr als jeder andre eine Einbildung, ein rechnerischer Ausdruck, wie das schon oft genug dargethan worden ist. Man kann also nicht die Rente erhöhen, indem man den Kapitalwert herunterſetzt. Denn was real ist, das ist die Rente: sie steigt und fällt. Der Kapitalwert ist nur

Digitized by Google

ein Signalhebel, an dem man die Bewegung vergrößert beobachten kann. Die Rente fällt aber nicht etwa in demselben Verhältnis wie die Preise, sondern zunächst viel schneller, und erst wenn die Preise tief sind, immer langsamer. Auf einigen Gütern verschwindet sie, aber wohl niemals vollständig im ganzen Lande.

Zweitens: Sinken die Preise, während die Kosten der Arbeit dieselben bleiben, so muß die erzielte Getreidemenge, der Rohertrag, im Lande abnehmen.

Anstatt, daß man daran geht, bei steigendem Bedarf neuen Acker unter den Pflug zu nehmen, kann man auch dieselbe Menge Arbeit auf den bisher bestellten Acker verwenden lassen, um größern Ertrag zu erzielen. Wenn guter Boden mit der doppelten Menge Arbeit gepflegt wird, so wird er freilich nicht den doppelten Ertrag geben, aber doch ebenso viel mehr, als wenn man sich auf dem nebenliegenden schlechten bemüht hätte. So wird bei steigenden Preisen nicht nur neuer Boden in Kultur genommen, sondern auch der alte besser bebaut. Ebenso umgekehrt: wenn die Preise sinken, so wird man nicht nur den schlechten Acker brach liegen lassen, sondern man wird auch auf den guten weniger Arbeit verwenden. Die natürliche Folge ist, daß man geringern Ertrag erhält. So liegt es jetzt bei uns. Sinken die Preise, und sinkt die Rente, so kann es nicht ausbleiben, daß auch der Rohertrag sinkt, daß sich der Anbau in Deutschland verringert; es müßte denn sein, daß Zufälle andrer Art, z. B. Erfindungen, wodurch die Produktivität des Landbaues erhöht wird, dazwischenkämen.

Drittens: Rente und Rohertrag müssen abnehmen, wenn die Kosten der Arbeit steigen.

Wenn man immer mehr Arbeit auf einen bestimmten Acker verwendet, so bringt der Arbeitszuwachs immer weniger Ertragszuwachs. Das ist das Gesetz von der abnehmenden Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit, eigentlich kein Gesetz, sondern eine Erfahrungsthatsache. Thünen wendet es an, wie folgt. Der Landwirt wird immer auf seinem Acker so viel Leute anstellen, daß der letzte Arbeiter eben noch die Kosten seiner Arbeit verdient; alle vorangehenden schaffen Mehrwert, der zusammengenommen die Rente des Ackers giebt. Er wird nicht weniger anstellen, sonst gerät er in Gefahr, sich die Rente zu kürzen; und er wird auch nicht mehr anstellen, denn alle folgenden würden ihm baren Zuschuß kosten. Nun ist der Arbeitslohn nicht immer gleich. Er ist auch nicht im Verhältnis zum Getreidepreise beständig. Der Arbeitslohn kann hoch, und der Brotpreis niedrig sein. Nach allgemeiner Anschauung ist das wohl jetzt bei uns so. Man hat ja sogar eine Gesetzgebung begonnen, eben um den Arbeitslohn zu erhöhen, wenn auch nicht den, den der Arbeiter in die Hand bekommt, so doch den, der ihm zu gute kommt. Die Arbeiterwohlfahrtsgesetze müssen, wenn sie das erreichen, was sie wollen, notwendigerweise die Kosten der Arbeit erhöhen. Sinkt der Arbeitslohn, so bringt auch

Digitized by Google

der Arbeiter, der bisher der letzte war, Mehrwert ein; denn er erarbeitet noch ebenso viel und erhält für sich doch weniger. Es können also noch weitere Arbeiter angestellt werden. Die Rente steigt, und der Rohertrag steigt. Wenn dagegen der Arbeitslohn steigt, so muß der Arbeiter, der bisher der letzte war, abgeschafft werden, der Mehrwert wird sich vermindern, und das Gesamtprodukt der Arbeit auch.

Zu den Produktionskosten der Landwirtschaft gehören Arbeitslöhne und fast nur Arbeitslöhne. Es ist ja auch selbstverständlich, daß eine Betriebsart, die die große Masse alles Rohmaterials schafft, nicht viel Rohmaterial verbraucht, sondern nur Arbeit. Steigen die Kosten der Arbeit, so merkt das kein Unternehmer so deutlich wie der Landwirt. Ein Hamburger Handelsherr, der von seinem jährlichen Betriebskapital vielleicht zwei Drittel für Waren, und noch dazu für ausländische Waren, ausgiebt und nur ein Drittel für Arbeitslöhne seiner Schauerleute, merkt wenig von Unfall-, Kranken- und Altersversicherung, der Landwirt umso mehr. Jede Steuer aber, die auf einem Gewerbe mehr lastet als auf dem andern, muß notwendig entweder die Waren dieses Gewerbes verteuern oder seinen Umfang einschränken, im Ackerbau also Land brach legen. Darum hat auch der scharfsinnigste aller Freihändler, Ricardo, der wahrhaftig kein Freund der Grundherren war, gerade im Hinblick auf den Ackerbau anerkannt, daß es für solche Waren, die besondre Lasten zu tragen haben, zum Ausgleich einen Schutzzoll auf fremde Waren gleicher Art geben müsse, und daß sogar ein Rückzoll, eine Exportprämie in gleicher Höhe für eben diese inländische Ware zugestanden werden müsse, nicht nach Grundsätzen der Schutzzollpolitik, sondern gerade nach den Grundsätzen des Freihandels, damit das natürliche Gleichgewicht der Erwerbszweige im Lande nicht unversehens durch jenen Eingriff gestört werde.

Muß der Landwirt sparen, so kann er nur an den Kosten der Arbeit sparen. Wenn die Preise sinken, und wenn die Löhne steigen, in beiden Fällen kann er nicht mehr so viel Arbeit anwenden. Er muß „extensive“ Wirtschaft treiben. „Intensiv“ wirtschaften heißt viel Arbeit, viel Fleiß anwenden, berechnet auf die Einheit des Produkts. „Extensiv“ arbeiten heißt wenig Arbeit anwenden beim Düngen, beim Reinhalten des Ackers, beim Einsammeln der Ernte. Man könnte sagen, es hieße liederlich wirtschaften, aber mit dem Zusatz, daß eben der Liederliche hier wirtschaftlich ist. Extensive Wirtschaft, wo ehemals intensive war, bedeutet Verwüstung.

Es ist eine Fabel der alten Nationalökonomie, daß man, wenn ein Geschäft nicht mehr rentirt, sein Kapital nur einfach herauszuziehen brauche, um irgendwo anders einzuspringen zum eignen Vorteil und zum Vorteil der Gesamtheit. Das mag im Kaffeehandel so sein, aber nicht im Landbau. Der Landwirt kann im nächsten Jahre weniger Arbeiter anstellen und weniger Düngemittel anwenden; dann behält er ein kleines Kapital übrig. Aber was

Digitized by Google

an Arbeit bisher auf die Reinhaltung des Ackers, auf seine „Anreicherung," auf seine Entwässerung verwendet ist, dieses Kapital kommt nicht wieder, wenn er aufhören muß, diesen Acker zu bebauen. Thünen schildert das, was kommen muß, wenn eine neue Abgabe auf den Landbau gelegt wird, in folgender Weise (es gilt das aber ebenso für jeden Rückgang der Rente): „Durch den Ausfall der Einnahmen kann der Pächter die Pacht, der verschuldete Eigentümer die Zinsen nicht mehr aus den Gutseinkünften entnehmen, und das Fehlende muß dann häufig durch Verminderung des Betriebskapitals und des Inventarii herbeigeschafft werden. Mit dem verminderten Inventar ist dann die gute Bestellung des Feldes ganz unmöglich geworden. Aber die Macht der Gewohnheit ist so groß, die Überzeugung, daß schlechter Acker, der noch bemerkbaren Rohertrag giebt, keinen Reinertrag mehr, sondern nur Verlust bringt, so schwer zu gewinnen, daß man auch in einem solchen Falle lieber das ganze Feld schlecht bestellt, als einen Teil desselben liegen läßt, wodurch dann aber die Einkünfte des ganzen Gutes vernichtet werden können." Es ist nämlich eine äußerst schwierige Aufgabe, wenn sich die Verhältnisse verändert haben, auszurechnen, welcher Boden noch und auf welche Art er bebaut werden soll. Für gewöhnlich wird sie mit großen Verlusten durch die Praxis gelöst. Schließlich ist der Bankrott die einzige Hilfe, Ansprüche und Leistungen wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Aber nicht etwa in dem Sinne, daß der Nachfolger nun mehr leisten könnte; im Gegenteil, er wird weniger Ertrag erzielen, weil ihm die Kenntnisse und teuern Erfahrungen seines Vorgängers fehlen. Aber es wird weniger von ihm verlangt. Darum bedeutet Besitzwechsel aus solchen Ursachen allgemeinen Rückgangs niemals eine Verbesserung im Interesse der Volkswirtschaft, wie man so oft behaupten hört.

Bisher habe ich das Entstehen und Vergehen der Rente dargestellt in der Ausdrucksweise und den Formeln des Kapitalismus. Aber gegen diese Formeln: Kapital, Zins und Marktpreis ist einiges Mißtrauen verbreitet. Der Volkswirt fragt, ob denn für die allgemeine Wohlfahrt etwas bewiesen sei, wenn der Kapitalwert oder der Zinsfuß oder die Marktpreise fallen oder steigen, Umstände, die immerhin für die Einzelwirtschaft von großer Bedeutung sein mögen. Die Rente sinkt? Nun gut, so haben jetzt einige Leute Verlust, die früher Gewinn hatten. Aber gereicht das nicht vielleicht gerade dem Volke zum Vorteil? Die Marktpreise sinken? Mögen sie doch! Das Volk lebt nicht vom Gelde, sondern von Gütern. Das Charakteristische an der kapitalistischen Produktionsweise ist, daß sie für den Markt arbeitet. Aber das ist nur ein Einzelfall unter allen möglichen Arten der Produktion, und noch dazu ein sehr moderner. Versuchen wir es doch einmal ohne die Formeln des Kapitalismus. Dann müssen wir die Sache folgendermaßen darstellen.

Jeder Boden wird einen Bebauer finden, wenn er den mindesten Bedarf seines Bebauers noch hergiebt, worunter natürlich nicht bloß der Mundbedarf zu verstehen ist, sondern so viel, daß davon durch Tauschhandel alle Bedürf-

Digitized by Google

nisse des Bebauers gedeckt werden können. Jeder Boden, der mehr einbringt, bringt Rente, die entweder in den Verbrauch vieler Einzelnen oder weniger Einzelnen oder keines Einzelnen, sondern der Gesamtheit übergeht. Sinken nun die Getreidepreise, nämlich zugleich gegen Geld und alle andern Waren, so wird der schlechteste Boden undankbar gegen seinen Bebauer, dieser gewinnt wohl seinen Mundbedarf, aber nicht mehr genug, um seine andern Bedürfnisse zu decken. Dann verläßt er diese Arbeit, mag er nun Tagelöhner oder Pächter oder Besitzer sein, vorausgesetzt, daß er bessern Unterhalt findet. Wenn in frühern Jahrhunderten der Landbau in gleicher Weise undankbar wurde, so wird der Arbeiter meist keinen bessern Unterhalt gefunden haben. Dann mußte er beim Acker bleiben und mit geringerm zufrieden sein, wenn er es nicht vorzog, auszuwandern. Aber für den Bürger der heutigen europäischen Kulturstaaten giebt es solchen Unterhalt. Er verfertigt nämlich Waren, um dafür auf dem Weltmarkt seine Bedürfnisse einzutauschen; und bei dieser Arbeit erntet er Korn so gut, als wenn er hinter dem Pfluge herginge, und Margarine und Fleisch noch obendrein. Warum soll er also mühselig die heimatliche Scholle beackern, wenn er auf diese Weise mehr erhält? Wirklich, wenn die Aufgabe der Wirtschaftspolitik nur die wäre, dem Volke so viel Güter zu schaffen, als im Augenblick zu haben sind, so wäre es Sünde, in diese Vorgänge einzugreifen. Daß das Brot billig ist, ist ein Segen; und daß die Löhne hoch sind, ist auch ein Segen. Es ist, als wenn die Deutschen an ihren Grenzen neues fruchtbares Land entdeckt oder erobert hätten. In solchem Glücksfalle müßte auch die Rente sinken, und dann könnte man mit Recht sagen: Laßt die Besitzer des alten Bodens klagen! Ihre Interessen stehen gegen die aller andern Bürger. Wir sind durch diese Eroberung nicht ärmer, sondern reicher geworden. Aber ach! die Landgüter, auf denen die Deutschen neuerdings ihr billiges Korn bauen, liegen jenseits der Meere außer allem Bereich unsrer politischen Macht. Wir können weder mit unsern Regimentern hin, noch mit den Schiffen, die wir noch nicht haben. Es ist nicht nur möglich, sondern sicher, daß die Amerikaner über kurz oder lang ihr Brot selber essen werden und ihre Maschinen bauen lernen werden, ebenso wie wir es in den letzten Menschenaltern gelernt haben. Dann wird aus dem fruchtbaren Handel: Ware gegen Korn ein einfacher Tauschhandel werden, etwa wie Nürnberger Tand gegen Petroleum; und wir werden, um billiges Brot zu haben, wieder vor eine andre Thür gehen müssen. Freilich machen das die Engländer auch so. Aber die haben, wo sie Handel treiben, auch die politische Macht. Sie sind überall zu Hause, wo wir nur geduldet sind. Unsre Sicherheit liegt jetzt lediglich bei der Gewandtheit unsrer Handlungsreisenden und bei der Bescheidenheit unsrer Politik, die sich nirgends lästig machen darf! Die Ausfuhr darf nicht gefährdet werden; denn ohne diese giebt es keine Einfuhr, und die Einfuhr brauchen wir zum Volksunterhalt. Hätten wir mit einemmale keine Ausfuhr mehr, so würden wir kein Getreide kaufen

Digitized by Google

können, und wenn es auf dem Weltmarkt noch so billig wäre. Die Landwirtschaft würde dann mit einemmale wieder rentabel werden, nicht notwendigerweise dadurch, daß das Korn im Inlande teurer würde, sondern vielmehr dadurch, daß die Löhne aufs tiefste sinken würden. Als Einzelwesen genommen, braucht sich freilich der Deutsche darüber keine Sorgen zu machen. Wirtschaftlicher Rückgang kommt nicht mit einemmale. Findet er schließlich einmal hier sein Brot nicht mehr oder keine Anlage für sein Kapital, so geht er eben ins englische Weltreich oder nach Amerika und nimmt sein geliebtes Kapital mit sich. Aber die Aufgabe einer guten Politik ist weder der Überfluß an Glücksgütern in der Gegenwart noch überhaupt das Glück des Einzelnen, sondern die Zukunft des Volkes. Und für diese ist das wichtigste das, was Oldenberg verlangt hat: Sicherheit und Selbständigkeit. Ein Volk darf nicht über einigen glücklichen Handelsgeschäften versäumen, auf seine Selbständigkeit zu achten.

Die sicherste Nahrung giebt einem Volke ohne Zweifel die Kultur des heimatlichen Bodens. Aber sie ist keine Arbeit, von der man weglaufen kann, um sie ohne Schaden nach fünfzehn Jahren wieder aufzunehmen. Verlassenes Kulturland ist durchaus kein Kapital, das sich im Geldschrank unversehrt aufbewahren läßt, sondern ein Arbeitsprodukt, das, ungebraucht, sich verzehrt und, einmal verwüstet, sich nur in jahrelanger Arbeit wiederherstellen läßt. Darum ist es nicht gleichgiltig, wenn um einer vorübergehenden Konjunktur willen der Anbau in Deutschland eingeschränkt wird. Wir hoffen, daß es dazu nicht kommen wird. Zunächst gilt es, die Gefahr zu erkennen. Sie liegt nicht eigentlich in dem Sinken der Geldrente, aber in den tiefern Ursachen dieser Erscheinungen, in dem Umstande, daß augenblicklich das Volk die Arbeit an der heimatlichen Scholle nicht nötig hat, und daß es zu ihr doch wieder wird zurückkehren müssen. So aufgefaßt, steht die Agrarfrage über dem Nebel der Interessenpolitik.

In dem Vorstehenden ist stillschweigend vorausgesetzt, daß der Arbeitslohn überall gleich hoch sei, wie in einem isolirten Staate, und nicht von den Grenzen her unterboten werden könne. Das ist ja nun freilich nicht der Fall. Von außen her dringt der niedrige Arbeitslohn wieder herein in menschlicher Gestalt und zuweilen auch nur in halbmenschlicher Gestalt. Wenn der deutsche Arbeiter den Acker verläßt, so braucht dieser deshalb noch nicht brach zu liegen, sondern viele Polenhände sind bereit, ihn auch gegen die amerikanische Konkurrenz noch zu behaupten, wenn es sein muß, ohne alle Schutzzölle, was der deutsche Arbeiter in seiner Eigenschaft als Konsument vielleicht für einen riesigen Vorteil hält. Und darin hat er Recht — für den Augenblick. Sch—.

Digitized by Google

Einiges von der deutschen Rechtseinheit

Von Otto Hagen

1

Ob wohl ein einziger Nichtjurist im deutschen Reiche am 18. August daran gedacht hat, daß vor einem Jahre mit der kaiserlichen Verkündigung des bürgerlichen Gesetzbuches der Rechtseinheit des deutschen Reichs auf dem Gebiete des Privatrechts die Geburtsstunde geschlagen hatte? Schwerlich — das allgemeinere Interesse an der Neugestaltung des bürgerlichen Rechts entbrannte zur Zeit der Reichstagskämpfe um den Entwurf zu schnell und zu plötzlich, als daß es nicht ebenso schnell in der nichtjuristischen Welt wieder hätte verrauchen sollen. Inzwischen ist in der juristischen Litteratur an Ausgaben aller Art, an Kommentaren und Materialsammlungen eine wahre Flut hereingebrochen; gelegentlich hört man auch davon, wie sich Interessentenkreise mit den neuen Vorschriften abzufinden suchen, z. B. die Hausbesitzerverbände ihren Mitgliedern raten, durch schriftliche Verträge den Mietern die mühsam erkämpften Rechtsvorteile wieder zu rauben, und beharrlich läuft noch immer die Frauenbewegung Sturm gegen den „Raub an den Frauen“ und gegen die „Unterdrückung der Frauen durch die Männer.“ In weitern Kreisen ist dagegen von einem wirklich lebendigen Interesse für das neue Recht kaum etwas zu spüren; wem eine Ahnung davon aufgegangen ist, wie wichtig für jeden, sei er Geschäfts- oder Privatmann, bis in die kleinsten Geschäfte des täglichen Lebens hinein die Kenntnis der neuen Vorschriften werden kann, der tröstet sich damit, daß es bis zum 1. Januar 1900 noch lange Zeit hat.

Es kommt noch eins hinzu, das Interesse abzukühlen: Ohne Zweifel ist das Ende der Rechtszersplitterung, der Beginn der Rechtseinheit ein nationales Ereignis ersten Ranges, geeignet, gerade bei den Hauptvertretern des nationalen Gedankens die lauteste Begeisterung zu wecken. Aber es ist bekannt, daß das Gegenteil eingetreten ist, daß gerade die Vorkämpfer des deutschen Rechts (juristisch gesprochen: die „Germanisten“) die ärgsten Feinde des bürgerlichen Gesetzbuchs geworden sind. Es ist bei ihren Angriffen viel Phrase,

Digitized by Google

viel Überschwang und Übertreibung untergelaufen; gleichwohl hat augenscheinlich der laute Kampfruf der Germanisten in der Öffentlichkeit nachgewirkt, und wer es unternimmt, durch unbefangne Betrachtung der neuen Rechtssätze, durch eine von praktischen Gesichtspunkten ausgehende Vergleichung mit dem bestehenden Rechte Wert oder Unwert jener Angriffe zu ergründen, der setzt sich mit einem günstigen Urteil über das neue Recht leicht dem Verdacht aus, gute Miene zum bösen Spiele zu machen oder leichtherzig die äußere Rechtseinheit mit schwerster Schädigung des deutschen Volkstums zu bezahlen. Ja noch mehr: es hat einmal in der Täglichen Rundschau ein böses Wort gestanden von „einigen Richtern, denen aus praktischen Bequemlichkeitsgründen eine möglichst baldige Rechtseinheitlichkeit erwünscht sein würde." Damit ist die wirkliche Sachlage so schlimm verkannt, wie nur irgend möglich. Der Richter in seinem räumlich eng begrenzten Bezirke kommt nur äußerst selten in die Lage, ein andres Recht anzuwenden, als das ihm gewohnte und geläufige, vielleicht nicht häufiger, als er genötigt ist, ausländisches Recht (englisches, französisches, österreichisches usw.) zu ermitteln; wo der Fall, etwa in größern Städten, öfter an ihn herantritt, giebt es Hilfsmittel genug, sich schnell und ohne sonderliche Mühe zu unterrichten. Auch in solchen Bezirken, die unter besondrer Rechtszersplitterung leiden (z. B. Schleswig-Holstein), wird selbst der weniger erfahrne Richter nicht allzu langer Übung bedürfen, um sich zurechtzufinden. Solche Unbequemlichkeiten sind bei weitem nicht die schlimmsten und wohl kaum irgendwo als besonders drückend empfunden worden. Dagegen nun die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs! 2385 Paragraphen, zum Teil von großem Umfange, dazu 218 Artikel des Einführungsgesetzes und bei allen größern Gesetzen (Handelsgesetzbuch, Zivilprozeßordnung, Konkursordnung) einschneidende Änderungen, endlich vollkommen neue Gesetze über die Zwangsvollstreckung in Grundstücke, die Grundbuchordnung und die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit — in Richterkreisen hört man wohl die Ansicht aussprechen, daß etwa ein Drittel aller preußischen Richter sich der Mühe dieses Studiums nicht mehr unterziehen werde. Das mag übertrieben sein; aber auch abgesehen von der ersten geistigen Durcharbeitung des neuen Rechtsstoffs darf man die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die sich zunächst aus der Anwendung des neuen Gesetzes, aus dem Versagen aller altgewohnten wissenschaftlichen Hilfsmittel, dem Mangel einer festen Praxis und dem Bruch mit so mancher mehr der Gewohnheit als eignem Nachdenken entstammenden Entscheidung ergeben werden.

Alles das aber trifft nicht nur die Richter, sondern in noch höherm Maße auch die Rechtsanwälte und damit das rechtsuchende Publikum. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es während einer verhältnismäßig langen Übergangszeit manche überflüssige Gerichtskostenrechnung und manchen verlornen Prozeß geben wird, bis sich das neue Recht eingelebt haben wird.

Digitized by Google

2

Und warum alle diese Schäden und Unbequemlichkeiten? Wozu überhaupt das neue Gesetz? Professor Gierke in Berlin hat zu Anfang vorigen Jahres in einem Aufsatze der Täglichen Rundschau*) noch einmal zusammengefaßt, was ihm an dem damaligen Entwurf anstößig erschien. Es wäre selbstverständlich mindestens verspätet, jetzt noch, nachdem die Entscheidung gefallen ist, im einzelnen auf seine Begründung einzugehen. Aber um einen richtigen Standpunkt gegenüber dem bürgerlichen Gesetzbuch zu gewinnen, interessirt uns auch heute noch der grundsätzliche Ausgangspunkt Gierkes bei seiner Verurteilung des Entwurfs.

Gierkes Ideal eines deutschen Rechts kann seinen Zauber auf niemand verfehlen, der auf deutsche Gesinnung Anspruch machen will, und es soll ohne weiteres zugegeben werden: es kann gar nicht anders sein, als daß, wer das bürgerliche Gesetzbuch an einem Ideal des deutschen Rechts mißt, die bitterste Enttäuschung erleben muß. Ein Recht, dem Laien gleich verständlich, vertraut und lieb, wie für den Richter brauchbar und für den Gelehrten fruchtbar zu geistigem Weiterschaffen — ohne Zweifels läßt das bürgerliche Gesetzbuch gerade in dem ersten Punkte auf den ersten Blick viel zu wünschen übrig. Aber wo sollte ein solches Recht heute herkommen? Das Recht ist niemals das Erzeugnis eines Einzelnen, sondern immer das Ergebnis einer langen Entwicklung. Bei uns sind seit einem halben Jahrtausend Rechtswissenschaft und Rechtsprechung Wege gegangen, die der Volksseele fremd waren; seit einem Jahrhundert haben sich noch dazu in dem größten Rechtsgebiete Deutschlands, in dem des Allgemeinen Landrechts, Rechtswissenschaft und Rechtsprechung von einander gesondert, denn es ist bekannt, daß der eigentlichen Rechtswissenschaft das Landrecht fast durchweg noch weniger als wie ein Stiefkind gegolten hat, daß die Entwicklung des Landrechts ausschließlich der Praxis anheimgefallen ist, die ohne jede nennenswerte Unterstützung von germanistischer Seite gar nicht anders konnte, als immer und überall an das römische Recht anzuknüpfen. Das einzige heute noch in Betracht kommende Lehrbuch, das die landrechtliche Praxis einem Gelehrten verdankt, ist von einem Romanisten (Dernburg) geschrieben! Wie sollte unter diesen Umständen heute eine Verwirklichung jenes Ideals möglich sein? Die einzig mögliche Frage ist vielmehr die, ob uns das bürgerliche Gesetzbuch dem Idealrechte nähert, ob es gegenüber dem bestehenden Rechte eine Verbesserung bedeutet. Wer diese Frage nicht verneinen kann und gleichwohl an der Verwerfung des bürgerlichen Gesetzbuchs festhält, der setzt sein Verhalten dem bedenklichen Vergleich mit einem Vorgang aus, über den die Geschichte bereits

*) Auch als Sonderabdruck schon in zweiter Auflage erschienen unter dem Titel: „Das bürgerliche Gesetzbuch und der deutsche Reichstag" (Berlin, Karl Heymanns Verlag).

Digitized by Google

ihr Urteil gesprochen hat: mit der Verwerfung der Reichsverfassung von seiten der Abgeordneten, deren politischem Ideal sie nicht völlig gerecht wurde. Gierke warnt davor, „der äußern Rechtseinheit die innere Gesundheit und lebendige Kraft unsers Privatrechts zu opfern." Wo steckt denn aber die innere Gesundheit und lebendige Kraft unsers bestehenden Privatrechts? In den Tagen des Kampfes um den Entwurf hat man sich allerdings darauf besonnen, in dem Allgemeinen Landrecht, ja wohl gar auch im Code civil wichtige nationale Güter, in ihrem Verluste eine Schädigung des deutschen Volkstums zu sehen; früher wäre auf eine solche Schätzung niemand gekommen. Vom nationalen Standpunkt aus ist es das unvergängliche Verdienst des Allgemeinen Landrechts, die aus der „Rezeption" geretteten Reste des deutschen Rechts vor der neuen romanistischen Hochflut zu Anfang dieses Jahrhunderts bewahrt zu haben; das bürgerliche Gesetzbuch macht die deutschrechtlichen Bestandteile, die sich in dem Allgemeinen Landrecht als lebensfähig erwiesen haben, zum Gemeingute des ganzen deutschen Reichs!

Gewiß wäre es ein verfehltes Bestreben, berechtigte landschaftliche Besonderheiten dem Schattenbild einer bloßen Zentralisation zu opfern; die bestehende Rechtszersplitterung ist aber nichts als ein Überbleibsel der politischen Zersplitterung Deutschlands in vergangner Zeit, ein Zeugnis der Ohnmacht der Reichsgewalt im Mittelalter. Von den bestehenden Partikularrechten hat sich kein einziges, bei allen einzelnen Vorzügen und Verdiensten, die geschichtliche Berechtigung des Fortbestehens erkämpft, weder das Allgemeine Landrecht noch das Sächsische Gesetzbuch, von Pommerscher Bauerordnung, Joachimika, Jütisch Low usw. ganz zu geschweigen. Wenn das bürgerliche Gesetzbuch keinen andern Vorzug hätte als den, uns von dem „Trümmerfelde deutscher Rechtseinrichtungen," wie man unser heutiges Privatrecht nennen muß, zu befreien, so würde das allein einen erklecklichen Schuldposten an einzelnen Verschlechterungen dem bestehenden Rechte gegenüber aufwiegen.

Wer hiervon ausgeht, wird nur noch fragen dürfen, ob nicht im einzelnen die Opfer, d. h. die Verschlechterungen des bestehenden Rechts zu groß und am Ende vermeidlich gewesen wären; unerläßlich ist es aber, bei der Vergleichung nicht Wünsche und Ideale, sondern das bestehende Recht zu Grunde zu legen.

3

Für unsre Betrachtung dient das Allgemeine Landrecht zum Ausgangspunkt, das etwa 43 Prozent der Bevölkerung des deutschen Reichs beherrscht. Die Vergleichung selbst kann unter den verschiedensten Gesichtspunkten erfolgen. Man hat dem bürgerlichen Gesetzbuch einseitigen Kapitalismus vorgeworfen, freilich ohne nähere Begründung und überzeugenden Nachweis im einzelnen. Gerade mit Rücksicht hierauf verlohnt es sich, die Änderungen an dem be-

Digitized by Google

stehenden Recht einmal von dem einseitigen Interessenstandpunkte des Teils unsrer Bevölkerung zu betrachten, der, ohne zum Kapitalismus zu gehören, sich ausreichenden Einkommens und einigen Besitzes erfreut, also einen gewissen Kreis privatrechtlicher Beziehungen hat, einen wesentlichen Verlust aber ohne wirtschaftliche Schädigung nicht tragen kann, also eines Mittelstandes, der jeden Prozeß scheut, weil das damit verbundne Risiko sowohl als die Gerichtskosten und das Warten auf die Entscheidung über seine wirtschaftlichen Kräfte geht. Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu betonen, daß die nachfolgende Zusammenstellung einer Reihe tief einschneidender Verbesserungen gerade für diesen wichtigen Teil der Bevölkerung keineswegs das Ergebnis eines mühseligen Zusammenscharrens ist, sondern sich bei einfachster Prüfung dem unbefangnen Beobachter von selbst darbietet und leicht vermehren ließe.

Nehmen wir den für den Handwerker wichtigsten gewöhnlichen Werkvertrag, den jeder täglich abschließt, wenn er sich bei dem Schuster ein Paar Stiefel, beim Schneider einen Anzug und dergleichen bestellt. Nach den Vorschriften des Landrechts ist ein Besteller, dem ein drückender Stiefel, ein nicht sitzender Anzug geliefert wird, nicht verpflichtet, sich auf Abänderungen einzulassen, selbst wenn hierdurch der Mangel gehoben werden könnte, sondern er kann sofort von dem Vertrage zurücktreten und die Annahme ganz verweigern. Dasselbe gilt, wenn die ausdrücklich vereinbarte Frist zur Ablieferung „durch die Schuld des Werkmeisters oder durch einen in dessen Person sich ereignenden Zufall“ versäumt wird. Das bürgerliche Gesetzbuch scheidet gerechter und zweckmäßiger zwischen den beiderseitigen Interessen; es giebt dem Besteller erst dann ein Recht, die Abnahme völlig abzulehnen, wenn er dem Handwerker eine angemessene Frist bestimmt und dabei bemerklich gemacht hat, daß er die Beseitigung des Mangels oder die Nachlieferung nach Ablauf der Frist ablehnen wolle, und wenn der Handwerker die Frist fruchtlos verstreichen läßt. Daß es der Bestimmung einer Frist nicht bedarf, „wenn die Beseitigung des Mangels unmöglich ist oder von dem Handwerker verweigert wird, oder ein besondres Interesse des Bestellers an rechtzeitiger Lieferung vorliegt,“ ist selbstverständlich und im Gesetze vorsorglich auch ausgedrückt; denn wer seinen Hochzeitsfrack bestellt, dem wird nicht zugemutet werden können, daß er ihn acht Tage nach der Trauung abnehme. Andrerseits ist ausdrücklich der Rücktritt ausgeschlossen, wenn der Mangel den Wert und die Tauglichkeit des Werks nur „unerheblich“ vermindert.

Von allgemeinem Interesse sind die Änderungen auf dem Gebiete des Mietrechts. Es mag wohl wenige Mieter geben, die über ihre Rechtslage dem Hauswirt gegenüber völlig im klaren sind. Wer zur Sicherheit gegen Mietsteigerungen seine Wohnung auf zwei oder drei Jahre fest mietet, muß, wenn er mit der Mietzahlung auch aus der unverschuldetsten und vorübergehendsten Notlage oder aus reinem Versehen im Rückstande bleibt, sich ge-

Digitized by Google

fallen lassen, daß ihn der Hauswirt „exmittirt“ und von ihm die Miete für die gesamte noch ausstehende Vertragsdauer fordert, wenn es nicht gelingt, die Wohnung anderweit ebenso vorteilhaft zu vermieten. Die Unbilligkeit und Einseitigkeit dieses Rechts liegt auf der Hand, zumal nach den in Berlin gebräuchlichen Vertragsformularen, wo das Recht der „Exmission“ auch an Verstöße gegen die sogenannte Hausordnung geknüpft ist. Thatsächlich ist gegen eine Berliner Exmissionsklage nicht das mindeste auszurichten, wenn etwa das Dienstmädchen in der Küche Holz hackt oder ein Betttuch trocknet, in Holzpantoffeln die Treppe hinunterläuft oder den Boden mit unverwahrtem Lichte betritt. In Berliner Juristenkreisen erzählt man sich noch heutiges Tags, daß es in den Gründerjahren einem Hauswirte geglückt ist, einen Mieter wegen des Besitzes eines Kanarienvogels zu exmittiren, denn in der Hausordnung war „das Halten von Haustieren“ verboten. Das starre Recht zur Exmission — ohne jede Rücksicht auf ein besondres Interesse, das der Hauswirt immerhin an der Entfernung gerade dieses Mieters haben könnte — ist an sich schon als Härte zu bezeichnen; daß aber der Hauswirt das Recht haben soll, dem Mieter die Nutzung der Wohnung zu entziehen und trotzdem — unter Umständen — die volle vertragsmäßige Vergütung zu verlangen, ist eine der größten Unbegreiflichkeiten der modernen Rechtsentwicklung.

Das bürgerliche Gesetzbuch behält das gesetzliche Exmissionsrecht nur in zwei Fällen bei, gegen die sich billigerweise nichts einwenden läßt (Mißbrauch oder Gefährdung der Wohnung trotz Abmahnung, und Mietrückstand für zwei Termine); nach seinen Vorschriften kann aber der Hauswirt für die Zeit nach der Exmission keine Miete fordern und muß den für diese Zeit im voraus bezahlten Mietzins zurückgeben. Der Vermieter ist also fortan vor die Wahl gestellt, ob er lieber, trotz der Verstöße, den bisherigen Mieter behalten oder seinen eignen Geldbeutel vor das Wagnis einer Neuvermietung stellen will. Bei der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuchs wurde angenommen, daß durch besondre Vertragsbestimmung auch künftig bedungen werden könne, der Mieter solle auch nach der Exmission für den Mietausfall haften; hiergegen bietet der § 138 (Nichtigkeit eines Rechtsgeschäfts, das gegen die guten Sitten verstößt oder wucherische Vermögensvorteile gewährt) und der § 343 Absatz 2, der dem Richter die Befugnis giebt, eine unverhältnismäßig hohe Vertragsstrafe auf den angemessenen Betrag herabzusetzen, genügende Abhilfe. Die letztere Bestimmung trifft nicht nur die erörterte Weiterhaftung des Mieters, sondern auch die Exmissionsklausel überhaupt und bietet damit dem Richter die bisher oft schmerzlich vermißte Möglichkeit, jede vertragsmäßige Exmissionsklausel der Berliner Mietverträge in die Schranken der Billigkeit und der berechtigten Interessen des Hauswirts zurückzuweisen. Denn die Exmission ist eben nichts andres als eine Vertragsstrafe.

In engster Verbindung mit der Exmission steht das „Retentionsrecht“

Digitized by Google

des Hauswirts. Bis zum 1. Oktober 1894 hatte der Hauswirt das Recht, seinen mit der Mietzahlung säumigen Mieter nackt auf die Straße zu setzen — buchstäblich und thatsächlich nackt, denn dem Zurückbehaltungsrechte des Vermieters unterlagen auch die der Zwangsvollstreckung entzognen notwendigsten Kleidungsstücke und sonstigen Sachen des Mieters. Das Gesetz vom 12. Juni 1894 hat für Preußen das Pfandrecht des Vermieters auf die entbehrlichen Vermögensstücke des Mieters beschränkt, und in diesem Umfange ist es in das bürgerliche Gesetzbuch übergegangen. Seine geschichtliche Quelle hat dieses Recht in Rom; es stammt aus einer Zeit, wo nur der besitzlose „Proletarier" zur Miete zu wohnen pflegte. Man kann billig fragen, ob es darnach für unsre Zeit überhaupt noch berechtigt sei; die Begründung des bürgerlichen Gesetzbuchs meint, daß seine Beseitigung infolge der geschmälerten Sicherheit des Hauswirts eine allzu große Steigerung der Wohnungspreise befürchten lasse. Wie verschiedner Ansicht man darüber sein kann, zeigt das Verhalten der deutschsozialen Reformpartei, die dem Pfandrechte des Vermieters sogar den frühern unbegrenzten Umfang geben wollte. Im Anschluß an ein Reichsgesetz von 1894 giebt das bürgerliche Gesetzbuch dem Hauswirt das Zurückbehaltungsrecht und damit den Vorzug vor den sonstigen Gläubigern nur für den wirklich abgewohnten Mietzins, nicht für künftige Entschädigungsforderungen. Die praktische Wichtigkeit dieser Vorschrift werden viele Geschäftsleute an eignen Erfahrungen ermessen können. Die Eröffnung des Konkurses bietet die Möglichkeit, auch einen langjährigen Mietvertrag in kurzer Frist aufzukündigen; früher gingen in solchen Fällen, wie z. B. vor mehreren Jahren beim Zusammenbruche des Ronachertheaters, gerade die kleinern Lieferanten leer aus, weil vor ihnen an erster Stelle der Vermieter mit seiner vollen Entschädigungsforderung für die gesamte Vertragsdauer sichergestellt werden mußte; jetzt erhält der Vermieter nur die bereits abgewohnte Miete vorweg, bei seiner Entschädigungsforderung muß er mit allen andern Gläubigern teilen. Auch durch ausdrückliche Vertragsbestimmung kann sich der Vermieter für diesen Fall nicht besser sichern; denn er hat an den Sachen des Mieters keinen Besitz und demnach kein Pfandrecht.

Ob das vom Reichstage schließlich durchgesetzte handschriftliche Testament (es genügt fortan zur Testamentserrichtung „eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebne und unterschriebne Erklärung") mehr Nutzen oder mehr Schaden stiften wird, muß die Zukunft lehren; der landrechtliche Jurist, gewöhnt an die vorsichtige Förmlichkeit des gerichtlichen Testaments, wird der neuen Einrichtung natürlich mit einigem Mißtrauen gegenüberstehen. Immerhin ist damit gerade bei bescheidnern Verhältnissen eine bequeme Möglichkeit geschaffen, ohne Umstände und Kosten letztwillige Verfügungen zu treffen, z. B. der Witwe den Nießbrauch des Nachlasses auf Lebenszeit zu sichern und dergleichen.

Digitized by Google

Ein andrer, gleichfalls dem Erbrecht angehöriger Punkt mag deshalb hier erwähnt werden, weil er, mit Unrecht, besonders abfällig beurteilt worden ist: die Haftung des Erben für die Schulden des Erblassers. Es ist richtig, daß das Landrecht in diesem Punkte eine große Gefahr und eine furchtbare Härte gerade für den Rechtsunkundigen enthält, indem es für die „Inventarerrichtung" ein für allemal eine bestimmte Frist setzt und an ihre Verabsäumung ohne weiteres die Rechtsfolge der unbeschränkten Schuldenhaftung knüpft. In der Praxis ist der Fall keineswegs selten, daß der „Erbe" von dem Nachlaß kein einziges Stück erhält und gleichwohl die gesamten Schulden des Erblassers aus eignem Vermögen bezahlen muß. Stirbt z. B. in der Fremde ein Sohn, ein Bruder, und gelangt, wie es leicht vorkommen kann, von dem Nachlasse nicht das geringste an die Eltern oder Geschwister, so wird selbst der juristisch Gebildete schwerlich daran denken, dem Amtsgerichte des letzten Wohnsitzes ein Inventar einzureichen, das in diesem Falle ja aus lauter Vacat bestehen müßte. Meldet sich dann nach dem Ablauf der gesetzlichen neun Monate auf einmal ein bis dahin völlig unbekannt gebliebner Gläubiger, so kann kein Anwalt und kein Richter die Eltern oder sonstigen Erben davor retten, auch die beträchtlichsten Schulden des Verstorbnen zu bezahlen; denn — sie sind durch Versäumung der Inventarfrist „Erben ohne Vorbehalt" geworden. Das bürgerliche Gesetzbuch beseitigt diese Härte; es läßt die unbeschränkte Schuldenhaftung erst eintreten, wenn, auf Antrag eines Nachlaßgläubigers, das Nachlaßgericht dem Erben eine besondre Inventarfrist bestimmt hat und der Erbe diese ungenützt hat verstreichen lassen. Damit ist wohl allen berechtigten Ansprüchen genügt; wer von Gerichts wegen aufgefordert wird, den ihm zur Kenntnis und zum Gewahrsam gekommnen Nachlaßbestand anzuzeigen, und die ihm ausdrücklich gesetzte Frist einfach unbeachtet läßt, dem ist auch mit den schönsten Schutzwehren und Rechtswohlthaten für Rechtsunkundige nicht zu helfen!

Auch sonst ist die Regelung des schwierigen Verhältnisses zwischen dem Nachlaßgläubiger und dem Erben durchweg als billig und zweckmäßig anzuerkennen; sie beruht auf dem Gedanken, daß bei verwickelten Nachlaßverhältnissen gerichtliche Vermittlung erfahrungsgemäß unvermeidlich ist; erscheint der Nachlaß hierzu allzu geringfügig, so befreit sich der Erbe durch einfache Herausgabe des Nachlasses an den Gläubiger oder Auszahlung seines Wertes.

Mit dem Tode des Vaters erhält fortan die Mutter über ihre eignen minderjährigen Kinder von Rechts wegen und ohne gerichtliche Einmischung die volle elterliche Gewalt. Diese Vorschrift stammt aus dem ältesten deutschen Rechte und war in Deutschland fast ganz verschwunden. Wer sich selbst als Witwe hat zum Vormunde bestellen lassen müssen und dabei an einen ängstlichen und peinlichen Vormundschaftsrichter geraten ist, wird den Segen des neuen Rechts, gerade bei kleinern Verhältnissen, zu würdigen wissen.

Digitized by Google

Die Giltigkeit mündlicher Verträge (abgesehen von Verträgen über Grundstücke, Bürgschaften, Mietverträgen von mehr als einjähriger Dauer u. dergl.), die Neuregelung des Dienstvertrags, die Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes von fünf auf vier vom Hundert, die Verallgemeinerung des Wucherverbots, die Einführung der Rentenschuld bedeuten ebenso viel reine Gewinste des Mittelstandes auf Kosten des Kapitals.

4

Wenn es auch nicht ganz in diesen Zusammenhang paßt, mögen hier doch die Grundsätze des bürgerlichen Gesetzbuchs wörtlich wiedergegeben werden, in denen für die Praxis zunächst sein Hauptgewicht liegt, und die vorzugsweise geeignet sind, einen gewaltigen Umschwung unsrer ganzen Rechtsprechung herbeizuführen — ohne jeden Kommentar, nur mit dem einfachen Hinweis darauf, daß alle diese Sätze im Landrecht nicht ausgesprochen waren, und daß, wer sie um der Billigkeit und Gerechtigkeit willen gleichwohl zur Geltung zu bringen versuchte, damit nur mit größter Mühe, meist gar nicht durchdringen konnte.

§ 133. Bei der Auslegung einer Willenserklärung ist der wirkliche Wille zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften.

§ 138. Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig.

§ 157. Verträge sind so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.

§ 226. Die Ausübung eines Rechts ist unzulässig, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem andern Schaden zuzufügen.

§ 242. Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.

§ 826. Wer in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem andern zum Ersatze des Schadens verpflichtet.

§ 812. Wer durch die Leistung eines andern oder in sonstiger Weise auf dessen Kosten etwas ohne rechtlichen Grund erlangt, ist ihm zur Herausgabe verpflichtet.

Das ist das vielgeschmähte „in Paragraphen gegossene Pandektenkompendium"!

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

4

Es bleibt noch übrig, die kleinern Schriften von Bitzius zu betrachten. Sie sind sehr zahlreich, teils mehr poetisch, teils mehr prosaisch. Zunächst die einzeln erschienenen. „Die Wassernot im Emmenthal," 1838 vor dem „Schulmeister" herausgegeben, dürfte man den prosaischen Schriften zuzuzählen geneigt sein, da sie die Schilderung eines Naturereignisses mit den für einen Prediger sich ergebenden Nutzanwendungen ist, doch hat schon Keller bemerkt, daß nur die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne fehle, um dies Werk zu einem klassischen, mustergiltigen Gedicht zu machen. Jedenfalls ist Größe der Anschauung darin. Die beiden die Branntweinpest bekämpfenden Erzählungen, die ihrem Umfang nach hierher gehörten, sind ihrer Wichtigkeit wegen schon früher behandelt worden. Ihnen folgte 1840 die „Armennot," eine prosaische Schrift von bedeutender Tragweite mit fast gräßlichen Schilderungen der Sünden der Besitzenden, namentlich an den armen „Güterbuben," und ganz eigentümlichen Gedanken über das soziale Elend und seine Abhilfe, die das Werkchen noch heute lesenswert machen. Eine merkwürdige Stellung unter Gotthelfs Schriften nimmt der „Sylvestertraum" ein, 1842 herausgegeben. Es ist das lyrischste unter seinen Werken, „die Wehmut, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben," liegt nach seinen eignen Worten der Dichtung zu Grunde. Den „Knaben des Tell" schließt man am besten den „Bildern und Sagen aus der Schweiz" wie die „Zwei Erbvettern" den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" an, eine besondre Erwähnung darf aber „Doktor Dorbach, der Wühler" beanspruchen, die ganz vortreffliche Charakteristik eines verkommenden radikalen Demagogen, der ich von neuern naturalistischen Werken etwa Gerhart Hauptmanns „Apostel" vergleichen möchte. Endlich sei noch „Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber" genannt; eine Gelegenheitsschrift, zur Empfehlung der Sparkassen geschrieben, zeigt das Werkchen doch, daß sich

Digitized by Google

Bitzius auch auf einem Boden, der ihm fremd war (Baselland), und in Verhältnissen, die ihm fremd waren (Hausindustrie für Fabrikanten), dank seiner gesunden Anschauungskraft heimisch zu machen wußte.

Die kleinern erzählenden Schriften Gotthelfs nehmen nicht weniger als sechs Bände, also ein Viertel der Gesamtausgabe ein. Einige ernst zu nehmende Litteraturhistoriker und Kritiker — die meisten kennen Gotthelf nur oberflächlich — finden unter ihnen das Beste, Reinste und Schönste, was uns Gotthelf hinterlassen habe. So sagt Adolf Stern (Geschichte der neuern Litteratur): „Die kleinern Produktionen Gotthelfs übertrafen in jeder Beziehung seine größern tendenziösen, für ein festes, ehrenhaftes Beharren in altgewohnten Zuständen und Überlieferungen energisch eintretenden Volksbücher. Den reinsten und gewinnendsten Eindruck hinterlassen die Erzählungen, in denen Gotthelf entweder ein ganzes Menschenschicksal mit seinem Auf und Ab in lebendig-eindringlichen Zügen vorführt und dabei oft eine Stimmungsgewalt ohnegleichen entfaltet, oder in denen er einen einzelnen absonderlichen Vorgang mit derbem, aber unverfälschtem Humor behandelt.“ Es ist selbstverständlich, daß eine kleine Erzählung in der Regel geschlossener, einheitlicher, daher oft auch reiner und eindringlicher gerät als ein großer Roman (wie denn beispielsweise auch unsre modernen Naturalisten vielfach ihr Bestes auf dem Gebiet der Skizze geleistet haben), dennoch darf man deswegen das kleine Werk nicht über das große stellen, wenn dies auch lebensvoll ist, und bei Gotthelf darf man es gar nicht, da seine größern Werke doch eine ganze Welt umfassen, von der die in den kleinern geschilderten Schauplätze mit ihren Ereignissen, Menschen und Dingen nur Winkel sind, in die man, ohne die größern Werke zu kennen, nicht einmal deutlich hineinblicken kann. Darin hat Stern aber Recht: es finden sich unter den kleinern Erzählungen Gotthelfs vortreffliche Sachen. Zwar die „Bilder und Sagen aus der Schweiz,“ meist historische Erzählungen, wirken fast seltsam, Keller behauptet auch, sie wären in einem so übertriebnen, ungeschickten Breughelstil geschrieben, und Gotthelf halte sich so gewaltsam an einen verdorbnen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben könnten. Das ist nicht ganz richtig; allerdings hat Gotthelf den Ton zu hoch, zu pathetisch genommen, aber man kommt recht gut aus, wenn man statt an Höllenbreughel an Ossian und Fouqué erinnert, die Naturgemälde sind vielfach geradezu ossianisch, und die Ritter gewaltsam-reckenhaft wie die Fouqués, natürlich vom schweizerisch-demokratischen Standpunkt gesehen. Den Ton, in dem das Volk Rittergeschichten liebt, hat Gotthelf, glaube ich, gerade getroffen, der Künstler Keller mag das „dem verdorbnen Volksgeschmack huldigen“ nennen, man soll aber nicht übersehen, daß inhaltlich keine der Erzählungen einem verdorbnen Geschmack huldigt, sondern daß jede ihre sittliche Tendenz hat wie alle andern Werke Gotthelfs, daß einige der Sagen eine gewaltige Phantasie zeigen, und daß in einer oder zweien trotz mangelhafter geschichtlicher Studien die Zeitfarbe

Digitized by Google

ausgezeichnet getroffen, ja das Menschenschicksal wirklich aus der Zeit heraus entwickelt ist. Als Beispiel der gewaltigen freischaffenden Phantasie Gotthelfs nenne ich die grauenhafte Erzählung „Die schwarze Spinne," eine Art allegorischer Darstellung der Pest als Strafe der Sünde, die Edgar Poes ähnliche Werke an unheimlicher Phantastik vielleicht überragt, und gegen die gehalten die Leistungen unsers modernen Symbolismus wie ABCschülerkritzeleien erscheinen. Gut mittelalterliche Physiognomie haben der „Letzte Thorberger," zum Teil auch der „Knabe des Tell," vor allem aber „Kurt von Koppigen" (in den „Erzählungen und Bildern"), eine Raubrittergeschichte, die beste Leistung Gotthelfs auf geschichtlichem Gebiete. Die Erzählungen „Der Druide" und „Bertram und Sintram oder die Gründung Burgsdorfs" sind am meisten ossianisch und verraten, daß Bitzius an die Abstammung der Schweizer (oder doch eines Teils von ihnen) von den alten Helvetern geglaubt hat. Ein paar mal hat er selbst Legendenstoffe behandelt, wie sich denn überhaupt, nebenbei bemerkt, die ganze Stoffwelt der Novellen Kellers schon in Gotthelfs Erzählungen findet.

Den Übergang zu den meist modernen Geschichten in den „Erzählungen und Bildern" bildet in den „Bildern und Sagen": „Ein Bild aus dem Übergang 1798," das heitere Seitenstück zu der vortrefflichen tragischen Erzählung „Elsi, die seltsame Magd," die vielleicht die reinste poetische Leistung Gotthelfs ist, und die Keller „Hermann und Dorothea" an die Seite stellt. Alle andern Erzählungen Gotthelfs, über dreißig, kann ich natürlich hier nicht charakterisiren; ich erwähne die „beiden Erbvettern": „Hans Joggeli" und „Harzer Hans," von denen der erstgenannte nach Charakteristik und Führung der Handlung ein wahres Meisterstück, der zweite eines der düstersten naturalistischen Charaktergemälde aus dem Bauernleben ist, die Gotthelf je entworfen hat. Voll köstlichen, frischen Humors sind die Brautschaugeschichten: „Michels Brautschau," „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Wie Christen eine Frau gewinnt," denen sich die gleichfalls humoristischen, aber nicht zur Hochzeit führenden „Der Besuch auf dem Lande" und „Der Ball" anschließen, die das Zusammentreffen von Stadt- und Landvolk schildern. Ganz in der Stadt spielt „Der Notar in der Falle," gleichfalls eine Heiratsgeschichte. Großen, gleichsam volkspädagogischen Wert haben die Lebensgeschichten „Das Erdbeer-Mareili," diese zugleich eine der poetischsten Arbeiten Gotthelfs, „Der Besenbinder von Richiswyl" und „Barthli der Korber," eine treffliche Charakterstudie; düstere Bilder aus dem Bauernleben sind „Segen und Unsegen," „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken," „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern"; mit dem politischen Leben hängen zusammen „Der deutsche Flüchtling," „Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler," „Niggi Ju," gegen den Zeitgeist ist noch „Hans Berner und seine Söhne" gerichtet. Endlich seien noch „Der Sonntag des Großvaters," eine etwas auf Rührung

Digitized by Google

gerichtete, aber doch von echt dichterischem und religiösem Geist durchwehte Sterbegeschichte, und die größere biographische Erzählung „Die Frau Pfarrerin“ erwähnt. Einen richtigen Begriff von dem Wert der kleinern Erzählungen Gotthelfs kann man ohne tieferes Eingehen nicht geben, das würde aber hier zu weit führen. Wer übrigens nur die eine oder die andre liest (und das zu thun macht die Auswahl in Reclams Universalbibliothek leicht), merkt sofort, daß er es mit einem Schriftsteller zu thun hat, der aus der Tiefe des Volkstums schöpft und, so wenig er nach künstlerischer Form strebt, doch ein geborner Erzähler ist.

„Ein großes episches Talent oder, wie man will, Genie“ hat Keller Gotthelf genannt. Das ist in der That der Eindruck, den die Gesamtheit seiner Werke hinterläßt. Wenn es über die Bedeutung des Epikers entscheidet, ob das Material seiner Geschichten und Gestalten neu, frisch und lebendig, dem Leben entnommen, auf unmittelbarer Anschauung beruhend oder konventionell und buchmäßig ist, so gehört der Pfarrer von Lützelflüh unbedingt zu den größten Epikern aller Zeiten; denn an Fülle, Frische und Wahrheit des Details erreichen ihn nur ganz wenige seiner Genossen, nur die allerersten. Gotthelf wirkt in der That wie die Natur selbst auf uns ein, und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß manche seiner gebildeten Verehrer an Homer erinnert haben. Wie bei diesem, genießen wir auch bei Gotthelf, wie sich Keller ausdrückte, „alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung“ mit, d. h. die Erscheinung und das Geschehende gehen in einander auf, die Schilderung überwiegt nirgends, zugleich stellt sich bei ihm das dem echten Epos angemessene Behagen ein, nicht bloß durch die Gegenständlichkeit, sondern auch durch die Einfachheit und den durchaus ruhigen und klaren Fluß der eigentlichen Erzählung hervorgerufen, die tiefere innere Befriedigung aber bleibt gewöhnlich auch nicht aus, da dem so kräftigen, ja derben Manne doch auch Zartheit und Feinheit nicht fehlen und ein tiefes, nirgends ungesundes Naturgefühl sich bei ihm mit gründlicher Kenntnis der Menschennatur, deren gute Seiten er nirgends verkannte, vereinigte. Fast jedes seiner größern Werke enthält eine Höhe, an der sich das Tiefste und Beste seiner Menschen, gewöhnlich im engen Zusammenhang mit der sie umgebenden Natur, offenbart, und er ist imstande, diese Höhen auch wirklich zu Höhen der Darstellung zu erheben, er deutet nicht bloß an, sondern zeichnet groß und deutlich und läßt die Empfindung mächtig hervorströmen. So hat Keller allerdings das Richtige getroffen, wenn er zuletzt sagt: „Nichts geringeres haben wir in Gotthelfs Werken, als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Guten das Negative solcher Mängel, die in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von

Digitized by Google

selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir thun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens." Kurz, wir haben in Gotthelf den Überwinder der rationalistischen, volkstümlich sein wollenden Tendenzschriftstellerei früherer Zeiten, den ersten großen natürlichen oder, wenn man will, poetischen Naturalisten der deutschen Litteratur.

Über Gotthelf ins Klare kommen heißt über den Naturalismus selbst ins Klare kommen. Wir haben gesehn, daß sich bei ihm so ziemlich alles findet, was man als besondre Eigentümlichkeit der modernen Naturalisten seit Zola hervorhebt: die genaue Schilderung des „Milieu," der berufsmäßigen Thätigkeit, die Unerschrockenheit dem Häßlichen, ja Rohen und Ekelhaften gegenüber, die Verachtung der künstlerischen Komposition, die soziale Tendenz. Auch sprachlich verfährt er naturalistisch, Keller wirft ihm vor, „ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch zu schreiben, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen." *) Er war daher weit entfernt, das zu thun, was man bis in die neueste Zeit von ihm und von der Dichtung überhaupt verlangte: „allfällige eingeschlichne Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift," die Wirklichkeit war ihm eben nicht gemein im schlechten Sinne. Aber wunderbar, während ihn Keller 1849 noch mit Auerbach vergleicht, „bei dem Herz und Gemüt die erste Rolle spielen, und dessen Geschichten daher durch den Konflikt, in welchen jene auch im Dorfe geraten, zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, in denen der Stoff veredelt ist, ohne unwahr zu werden," fällt schon 1855 dieser Vergleich vollständig weg, und Gotthelf ist „ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, das seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte; die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert," erreicht da keiner mehr. Keller war trotz seines Radikalismus doch nicht der Mann, auf künstlerischem Gebiete das Gemachte über das Ursprüngliche zu stellen. Gegen die Vergleichung Gotthelfs mit Auerbach legt auch Manuel Verwahrung ein, der sehr klar erkannte, daß fast alle Geschichten Auerbachs auf den Effekt gearbeitet sind, während Bitzius bei aller Derbheit die Konflikte, die in die Welt des Landmanns hineinspielen, weit milder, die Leidenschaften (wenigstens bei normaler Temperatur des Lebens, die der Dichter als Grundton festzuhalten hat) weniger grell, die Gegensätze versöhnlicher darstellt. Das bedarf für uns keines Beweises mehr. Mit Auerbach kann und wird heute Gotthelf niemand mehr

*) Die Berliner Gesamtausgabe ist sprachlich gereinigt und abgeschwächt, Ferdinand Vetter ist in den Reclamschen Ausgaben zu den Originalen zurückgekehrt.

Digitized by Google

vergleichen, selbst wenn immer noch einige Leute glauben sollten, daß der Verfasser der schwäbischen Dorfgeschichten die Schönheit habe, der Schweizer nur größere individuelle Wahrheit und Naturtreue. Aber wie wäre es, wenn man Gotthelf mit Gottfried Keller vergliche, gerade mit Keller, seinem jüngern Landsmann, der fast dieselben Stoffe behandelt?

In der That sind Gotthelf und Keller die dichterischen Typen, die heute als die einzig möglichen erscheinen — der Naturalist und der Realist, der poetische Realist, man könnte noch weiter gehen und sagen, der Schriftsteller mit großem dichterischen Talent, der vor allem auf seine Zeit einwirken will, und der wirkliche Dichter oder Künstler. Wenn Keller so vieles an Gotthelfs Werken auszusetzen hatte, wenn er den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung an ihm schmerzlich vermißte, so legte er eben den Maßstab seines Wesens an den Landsmann an, und umgekehrt, wenn Gotthelf alle Ästhetik zu verschmähen erklärte, wenn er in der Vorrede zu „Zeitgeist und Bernergeist" sagt, er setze hiermit gegen den Rat seiner Freunde ein Buch in die Welt, das von Politik strotze, so folgte er damit auch wieder nur dem Drange seiner Natur, die in rein ästhetischem Schaffen keine Befriedigung gefunden hätte, auch wenn es ihr, was freilich ausgeschlossen ist, möglich gewesen wäre.

Und nun gehe ich noch weiter und teile die Dichter überhaupt in zwei Klassen ein, von denen die erste an die Zeit und den Boden der Heimat und damit an die Beobachtung (die allerdings auch Anschauungskraft voraussetzt) gebunden ist, während die andre eine freischaffende, selbständig gestaltende Phantasie hat und sich deshalb auch von dem Boden der Heimat, von der Wirklichkeit, aus den Zeitschranken lösen kann. Völlig wurzellos darf auch die zweite nicht sein und nicht werden, das schließt schon die Natur, die dichterische Begabung an und für sich aus, die die Grenzen der Menschennatur durchaus innehält, aber sie kann unendlich viel freier gestalten, da sie den Menschen gewissermaßen a priori kennt, nicht gerade die Menschen durch Einzelbeobachtung kennen zu lernen braucht. So scheint es, als ob in die erste Klasse die wahren, selbständigen Talente, in die zweite die Genies gehörten, aber ich möchte diese übermäßig oft angewandten Begriffe hier nicht brauchen, auch kann ja in der ersten Klasse, wie eben bei Gotthelf, der bisweilen auch seine Phantasie frei walten läßt, geniale Begabung vorhanden sein. Die Anwendung dieser Einteilung auf die Litteraturgeschichte dürfte jedoch das eine oder andre bemerkenswerte Ergebnis haben.

Ohne Zweifel, Gotthelf übertrifft Keller weit an Reichtum im Einzelnen, auch an Kraft, aber der Künstler Keller weiß aus seinem beschränktern, doch charakteristischem Detail sehr viel mehr zu machen, er erreicht jene glückliche Durchdringung des Besondern und Allgemeinen, die die Bürgschaft der Allgemeinverständlichkeit und Allgemeingiltigkeit und damit auch der Dauer in

Digitized by Google

sich trägt, während Gotthelf bei all seinem Stoffreichtum und der Kraft seiner Charakteristik doch den Eindruck der Schwere nicht beseitigen kann, die auf die Länge sein Werk völlig zu Boden ziehen wird. Schon jetzt muß man Gotthelf oder doch sehr vieles von ihm studiren, während man Keller genießt — wenn man nicht eben einer von denen ist, die dem künstlerisch gewordnen in Spionenweise nachspüren und froh sind, die Organismen wieder auflösen zu können. Kellers Werke sind es denn vor allem auch gewesen, die die Gotthelfs bei den Gebildeten in den Hintergrund gedrängt haben — unzweifelhaft zu früh, aber doch sehr natürlich, denn der Künstler schlägt zuletzt immer den Nichtkünstler.

Das ist nun überhaupt die Schwäche des Naturalismus: er muß seiner Natur nach zu viel Detail aufnehmen, um auf die Dauer in der Gesamtheit wirken zu können. Das weiß er auch, und da er darauf verzichten muß, die völlige künstlerische Einfachheit zu erreichen, so erstrebt er eine gewisse äußere Einheit durch die Tendenz, sei es auch nur die sich verratende Weltanschauung des Dichters, an. Der Naturalismus ist also eine Kunst für die Zeit, und als solche kann er gewaltige Bedeutung haben; er kann freilich auch, und zwar als Schöpfer von documents humains für den Geschichtschreiber, eine bestimmte dauernde Bedeutung beanspruchen — die frische künstlerische Wirkung hört aber nach einigen Jahren oder Jahrzehnten auf, und da jeder große Dichter diese erstrebt, wird er sicher über den Naturalismus hinausstreben und auch über ihn hinausgelangen. Aber für die mittlern echten Talente ist der Naturalismus, der ja nicht Schmutznaturalismus zu sein braucht, vielleicht die angemessenste Kunstrichtung; für sie ist es besser, wenn sie fest im Boden der Heimat wurzeln und gut beobachtetes Material der Wirklichkeit entnehmen, als wenn sie rein formell die größern Talente nachahmen und konventionelle Poesie liefern. Und ob sich die Anhänger des Alten, die gewöhnlich Naturalismus und Decadencelitteratur unterschiedslos zusammenwerfen, auf den Kopf stellen, das Lebensrecht des Naturalismus auch für die deutsche Litteratur ist seit Jeremias Gotthelfs Auftreten vollständig erwiesen und kann nicht weggeleugnet werden.

Gotthelf war nun freilich nichts weniger als ein mittleres Talent, sondern hatte eine geniale schriftstellerische Begabung, war vor allem eine bedeutende Persönlichkeit, ein Willensmensch, ein Mann der That, und das verleiht ihm eine Ausnahmestellung. Das haben seine ältern Beurteiler, selbst Keller, übersehen und ihn schulmeistern wollen; er konnte aber nicht anders sein, wie er war, und kann man ihn auch nicht in die Reihe unsrer ersten Dichter stellen, so gehört er doch unter die Schriftsteller, die gewaltig aufs Volk wirken, unter die sozialen Schriftsteller — da hat er in der deutschen Litteratur kaum seinesgleichen und ist noch heute von der größten Bedeutung. Soll ich seine Stellung in der Weltlitteratur bezeichnen — und er nimmt eine solche ein, obwohl er schwerlich

Digitized by Google

übersetzt, ja auch nur übersetzbar ist —, so möchte ich außer an Rousseau und Carlyle doch auch an Balzac erinnern, den der Naturalismus bisher allein als seinen „Vater" bezeichnete. Wie dieser Franzose versucht hat, das gesamte Leben seines Volkes in einer Romanfolge darzustellen, so hat auch Bitzius stets die Allseitigkeit des Berner Bauernlebens im Auge gehabt und, freilich ohne Programm, auch ein einigermaßen vollständiges Bild erreicht. Nun scheint freilich das Lebenswerk, das es mit einer ganzen großen Nation, mit dem, das es nur mit einem verschwindenden Bruchteil eines Volkes zu thun hat, nicht verglichen werden zu können; man muß aber in Betracht ziehen, daß Frankreich stets viel zentralisirter war als Deutschland, daß dort die gleichförmige städtische Bildung herrschte, während in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts noch jeder Winkel deutschen Landes sein ureignes Leben hatte. Sowohl der Großstädter Balzac wie der Bauer Gotthelf ist ein typischer Vertreter seines Volkes. Zwar ist es richtig, daß Balzac mehr mit der Litteratur seines Volkes zusammenhängt, Schriftsteller von Beruf ist, aber wenn man sich erinnert, daß auch er während seines ganzen Lebens nicht zu einem gleichmäßigen Stil gelangte, daß er ferner außer seinen litterarischen stets alle möglichen großartigen industriellen Pläne im Kopfe hatte, überhaupt von Haus aus ein Thatmensch war, wie er dies auch durch seine unermüdliche, ja gehetzte Produktion bewies, so häufen sich die Berührungspunkte zwischen dem Franzosen und dem Schweizer. Die soziale und sittliche Tendenz Gotthelfs hatte Balzac nicht unmittelbar, wohl aber eine bestimmte soziologische und psychologische, er wollte die Rätsel der Sphinx Gesellschaft lösen und stellte zu dem Zweck, freilich aus andern Gründen, ebenso rücksichtslos dar wie Bitzius. Wollte man ins Einzelne gehen, so könnte man selbst Gestalten der beiden Dichter miteinander vergleichen; so würden sich gewiß bei Balzac ein Dorngrütbauer und ein Harzer Hans finden. Ich will noch bemerken, daß Balzac zwei Jahre jünger war als Bitzius, viel früher zu veröffentlichen begann, aber in seinen Hauptwerken mit dem Schweizer so ziemlich gleichen Schritt hält. Dem Namen nach hat Gotthelf übrigens Balzac gekannt, vielleicht selbst das eine oder das andre von ihm gelesen. Nur ihr Dichterschicksal ist sehr verschieden gewesen; während Gotthelf allmählich vergessen worden ist, hat Balzac stets seinen Ruf behalten und ist von den französischen Naturalisten viel gefeiert, daher auch in Deutschland noch vor nicht langer Zeit viel gelesen worden.

Mit deutschen Dichtern früherer oder späterer Zeit außer Keller kann man Gotthelf kaum vergleichen; wie die Vergleichung mit Auerbach, ist auch die mit Fritz Reuter rundweg abzulehnen, selbst unsre neuern Dorfdramatiker und -Novellisten wie Anzengruber und Rosegger haben mit dem alten Schweizer wenig gemein, am meisten noch Anzengruber. Der litterarische Gegenfüßler Gotthelfs war Gutzkow, der, wenn auch durchaus in der Gotthelf entgegengesetzten Richtung thätig, sich doch in manchem mit ihm berührt: auch bei

Digitized by Google

ihm ist das poetische Talent nicht das Erste, von Haus aus jedoch lange nicht so mächtig wie das Gotthelfs, auch er ist vor allem Zeitschriftsteller und Kämpfer und leistet, wie Keller bemerkt, „für Charakterisirung der politischen Tröpfe in den obern Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüter von feinerm Korn ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Anempfindungskunst," wie er zugleich auch manche der Nachtgestalten großer Städte zuerst wenigstens halbnaturalistisch geschildert hat. Aber auch Gutzkow und Gotthelf stehen sich wie Städter und Bauer gegenüber, und Gutzkows Welt bleibt doch im ganzen viel schattenhafter als die Gotthelfs.

Als Nachfolger Gotthelfs könnte man vielleicht den unter dem Namen W. O. v. Horn schreibenden Pfarrer W. Örtel betrachten, doch ist mir das Verhältnis der beiden nicht klar. Die wahren Jünger des Schweizers sollten natürlich unter den modernen deutschen Naturalisten zu finden sein, aber soweit ich es übersehen kann, ist kein einziger von ihm beeinflußt worden. Nun, das kann, obgleich man jetzt ja dem Naturalismus längst Valet gesagt zu haben behauptet, immer noch kommen. Wie man überhaupt bei den großen Dichtern der fünfziger Jahre wird Anschluß suchen müssen, wenn man über die fruchtlose moderne Experimentirerei hinaus will, so wird man auch Jeremias Gotthelf sein Recht zu teil werden lassen und von ihm lernen, was Kraft, Gesundheit, wahre Gegenständlichkeit, echte Volksmäßigkeit ist. In der Verbindung des heimatlichen Charakters der Dichtung, wahrhaften volkstümlichen Lebens mit dem modernen sozialen Geiste und ehrlichem künstlerischem Streben sehe ich zunächst das Heil unsrer Litteratur. Manche Leute meinen freilich, daß ich damit nicht in die Tiefe dränge, daß es der Kampf um eine „neue sittlich-religiöse Weltanschauung aus dem Grundwesen deutscher Art" sei, der sich auch in der Litteratur vor uns entfalte, daß, wenn wir diese Weltanschauung erst haben würden — und wir müssen sie haben! —, alles andre von selber komme. Nun, mögen diese Leute über ungelegten Eiern brüten! Dem mitten in der litterarischen Bewegung stehenden muß es genügen, nach bestem Wissen und Gewissen praktische Fingerzeige zu geben, den großen Alten ihr Recht zu verschaffen, allzu begehrliche Jungen in die Schranken zurückzuweisen, die sie sich selbst durch ihre bisherigen Leistungen gezogen haben.

Digitized by Google

Vom Idealismus in der Wissenschaft

Zu Anfang des Jahres 1880 starb in Königsberg in dem hohen Alter von 83 Jahren als Professor der Kunstgeschichte August Hagen. Vielleicht hat es nie einen arbeitsamern Gelehrten gegeben, denn er schlief höchstens sechs Stunden, oft aber, wenn er spät ins Bett kam, nicht einmal so lange, jeder Tag bis in sein hohes Alter traf ihn bald nach fünf Uhr am Schreibtisch, jede Stunde hatte ihre Bestimmung, und sein „Dienst" ging allem andern vor. Seinen Bemühungen verdankt eine Stadt ohne Denkmäler und eine in Bezug auf Kunst geschichtslose Bevölkerung ein Museum, einen Kunstverein, eine Kunstschule oder Provinzialakademie und einen gemeinnützigen wissenschaftlichen Verein, die „Prussia." Als junger Mensch hatte er einmal in sein Tagebuch geschrieben: „In der Vaterstadt ist leider wenig Aussicht für mich, nach meinen Wünschen zu wirken, und es soll vieler Unglück gewesen sein, daß sie über die Anhänglichkeit am Boden eine Bestimmung aufgaben, die die Natur in ihre Seele gesenkt hatte, und die außerhalb des Vaterlandes die schönsten Früchte hätte tragen können." Seine Bestimmung hat er zwar nicht aufgegeben, denn das Kunststudium entsprach seiner innersten Neigung, aber daß er sich nicht von seiner Vaterstadt trennen wollte, das hat dieser die Früchte gebracht, um die er selbst, so dürfen wir jetzt wohl sagen, gekommen ist. Mit welchen Hoffnungen und mit welchen Aussichten ging er ins Leben!

Er stammte aus einer alten, leidlich wohlhabenden Familie. Sein Vater war Professor der Medizin, gab dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm im Jahre 1808, als der Hof in Königsberg residirte, naturwissenschaftlichen Unterricht, Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise erschienen zu seinen Experimenten, und das Wohlwollen der königlichen Familie kam auch noch den Nachkommen zu gute. August Hagen konnte ferner zu seiner Ausbildung lange Reisen machen bis nach Italien, und seine Empfehlungen öffneten ihm die erlesensten Kreise: in Rom konnte er sich Niebuhr und Thorwaldsen nähern, in Dresden wurde er von Tieck und dessen Freunden mit offnen Armen aufgenommen, in Weimar lud ihn Goethe zu Tisch. Wem wurde das sonst geboten? Der vortreffliche praktische Vater schreibt bald darnach dem noch auf Reisen befindlichen Sohne, den er mit Sorge sich von dem Brotstudium der Rechtswissenschaft abwenden sieht, die Herzogin von Weimar, die durch Königs-

Digitized by Google

berg gekommen sei, habe sich nach dem jungen Dichter erkundigt, den ihr Goethe empfohlen habe. „Ich wünsche aber nicht, daß der Beifall des Goethe, der mir nichts desto weniger sehr angenehm gewesen, ein Reiz für dich sein möge, dich ausschließend der Poetik zu widmen. Die Stellung, welche Goethe einnimmt und durch poetisches Talent erworben, ist gewiß die einzige in Europa. Ich weiß auch, daß du zu bescheiden bist, auf dergleichen zu rechnen. Noch bis jetzt bin ich mit dir nicht einverstanden, daß neben der Ästhetik ohne Nachteil nicht auch juristische Kenntnisse erworben werden könnten. Eben fällt mir nur Goethe ein, der außer Kunst und schönen Wissenschaften auch Naturforscher, Physiker, Politiker und Finanzier ist."

Hagen hatte bereits 1820 ein romantisches Epos in zehn Gesängen veröffentlicht. Goethe hatte sich in zwei anerkennenden Anzeigen freundlich darüber ausgesprochen, jetzt ließ er sich von ihm den Plan eines Trauerspiels auseinandersetzen und gab ihm ermutigende Wünsche mit auf seinen Weg nach Italien. Wer wollte es dem jungen Manne verdenken, daß er nun die für sein Leben bestimmenden Kräfte erkannt zu haben meinte, daß er das Brotstudium aufgab und die Welt des Schönen in Kunst und Poesie auf sich wirken ließ, und daß er bald darauf in seiner Vaterstadt, die er so sehr liebte, als Privatdozent das Katheder bestieg? Zwar paßte er wenig zu seinen nüchtern behäbigen, rechnenden und erwerbenden Landsleuten, die, wenn er Altertümer aufstöberte, zusammentrug, mit Etiketten versah und erklärte, manchmal äußerten, es schiene mit ihm nicht mehr ganz richtig zu sein. Zu einem vollen Lehrfach ließ sich das Kunststudium in Königsberg nicht machen, aus der Studentenschaft fanden sich immer nur wenige Zuhörer ein, dafür kamen ältere Männer und Damen, und jahraus jahrein widmete er unverdrossen einem solchen kleinen Kreise höher interessirter Menschen seine Kräfte. Hätte ihn nicht die reinste Liebe zu seinem Gegenstande beseelt, so hätte er an der Kleinheit dieser Aufgabe wohl verzagen müssen. Äußerlich brachte sie ihm freilich bald die verdienten Beförderungen zum außerordentlichen (1825) und zum ordentlichen Professor (1830), und der schmale materielle Ertrag seiner Ämter machte ihm einstweilen keine Sorge: was er mit Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten verdiente, verwendete er sogar gewissenhaft wieder für Zwecke seines Faches.

Mehr in die Augen fielen mit der Zeit die sichtbaren Erfolge seiner organisatorischen Thätigkeit. Aber welche unsäglichen Anstrengungen hatte es ihn auch gekostet, diese aus dem Nichts erschaffnen Gründungen unter Dach zu bringen! Treffend heißt es in einem Briefe, den Franz Kugler als Ministerialreferent an ihn wegen eines Direktors für die zu eröffnende Kunstakademie richtet (1845): „Ihr Herren in Ostpreußen seid ein wenig spröde, ihr habt eure bestimmten Tendenzen, Absichten und Bestrebungen. Wehe dem, der da mit einer Tendenz einträte, die ihr und wohl auch noch andre mit euch als reaktionär bezeichnet!" Hagen hatte immer das Beste und Höchste

Digitized by Google

für seine Vaterstadt im Sinne, daß es nicht erreichbar wäre, wollte ihm bei seiner idealen Lebensauffassung nicht einleuchten, und wenn er klagte, daß man für seine Wünsche im Ministerium kein Geld habe, konnte man ihm von dort aus oft mit Recht sagen: Wer will denn nach Königsberg, und was ist auf diesem Boden in solcher Richtung zu hoffen! Aber es wurde trotzdem eine den Bedingungen der Provinz angepaßte, bescheidne höhere Kultur geschaffen, und die Seele dieses Lebens war Hagen. Er hatte auch das Hauptverdienst um das dem König Friedrich Wilhelm III. errichtete Denkmal.

Schon aus dem bis jetzt Mitgeteilten wird es der Leser verstehen, daß der Familie daran liegen mußte, das Bild eines tüchtigen und edeln Vorfahren auch einer spätern Nachwelt zu erhalten. Er hat es nicht nur durch die Wohlthaten verdient, die er seiner Vaterstadt erwiesen hat, sondern ebenso sehr durch den Wert seiner tiefgegründeten Persönlichkeit, dem ein kräftig weiterblühendes Geschlecht das Beste seines Lebens verdankt. So ist ein Buch zustande gekommen, an dem jeder seine Freude haben muß: August Hagen. Eine Gedächtnisschrift zu seinem hundertsten Geburtstage, 12. April 1897 (Berlin, Mittler u. Sohn), eines der echten Hausbücher, die uns lehren können, daß das Leben noch andre Schätze hat, als den äußern Erfolg einer Laufbahn. Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne und Trachten nach Gewinn lagen Hagens Natur gleich fern. Ihn erfüllte in der Zeit, wo wir unsre Jugendpläne zu schmieden pflegen, mehr, als alles andre, ein poetischer Schaffenstrieb, dieser bestimmte seine Lebensführung und lenkte offenbar auch seine Berufswahl. Seine „Künstlergeschichten“ sind aus dem Geiste derselben Zeit geboren, an deren Anfang die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ stehen, sie sind an sachlichem Gehalt besser als Tiecks Künstlernovellen und an Stimmung und poetischem Werte mindestens ebenso gut. Seine „Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit“ wird man den Tieckschen Büchern vorziehen müssen; sie sind nicht nur in früherer Zeit sehr viel gelesen worden, sondern sie erleben noch gerade jetzt die siebente Auflage (Leipzig, J. J. Weber). Ohne alle Frage hatte Hagen ein poetisches Talent, nicht nur die leichtere Gabe, Verse zu reimen, die viele haben, sondern eine lebendige, anschauliche Auffassung, die ihm Goethe mit Recht zusprach. Dieses Talent hätte ihn auch in dem Berufe, den er sich gewählt hatte, fördern können, wenn es der wissenschaftlichen Arbeit bescheiden als Gehilfe zur Seite getreten wäre. Es hat auch z. B. seinen Zeitgenossen Franz Kugler, der es ebenfalls hatte, nicht gehindert, einer unsrer ersten Kunstgeschichtschreiber zu werden, weil er zugleich ein kritischer Kopf war und einen sehr ausgebildeten historischen Sinn hatte. Auch Hagens Landsmann Schnaase war ein Stück Poet. Aber Hagen war eine weiche, fast jungfräuliche Natur. Wie er im praktischen Leben den Nutzen ganz gering achtete gegenüber dem allgemeinen Guten und Schönen, so überließ er in dem Leben seiner Gedanken den Eindrücken einer lebhaften Phantasie

Digitized by Google

und seinem warmen Gefühle das entscheidende Wort, und daher brachte auch der emsigste Fleiß in ihm gewöhnlich nicht das hervor, was frommt, weil es die Sache so fordert, sondern nur das, was seine eigne Seele erfüllte und nach Äußerung verlangte. Wie quälte ihn z. B. sein Leben lang der Gedanke an ein Drama, seit der Zeit, wo er als Jüngling Goethe seine Gedanken entwickelt hatte, bis in sein höheres Alter, dessen (nie erreichter) Wunsch eine Bühnenaufführung war und blieb! So hatte ihm denn doch die Muse wohl ein Danaergeschenk in die Wiege gelegt. Aber niemand kann den Seidenwurm, so lange er lebt, hindern, zu spinnen. Es soll ja nur gezeigt werden, wie sich ein reich begabter Mensch den Ertrag seines Lebens selbst gestaltet hat, äußerlich, indem er sich an einen Ort bindet, der seinem selbstgewählten Berufe nicht günstig ist, innerlich, indem er den Antrieben einer höhern Bildung mehr gehorcht, als es die praktische Welt mit ihren nun einmal für jeden einzelnen zugeschnittenen Aufgaben erlaubt. Wem des Dichters Wort gilt: „Du bist dir nur des einen Triebs bewußt," der hat leicht kämpfen auf der Rennbahn des Lebens. Von den übrigen zahlen ja freilich nicht alle des Wissens Gut mit dem Herzen, aber doch viele. Und die, die manches nicht erreichten, dafür aber ihr volles Herz vom Kampfplatz unversehrt zurückbrachten, möchten es wohl kaum anders machen, wenn das Leben für sie noch einmal von neuem begönne.

Das Leben, dem dieses Buch gewidmet ist, umschloß einen Schatz von Herzensgüte und Charaktertüchtigkeit, wie er uns nicht so leicht wieder aus einer Gelehrtenbiographie entgegenleuchten wird. Denn diese Selbstlosigkeit eines Mannes, der nach dem Zuschnitt seiner Verhältnisse wohl Ansprüche hätte machen können, wird nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, heute immer seltner, sondern sie ist zu allen Zeiten selten gewesen.

Hagen hatte auf äußere Güter niemals Wert gelegt. Daß seine Frau einmal sehr reich werden würde, konnte er nicht wissen, und als er es erfuhr, berührte es ihn fast unangenehm. Sie stammte aus einem Handelshause in Braunsberg, das zu den angesehensten in Preußen gehörte und in den Befreiungskriegen ein Vermögen für das Vaterland geopfert hatte. Ihr Kapital stand im Geschäft und konnte später nicht, ohne diesem Verlegenheit zu bereiten, gekündigt werden, und obwohl die Firma in andre Hände übergegangen war und nur noch den Namen des seligen Großvaters Östreich trug, konnten sich die Ehegatten nicht entschließen, an ihre eigne Sicherheit zu denken und dadurch vielleicht mit zum Falle des Hauses beizutragen. Als aber dennoch Anfang der vierziger Jahre das Haus liquidiren mußte, konnten die übrigen Gläubiger nur so befriedigt werden, daß Hagen und seine Frau auf den größten Teil ihrer Ansprüche verzichteten. Sie thaten es um des ehrenreichen Namens des Großvaters willen. Als die Abrechnung kam, zeigte sich der Verlust noch größer. Hagen — so erzählt das Buch — arbeitete gerade an den „Künstlergeschichten," als er den Brief erhielt. Nachdem er ihn durchflogen, schrieb er

Digitized by Google

emsig weiter und hatte über Thorwaldsen und Cornelius Abrechnung und Brief vergessen. Heiter, wie immer, wenn ihn eine anziehende Arbeit beschäftigte, kam er zu Tisch. Hier erst erinnerte er sich des Briefes, holte ihn und gab ihn seiner Frau. Als diese bei dem Gedanken an die Erziehung ihrer fünf Kinder die Thränen nicht zurückhalten konnte, sagte Hagen: Aber, liebe Molly, wie kannst du nur darüber weinen, ist es doch ganz egal, ob wir das Zeug haben oder nicht. Nun mußte trotzdem der Mutter, die in Braunsberg bleiben wollte, eine Rente, die testamentarisch auf das Kapital gelegt war, weiter gezahlt werden. Weitere Verluste und der zunehmende Aufwand für die Ausbildung der Kinder machten große Einschränkungen nötig, das eigne Haus mußte aufgegeben werden, die Sorge klopfte an, alles äußere wurde anders, aber die Freude fehlte nicht, und das Glück blieb. Wir lassen eine besonders schöne Stelle des Buches hier folgen. „Es war tief rührend, als der Greis nicht gar lange vor seinem Tode über seine Vermögensverhältnisse sprach und seinem Schmerz, daß so wenig übrig geblieben wäre, Worte lieh. »Ein praktischerer Vater hätte für euch, meine geliebten Kinder, besser gesorgt.« Als er gebeten wurde, sich nicht unnütze Sorgen zu machen, daß alle seine Kinder einmütig seine Güte viel höher als Güter schätzten, bewegte er sein ehrwürdiges Haupt leise hin und her, trat an das Fenster seiner Studirstube und blickte mit feuchtem Auge sinnend unter die alten Bäume usw., und wie danken ihm seine Kinder noch heute und in alle Zukunft, daß er mit dem Gelde so verfuhr, wie es hier dargestellt ist! Sie danken es ihm, daß er es für edle Zwecke fortgab, daß er sie nicht zu kalten, egoistischen Rechnern erzog und ihnen so einen Schatz hinterließ, der mehr wert ist als alle Schätze des Krösus. Mögen nur seine Kindeskinder ihm als Rechner in den Hauptzügen ähnlich zu werden streben, dann wird noch lange jener Ausspruch eines Verwandten aus ältester Zeit, den Vater und Großvater mit Stolz nachsprachen: Es giebt, so viele ihrer sind, keinen Hagen, der nicht für ehrenhaft gilt — wahr bleiben und, so Gott will, auch des letzten aller Hagen, der einst auf dieser Erde wandeln wird, größter Ehrenschild sein."

Das schöne Buch, das wir hiermit aus der Hand legen, enthält noch mancherlei unterhaltendes, auch heiteres und sogar scherzhaftes. Wir haben seiner Grundstimmung entsprechend die ernstern Seiten hervorgehoben. Mag sich der Leser am Schluß noch einen Augenblick hineindenken in die Namen und Zahlen des Verzeichnisses der „Nachkommen des August Hagen," so wird ihm dabei gewiß etwas in den Sinn kommen, wie des Vaters Segen, der den Kindern Häuser baut. A. Ph.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das konservative Frankreich. Vor Jahren haben wir einmal geäußert: wenn eine der beiden Westmächte von der sozialen Revolution bedroht sei, so sei das nicht Frankreich, sondern England. Wir kennen selbstverständlich die Umstände, die in England der Revolutionsgefahr das Gleichgewicht halten und sie beinahe auf Null herabsetzen: die politische Freiheit und die den Energischen unter den Bedrängten offenstehende Gelegenheit, in den Kolonien ihr Glück zu machen, und wir hatten bei diesem Vergleich nur die natürliche Grundlage des Staatsbaues im Auge, die gesunde Verteilung des Grundbesitzes, die in Frankreich noch vorhanden, in England verschwunden ist. Für unsre Auffassung der französischen Verhältnisse finden wir eine erfreuliche Bestätigung in einem „Konservative Politik und Landbesitz“ überschriebnen Artikel des Pariser Korrespondenten der Schlesischen Zeitung (Nr. 607). Dieser B. Z. zeichnende Korrespondent unterscheidet sich sehr vorteilhaft von seinen Kollegen, den gewöhnlichen ausländischen Korrespondenten der großen Zeitungen. Während diese meistens jämmerlichen politischen Hintertreppenklatsch schicken, den man auf jedem beliebigen deutschen Dorfe zusammenschreiben kann, wenn man eine Zeitung des betreffenden Landes liest (man braucht bloß die Einleitung hinzuzulügen: Soeben habe ich einen der hervorragendsten Staatsmänner gesprochen oder: Soeben kommt Ihr Korrespondent von einem Diner bei Lord X.), liefert B. Z. sachkundige Darstellungen der Lage, namentlich auch volkswirtschaftlichen und finanzpolitischen Inhalts, die für den Fernstehenden den Wert wirklicher Informationsquellen haben. In dem erwähnten Artikel nun wird ausgeführt, Méline treibe mit seiner „Brotverteuerung,“ über die sich die Pariser aufregen, wirklich konservative Politik, denn der Bauernstand sei der zahlreichste Stand im Staate, und der wolle den Fortbestand der Republik, die er als die Regierungsform schätze, die am wenigsten zu auswärtigen Abenteuern neige. (Aus demselben Grunde hat bekanntlich Bismarck den Fortbestand der französischen Republik begünstigt.) Der sozialistische „Parteiführer“ Jaurès stellt die Lage des französischen Grundbesitzes ungefähr so dar, wie die Organe des Bundes der Landwirte die des deutschen darstellen. Nicht allein die ländlichen Arbeiter, sondern auch die Kleinbauern lebten im größten Elend. Sie würden von der Hypothekenschuld erdrückt, und es entstehe eine neue Feudalität, indem die Kapitalisten dem Landvolke den Grundbesitz entrissen und es ins Proletariat hinabdrückten. Dem hält B. Z. entgegen, die Schilderung, die Jaurès von der Lage des französischen Landvolkes entwerfe, sei schon deswegen unwahrscheinlich, weil sie Zug für Zug mit jener berühmten übereinstimme, die Labruyère vor zweihundert Jahren entworfen hat, und seitdem hätten sich die Verhältnisse doch wesentlich geändert. Dann aber widersprächen Jaurès Behauptungen der Statistik. Von Latifundienbildung sei nichts zu spüren; im Gegenteil sorge das französische Erbrecht dafür, daß der Grundbesitz immer weiter zerstückelt werde.*) Zur Zeit der großen Revolution gab

*) Es sei dabei an eine Thatsache erinnert, die bei einem vergleichenden Blick auf den Nordosten und den Südwesten unsers Vaterlandes jeder sieht, der Augen im Kopfe hat, und die Professor Max Weber jüngst den Schwärmern für gebundnen und unteilbaren Grundbesitz entgegengehalten hat, daß nämlich der gebundne Grundbesitz die Bevölkerung nicht bindet, sondern mobilisirt, während freie Teilbarkeit und Vererbbarkeit, also Beweglichkeit des Grundbesitzes die Bevölkerung bindet. Unteilbare große Rittergüter haben den Nordosten beinahe schon in ein Wandergebiet für slawische Nomaden verwandelt, wovon in Baden, Württemberg und Rheinhessen glücklicherweise nichts zu spüren ist.

Digitized by Google

es 4 Millionen Besitzer, jetzt giebt es $8\frac{1}{2}$ Millionen. Und dieser Grundbesitz ist nicht überschuldet, die gesamte Hypothekenschuld in Frankreich wird auf 14369 Millionen Franks geschätzt; davon lastet jedoch der bei weitem größte Teil auf städtischen Gebäuden, auf dem ländlichen Grundbesitz nur $4\frac{1}{2}$ Milliarden. „Weitaus die meisten Hypotheken befinden sich in den Händen von Verwandten der Landbesitzer und sind nichts weiter als Abfindung bei der Erbteilung; mit dem Großkapital haben sie nichts zu schaffen."

Wir lassen es dahingestellt sein, ob sich ein Kornzoll von sieben Franks auf die Dauer vorteilhaft erweisen wird, und ob die französischen Agrarier nicht zu guterletzt dieselben Enttäuschungen erleben werden wie unsre deutschen. Wir wollen hier auch nicht untersuchen, was hohe Getreidepreise den französischen Kleinbauern nützen sollen, wenn diese, wie der Korrespondent selbst gelegentlich bemerkt, hauptsächlich Gemüse, Obst und Wein bauen; es wird wohl in Frankreich so sein wie in Deutschland, wo das Wort Landwirtschaft nur den größern Grundbesitz bedeutet. Hier kommt es uns nur darauf an, hervorzuheben, daß in Frankreich die Gesellschaftsordnung nicht bedroht ist, weil die Gesellschaft größtenteils aus kleinen Grundbesitzern besteht, und daß aus demselben Grunde die Mehrheit des französischen Volkes den Frieden will. Das zweite wird dann noch einmal in Nr. 610 von demselben Korrespondenten ausgeführt. Der Jubel über die „Allianz" mit Rußland entspringe einerseits der Befriedigung einer kindlichen oder kindischen Eitelkeit und andrerseits der Gewißheit, daß nun der Friede wieder einmal gesichert sei. „Bewundernd steht jetzt die Nation vor der imposanten Silhouette, in der sie sich weit über lebensgroß Hand in Hand mit Rußland erkennt. Ihre verschiedensten Wünsche und Bestrebungen werden von diesem Anblick befriedigt; das lange entbehrte Prestige ist wieder da, die Revanchemänner meinen sogar, daß Elsaß-Lothringen beinahe schon wieder französisch sei; zugleich aber wissen die Staatsmänner der Republik, daß der Krieg, der das Regime mit allen seinen Nutznießern ruiniren würde, ferner liegt als jemals; und die große Mehrzahl des Volkes, die vor allem Ruhe wünscht, blickt vertrauensvoll auf das Friedensmotiv, das die Allianzgruppe ornamental umschnörkelt." Und in einem Feuilletonbericht über das Allianzfest in Nr. 619 erzählt derselbe Korrespondent, auf dem Opernplatz, wo die Geschäftswelt dem Staatsoberhaupte einen prunkvollen Empfang bereitet hatte, habe ringsum das Wort Paix in Riesenbuchstaben geprangt, die angekündigte patriotische Kundgebung an der Straßburgstatue dagegen sei kläglich verunglückt. Man darf auch nicht übersehen, was zu erwähnen der Korrespondent keine Gelegenheit hatte, daß das Expansionsbedürfnis der Franzosen, oder vielmehr, da eine Nation mit stabiler Bevölkerungszahl eigentlich keins hat, ihr Thätigkeits- und Unternehmungsdrang in ihrem Kolonialreiche einen ausreichenden Spielraum findet, sodaß schon ein undenkbarer Grad von Narrheit dazu gehören würde, wenn sie sich, anstatt sich dort gefahrlos zu tummeln, an den Vogesen die Köpfe einrennen wollten. Und es ist dabei zu beachten, daß das französische Kolonialreich — wir meinen nicht Anam, sondern Nordafrika — als ein unmittelbar vor ihrer Thür liegendes und nicht wesentlich anders als der Süden Frankreichs zu bebauendes Land einen sehr viel sicherern und behaglichern Besitz bedeutet, als die überseeischen Besitzungen der andern europäischen Staaten; Algerien mit Tunis verhält sich zu Frankreich kaum anders als Sizilien zu Italien oder Jütland zu den Däneninseln.

Die Zionisten. Eine Gruppe internationaler Juden hat sich unter dem Namen „Zionisten" zusammengethan und vor kurzem in Basel den „ersten inter-

Digitized by Google

nationalen Zionistenkongreß" abgehalten. Als Programm der neuen Bewegung hat der Kongreß, wie die Zeitungen berichten, folgende Sätze aufgestellt: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. Zur Erreichung dieses Zieles nimmt der Kongreß folgende Mittel in Aussicht: 1. zweckdienliche Förderung der Besiedlung Palästinas mit jüdischen Ackerbauern und Gewerbetreibenden; 2. Gliederung und Zusammenfassung der gesamten Judenschaft durch geeignete örtliche und allgemeine Veranstaltungen auf der Grundlage der Landesgesetze; 3. Stärkung des jüdischen Nationalgefühls und Volksbewußtseins; 4. vorbereitende Schritte zur Erlangung der für die Erreichung des zionistischen Zieles notwendigen Zustimmung der Behörden." Die Bewegung verdient das volle Interesse der gebildeten Kreise namentlich in Deutschland, auch wenn man von den Einzelheiten der zionistischen Pläne und der mit ihr zusammenhängenden religiös-dogmatischen Streitfragen innerhalb des Judentums absieht. Thatsache ist, daß die Masse der gebildeten Juden Deutschlands, und das ist zugleich die Masse der wohlhabenden und reichen, der zionistischen Bewegung nicht nur fern, sondern sogar ausgesprochen ablehnend gegenüber steht, und daß auch die große Mehrzahl der Rabbiner in Deutschland entschieden gegen sie Stellung nimmt. Diese Juden wollen nicht als besondre, dem Deutschtum fremde Nation aufgefaßt sein und als solche zusammenhalten und ihre Interessen verfolgen, sondern nur als besondre Religionsgesellschaft, wobei natürlich die religiös völlig Gleichgiltigen in großer Zahl mit unterlaufen. Dem gegenüber stellen die Zionisten die namentlich im Osten Europas, aber doch auch in Deutschland noch immer in großer Zahl vorhandnen, im wesentlich nur jüdisch-national gebildeten und sich als Nationaljuden fühlenden, meist, namentlich in den Kulturländern, wenig begüterten, zum Teil sogar in kläglich verkommnen wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Teile des Judentums dar. Diesen, soweit sie religiös sind, ist die nationale Selbständigkeit und Absonderung und die Hoffnung auf die Wiederherstellung der jüdischen Nation in Palästina ein Teil, und zwar der wichtigste, lebendigste, mit der innigsten Hingebung gepflegte Teil der Religion selbst. Sie haben damit bisher im praktischen Sinne nicht Politik getrieben, obwohl es sich von jeher um ein politisches Endziel, um politische Hoffnungen gehandelt hat. Die Hoffnung war ihnen alles, und sie war durchaus religiös. Das scheint jetzt anders werden zu sollen, man scheint praktisch zionistische Politik treiben zu wollen, und dabei denken nun wohl auch nicht religiös gesinnte Juden, die wirtschaftlich und politisch unzufriednen und revolutionären, vielfach ihre Rechnung zu finden. Die schweizerischen Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik bringen in ihrer kürzlich erschienenen Nr. 16 (1897) einen kurzen Aufsatz über den Zionismus, um den sie, wie sie sagen, einen hervorragenden Anhänger dieser Bewegung gebeten haben. Der Inhalt ist sehr bemerkenswert, auch wenn er vielleicht nicht ganz der Auffassung der zionistischen Masse entspricht. Die Zionisten, sagt der Verfasser, seien Nationaljuden. Sie wüßten, daß es in der modernen „Nationalitätsära" einer fremden Nation sehr schwer falle, zerstreut unter den Nationen zu leben. Eine solche Nation müsse entweder ökonomisch oder moralisch verkommen. Die Zionisten wollten deshalb „vermittelst einer planmäßigen Emigration der Juden nach Palästina hier einen Judenstaat ins Leben rufen." Sie wollten aber dabei auch namentlich „die Veränderung der ökonomischen Lebensweise der Juden herbeiführen, aus dem jüdischen Handels- und Krämervolk ein landwirtschaftlich und industriell arbeitendes Volk machen." Der Zionismus sei keine Partei, aber trotzdem werde er „mit der Sicherheit und Kraft eines mechanisch wirkenden Naturgesetzes eine Gruppirung der Juden in Klassen herbeiführen," denn

Digitized by Google

er habe seine Gegner. „Die Antizionisten, heißt es wörtlich weiter, sind, wie sich Max Nordau treffend ausdrückt, die Selbstlinge, die für sich irgend eine entfernte üble Folge der zionistischen Bewegung fürchten, die sich als Verachtete und Beschimpfte wohl fühlen und den Unzufriednen, Ungeduldigen nicht verzeihen, daß sie eine Anstrengung wagen wollen, ohne auf das ruhige Behagen der Satten und Vergnügten Rücksicht zu nehmen. Die antizionistischen Rabbiner sind die Rabbiner der großen und reichen Gemeinden Deutschlands, die sich dazu hergaben, ein den Bedürfnissen der jüdischen Plutokratie entsprechendes Judentum zu fabriziren, und die nur beweisen, daß Talar und Börse auch bei den Juden ein gemeinsames Interesse haben. Während die Vertreter des unverfälschten orthodoxen Judentums, die Rabbiner der armen jüdischen Gemeinden im Osten Europas zionistisch gesinnt sind, erlassen die gesättigten, die ruheseligen, die sorglosen Rabbiner, die niemals nach unten schauen, sondern nach oben, auf ihre vielen und vornehmen Geldstrotzen(?) und Geldprotzen, Gutachten gegen den Zionismus, die man nur als ein falsches Zeugnis bezeichnen kann.“ — Man wird nicht leugnen können, daß diese zionistische Kritik der Nichtzionisten manches bittere Körnchen Wahrheit enthalten mag, auch wenn die politische Bewegung des Zionismus auf Hirngespinste und leere Agitation um unerreichbare Ziele hinausläuft. Diese zionistischen „Sozialpolitiker,“ denn das wollen sie ausgesprochnermaßen sein, scheinen ganz dazu geeignet zu sein, einmal recht nützliche Hechte im Karpfenteiche des heutigen deutschen Judentums zu werden. Die reichen und gebildeten Juden, die in Deutschland ihre Rolle spielen wollen und gar kein Verlangen nach Palästina tragen, sollten einsehen, daß sie sich kläglich zwischen zwei Stühle setzen, wenn sie die Zionisten zurückweisen und doch nicht ganze, treue, patriotische Deutsche sein wollen. Ihr beliebter kosmopolitischer Freisinn und ihr noch beliebteres Liebäugeln mit der internationalen Sozialdemokratie dürfte ihnen von den Herren Zionisten wohl etwas verleidet werden. Und auch uns christlichen Deutschen möchte man durch den Zionismus einen gelinden Anstoß wünschen. Es geht gerade in Deutschland schlechterdings nicht mehr an, die Judenfrage mit der oberflächlichen Gehässigkeit des landläufigen Antisemitismus, oder mit der gedankenlosen Gleichgiltigkeit der Neutralen, oder auch mit der blinden Parteinahme der Philosemiten abthun zu wollen. Es steckt zuviel unwahres, ungesundes, unhaltbares in der ganzen Sache. Die deutsche Nation muß damit endlich fertig werden.

Zur Geschichte des Deutschtums in Nordamerika. Wenige Leute in Deutschland machen sich eine Vorstellung von dem Reichtum der innern Geschichte der Deutschen in Amerika. Mit dem Drang nach Ausbreitung, der unser Volkstum immer kräftiger erfaßt, wird auch dieser Mangel überwunden werden. Einstweilen ist er bei uns noch sehr fühlbar. Schon sind die Werke des einzigen Deutschen, der in großem Stil die Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten darzustellen unternahm, Friedrich Kapps, fast in Vergessenheit geraten. Wie viel „Gebildete“ giebt es diesseits des Ozeans, die Bericht zu geben wissen von den Verdiensten der deutschen Offiziere von Steuben und von Kalb, die die Armee Washingtons organisirten? Oder von deutschen Geistlichen und Missionaren, die in großer und edler Gesinnung ihren Landsleuten die Schwierigkeiten der ersten Ansiedlung erleichterten und zugleich den Amerikanern Muster von menschlicher Behandlung der Indianer gaben? Leider ist auch von unsern Landsleuten in den Vereinigten Staaten lange Zeit den Verdiensten ihrer Vorfahren viel zu wenig Beachtung geschenkt worden. Und da nun endlich die anglo-amerikanische Geschichts-

Digitized by Google

forschung alle nichtenglischen Verdienste um die Entwicklung Nordamerikas teils absichtlich, teils unabsichtlich mit Schweigen übergeht oder verkleinert (eine ganz leichte Wendung zum Bessern, d. h. zum Wahrern, ist erst in den letzten Jahren mit dem Aufkommen einer nach deutschen Mustern treuern und die Kulturentwicklung berücksichtigenden Richtung in der amerikanischen Geschichtschreibung eingetreten), so ist so manche denkwürdige Person und That im tiefsten Dunkel geblieben. Und doch bietet die Geschichte unsrer Landsleute gerade in den Vereinigten Staaten so manches Rühmliche und besonders auch Beherzigenswerte. Es sind doch ganz andre Bedingungen, unter denen sich die Deutschen dort entwickelt oder, um es gleich beim rechten Wort zu nennen, durch- und heraufgearbeitet haben. Welcher Gegensatz zwischen den republikanischen Deutsch-Pennsylvaniern des vorigen Jahrhunderts, die Mann für Mann auf sich und alle zusammen für ihr junges Gemeinwesen standen, und den daheimgebliebnen Pfälzern, die unter absoluten Fürsten und Beamten alle Rechte und selbst das Rechtsgefühl verloren hatten! Um zu wissen, was aus Deutschen werden und gemacht werden kann, genügt es also nicht, die Geschichte des deutschen Volkes im alten Lande zu kennen, sondern eine Geschichte der deutschen Kolonisationen des achtzehnten Jahrhunderts von der Wolga bis zum Ohio ist eine notwendige Ergänzung. Abgesehen aber von diesem allgemeinen Zweck kann doch bei dem heutigen Stande unsrer nationalen Entwicklung kaum etwas Lehrreicheres gedacht werden als der urkundliche Nachweis, wie, mit welchen Fähigkeiten, Mitteln und Zielen unsre Kolonisten unter fremden Völkern gearbeitet, was sie wirtschaftlich und politisch erreicht haben. Es sind unmittelbar verwertbare Schlüsse daraus zu ziehen. Hier ist ein Punkt, wo unsre Akademien mit Preisfragen der kurzsichtigen und zersplitterten Forschung unter die Arme greifen könnten, wie denn überhaupt eine eingehendere Beschäftigung mit den deutschen Kolonien im Osten Europas und in Amerika unsern Historikern dringend zu empfehlen ist. Nicht bloß reiche Ausbeute ist solcher Arbeit zu verheißen, sondern auch eine wohlthätige Wirkung auf den leider noch immer so schwachen geistigen Zusammenhang zwischen den Deutschen in der Heimat und denen in der Fremde.

Vor einiger Zeit haben wir auf eine Schrift über die Verdienste und Leistungen der Deutschen in den Armeen der Nordstaaten hingewiesen. Heute möchten wir der Beachtung unsrer Leser einen Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Ohiogebiet empfehlen. Am 4. Juli 1800 erklärte sich Indiana, bisher ein Teil des großen Nordwestgebietes der Vereinigten Staaten, zum Territorium. Zur bestehenden Feier der hundertsten Wiederkehr dieses Tages hat W. A. Fritsch die Geschichte des Anteils der Deutschen an der Begründung und Entwicklung Indianas in der kleinen Schrift dargestellt, auf die wir hiermit die Aufmerksamkeit der Deutschen in allen Landen lenken möchten.*) Wir wollen ausdrücklich hervorheben, daß nicht nur der Stoff das Büchlein deutschen Lesern wert machen sollte; auch die Art der Erzählung ist von erfreulicher Ruhe und Klarheit, frei von eitelm Rühmen, hauptsächlich auf die richtige Darstellung einer Entwicklung gerichtet, die im übrigen für sich selbst spricht. Auch erzählt das Buch keineswegs bloß die Geschichte des Deutschtums von Indiana, denn so wie hier ist die Geschichte der Deutschen im alten Westen überall verlaufen, von Pennsylvanien und Westvirginien bis nach Jowa und Kansas hinüber. Solange wir keine zusammenhängende Geschichte des Deutschtums im Westen der Vereinigten Staaten haben, kommt einer Teilgeschichte wie der vorliegenden der Wert eines typischen Ausschnittes zu.

*) Geschichte des Deutschtums in Indiana. Eine Festschrift zur Indianafeier im Jahre 1900 von W. A. Fritsch. Newyork, E. Steiger u. Co., 1896.

Digitized by Google

Mit den Franzosen, die seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts im Ohiogebiet und an den großen Seen kolonisirten, sind die ersten Deutschen ins Land gekommen. Vincennes ist die älteste französische Niederlassung in Indiana, und in und um diesen Ort finden sich schon im Anfang deutsche Namen, wahrscheinlich elsässischen und lothringischen Ursprungs. Von diesen Deutschen stammt wahrscheinlich Leonhard Helm, der 1778 auf der Seite der jungen Vereinigten Staaten das Fort Vincennes heldenmütig gegen die Engländer verteidigt hat und später der erste Indianarkommissar in diesem Gebiet war. 1792 traf er in Vincennes mit dem berühmten Heckewelder zusammen, der als Missionar der mährischen Brüdergemeinde damals der beste Kenner der Indianer und im Auftrag der Bundesregierung unermüdlich thätig für den Frieden zwischen Weißen und Indianern war. Als Missionar der Delawaren trat an seine Stelle der deutsche Geistliche Luckewald. 1796 begann die Einwanderung französischer Schweizer, die den Weinbau am Ohio einbürgerten, dem sich auch deutsche Einwanderer zuwandten. 1814 siedelte aus Pennsylvanien die württembergische Sekte der Rappisten nach Indiana über und schuf in New Harmony eine blühende Ansiedlung, die besonders durch die Pflege der Hausindustrie zur Hebung des Staates beitrug. Ihre kommunistische Grundlage konnte aber nicht von Dauer sein; sie hat sich aufgelöst, und in ihren imposanten Bauten hört man kaum ein deutsches Wort mehr. Die steigende Woge der Einwanderung brachte Ersatz, aber ein fest organisirtes Gemeinwesen wie Neu-Harmonie hat sie nicht wieder erstehen lassen. Dafür kamen die gebildeten Leute in größerer Zahl, die bisher in der deutschen Einwanderung spärlich vertreten gewesen waren, und da gleichzeitig die Zahl der Einwanderer zu wachsen begann, entwickelte sich nun das Deutschtum, wie wir es überall im alten Westen seitdem haben heranwachsen sehen: ein tüchtiges deutsches Bauerntum auf dem Lande und zahlreiche Handwerker und Arbeiter in den Städten, die in den größern Städten wie Fort Wayne, Indianopolis, Terre Haute sich mit der Zeit in eignen Quartieren zusammenfanden, ihre eignen Schulen, Zeitungen und politischen Führer erhielten und ein nicht unbedeutendes Gewicht in die politische Wagschale warfen. In allen politischen und Kulturfragen fochten die Deutschen geschlossen für die ideale Freiheit, in deren Dienst ihre Führer schon im Vaterlande gekämpft und gelitten hatten. Sie erstiegen dadurch in den sechziger Jahren den Gipfel ihrer politischen Geltung, als sie sich im Kampf gegen die Sklaverei und im Krieg gegen die Konföderation den Republikanern des Nordens als wertvolle Verbündete erwiesen. Der Aufschwung ist nicht so nachhaltig gewesen, wie man zu der Zeit erwartete, wo Indiana in August Willich einen der tüchtigsten Offiziere in die Armee der Nordstaaten schickte, dessen 32. Regiment unter deutschem Kommando und deutschen Signalen sich Ruhm erwarb, und wo eine wachsende Zahl von Deutschen im Senat saß und hohe Staatsämter Indianas einnahm. Als sich die Zustände der Heimat besserten, ließ die Einwanderung der begabten und zum Teil hochgebildeten Männer nach, die das Vaterland einst von sich gestoßen hatte. Einen Ersatz dafür auf amerikanischem Boden groß zu ziehen, ist den Deutsch-Amerikanern so wenig in Indiana wie anderwärts gelungen. Die Deutschen haben auch in Indiana im letzten Menschenalter große Erfolge in den Geschäften erzielt. Von einem Herabsehen auf den armen, ungeschickten Dutchman, wie es die Einwanderer noch der vierziger Jahre zu ertragen hatten, ist keine Rede mehr. Der deutsche Unterricht hat sich in Schulen aller Grade ausgebreitet, und Fritsch zählt neunundzwanzig deutsche Zeitungen und Zeitschriften, darunter sieben täglich erscheinende, auf. Aber es ist auffallend, wie wenig deutsche Namen in den vordern Reihen der namhaftesten

Digitized by Google

Politiker erscheinen, wie wenig nationale Vorteile die Deutschen für ihre politischen und Kulturdienste zu erwerben gewußt, mit wie wenig Erfolg sie selbst der anschwellenden Flut des Nativismus entgegenzutreten vermocht haben. Hier liegen die Aufgaben der Zukunft des Deutschtums in Nordamerika, zu deren Lösung, wir wiederholen es, die historische Forschung beitragen kann und muß.

Litteratur

Eine Sozialphilosophie. Dr. Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern, hat eine Reihe von Vorlesungen „über Sozialphilosophie und ihre Geschichte" unter dem Titel Die soziale Frage im Lichte der Philosophie herausgegeben (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1897). Das dicke Buch (791 Seiten) ist eine bedeutende Erscheinung, nicht wegen des Berges von Gelehrsamkeit, der darin aufgetürmt ist — ohne eine ganze Bibliothek hineinzuarbeiten, machen nun einmal unsre Professoren kein Buch mehr fertig, was aber mehr ein ruhmvolles Zeugnis für ihren Riesenfleiß und ihre Gewissenhaftigkeit als ein Vorteil für die Leser ist —, sondern weil der Verfasser darin eine geschlossene Weltanschauung entwickelt, der gegenüber man, zustimmend oder ablehnend, Stellung nehmen kann. Wir wollen es versuchen, ihre Umrisse zu zeichnen, und lassen uns auf eine Kritik, da sie zu weit führen würde, nicht ein.

Den Inhalt der Sozialphilosophie, die nichts andres ist als die Philosophie überhaupt vom Standpunkte unsrer heutigen Erkenntnis, bilden die Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens; die Methode der Untersuchung ist von der im Reiche der Wissenschaft heute anerkannten Entwicklungslehre zu entlehnen. Diese Methode fordert, daß der Mensch und die menschliche Gesellschaft als reine Naturerzeugnisse angesehen werden, und der Geist in die Kausalreihe eingefügt werde. Aber die Kausalität schließt den Endzweck nicht aus, vielmehr wird die Welt von ihrer „immanenten Teleologie" beherrscht. Zu untersuchen und darzustellen sind also: der Ursprung alles menschlichen Gemeinschaftslebens, der „geschichtliche Werdegang der sozialen Organismen," der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft, woraus sich die Aufgaben der Gegenwart ergeben. Eingefügt wird noch eine Geschichte der Sozialphilosophie.

Von den Formen des Zusammenlebens sind die einen relativ stabil; es sind das: Familie, Eigentum, Gesellschaft und Staat, die andern: Sprache, Recht, Religion, Technik, Kunst, Moral, Philosophie nennt Stein labil. (Hier können wir doch eine kritische Bemerkung nicht unterdrücken; der Familie und dem Staate kann man nicht Sprache, Religion und Technik, sondern nur Nation, Kirche und Zunft gleichordnen.) Die Untersuchung der Familie kommt zu dem Ergebnis: „Hat sich die Einehe, rein als natürlicher Evolutionsprozeß [soll wohl heißen, als Erzeugnis des Evolutionsprozesses] der Familie betrachtet, als gestaltveredelnd und rassenhebend erwiesen, dann hat sie dem Heutelebenden nicht bloß darum als rechtlich unantastbar zu gelten, weil Staat, Kirche und Moral sie fordern, sondern zu-

Digitized by Google

höchst deshalb, weil der Naturlauf selbst auf sie hingewiesen, ja hingedrängt hat.“ Wie im Geschlechtsleben, so tritt in der Entwicklung des Eigentums der von dem Endzweck der Entwicklung geforderte Zug zu immer strengerer Ausschließlichkeit hervor; hier jedoch nicht, ohne einen Gegenzug von entsprechender Stärke und damit ein Dilemma zu erzeugen: „Das feiner ausgebildete sittliche Gefühl unsrer Gegenwart ruft uns in allen Tonarten zu: unsre Gesellschaftsordnung, die einen solchen Massenpauperismus, der sich — im Unterschiede zu frühern Generationen — seines Elends bewußt ist, neben einem Milliardenreichtum erzeugt, der schließlich selbst an ökonomischer Herzverfettung zu Grunde gehen muß, taugt nichts; die Gerechtigkeit fordert gebieterisch eine Neuordnung in der Eigentumsverteilung. Dagegen ruft der Geist der Geschichte und der Sittlichkeit: diese Neuordnung darf die Institution des Privateigentums nicht ganz aufheben. Es giebt aber aus diesem Dilemma einen Ausweg, und dieser lautet: Nicht völlige Aufhebung des Privatbesitzes, wohl aber gleichmäßigere und eben damit gerechtere Verteilung des Eigentums sei das nächste soziale Ziel.“

In dem „Umriß einer Geschichte der Sozialphilosophie“ wird unter anderm gezeigt, daß die Alten die sozialen Probleme schon klar erkannt und gebührend gewürdigt haben, auch wird das Verhältnis der antiken Philosophie zum Christentum unsrer Ansicht nach richtig dargestellt. Bei der Behandlung des modernen Sozialismus, namentlich des Marxischen Systems, tritt, wie das die Natur des Buches mit sich bringt, das rein Ökonomische hinter dem Grundsätzlichen, namentlich hinter der Polemik gegen den geschichtlichen Materialismus, zurück. Den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft findet der Verfasser ethisch unerträglich und praktisch unhaltbar. „Solange dumpfe Gedankenträgheit den Prozeß der sozialen Evolution unbewußt fortgesponnen hat, oder theologische Vertröstungen das erwachende soziale Empfinden durch einschläfernde Jenseitsgedanken eingelullt haben, mochte die Gesellschaft diesen schreienden Widerspruch dulden. Heute wird der zur Mitbestimmung über sein Schicksal politisch berufne vierte Stand und mit ihm die ethisch tiefer Denkenden unter den obern Ständen die absolute Herrschaft eines Begriffs [des Eigentumsbegriffs] nicht mehr dulden, nachdem man die absolute Herrschaft von Personen für immer beseitigt hat.“ Und er zitirt folgenden Ausspruch Huxleys: „Wenn keine Hoffnung auf einen großen Fortschritt in dem Zustande des größern Teiles der Menschheit vorhanden ist, so würde ich das Herannahen eines gütigen Kometen, der die ganze Geschichte wegfegte, mit Freuden begrüßen. Was hilfts denn dem menschlichen Prometheus, daß er das Feuer des Himmels gestohlen hat, wenn er dessen Sklave wird?“ Für seine Person jedoch lehnt Stein den Pessimismus in jeder Gestalt ebenso entschieden ab, wie den metaphysischen Optimismus eines Leibniz, den das Weltelend, für das er keine Empfindung hat, nicht hindert, die bestehende Welt für die beste aller Welten zu erklären, da eben ein gewisses Maß von Elend zu dieser besten Welt gehöre. Stein erklärt sich für den sozialen Optimismus, der dadurch gerechtfertigt sei, daß die sozialen Empfindungen ein Erzeugnis der Entwicklung seien und sich im Verlaufe der Zeiten stetig verstärkt, verfeinert und ausgebreitet hätten. Daraus sei die Hoffnung zu schöpfen, daß sie sich auch weiter verstärken, verfeinern und ausbreiten und die sozialen Ungerechtigkeiten überwinden würden. An Reformen schlägt er nichts andres vor, als was schon längst, auch in den Grenzboten, unzähligemal vorgeschlagen worden ist: ein Steuersystem, das, namentlich durch hohe Erbschaftssteuer, die unmäßige Anhäufung von Reichtümern erschwert, Brechung der Macht der Privatmonopole durch Staatsmonopole, Verstaatlichung der gesundheitsschädlichen und gefährlichen Betriebe,

Digitized by Google

kräftigen Arbeiterschutz, Koalitionsfreiheit der Arbeiter, Pflege der mancherlei Mischformen von Privat- und Kollektiveigentum, kurz, Förderung jenes Prozesses der Sozialisirung des Eigentums, der vor dem Auftauchen der modernen sozialpolitischen Ideen und unabhängig von diesen von selbst in Fluß gekommen ist; steuert doch „selbst der moderne Staat, der angebliche Hort des individuellen Kapitalismus, mit vollen Segeln immer tiefer in den Kollektivismus hinein. . . . Mit der den Kerninhalt des Christentums ausmachenden Lehre der Gleichheit aller vor Gott war zum erstenmale Bresche gelegt in das enge Clan- und Stammesbewußtsein und das ausschließende Nationalgefühl der alten Welt. Der soziale Niederschlag dieser christlich-demokratischen Lehre der Gleichheit aller vor Gott erfolgt mit der großen französischen Revolution in der politischen Lehre der Gleichheit aller vor dem Gesetz. Die Gleichheit aller in Schule und Heer ist nur eine weitere Abschattung dieses unaufhaltsam fortwirkenden und immer intensiver um sich greifenden Egalisirungsprozesses, dessen oberste logische Spitze die von den Sozialisten geforderte soziale und ökonomische Gleichheit aller ist.“ Aber eben nur die logische Spitze, nicht die der wirklichen Entwicklung; diese hat natürlich überhaupt keine Spitze, sondern beseitigt nur eben, die Richtung auf jenes Ziel einhaltend, von Zeit zu Zeit die gar zu schreienden Ungleichheiten; wirkliche ökonomische Gleichheit ist nicht möglich. Die dem Prozeß widerstrebenden Besitzenden, meint der Verfasser, könnten durch zweierlei dafür gewonnen oder wenigstens zum Aufgeben des Widerstands dagegen bewegt werden, erstens dadurch, daß die Gesetzgebung mehr und mehr von der wissenschaftlichen Einsicht in die Notwendigkeit, Unabwendbarkeit und Heilsamkeit der Reformen bestimmt wird, dann dadurch, daß „wir ohne Schmälerung der Rechte Lebender nur in die Rechte Spätergeborner eingreifen, die in die von uns zu schaffende Rechtsordnung hineingeboren werden und in diese hineinwachsen.“ Dieser Eingriff soll darin bestehen, daß der Staat alle noch unentdeckten unterirdischen Güterquellen und alle Wasserkräfte, die sich industriell verwenden lassen, in Beschlag nimmt und sich die Ausbeutung aller zukünftigen Erfindungen vorbehält; würden z. B. alle neuen Beleuchtungsarten ebenso verstaatlicht wie das Telephon, so könnten sie nicht zur Aufhäufung großer Spekulationsgewinne mißbraucht werden, wie das beim Auerschen Glühlicht geschieht. Allerdings bedeutet die Verstaatlichung nur in solchen Ländern einen Fortschritt, die sich, wie Deutschland, eines sittlich lautern, unbestechlichen Beamtentums erfreuen; in Ländern wie Italien würden Staatsmonopole die sozialen Übel vermehren. Wird man, sagt der Verfasser S. 584, „diesen Reformvorschlägen den Vorwurf machen, daß sie nichts Neues enthalten, so werde ich in diesem Vorwurfe die willkommne Bestätigung der Richtigkeit dieser Vorschläge erblicken. Zielen doch meine an der Hand der philosophischen Betrachtung des Weltverlaufs gereiften Einsichten und auf Grund der soziologischen Prüfung der in der Gesellschaft wirksamen Kräfte erwachsenen Vorschläge gerade darauf ab, alles Radikalneue als naturwidrig, weil der Kontinuität in der gesellschaftlichen Evolution widersprechend, dadurch zu verhüten, daß man es überflüssig macht. Gehen wir doch hier vielmehr nur der latenten Tendenz aller sozialen Entwicklung nach. Je weniger fremdartig und überraschend also meine Vorschläge den Leser anmuten, um so größer ist die Gewähr, daß ich mich nicht bloß auf dem richtigen, sondern sogar soziologisch einzig gangbaren und zum Ziele führenden Wege befinde.“

Das Ziel, dem die immanente Teleologie der Entwicklung in der menschlichen Gesellschaft ehedem ohne die bewußte Mitwirkung der Menschen zugestrebt hat, das aber jetzt, nach erlangter Einsicht in den Prozeß, mit bewußter Absicht plan-

Digitized by Google

mäßig zu fördern ist, kann als der soziale Kulturstaat bezeichnet werden, in den der Zwangsstaat allmählich überzugehen hat. In diesem Kulturstaat muß der Typus Mensch seine höchste mögliche Vollendung erlangen, muß jedem Menschen durch den Zugang zu allen Bildungsmitteln die Möglichkeit dargeboten sein, nach dieser Vollendung zu streben, und müssen daher auch alle solche Ungleichheiten beseitigt sein, die dem einen einen weiten Vorsprung in der Konkurrenz sichern, dem andern schon den Eintritt in die Rennbahn versperren. Die Hauptaufgabe fällt bei dieser Umwandlung dem Recht zu, das in der Sozialisirung des Denkens und Empfindens mehr leistet als Religion und Moral; doch sind selbstverständlich auch diese beiden nicht überflüssig, sie haben, gleich den übrigen idealen Mächten, nicht nur im Sozialisirungsprozeß mitzuwirken, sondern selbst von ihm eine bedeutende Umwandlung zu erleiden. Die Religion muß selbst sozial werden. „Unter sozialer Religion verstehen wir*) negativ die allmähliche Überwindung der lebensverneinenden buddhistischen Elemente innerhalb der historischen Religionen, welche die Daseinsfreude schwächen und die Lebensenergie lähmen, positiv die bewußte und planmäßige, durch die Religionen einzuschärfende Unterordnung des Individuums unter die ewigen Interessen der menschlichen Gattung. Dienten die historischen Religionen bisher vornehmlich als Vermittlerinnen zwischen Individuum und Universum (Gott), so sollen sie in Hinkunft**) ihren Horizont verengern und die Mittlerrolle zwischen Individuum und menschlicher Gattung auf Grund wissenschaftlicher Imperative pflegen. Wenn die Statistik uns z. B. lehrt, wie groß die Morbidität und Mortalität, insbesondre die Kindersterblichkeit, in Industriezentren im Gegensatz zum Feldarbeitertum ist, oder die Moralstatistik uns nachweist, wie die Zahl der Verbrechen und Selbstmorde von der Witterung, dem Ausfall der Ernte und Handelskrisen abhängig ist, oder endlich Demographie und soziale Hygiene uns darüber aufklären, wie die Fortpflanzung von Hysterischen, Psychopathen, Rückenmärkern(!), Syphilitikern, Phthisikern und allen sonstigen hereditär Belasteten die kaukasische Rasse degeneriren, indem sie alle diese Krankheitsstoffe perpetuiren und dadurch den Typus Mensch physiologisch und psychisch herabdrücken, so hätte eine soziale Religion aus der Akkumulirung dieser Thatsachen neue Imperative für das religiöse Verhalten des Menschen zu schmieden." Die Wissenschaft selbst nun freilich, von der Gesetzgebung und Religion in Zukunft ihre Imperative empfangen sollen, setzt den Verfasser einigermaßen in Verlegenheit. Ihn empört die Frechheit, mit der ein Bebel die ganze „bürgerliche" Wissenschaft als eine dem Kapital verkaufte Afterwissenschaft darstellt, er muß aber zugestehen, daß sich die Wissenschaft in einem Zustande der Verwirrung und Auflösung befindet, die den Angriffen einerseits eines Bebel, andrerseits eines Brunetière einen Schein von Berechtigung leiht; das unglückselige Spezialistentum führe dahin, daß die Fachgelehrten den Zusammenhang unter sich und mit den Vertretern der allumfassenden Philosophie verlören, und gleichzeitig bekämpften einander die Vertreter ein und derselben Fachwissenschaft aufs heftigste. Er fordert deshalb einen „Areopag von Forschern und Denkern," eine „Universalakademie," deren Beschlüsse den wissenschaftlichen Imperativen Autorität verleihen sollen.

*) Soll heißen: Unter Sozialisirung der Religion verstehen wir usw.

**) Ist das ein schweizerischer Ausdruck? Der Verfasser hat noch andre solche Eigentümlichkeiten, z. B. die austeilende Gerechtigkeit des Staates muß darauf abstellen (S. 205), warum soll die soziale Hygiene nicht darauf abstellen (S. 715). Auch Stammler gebraucht abstellen in diesem Sinne, aber, wie „darauf abgesehen haben" mit es: „Soweit man auf die Frage es abstellt." (Wirtschaft und Recht S. 328.)

Digitized by Google

Bei einer neuen Ausgabe werden die zahlreichen Zitate nachzuprüfen sein; der zweite der Aussprüche Machiavellis, die Stein S. 280 zitirt, findet sich nicht im 56. Kapitel des ersten Buchs der Discorsi, und auf S. 653 zitirt er sich selbst ungenau: von einem „Napoleon des Sozialismus“ hat er nicht S. 426, sondern S. 428 seines Buches gesprochen.

Pädagogisches. Ein amerikanischer Schulmann, der die Verhältnisse in Deutschland studirt hat, trägt seine Eindrücke in einem gutgeschriebnen Heftchen vor: Individualität, pädagogische Betrachtungen von Karl Knortz (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer). Auf seinen Grundsatz, der sich in dem Titel ausspricht, ist er geführt worden durch die schablonenhafte Gleichmacherei der amerikanischen Schulpraxis, unsre deutschen Schäden in dieser Hinsicht drücken ihn nicht so, wie jemanden, der sie noch näher kennen gelernt hat; gegen Amerika gehalten mag der leicht rosafarbne Anstrich, den er hierin anwendet, gerechtfertigt sein. Den von unsern Pädagogen angebeteten Herbert Spencer mag er nicht, weil seine Pädagogik zur Selbstsucht führe (womit übrigens die Engländer recht weit in der Welt gekommen sind, weswegen Spencers Methode für die dortigen Verhältnisse die richtige sein wird). Die Art, wie der Verfasser das Individualisiren, das Freiheitlassen in der Erziehung empfiehlt, hat unsern vollen Beifall. Als wir noch Kinder waren, trug sichs regelmäßig zu, daß, wenn eins gestraft wurde und die Mutter dazu von „unartigen Kindern“ deklamirte, unsre alte Kinderfrau nachträglich erklärte: „Ach was, unartig, Kinder müssen nur ihren Willen haben, dann sind sie von selbst artig.“ Der Satz ist zwar in der Kinderstube nicht durchführbar, aber für die vielen Erwachsenen, die immer und ewig an den Kindern herumkorrigiren, darunter auch die Berufspädagogen, enthält er doch ein Teil Wahrheit. Denen empfehlen wir das Büchlein aufs wärmste. Wir selbst haben es mit großem Vergnügen gelesen.

Zur Überbürdungsfrage von Dr. E. Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg (Jena, G. Fischer). Nach dem Titel der Schrift und dem Namen des Verfassers weiß wahrscheinlich jeder Pädagoge, was er in dieser Broschüre zu erwarten hat. Sind die Verhältnisse wirklich so schlimm? Und wenn das der Fall ist, so beschränkt sich ja selbstverständlich das Übel nicht auf die Stellen, auf die der Verfasser seine Untersuchung gerichtet hat. Wir wissen es nicht, aber daß es überhaupt eine Wissenschaft giebt, die mit peinlicher Genauigkeit an den Fehlern von Hunderten von Schulheften festzustellen sucht, bis zu welchem Punkte die Marter, ohne die nun einmal kein sterblicher Mensch klug und weise wird, gerechtfertigt, von welchem an sie Pedanterei sind und Sünde, begangen am Leben und an den Kräften, die für Besseres und Wichtigeres aufgespart werden sollten: das ist doch wohl schon bezeichnend genug. Und die Schulmänner, die meinen, es gebe diese Art von „Überbürdung“ nicht, hätten wirklich die Pflicht, den Gegenbeweis zu führen, wenn sie es können! Wir für unsre Person wissen nur folgendes dazu zu sagen. Es giebt jetzt so viel gute Schulbücher für Volksschulen sowohl wie für höhern Unterricht, daß es jemandem, der dabei an seine eigne Kindheit zurückdenkt, ein wahres Vergnügen macht, darin zu blättern. Daraus muß sich aber nun doch auch viel leichter lernen lassen, als damals — also hätte doch unsre Pädagogik hier entschieden eine Last erleichtert. Nun ist aber bekanntlich die moderne Wissenschaft der Pädagogik seit geraumer Zeit beflissen, auch die Menschen, die das Unterrichten nach solchen Büchern besorgen, so auszubilden — und zwar durch Einrichtungen, die für viele sehr unbequem und peinlich sind,

Digitized by Google

wie die pädagogischen Seminare für künftige höhere Lehrer —, daß sie nach einer bessern Methode unterrichten, als früher, wo alles mehr dem Zufall und dem Ungefähr überlassen wurde. Selbstverständlich aber müßte diese bessere Methode das früher erreichte leichter leisten können, mit denselben Kräften aber mehr, und mit größerer Anstrengung der Schüler sogar sehr viel mehr, als früher erreicht wurde, sonst wäre sie eben keine „bessere" Methode. Da liegt der springende Punkt: hat die moderne Pädagogik, von der so viel Wesens gemacht wird, den alten unsaubern Geist, wie sie selbst meint, richtig ausgetrieben, oder ist selbiger Unhold, nur in einem andern Kleide, längst wieder da, mit einigen von den bekannten sieben andern Geistern, die es nun ärger treiben, als es vorhin war? Ganz gewiß ist dieses der Fall, wenn der Verfasser Recht hat. Die Frage zu beantworten ist aber sehr der Mühe wert. Nicht darauf kommt es an, ob die moderne Methode sich selbst für notwendig erklärt (wie die Schlange in der Ornamentik einen Ring bildet, dadurch daß sie sich selbst in den Schwanz beißt), sondern darauf, ob sie nach der Meinung der Menschen überhaupt die Sache erleichtert oder nicht.

Es wird zulässig sein, eine Mitteilung höherer Ordnung hier anzureihen, weil sie doch auch eine Art Pädagogik vertritt: 1797 und 1897, eine Rede zur Zentenarfeier von Theodor Birt, Professor der klassischen Philologie (Marburg, Elwert). Der Verfasser führt in einer bei derartigen Erinnerungskundgebungen neuen und sehr originellen Weise, durch kurzes Hinweisen auf eine Menge einzelner Punkte höchst lebendig vor Augen, wodurch sich der Gesichtskreis der Menschen von 1797 von dem der heutigen unterschied, dem wir noch hinzufügen möchten, daß sie damals auch noch keine so feine deutsche Rede von einem Professor der Philologie hätten hören können. Wir rechnen es ihm hoch an, daß er das Verdienst des siècle littéraire gegenüber den genialen Erfindungen der heutigen Naturwissenschaft ins Licht gestellt hat. Denn „wer würde ein Litteraturwerk von gestern und heute mit den Werken jener Zeit zu vergleichen wagen? Und auch jene Zeit hat in den Naturwissenschaften Erfindungen gesehen, die damals epochemachend waren."

Historische und politische Aufsätze. Von H. von Treitschke. Vierter Band: Biographische und historische Abhandlungen vornehmlich aus der neuern deutschen Geschichte. XII und 664 S. Leipzig, Hirzel 1897

Der vorliegende Band, im Auftrage der Hinterbliebnen Treitschkes von Erich Liesegang zusammengestellt, bietet eine Nachlese zu den ersten drei Bänden der Aufsätze. Sie will nicht vollständig sein; sie hat leicht zugängliche Arbeiten, wie die im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater und solche, die als unmittelbare Vorarbeiten zur deutschen Geschichte mit geringern Veränderungen in diese übergegangen sind, ausgeschlossen, dagegen besonders die in Zeitschriften oder gar in Tagesblättern verborgnen in chronologischer Reihenfolge (von 1858 bis 1896) vereinigt, also ohne Rücksicht auf sachliche Ordnung. Im Anhang folgt eine Anzahl von Rezensionen (126) aus dem Litterarischen Zentralblatt vom Jahre 1858 an bis 1867, namentlich solche, in denen die Eigenart des Verfassers besonders zum Ausdruck kommt. Stofflich betrachtet setzt dieser vierte Band ebensowohl die Aufsätze wie die Deutschen Kämpfe fort. Unter den biographischen Arbeiten sind die hervorragendsten: Gottfried Keller, Stein, A. L. von Rochau, Königin Luise, Aus den Papieren des Staatsministers von Motz (eines der Lieblinge Treitschkes), Max Duncker, vor allem der herrliche über S. Pufendorf, wo er eine ihm selbst wahlverwandte Natur mit den lebendigsten Farben geschildert hat. Eine zweite Gruppe

Digitized by Google

gehört dem politisch-historischen Gebiet an: Die Grundlagen der englischen Freiheit, eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1858, die schon den ganzen Mann zeigt, das Selfgovernment mit besondrer Beziehung auf Preußen, Kanzleistil aus den Napoleonischen Tagen (Huldigungsbriefe deutscher Fürsten an Napoleon I.), Zur Geschichte der sächsischen Politik 1806, Aus den Zeiten der Demagogenverfolgung, endlich die letzte größere Arbeit, ein Probestück von dem, was der sechste Band der Deutschen Geschichte geworden sein würde: Das Gefecht von Eckernförde. Eine dritte Gruppe bilden rein politische Artikel, bestimmt, aus der Gegenwart auf die Gegenwart zu wirken, so zwei Korrespondenzen aus Süddeutschland (München) vom Jahre 1861, die gerade heute, wo sich wieder unerfreuliche und thörichte Verstimmungen und Vorurteile hervorwagen, sehr beherzigenswert sind, die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beustschen Regiment (1862), die mit den heutigen glücklicherweise keine Ähnlichkeit mehr haben, und Noch eine Scholle welfischer Erde (Braunschweig, 1874). Endlich wird, was höchst dankenswert ist, eine Reihe von kurzen Ansprachen und längern Reden an großen historischen Gedenktagen mitgeteilt: Luther und die deutsche Nation, Zur Vorfeier des siebzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck, Beim Tode Kaiser Friedrichs, Moltke und das deutsche Heer, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Alle sind ausgezeichnet durch freie, unbefangene Auffassung der Dinge, die markige Charakteristik und den Schwung der Sprache. Wie lächerlich erscheint gerade ihnen gegenüber der immer wieder gern wiederholte Vorwurf, Treitschke sei kein „echter" Historiker gewesen, weil ihm die „Objektivität" gefehlt habe! Von diesem Gesichtspunkte aus verdienen freilich auch Männer wie Ludwig Häusser, Heinrich von Sybel, Theodor Mommsen und vor allem ein gewisser Tacitus diese Bezeichnung nicht, denn auch in ihren Werken kommt eine kraftvolle Subjektivität zur Erscheinung, sie hassen und lieben mit ihren Menschen, und eben die Persönlichkeit macht, wie den großen Schriftsteller überhaupt, so auch den großen Historiker. Dazu hat sich Treitschke ebenso offen bekannt, wie zu dem andern Kernsatze, daß die Aufgabe aller Geschichtschreibung stets gewesen sei und heute noch sei, „unserm Geschlechte ein denkendes Bewußtsein seines Werdens zu erwecken," daß sie also, da sich dies Werden in der Welt der sittlichen Freiheit vollziehe, und die Völker nur in politischen Ordnungen, in Staaten zu vollendeten Persönlichkeiten werden, die Thaten der Staaten und ihrer führenden Männer in den Vordergrund zu stellen habe, daß sie aber, da der Staat nur in der Wechselwirkung mit dem gesamten Volksleben begriffen werden könne, auch die Mannichfaltigkeit des Kulturlebens schildern müsse (Die Aufgabe des Geschichtschreibers. Bemerkung bei Übernahme der Redaktion der Historischen Zeitschrift 10. Oktober 1886). Wer dies Sachverhältnis umkehren und die politische Geschichte in den Hintergrund schieben, die historische Bewegung nur aus unpersönlichen „Strömungen" und dergleichen erklären will, der ist, er mag es sich und andern zugestehen oder nicht, im tiefsten Grunde Marxist und Materialist. Möge das Vorbild Treitschkes, den freilich diese neuerdings so anspruchsvoll auftretende Richtung überhaupt nicht verstehen kann, mit dazu beitragen, die alte, aber darum wahrlich nicht veraltete politisch-idealistische Richtung unsrer deutschen Geschichtschreibung siegreich zu behaupten!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 38

Ausgegeben am 23. September 1897

Inhalt:

Seite

Das politische Papsttum 529
Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzes. Von Hans Glagau 534
Einiges von der deutschen Rechtseinheit. Von Otto Hagen. (Schluß) 5—7 543
Idealismus und Akademismus 552
Zu dem Streit über die preußische Staatseisenbahnverwaltung 559
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Politische Partei und Berufsstand — Bevölkerungsvermehrung und Bevölkerungsverteilung in Deutschland — Die Eisenbahnunfälle — Das Autorrecht an Briefen 565
Litteratur 575

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

von

Rudolf Hildebrand

Broschirt 4 Mark

Gebunden 5 Mark

. . . Diese eigentümliche klare Ruhe, diese Sabbatstille herrscht in dem ganzen Buch, soviel oft umfochtene Dinge auch darin vorkommen. Ueberall die Ruhe und die Milde des Alters, die er selbst so schön rühmt; auch da, wo er Mißbräuche rügt. . . . Man pflegt sonst nur Wort- und Sachphilologen zu scheiden; dies Büchlein zeigt wieder, wie Hildebrand, der große Gemütsphilolog, neben beide eine dritte Welt der Philologie aufzubauen verstand! (Deutsche Litteraturzeitung)

Er spricht wie ein Freund, der neben uns sitzt und uns bisweilen ins leuchtende Auge blickt, während wir seine Gedanken werden und in spielendem Ringen mit dem Worte sich gestalten sehen. Auch das längst Bekannte, oft Bedachte zeigt er uns nicht selten von einer ganz neuen Seite, nicht künstliche Lichteffekte suchend, sondern mit sinniger Vertiefung aus dem Wesen der Dinge schöpfend. Wir hätten alles selbst denken können aber wir waren auf der Oberfläche geblieben; so natürlich erscheint uns alles, was er sagt. Es ist echte, deutsche Weltweisheit, die uns geboten wird: möge sie recht vielen ein Born der Erquickung werden. (Die Post)

Deutschland, Deutschland über alles!

Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen

„Akademischer Blätter"

(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)

Broschirt 2 Mark

. . . Wenn irgend eine Erscheinung in unserm gährenden Zeitalter erfreulich ist, so ist es die, daß unter unserer Studentenschaft der nationale Sinn in so frischer und nachhaltiger Weise erwacht ist, wie er sich in diesen Aufsätzen und Reden kundgiebt. . . . Wenn das überschäumende, aber frische und krystallklare Bergwasser deutschen Geisteslebens, das uns in diesen Aufsätzen entgegensprudelt, auch noch mancherlei Schutt und Geröll mit sich führt, so hoffen wir doch sicher, daß es sich im Laufe der Zeit zu einem herrlichen Flusse, ja zu einem majestätisch dahinrauschenden Strome entwickeln wird. Und in dieser Hoffnung rufen wir den jungen Geistern, die hier vereint ihre Gefühle und Gedanken aussprechen, ein herzliches Glückauf! zu.

(Blätter für litt. Unterhaltung)

Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch

Broschirt 4 Mark

Gebunden 5 Mark

. . . Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten" erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikureer" ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — vu par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu muckſen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist. . . .

(Nordd. Allg. Ztg.)

Aus der Franzosenzeit

Was der Großvater und die Großmutter erzählten

von

Aug. Knötel

Broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Gebunden 5 Mark 50 Pfennige

In anschaulicher Weise schildert das Buch die Erlebnisse eines schlichten geradedenkenden Mannes während der Zeit, da der preußische Staat durch den korsischen Eroberer an den Rand des Unterganges gebracht wurde und sich wenige Jahre später, vornehmlich durch die ungeschwächte Volkskraft, wieder emporraffte. Der, dessen Schicksale erzählt werden, ist ein geborener Schlesier, und namentlich die Leiden des Krieges in dieser damals noch jungen preußischen Provinz bilden den Hintergrund des fesselnden Gemäldes. Werke, wie das vorliegende, verdienen die weiteste Verbreitung, denn was man in keinem Geschichtswerke findet: die treue Wiedergabe der Stimmung in den breiten Schichten des Bürgerstandes und der Landbevölkerung, das gelangt hier zur vollendeten Darstellung. Das aber will bei dem Mangel an wirklich genießbaren kulturgeschichtlichen Büchern viel bedeuten. Man könnte das Buch den Freytagschen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes an die Seite stellen. Das Erzählte trägt durchweg den frischen Stempel des unmittelbar Erlebten.

(Rheinisch-Westfäl. Ztg.)

Digitized by Google

Das politische Papsttum

Der deutsche Katholikentag hat, getreu seinem Vorsatze, jedesmal die Unabhängigkeit des Stellvertreters Christi auf Erden zu fordern, bis sie erreicht sein werde, auch diesmal in Landshut am letzten August durch den Mund des Abgeordneten Porsch verkünden lassen, daß der Papst in Rom nicht Unterthan (was er ja in Wirklichkeit gar nicht ist), sondern Souverän sein müsse. Sein vatikanischer Palast sei ein Gefängnis. Einmal habe man einen toten Papst bei dunkler Nacht auf den Friedhof hinausgetragen, und da draußen sei er geschmäht worden (unsers Wissens ist übrigens Pius IX. in seinem Sarkophag in der Peterskirche beigesetzt worden), was würde einem lebenden geschehen, wenn er sich außerhalb des Vatikans sehen ließe? Der Statthalter Christi müsse sich frei in Rom bewegen können, die Forderung seiner Souveränität vonseiten der Katholiken sei aber keine Kriegserklärung gegen das Königreich Italien; wer das sage, sei ein Lügner. (Stürmischer Beifall.)

Was sagen dazu die italienischen Katholiken, die es doch wohl noch näher angeht? Während der entscheidenden Ereignisse, die seit dem Jahre 1870 den Papst allmählich in diesen offiziellen Zustand der sogenannten Gefangenschaft brachten, wogte das nationale Gefühl der römischen Bevölkerung so hoch auf, daß die Zahl derer, die auf Seiten des Gefangnen standen, dagegen verschwindend klein war. So blieb es auch jahrelang, so geschickt auch die Kurie ihren stillen Widerstand gegen die neuen Zustände und das junge Königreich zu organisiren verstand. Dem Volke wollte es, soviel man ihm auch vorredete, gar nicht einleuchten, daß der Papst ein Gefangner sei. Man konnte sogar aus dem Munde der Frauen, die doch sonst für Gefühle zugänglich und in Sachen der Politik weniger bestimmt sind, eine fast zur Formel gewordne Redeweise hören: Er soll doch herauskommen aus dem Vatikan und sich in

Digitized by Google

Rom zeigen, wir wollen ihn verehren, ihn anbeten, er ist der Herr der Welt, aber über Rom herrschen? Nein, Italien will in seinem Hause der Herr sein! Aber Pius IX. kam bekanntlich nicht, und Leo XIII. macht es nun schon zwanzig Jahre lang ebenso.

Während des Kulturkampfs in Preußen und im Hinblick auf den Verlauf dieses Ereignisses ist dem Verfasser dieser Bemerkungen das Verhalten der Katholiken in Italien und besonders in Rom immer sehr merkwürdig erschienen, und eins von zwei Dingen mindestens kam ihm unbegreiflich vor, entweder was er in Preußen oder was er in Italien vor sich gehen sah. Dort sagte ein Teil der Katholiken der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam auf, um einem geistlichen Oberhaupte zu gehorchen. Hier griff die politische Regierung viel umfassender, unmittelbarer und handgreiflicher ein in einen zweifachen Machtbereich des Papstes, da der Papst bis dahin zugleich Territorialfürst gewesen war auf dem Boden dieser Kämpfe, die sich nun wunderbar „glatt" vollzogen. Wir haben es manchmal mit eignen Augen mit angesehen, wie sich dies neue Recht geltend machte und festsetzte in Kirchen, Klöstern und Schulen. Die es ausführten, waren Katholiken, und die es über sich ergehen ließen, klagten wohl, protestirten allenfalls, aber sie fügten sich. Man könnte an unzählige Einzelheiten erinnern: der Königspalast stand unter dem Interdikt, am Sarge Viktor Emanuels in der Hauskapelle verrichteten nur Kapuziner die Gebete, aber es fiel doch den Italienern nicht ein, ihrem König den Gehorsam zu kündigen, weil er mit ihrem Papst in Fehde lag, und die Kurie den vom Staat angebotenen Friedensvertrag nicht annehmen wollte, sondern den thatsächlichen Machtzustand theoretisch beharrlich ignorirte. Wie war das alles möglich, fragen wir noch einmal im Hinblick auf den Ausgang des Kulturkampfs in Preußen, und wie konnte das junge Königreich Italien in seinen vielen politischen Krisen ungefährdet von dieser andern Seite bestehen? Nur dadurch, daß sein König ein Katholik war, und daß dem Volke seine nationalen Wünsche über die kirchlichen Bedürfnisse gingen, die in Deutschland schließlich den Sieg behielten. Oder hatte sich in Italien das Volk langsam an diesen Widerstand gegen die Kirche gewöhnt, zuerst in Piemont schon lange vor 1848, dann beim Ausbruche der Revolution in den Legationen, während in Preußen alles zu plötzlich kam?

Kurz, es ging in Italien weiter, wie es jeder von uns erlebt hat, und wenn auch die Kurie die Schwierigkeiten und Nöte des Staates zu benutzen gewußt hat, und wenn auch die Zahl der Anhänger eines politischen und souveränen Papsttums seit 1870 in Italien ganz beträchtlich gewachsen ist, so ist doch in absehbarer Zeit nicht daran zu denken, daß im Parlament eine bedeutende Minderheit für die Wiederherstellung des Kirchenstaates einträte. Diese Agitation überläßt man eben den deutschen Katholiken, und die wollen nicht einsehen, in welche Sackgasse sie sich dabei verrennen. Stellen wir uns

Digitized by Google

einmal vor, was sie wollen, und wie sie es zu erreichen denken. Sie sagen, es sei Leos XIII. heißester Wunsch, wieder Herr über Rom zu werden, und jedenfalls wird ihnen diese Parole aus dem Vatikan gegeben. Aber die Kurie wäre nicht so klug, wie sie ist, und sie kennte ihre eigne vielhundertjährige Geschichte schlecht, wenn sie nicht ganz genau wüßte, daß ihr mit einer neuen weltlichen Papstherrschaft ein sehr zweifelhaftes Gut zuwüchse. Der erste als Territorialfürst starke Papst, Julius II. im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte doch nicht entfernt die Herrschaft über die Geister, wie sie einzelne seiner großen geistlichen Vorgänger im Mittelalter ausübten, wenn sie sich gleichzeitig nicht einmal in ihrem engen Patrimonum Petri gegen die kaiserlichen Kriegsscharen oder gegen italienische Rebellen behaupten konnten. Die Kurie weiß so gut wie jeder Geschichtskundige, daß die geistliche Herrschaft des Papstes nicht an dem winzigen Territorialfürstentum hängt, ja sie weiß noch viel mehr. Der Papst hat leicht Encykliken erlassen über die heute so schwere Regierungskunst der weltlichen Herrscher, über die soziale Frage und ihre vielen ungelösten Aufgaben, er hat ja den primatus magisterii, er muß es wissen. Aber keiner kann ihm sagen: Mache du es doch erst einmal so, wie es nach deiner unfehlbaren Einsicht sein muß — denn er hat ja kein Versuchsfeld, er hat kein Reich, er kann sich ja nicht einmal in Rom „frei bewegen." Die Kurie weiß so gut wie jeder Geschichtsforscher oder Nationalökonom, wie jeder von uns Ältern, die es noch mit eignen Augen erlebt haben, was für ein Bild der Mißwirtschaft und Mißregierung der Kirchenstaat bis in seine letzten Zeiten geboten hat. In was für Verlegenheiten würde es den Papst bringen, wenn er jetzt, wo die Schwierigkeiten ins unendliche gewachsen sind, plötzlich als weltlicher Regent wieder selbst probiren sollte: Hic Rhodus, hic salta! Da wäre es wohl bald um den primatus magisterii in unserm praktischen und reell denkenden Zeitalter geschehen, während andrerseits unsre deutsche Zentrumspartei zeigt, daß die Herrschaft des geistlichen Papstes über die Geister der Christenheit so stark und so wohl organisirt ist, wie es wohl niemals in den Zeiten der weltlichen Papstherrschaft der Fall war.

Also der Kurie, die klüger ist als das Zentrum, ist es in Wirklichkeit nicht um das bischen Patrimonium Petri zu thun, sondern um etwas ganz andres. Sie weiß ganz gut, daß der Papst, wenn er sich außerhalb des Vatikans zeigte, nicht nur von den italienischen amtlichen Kreisen, denen nichts lieber wäre, sondern von dem ganzen Volke mit Ehrerbietung und allen seinem hohen Rang zukommenden Ehren und zunächst mit einem wahren Jubel überall aufgenommen werden würde (vor einzelnen Pöbelhaftigkeiten ist bekanntlich kein noch so mächtiger Souverän geschützt), aber nach der Auffassung der Kurie ist es für das Papsttum vorteilhafter, wenn eine solche Beruhigung und Befriedigung, die die meisten Katholiken Italiens ersehnen, nicht eintritt. Ob der Papst eine weltliche Herrschaft habe oder nicht, das kann uns Deutschen

Digitized by Google

ganz gleichgiltig sein (wobei wir nicht an die Politik der Zentrumspartei denken, sondern an die Interessen des deutschen Reichs); praktisches Interesse hat diese Frage einzig für Italien. Es mag aber daran erinnert werden, daß Staatsmänner, die jetzt noch leben, die Ansicht vertreten haben, das Königreich Italien hätte ein bescheiden abgegrenztes Patrimonium Petri sehr wohl aushalten können, vollends wenn dadurch die wirkliche Befriedigung des Papstes erreicht worden wäre. Seit der endgiltigen Gestaltung des Königreichs hat man auf weltlicher Seite nie mehr ernstlich an eine solche Möglichkeit gedacht, und seit mehr als fünfundzwanzig Jahren ist die Kurie unverdrossen an ihrer stillen Arbeit, deren Ziel es ist, ja nichts zur Ruhe kommen zu lassen, ja nicht die Vorstellung aufkommen zu lassen, als sei alles im Staate in der Ordnung, solange nicht dem Papst sein Recht geworden ist. Und diese Arbeit leistet jetzt seit einigen Jahren etwas geräuschvoller und in vorgeschriebnen Terminen die katholische Zentrumspartei von Deutschland aus mit und behauptet dabei, wer das Kriegführen mit Italien nenne, der sei ein Lügner. In Italien haben sich inzwischen die Umstände für die Staatsregierung sehr verschlechtert. So lange Pius IX. lebte, pflegte man von bestimmten Männern zu sagen, sie seien päpstlicher, als der Papst selbst, das hieß in diesem Falle: unversöhnlicher gegenüber der italienischen Regierung; ihn selbst hielt man wohl für einen eigensinnigen oder eigenwilligen Mann, aber niemals für einen Politiker mit klaren und bestimmten Zielen. Unter Leo XIII. hörte man die Rede nicht mehr; es verlautete sehr bald und dann immer häufiger, dieser Papst werde an allen seinen Rechten festhalten, was natürlich die Volksmeinung hauptsächlich auf die weltliche Herrschaft bezog, und dazwischen hieß es denn auch, Leo XIII. fasse seine Entschließungen immer selbst. Wer sich deutlich an die Zeit erinnert, wo Bismarck dem Papste das Schiedsrichteramt übertrug in der Angelegenheit der Philippinen zwischen Deutschland und Spanien, der weiß, daß die Meinung ging, Bismarck wolle dem Papsttum als Ersatz der verlornen weltlichen Herrschaft einen neuen politischen Inhalt mit andrer Richtung zeigen, und daß man das später oft als einen großen politischen Fehler des Reichskanzlers im Hinblick auf den kanonischen primatus jurisdictionis bezeichnet hat. Warum Bismarck so handelte, ist bis heute nicht aufgeklärt worden (vielleicht geschieht es einmal in seinen Memoiren), als Akt bloßer Höflichkeit war es zu viel, als Handlung der Staatskunst aber viel zu wenig, denn es hat keine politische Tragweite gehabt und ist darum auch kein schwerer Fehler gewesen, von dem sich heute noch ernstlich sprechen ließe. Aber als einen feinen, politischen Kopf hat sich Leo XIII. allerdings erwiesen, das wird man am Vorabend seines zwanzigjährigen Jubiläums sagen müssen, als das richtige Haupt für die Kurie, die in den Künsten der Diplomatie von jeher aller weltlichen Mächte Meisterin war, und durch ihn hat sich jetzt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz neue Erscheinung, ein politisches Papsttum

Digitized by Google

ohne Land, entwickelt und unter die andern europäischen Mächte eingeführt, dessen Einfluß ebenso groß ist, wie der irgend eines frühern Papsttums, und dessen Macht für den Inhaber leichter, einfacher und gefahrloser auszuüben ist.

Daß das so ist, kann man sich bald vergegenwärtigen. Der Papst und sein Hof haben nach den Garantiegesetzen ein solches Maß von Sicherheit und Freiheit, und die italienische Regierung verfährt praktisch so peinlich behutsam und korrekt, daß sich daraus mit der Zeit folgender merkwürdige Zustand ergeben hat. Die Kurie schadet dem Staat, der sie schützen muß, wo sie kann, in schwierigen innern Angelegenheiten, in Fragen auswärtiger Politik, öffentlich und im Verborgnen, und der Staat ist wehrlos, denn der Angreifer ist durch seine Waffen und durch seine Exemtion gleichermaßen gegen ihn im Vorteil. Man weiß, wie schwer die italienische Staatsleitung an diesem Gewicht zu tragen hat, es will sich sogar die Meinung einzelner Kreise nicht beschwichtigen lassen, der pflichttreue und gemütswarme König Humbert sei, tief verstimmt über die Ränke seiner Kirche, längst heimlich für seine Person zum evangelischen Glauben übergetreten. Von solchen Zuständen konnte niemand in den ersten Jahren nach 1870 etwas ahnen, sie sind der Erfolg der politischen Kunst Leos XIII. Über Leos Erfolge in Deutschland brauchen wir nun kein Wort mehr zu verlieren. Wie gut sich aber die Kurie mit der französischen Republik trotz der anfänglich großen Schwierigkeiten und der sich immer wieder erhebenden, wie es schien, nicht ausgleichbaren Differenzen schließlich gestellt hat, erfahren wir fast täglich. Das ist doch wahrhaftig eine politische Kombination, mit der als dem Ergebnis seiner Staatskunst der Papst zufrieden sein kann. Und er ist es auch sicherlich, und die Kurie mit ihm, aber die traurigen Gesichter und der Habitus des Gefangnen gehören nun einmal zum Ritus, genau wie für den türkischen Sultan die niedergebeugte Haltung, wenn er sich, angeblich von Regierungssorgen belastet, öffentlich seinem Volke zeigt. Und diese Gesichter werden nach außen hin weiter gemacht werden, und die Politik wird weiter wachsen und nach so schönen Erfolgen noch mehr verlangen. In Rankes Geschichte der Päpste findet sich (noch 1889) folgende, schon um ihrer eigentümlichen Fassung willen merkwürdige Stelle. „In denselben Tagen, in welchen der Papst seine Infallibilität verkünden ließ und bestätigte, brach der Krieg zwischen Frankreich und Preußen aus. Mit Bestimmtheit finde ich nicht(!), daß bei der französischen Aggression religiöse Motive mitgewirkt haben. Aber wer wollte sagen, wohin es geführt hätte, wenn das Glück der Waffen zu Gunsten der katholischen Nation ausgefallen wäre, welches neue Übergewicht dem Papsttum, auch in der Haltung, die es annahm, dadurch hätte zu teil werden können?“ Wir bezweifeln, daß dies vorausgesetzte Übergewicht das politische Papsttum stärker hätte machen können, als es heute ist. Es liegt Italien schwer im Magen, und schon mancher hat

Digitized by Google

schadenfroh dazu das Qui mange du pape, en meurt zitirt, und es würde auch uns im Falle eines Krieges mit Frankreich auf alle nur erdenkliche Weise zu schaden suchen. Wenn aber einmal Leos Füße werden aus dem Vatikan in die Peterskirche getragen werden, so werden an dem Ausfall des Konklaves drei europäische Staaten vor allen andern interessirt sein: Italien, Frankreich und Deutschland. Ob aber der künftige Papst einmal auch Land haben wird oder nicht, das berührt, wie bemerkt, lediglich Italien.

Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzes

Von Hans Glagau

In den letzten Septembertagen findet die Jahresversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Köln statt; im Mittelpunkt ihrer Tagesordnung steht die wichtige Frage: Wie wird das Bedürfnis des Personalkredits, das unter den ländlichen Kleingrundbesitzern herrscht, am zweckmäßigsten befriedigt?

Bekanntlich ist das Bedürfnis nach billigem und angemessen geordnetem Personalkredit besonders bei der kleinen Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten bedeutend gewachsen, namentlich durch die bei der bäuerlichen Bevölkerung mehr und mehr sich einbürgernde „intensive“ Wirtschaftsweise. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses bei den weniger bemittelten Volksklassen erwies sich meist noch als durchaus ungenügend. Es mußten daher notwendige wirtschaftliche Verbesserungen, deren Ausführung im Interesse höherer Rentabilität der Wirtschaftsbetriebe dringend wünschenswert gewesen wäre, entweder unterbleiben, oder der Bauer, der sich zum Ankauf von Saatgetreide, künstlichen Düngemitteln und landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen und zur Vornahme von Bodenmeliorationen, kurz zur Ertragssteigerung durch möglichst rationellen Wirtschaftsbetrieb gezwungen sah, um im Wettbewerb bestehen zu können, fiel in die Hände des Wucherers.

Auf diese Lücke in der Kreditorganisation wiesen die Ergebnisse einer Untersuchung hin, die der Verein für Sozialpolitik 1887 veranstaltet und unter dem Titel „Der Wucher auf dem Lande“ veröffentlicht hatte. Diese Publikation brach allgemein der Überzeugung Bahn, „daß geordnete Gelegenheit zur Erlangung kleiner Darlehen für kleine Wirtschafter volkswirtschaftlich nicht minder wichtig sei wie hoher Kredit für große Verhältnisse. Denn auch

Digitized by Google

dem kleinen Mann ermöglicht erst ein geregelter und festgefügter Kredit die wirtschaftliche Verwaltung seiner Habe. In den meisten Gegenden Deutschlands aber lag die Befriedigung des Kleinkredits noch in den Händen privater Verleiher, und in einzelnen Landesteilen hatte der Mißbrauch des Übergewichts, das der Gläubiger dem Schuldner gegenüber geltend zu machen imstande ist, zu schreienden Mißständen geführt."

Es fragte sich, ob ein unmittelbares Eingreifen der Staatsgewalt zur Schaffung von Einzeleinrichtungen für den Kleinkredit in Vorschlag gebracht werden sollte. Aber weder von dem Verein für Sozialpolitik, noch von den maßgebenden Behörden wurde ein solches Eingreifen des Staates für empfehlenswert gehalten, weil sich in verschiednen Gegenden freiwillig verschiedne Einrichtungen die zweckmäßig geordnete Befriedigung des Kleinkredits zur Aufgabe gemacht hatten.

Seitdem haben sich diese Einrichtungen sehr vermehrt und in dem Zusammenschluß zu Verbänden einen wirksamen Hebel gefunden. Überraschend ist die Bewegung in Preußen beschleunigt worden, nachdem der Staat durch die jüngst ins Leben gerufne Zentralgenossenschaftskasse die Gelegenheit zu einer billigen und leichten Beschaffung und Anlegung des Geldes auch für die Gegenden gewährt hat, wo es an einem Zusammenschluß zu einer Hauptgenossenschaftskasse bisher gefehlt hat.

In der Absicht, zur Beschleunigung der Vervollständigung des Netzes beizutragen, hat nun der Verein für Sozialpolitik am 1. April 1894 einen Ausschuß, dem die Herren Knebel, Sering, Sombart-Ermsleben und Thiel angehören, mit der Anstellung von Ermittlungen beauftragt. Dieser Ausschuß sollte aus allen Teilen des Reiches Berichterstatter gewinnen. Eine kurze Denkschrift belehrte die Berichterstatter über den Zweck und die Organisation der Erhebung. Die Berichterstatter hatten an ihre Vertrauensmänner in den örtlichen Unterbezirken ihres Berichtskreises einen Fragebogen A zu senden, sie selbst hatten nach Verarbeitung des durch die Antworten der Vertrauensmänner gewonnenen Materials nach dem Schema des Fragebogens B ihren Bericht abzufassen.

Wären die Fragebogen nur einigermaßen vollständig beantwortet worden, so hätte man eine vergleichende Statistik über die Verhältnisse des Personalkredits in den verschiednen deutschen Landschaften aufstellen können. Aber bei den abweichenden Auffassungen der Berichterstatter, bei der ungemein verschiedenartigen Gestaltung der Kassen, und vor allem bei der ungenügenden Beschaffenheit einer großen Anzahl von Berichten ist an ein so umfassendes Unternehmen nicht zu denken gewesen.*) Die Berichterstatter selbst haben sich oft in übler

*) Die Berichte sind 1896 bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen. Band 1 behandelt Süddeutschland, Band 2 Mittel- und Norddeutschland.

Digitized by Google

Lage befunden, da ihnen viele Kassen und auch die einzelnen Bauern aus Mißtrauen jede Auskunft verweigerten, sodaß bei dem endgiltigen Bericht das Material zu unvollständig war, um eine Statistik zu ermöglichen. Auf der andern Seite haben sich mitunter die Berichterstatter grobe Unterlassungssünden zu schulden kommen lassen. Auf Mitteilungen aus einer so bedeutenden Provinz wie Schlesien mußte ganz verzichtet werden. Aus Vorpommern und Mecklenburg-Schwerin gingen so kärgliche Berichte ein, daß man sie ohne Schaden übergehen kann. Auch die Gutachten aus Hannover und Schleswig-Holstein sind unzulänglich. Allerdings konnten viele Fragen gar nicht beantwortet werden, weil die Einrichtungen für den Personalkredit erst jüngst ins Leben gerufen waren und ein sichres Urteil noch nicht zuließen.

Aus diesen Gründen hat der Verein für Sozialpolitik oder vielmehr der von ihm niedergesetzte Ausschuß die ursprünglich beabsichtigte Gesamtbetrachtung, die den Berichten vorausgeschickt werden sollte, ganz unterlassen; wie ich glaube, nicht ganz mit Recht. Denn hätte sich auch das anfangs ins Auge gefaßte Ziel nicht annähernd erreichen lassen, so wäre es doch angebracht gewesen, die im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage zu beantworten: Welche Art der bisher in Thätigkeit getretnen Einrichtungen zur Befriedigung des Personalkredits empfiehlt sich am meisten bei der weitern Ergänzung des Netzes der ländlichen Kreditorganisation, die Sparkassen, die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine oder die Raiffeisenschen und die ihnen verwandten ländlichen Darlehnskassen? Für die Lösung dieser Kernfrage steckt in den uns vorliegenden Berichten und Gutachten eine solche Fülle von Material, daß es schon nach einer flüchtigen Durchsicht nicht mehr zweifelhaft sein kann, welche Form der bestehenden Krediteinrichtungen für die Beschaffung des ländlichen Personalkredits am geeignetsten ist. Es sei mir erlaubt, auf diese Grundfrage hier die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken.

Ich wende mich zuerst zu der Frage: Passen sich die Sparkassen, seien es städtische oder Kreissparkassen, dem Kreditbedürfnis der ländlichen Bevölkerung an? In allen Berichten bis auf zwei wird diese Frage entschieden verneint, und das ist kein Wunder. Sind doch die Bedingungen, unter denen die Sparkassen ihre Darlehen ausgeben, für den Bauer fast unerfüllbar. Sie verlangen Hinterlegung von Wechseln und Stellung von zwei zahlungsfähigen Bürgen. Ist schon der Zinsfuß hoch — in der Regel werden 5 bis 6 Prozent und $^1/_8$ bis $^1/_2$ Prozent Provisionszuschlag gefordert —, so erhöht er sich noch, wenn, wie es in Preußen üblich ist, auch noch die Bürgen 1 Prozent Provision beanspruchen. Einige Sparkassen haben dabei noch den Grundsatz (z. B. im Regierungsbezirk Kassel), für kleinere Darlehen einen höhern Zinsfuß zu berechnen als für größere, sodaß gerade der ärmere Bauer, der meist nur einen kleinen Kapitalbedarf hat, umso mehr bluten muß. Ein andrer Mißstand liegt in der kurzen Darlehnsfrist, die sich auf nur drei Monate erstreckt, und wenn

Digitized by Google

die Schuld nach diesem Zeitraum nicht abgezahlt werden kann, lästige und zeitraubende Verlängerungen erheischt.

Ihrer ganzen Organisation nach sind die Sparkassen, insbesondre die städtischen Kassen, darauf angewiesen, Geld zu verdienen; wenn dieses auch oft zu gemeinnützigen Zwecken verwandt wird, so darf doch dabei nicht übersehen werden, daß die Kassen nur den Zweck haben, mit den billigen Einlagen der kleinen Leute und durch hohe Zinsen von den Darlehnsnehmern, die zu einem Teil auch kleinere Landwirte sind, große Kapitalien anzusammeln, die dann für das Wohl der Gemeinde verwendet werden. Die Einleger also mit ihrem kleinen Zins und die Darlehnsnehmer sind es, die die Kosten dieses Gewinns tragen, die Unternehmerin, die Sparkasse, hat den Gewinn. Die Kommunalsparkassen sind, weil ihnen das ihre ganze Organisation gebietet, nur dem Hypothekarkredit, der Realsicherheit nutzbar, während es ihnen ihre ganze Einrichtung erschwert, dem Personalkredit zu genügen. Wenn sie solchen dennoch gewähren, so geschieht es in einer Form, die mit dem natürlichen Begriff des Personalkredits nicht übereinstimmt.

Aus demselben Grunde können und dürfen auch alle andern ähnlichen Kreditinstitute, wie Kreissparkassen, Landesbanken, Stiftungen usw., nur dem Realkredit dienen; sie kommen daher bei der Regelung des Personalkredits für den kleinen Landwirt gar nicht in Frage. Diesem Verhältnis entsprechend wurden z. B. in Hannover bei den hundertsechzig Sparkassen nur vier Prozent der ausgeliehenen Kapitalien, in Baiern noch nicht zwei Prozent zur Befriedigung des Personalkredits verwandt; ja von einer Reihe von Sparkassen liegt die Erklärung vor, daß sie überhaupt keinen Personalkredit gewähren.

Sieht man von der Provinz Posen ab, wo die „Indolenz der niedern polnischen Bevölkerung“ die genossenschaftlichen Organisationsformen ungeeignet und die Kreissparkassen als die allgemein zweckmäßige Form für den Personalkredit erscheinen läßt, so haben sich die öffentlichen Sparkassen nur in einem kleinen Gebiet, in dem preußischen Saarrevier, auf dem Gebiete des ländlichen Kredits bewährt, eine Ausnahme, die sich aus der ganz eigentümlichen Beschaffenheit der Bevölkerungsverteilung in diesem Gebiet erklärt. Hier mangeln nämlich vielfach die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung der Genossenschaften. Die vielen, oft 6000 bis 12000 Einwohner umfassenden Dorfgemeinden mit größtenteils wechselnder industrieller Bevölkerung erschweren die Prüfung der Kreditwürdigkeit der Darlehnssucher im Vergleich mit den meist einfachern Verhältnissen der kleinen ackerbautreibenden Ortschaften mit seßhafter Bevölkerung. Auch lassen sich hier schwer Ehrenvorstände finden, wie sie zur Verwaltung von Genossenschaftskassen erforderlich sind; denn die Bevölkerung hat wegen der das ganze Jahr ununterbrochen dauernden Beschäftigung nicht die Ruhetage, die bei der rein ackerbautreibenden Bevölkerung die Übernahme von Ehrenämtern bei der Verwaltung der Genossenschaftskassen ermöglichen.

Digitized by Google

Ferner fehlt der geistig schwerfälligen Bevölkerung — ähnlich wie in Posen — die Fähigkeit, die Kassenführung und die vorgelegten Bilanzen geschäftsmäßig zu prüfen und die etwa in der Verwaltung eingerissenen Mißbräuche rechtzeitig zu erkennen. Es ist das große Verdienst des Geheimen Regierungsrats Knebel, den öffentlichen Sparkassen eine solche Ausbildung gegeben zu haben, daß sie durch die Gewährung eines billigen, den eigentümlichen Verhältnissen des Saargebiets angemessenen Personalkredits die Bevölkerung den Klauen jüdischer Wucherer entreißen konnten. Wie das durch die Einführung des Instituts der Bezirksagenten, durch die Übernahme der Steigpreise auf dem Gebiet des Grundstückumsatzes und durch Einrichtungen, die die allmähliche Schuldenabtragung begünstigen und erleichtern, in segensreicher Weise geschehen ist, das geht aus der klaren Schilderung hervor, die die Berichterstatter von der trefflichen Einrichtung Knebels entworfen haben.

Dennoch entnimmt man der ganzen Darstellung, daß im Saargebiete ganz eigentümliche Ausnahmeverhältnisse, namentlich die sittliche Unreife der untern Volksschichten für die genossenschaftliche Krediteinrichtung, die öffentlichen Sparkassen als Grundlage für den Personalkredit auch der ländlichen Bevölkerung empfehlenswert erscheinen lassen. Im allgemeinen werden wir an unserm Ergebnis festhalten: die Sparkassen sind zur Beschaffung des ländlichen Personalkredits ihrem ganzen Wesen nach ungeeignet.

Wie steht es nun mit den Schulze-Delitzschschen Vorschußvereinen?

Auch diesen sprechen die Berichte bis auf eine Ausnahme die Fähigkeit ab, das Bedürfnis nach Personalkredit auf dem Lande zu befriedigen, und zwar aus ähnlichen Gründen wie den Sparkassen. Der Wechsel, die Stellung zweier Bürgen, die Provision, der hohe Zinsfuß, die kurze Darlehnsdauer von drei Monaten, die lästigen Verlängerungen, auch oft die weite Entfernung der Kassen, alle diese Nachteile lassen die Vorschußvereine als eine schlechte Form der landwirtschaftlichen Kreditgewährung erscheinen.

Nach ihren Grundlagen sind sie an die Verhältnisse des städtischen Erwerbslebens gebunden. Für die handel- und gewerbtreibende Bevölkerung mag der Kredit der Vorschußvereine trotz seiner kurzen Fristen und seines hohen Zinses ganz geeignet sein. Daher wenden sie auch ihre Geldmittel mehr dem lohnenden größern Kreditbedürfnis der Gewerbtreibenden und Industriellen ihres Vereins zu, als dem weniger lohnenden und geringere Sicherheit bietenden Kreditbedürfnis der kleinen Landwirte. Dieses Verhältnis findet schon in der Thatsache seinen Ausdruck, daß die Vorsitzenden der Schulze-Delitzschschen Genossenschaften meist Kaufleute, sehr selten Landwirte sind. Ganz kaufmännisch ist auch der Grundsatz der Vorschußvereine, eine möglichst hohe Dividende der Geschäftsanteile herauszuschlagen, ein Grundsatz, der mit einem uneigennützigen genossenschaftlichen Betrieb unvereinbar ist. Ferner begünstigen die Vorschußvereine eine Tantieme für ihre Vorstandsmitglieder. Im Saar-

Digitized by Google

gebiet z. B. bezog der Rendant eines solchen Vereins eine Tantieme von 25 Prozent des Reingewinns (angeblich bis zu 10000 Mark jährlich); auch die übrigen Vorstandsmitglieder bezogen für den Umfang ihrer Thätigkeit hohe Besoldungen (zwei Mitglieder je 2000 Mark), während man an die Genossenschafter eine jährliche Dividende von 10 Prozent zu verteilen pflegte. Um einen solchen Geschäftsgewinn herauszuwirtschaften, müssen natürlich die Schuldzinsen sehr hoch bemessen werden, sodaß für Darlehen oft 6 bis 7 Prozent und außerdem bei der Darlehnsentnahme eine Provision von $^1/_8$ bis $^1/_2$ Prozent, bei Verlängerungen sogar von 1 bis $1^1/_2$ Prozent verlangt wird.

Daher erklären alle Gutachten bis auf eins den Kredit, den die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine gewähren, für zu teuer für den Bauer; höchstens der kapitalkräftige Grundbesitzer könne aus den Vorschußvereinen Nutzen ziehen. Der abweichende Bericht, der die Vorschußvereine für die passendste ländliche Kreditorganisation ausgiebt, stammt aus einer Provinz, wo vorwiegend Großgrundbesitzer sind, aus Ostpreußen. Wie bei dem Knebelschen Verfahren im Saargebiet, handelt es sich auch hier um eine besondre Gestaltung der örtlichen Verhältnisse, aus der die abweichende Anschauung zu erklären ist. In Ostpreußen sind Stadt und Land in der Kreditwirtschaft auf Zusammenschluß angewiesen; der Mangel an geschlossenen Gemeinden, an leistungsfähigen Gemeinden überhaupt, wie die ganzen Besiedlungsverhältnisse der Provinz, die die Einrichtung der einzelnen Bauernhöfe begünstigen, drängen die Landbevölkerung zum Anschluß an die städtische Kreditorganisation. So einleuchtend wie bei dem Verfahren Knebels ist hier allerdings die Notwendigkeit einer eigentümlichen Kreditorganisation nicht dargethan; besonders steigen einem Zweifel an der Unparteilichkeit und Sachlichkeit des Berichterstatters auf, wenn man auf der einen Seite seine offenbare Voreingenommenheit gegen die Raiffeisenvereine sieht — er selbst ist Mitglied eines Vorschußvereins —, auf der andern Seite hört, daß auch in Ostpreußen Raiffeisenvereine bestehen, die noch so jung sind, daß sich erst in spätern Jahren feststellen lassen wird, ob sie sich wie anderswo bewähren oder nicht.

Wir wenden uns nun zu der dritten Organisationsform des ländlichen Personalkredits, den ländlichen Spar- und Darlehnskassen auf genossenschaftlicher Grundlage. Mit wenigen Ausnahmen erklären die Gutachten diese Kassen als ihrer ganzen Einrichtung nach außerordentlich geeignet, die Aufgabe der Beschaffung des Personalkredits in befriedigender Weise zu lösen.

Am verbreitetsten sind die Vereine nach dem Muster Raiffeisens, obwohl die meisten erst in jüngster Zeit, in den neunziger Jahren, gegründet worden sind. Sie vereinigen alle die Vorzüge, deren Mangel bei den Sparkassen und Vorschußvereinen von dem kreditbedürftigen Landmann als Nachteil empfunden wurde. Wechsel werden grundsätzlich nicht ausgegeben; zur Kreditgewährung genügt der von einem Bürgen unterzeichnete Schuldschein. Der Kredit wird

Digitized by Google

auf lange Fristen, gewöhnlich auf zehn Jahre, mitunter sogar auf dreißig Jahre gewährt; durchschnittlich wird eine Frist von drei Jahren beansprucht. Der Zinsfuß ist sehr mäßig, meist beträgt er 4, $4^1/_2$, 5 Prozent; selten wird ein Provisionszuschlag gefordert.

Die Gewährung eines so billigen Kredits ist folgenden Umständen zuzuschreiben, die die Grundpfeiler der Raiffeisenvereine bilden. Erstens sind die Verwaltungskosten ganz unbedeutend, weil die Hauptämter von Pfarrern, Lehrern und Schultheißen als Ehrenposten verwaltet werden; nur die Rechner erhalten eine Besoldung, die sich aber von dem einzelnen Verein mit wenigen hundert Mark decken läßt. Ferner fällt bei den Raiffeisenvereinen das Bestreben, einen Geschäftsgewinn zu erzielen, ganz weg, sodaß sie mit der geringen Zinsspannung von einem Prozent arbeiten können. Vor allen andern Organisationen zeichnen sich die Raiffeisenvereine durch die Durchführung größter Uneigennützigkeit aus: ehrenamtliche Thätigkeit des Vorstandes, keine Geschäftsanteile, keine Dividenden, keine Spekulation, Unteilbarkeit des Vereinsvermögens und Ausgabe einfacher Schuldscheine, das sind die Hauptgrundsätze ihrer Verwaltung.

Eine Hauptsache in der Organisation der Raiffeisenvereine bildet das Bestreben, die Thätigkeit der einzelnen Vereine auf einen kleinen Bezirk, in der Regel auf ein Kirchspiel, das vier bis fünf Ortschaften und höchstens 2000, im Durchschnitt 700 bis 1200 Einwohner umfaßt, einzuschränken. Bei einem so mäßigen Umfange bleibt der Verwaltungsorganismus einfach und übersichtlich, seine Kosten belaufen sich nicht allzuhoch; auch lassen sich für die Leitung dieser kleinen Kassen auf dem Lande beinahe überall geeignete Kräfte finden, während das bei den Vorschußvereinen mit ihrer viel verwickeltern Verwaltung, die kaufmännisch geschulte Kräfte erfordert, nicht der Fall ist.

Aber noch ein andrer wesentlicher Grund ist für die räumliche Beschränkung des Wirkungskreises maßgebend gewesen: für die Gewährung von Personalkredit ist für den Darleiher nicht nur wichtig, daß er die Vermögenslage des Kreditsuchenden im allgemeinen, sondern auch seine persönlichen Eigenschaften, seinen Fleiß und seine Redlichkeit kennt. Diese Eigenschaften können aber nur von Personen richtig beurteilt werden, die dem Kreditsuchenden nahe stehen. So liegt es in der Natur der Sache, daß sich namentlich kleine Vereine, deren Geschäftsführern und Vertrauenspersonen die einzelnen Mitglieder persönlich bekannt sind, zu Gewährung von Personalkredit eignen, zumal da solche auch in der Lage sind, rascher zu helfen als ein Institut, dessen verantwortlicher Leiter sich nur durch Hilfe von Mittelspersonen von der Kreditfähigkeit des Suchenden überzeugen kann.

Während ferner die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine zum Teil der Solidarhaft noch ermangeln — in Brandenburg z. B. arbeiten von hundertfünfzig Vereinen fast ein Drittel mit beschränkter Haftpflicht —, halten die

Digitized by Google

Raiffeisenvereine an dem Grundsatz der unbeschränkten Haftpflicht fest. Nur bei Genossenschaften mit solidarer Haftung aber wird die volle Verantwortlichkeit von jedem einzelnen Genossen empfunden, was zur Folge hat, daß jeder Einzelne bemüht ist, Gefahr von der Genossenschaft abzuwenden.

Hans Crüger, ein Gegner der Raiffeisenvereine, spricht in seinem Buch über Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften den ländlichen Darlehnskassen die Möglichkeit des gesicherten Bestandes ab, weil sie sich aus einer Berufsklasse, den Landwirten, zusammensetzten, die meist zu gleicher Zeit Geld brauchten und durch gleichzeitige Inanspruchnahme der Mittel die Kassen in Verlegenheit brächten. Er stellt den Raiffeisenkassen die Vorschußvereine gegenüber, die alle Berufsklassen vereinigten und den Ansprüchen ihrer Mitglieder viel leichter gerecht werden könnten, da in den verschiednen Berufszweigen auch zu verschiednen Zeiten Geld flüssig sei und Geld begehrt werde. Solange die Raiffeisenkassen vereinzelt, ohne geschäftliche Verbindung mit ihren Geschwisterkassen wirtschafteten, konnte es in der That z. B. in Westpreußen vorkommen, daß sie an chronischem Geldmangel litten und eine verhältnismäßig geringe Entwicklung hatten. Sobald sie sich aber zu Unterverbänden und Revisionsverbänden zusammenthaten und eine große Provinzialkasse als Geldausgleichstelle errichteten oder sich an die Neuwieder Zentrale, die Generalanwaltschaftskasse, anschlossen, kamen solche Geschäftsstockungen nicht mehr vor. Der Grundsatz Crügers hat sich also, so einleuchtend er in der Theorie erschien, in der Praxis als irrig erwiesen; es genügt, wenn die Mitglieder eines Berufs sich gegenseitig werkthätig unterstützen. Sind doch auch die Interessen von Landwirtschaft und Industrie in der Kreditwirtschaft im Grunde so verschieden, daß ein Zusammengehen beider Berufsklassen auf diesem Gebiete für die Landwirtschaft gar nicht ersprießlich sein kann.

Einige wenige Zahlen mögen von dem wachsenden Umsatz der Raiffeisenvereine wie von ihrer schnellen Zunahme in den letzten Jahren zeugen. In der Provinz Hannover ist der Umsatz, der im Jahre 1890 $1^1/_2$ Millionen Mark betrug, bis zum Jahre 1895 auf mehr als das Dreifache, auf 5 Millionen Mark gestiegen; die Zahl der Vereine belief sich 1890 auf 60, 1895 auf 134. In Württemberg hatten die Raiffeisenvereine 1885 11000 Mitglieder und $2^1/_4$ Millionen Mark Geschäftsumsatz; im Jahre 1893 hatte sich die Zahl der Mitglieder verfünffacht, die Höhe des Geschäftsumsatzes versechsfacht. In Schleswig-Holstein wurden allein im Jahre 1896 50 Raiffeisenvereine gegründet; in Westfalen hat sich die Zahl ihrer Mitglieder in vier Jahren ebenso wie der Geschäftsumsatz verdoppelt. Ein solches Wachstum ist wohl der beste Beweis für die Trefflichkeit der Raiffeisenvereine.

Neben ihnen giebt es fast in jeder Provinz Vereinigungen von ländlichen Spar- und Darlehnskassen, die auf denselben Grundsätzen beruhen. Einige

Digitized by Google

dieser Vereinigungen sollen hier noch erwähnt werden, soweit sie sich durch die eine oder andre Einrichtung vor den Raiffeisenvereinen auszeichnen.

Der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften der Mark Brandenburg und der Niederlausitz gewährt seinen Mitgliedern einen äußerst mäßigen Zinsfuß, mäßiger selbst als der der Raiffeisenvereine; er beträgt für Darlehen nur 4 Prozent. Das wird dadurch ermöglicht, daß die Provinzialgenossenschaftskasse die erforderlichen Betriebskapitalien zu niedrigerm Zinsfuße ausleiht, als es die Neuwieder Zentrale thut. Auch aus andern Gründen wird der brandenburgische Verband der Neuwieder Organisation vorgezogen: während diese die Übernahme mehrerer Aktien verlangt, begnügt sich die brandenburgische Provinzialkasse mit geringen Einzahlungen und gewährt dabei noch höhere Dividenden als Neuwied. Ebenso giebt der Verband der nassauischen landwirtschaftlichen Genossenschaften mit einer Hauptgenossenschaftskasse als Geldausgleichstelle seinen Mitgliedern billigern Kredit als die Neuwieder Generalanwaltschaftskasse. Selbst in der Rheinprovinz, dem Ausgangspunkt Raiffeisens, giebt es starke Sonderverbände, wie den rheinischen Revisionsverband und den Verband der rheinpreußischen landwirtschaftlichen Genossenschaften. Sie zeichnen sich beide durch die vollendete Ausbildung der Geschäftsform der laufenden Rechnung aus, die bei den Raiffeisenkassen oft gar nicht vorhanden oder ungenügend ausgebildet ist. Auch für den Bauer ist der Kontokorrentverkehr ohne Zweifel eine zweckmäßige, ja notwendige Einrichtung, indem ihm dadurch die Möglichkeit gegeben ist, zu jeder Zeit Geld abzuheben, überflüssiges Kapial auf Zeit zinstragend anzulegen oder Teilrückzahlungen zu machen. So wird die Genossenschaft zum vollständigen Bankier der Genossen; er zahlt auf sein Konto ein, wenn er Geld hat, und hebt ab, wenn er welches braucht. Die wechselnden Bedürfnisse und Erträge des Bauernhofes im Verlaufe des Wirtschaftsjahres verursachen einen fortwährenden Zu- und Abfluß von Geldmitteln, damit nicht Geldbestände zinslos daliegen oder Mangel eintritt.

Zum Schluß noch einige vergleichende Betrachtungen über den heutigen Stand der Organisation des ländlichen Personalkredits in den deutschen Landschaften.

Das Land, das in sozialpolitischer Beziehung andern Landschaften weit vorausgeeilt ist und vor kurzem die ersten weiblichen Fabrikinspektoren eingesetzt hat, das Großherzogtum Hessen, hat auch die vortrefflichste ländliche Kreditorganisation aufzuweisen: ein fast lückenloses Netz ländlicher Genossenschaften bedeckt das ganze Land. Vergleicht man die Anzahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften in den einzelnen Ländern mit der Größe der landwirtschaftlich benutzten Fläche, so ergiebt sich, daß am 1. Juli 1895 im Großherzogtum Hessen auf 960 Hektar eine Genossenschaft kam, dagegen in den östlichen Provinzen: in Schlesien auf 7000 Hektar, in Ostpreußen auf 9000, in Brandenburg auf 11000, in Pommern auf 12000, in Posen auf 16000 und

Digitized by Google

in Westpreußen gar auf 17000 Hektar. Nur die Pfalz und Hessen-Nassau kommen der Entwicklung nahe, die die Organisation im Großherzogtum Hessen erreicht hat.

Sehr bemerkenswert ist der Umstand, daß die Provinzen, in denen der Großgrundbesitz überwiegt, dem kleinen Bauer den schlechtesten Personalkredit gewähren. In Posen besteht für die Darlehnsvereine überhaupt noch keine provinziale Geldausgleichstelle. In acht Kreisen giebt es dort noch nicht einmal Kreissparkassen, sodaß der Landmann nicht einmal den teuern und unbequemen Kredit der Sparkassen erhalten kann. Nicht besser steht die Sache in Hinterpommern, wo die Bevölkerung großenteils den wucherischen Händlerkredit in Anspruch nehmen muß. Dagegen sind die Kreditverhältnisse in den Landschaften, wo der Kleinbesitz oder der mittlere Besitz vorherrscht, wie in Westfalen, weit günstiger.

Man sieht aus dieser kurzen Übersicht, daß die Bewegung, die eine Ordnung der bäuerlichen Kreditverhältnisse anstrebt, zwar im besten Gange ist, daß aber namentlich im Osten des Reiches noch viel zu thun ist, bis man von einer befriedigenden Lösung der Frage wird reden dürfen.

Einiges von der deutschen Rechtseinheit

Von Otto Hagen

(Schluß)

5

Die zuletzt genannte Vorschrift verdient eine nähere Betrachtung, weil sie geeignet ist, das gewichtigste Bedenken zu entkräften, das gegen die Kodifikation vorgebracht werden konnte. Man hat gefragt, ob es richtig sei, gerade jetzt, in einer Zeit des Übergangs, der ungeklärten Gegensätze, das Privatrecht auf Jahrzehnte hinaus festzulegen. Das Gewicht dieses Grundes läßt sich nicht verkennen; durchschlagend wäre er aber nur, wenn die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs so starr wären, daß sie jede Weiterbildung ausschlössen.

Das ist aber keineswegs der Fall; schon in Nr. 28 der Grenzboten ist treffend auf den weiten Umfang des „ungeschriebnen Rechts“ im bürgerlichen Gesetzbuch hingewiesen worden; die Vorschrift des § 812 eröffnet in dieser

Digitized by Google

Richtung noch ganz andre Ausblicke. Prüfen wir ihn einmal an einer besonders brennenden Frage, an den Klagen der Bauhandwerker. Zum bessern Verständnis vergegenwärtige man sich zunächst den (für Berlin) typischen Verlauf eines Bau—unternehmens.*)

Eine „kapitalkräftige" Persönlichkeit, gewöhnlich eine Aktiengesellschaft oder eine größere Bank, besitzt ein Grundstück, das sie durch Bebauung zu verwerten wünscht. Für den schlichten Menschenverstand wäre es das nächstliegende, daß die Besitzerin selbst den Bau in die Hand nähme und entweder selbst die nötigen Verträge mit den einzelnen Handwerkern und Lieferanten unmittelbar abschlösse oder die Ausführung des Baues im ganzen einem zuverlässigen und leistungsfähigen Baumeister übertrüge. Das geschieht aber nicht, sondern es erscheint ein „Bauunternehmer." Seine erste und notwendigste Eigenschaft ist, daß er selbst nichts, keinen Pfennig und kein Pfandstück besitzt; Bauunternehmer, die aus eignen Mitteln oder auf eignen Kredit die Stempel- und Gerichtskosten ihres Vertrags aufbringen können, gehören zu den gesuchten Seltenheiten ihres Fachs. An diesen Bauunternehmer wird das Grundstück für einen beliebigen Kaufpreis verkauft; der Kaufvertrag wird notariell mit peinlichster Korrektheit abgeschlossen, das Grundstück wird auf den Namen des Bauunternehmers im Grundbuch umgeschrieben, der Kaufpreis als Hypothek eingetragen. Daneben verpflichtet sich die Verkäuferin (oder ein Dritter), dem Bauunternehmer „Baugelder" zu gewähren, d. h. es wird im Grundbuch an erster Stelle auf ihren Namen eine „Baugelderhypothek" von ausreichender Höhe eingetragen, und sie gewährt, je nach dem Fortschreiten des Baues, dem Bauunternehmer die Mittel zur Bezahlung der Handwerker und Lieferanten bis zur Höhe der Baugelderhypothek. Der Eigentümer des Grundstücks schließt nun auf seinen eignen Namen die Verträge mit den Handwerkern und Lieferanten ab, und der Bau beginnt. Geht alles seinen geordneten Gang, so kann hierbei jeder auf seine Rechnung kommen; tritt aber irgend ein unerwartetes Ereignis ein, ist z. B. das Baugeld von vornherein zu knapp bemessen gewesen, oder trifft den Bau ein Unfall, der die Baukosten erhöht, oder gelingt es einem frühern Gläubiger des Bauunternehmers, bei diesem einen größern Betrag der Baugelder zu pfänden, so gerät der Bau ins Stocken; der Bauunternehmer kann die fälligen Zahlungen aus den ihm von der Bank gewährten Bauraten nicht vollständig bestreiten; einzelne Handwerker weigern sich, weitern Kredit zu geben, und stellen die Arbeit ein, der Bau bleibt liegen; schließlich bringt die Bank als erste Hypothekengläubigerin das Grundstück zur Zwangsversteigerung und ersteht es für ihre Baugelder- und Kaufgeldhypothek selbst. Einen Schaden kann sie nicht erleiden, da sie an den Bauunternehmer niemals

*) Meine Ausführungen stützen sich ausschließlich auf Beobachtungen im Gerichtssaal und in der Anwaltsstube.

Digitized by Google

mehr gezahlt hat, als durch den Wert der jeweiligen Bauausführung gedeckt war. Dagegen können die Bauhandwerker niemals auf eine Befriedigung ihrer Forderungen rechnen, denn ihre etwaigen Vormerkungen sind bei der Zwangsversteigerung rettungslos „ausgefallen“; von dem Bauunternehmer ist nichts zu holen, und mit der Bank, der jetzt wieder das Grundstück gehört, haben sie in keinerlei Rechtsverhältnis gestanden, können also auch an sie keinen Anspruch erheben.

Auf diesen Punkt beziehen sich die Klagen über „Bauschwindel.“ So begreiflich sie sind, eins wird doch dabei regelmäßig übersehen oder verschwiegen: kein einziger Bauhandwerker ist über die völlige Zahlungsunfähigkeit seines Schuldners, des Bauunternehmers, in Zweifel oder gar in Irrtum gewesen; jeder weiß, daß die einzige und ausschließliche Möglichkeit seiner Befriedigung in den von der Bank gewährten Baugeldern und in ihrer ordnungsmäßigen Verwendung durch den Bauunternehmer liegt. Will man also durch gesetzliche Maßregeln (Bauschöffenämter oder gar eine allgemeine Strafvorschrift) das mittellose Unternehmertum aus dem Baugeschäft verdrängen, so ist damit allein den Bauhandwerkern wenig geholfen; denselben Erfolg könnten sie schon heute damit erreichen, daß sie den Bauunternehmern keinen Kredit gewährten, sondern stets unmittelbare Verpflichtung des Baugeldgebers verlangten. Hier sitzt aber eben der Haken: der eigentliche Geldgeber will sich auf eine unmittelbare Bestellung und auf eignes Risiko nicht einlassen, und er wird das in Zukunft unter dem Drucke drohender Polizei- und Strafvorschriften noch weniger wollen als jetzt. Wie man aber einerseits dem Handwerker die Gelegenheit zu Bauaufträgen ungeschmälert erhalten, andrerseits den Kreis der Besteller auf die wirklich zahlungsfähigen beschränken soll, das ist eine Aufgabe, die sich der Lösung entzieht, wenigstens der Lösung auf privatrechtlichem Gebiete.

Als wirkliche Ungerechtigkeit wird nach meiner vielfachen Beobachtung der Verlust der Forderungen auch nur insofern empfunden, als ihm ein großer Gewinn des Baugeldgebers gegenübersteht. Ein solcher Gewinn liegt nicht bloß in den Zwischenzinsen und Provisionen, sondern vor allem in dem Unterschiede zwischen der Summe der an den Bauunternehmer gezahlten Bauraten und dem Werte des mehr oder weniger fertigen Bauwerks, und wenn in der zweiten oder dritten Hand die völlige Vollendung des Hauses und die endgiltige Hypothekenregulirung gelingt, in dem höhern Kaufpreise, der dann ausgezahlt wird. Dieser Gewinn im Vergleich mit dem eignen Verlust ist die eigentliche Triebfeder für die vielen Bauprozesse, die von Bauhandwerkern nicht gegen den Bauunternehmer, denn das würde die Kosten nicht lohnen, sondern gegen den Baugeldgeber so erbittert und so aussichtslos geführt zu werden pflegen.

Wer mit juristischer Terminologie vertraut ist, sieht sofort, daß es sich hier um einen Bereicherungsanspruch handelt: der Handwerker hat ohne Empfang einer Gegenleistung einen Neubau errichten helfen, der Baugeldgeber

Digitized by Google

zieht den Gewinn daraus. Das Allgemeine Landrecht hat aber jedem hieraus abgeleiteten Bereicherungsanspruch einen Riegel vorgeschoben mit der Vorschrift, daß es keinerlei Bereicherungsklage giebt, wo die Beziehungen der Parteien durch Vertrag geregelt sind, in diesem Fall also durch den Werkvertrag zwischen Handwerker und Bauunternehmer einerseits und den Kauf- und Darlehnsvertrag zwischen Bauunternehmer und Geldgeber andrerseits. § 812 des bürgerlichen Gesetzbuchs enthält diese Schranke nicht: die Worte „ohne rechtlichen Grund" lassen sehr wohl eine Deutung auf das sittliche oder wirtschaftliche Recht im Gegensatze zu den geschriebnen Vertragsparagraphen zu. Es liegt auf der Hand, welch ungeheure Tragweite die so verstandne Vorschrift für alle Fälle hat, wo das „natürliche" Recht, die Billigkeit, durch ein Netz von Vertragsbestimmungen ausgesperrt wird.

Freilich ist es nun keine Frage, daß sehr vielen Juristen diese Ausdehnung der Bereicherungsklage ein Greuel sein wird, und daß man in den Worten „ohne rechtlichen Grund" die erwähnte landrechtliche Schranke wird wiedererkennen wollen; aber gegen die juristische Zulässigkeit der hier entwickelten Auslegung wird sich wenig einwenden lassen, vor allem deshalb, weil sie im Einklange steht mit den angeführten Grundsätzen des bürgerlichen Gesetzbuchs und dem darin hervortretenden Bestreben, die Herrschaft des Buchstabens zu brechen. Welche der beiden Auffassungen dem volksmäßigen Rechtsgefühl mehr entspricht, wird nicht schwer zu beantworten sein; welche von beiden durchdringen wird, ist eine Frage der künftigen Rechtsentwicklung. Man sieht daraus, daß das bürgerliche Gesetzbuch, weit entfernt, jede künftige Entwicklung durch starre Vorschriften abzuschneiden, vielmehr die Möglichkeit bietet, in der Praxis dem gemeinen Rechtsgefühl über allzu ängstlich-juristische Achtung vor Verträgen zum Siege zu verhelfen. Aufgabe und Ziel der Rechtsprechung wird es sein, nicht „zwischen starrem Buchstabendienst und bodenloser Willkür" hin- und herzuschwanken, wie Professor Gierke befürchtete, sondern die richtige Mitte zu finden, die die notwendige Sicherheit des Verkehrs mit den Anforderungen der Billigkeit in Einklang setzt.

6

Damit ist die Rechtsprechung vor eine ganz andre Aufgabe gestellt als bisher. Die Gesetzgeber, die das Allgemeine Landrecht schufen, hatten geglaubt, die Jurisprudenz ganz entbehren zu können; man gab sich der Hoffnung hin, die Ziele der damaligen Kodifikation („Herstellung eines sichern und zweifelsfreien Rechtszustandes, Beseitigung der Kontroversen, Gemeinverständlichkeit der Fassung") seien so vollständig erreicht, daß fortan auch der Ungelehrte imstande sein werde, durch einen Blick in das Landrecht sein Recht selbst zu finden. Deshalb bestimmte das Landrecht auch ausdrücklich: „Es ist ein jeder Einwohner des Staats sich um die Gesetze, welche ihn oder sein Gewerbe und

Digitized by Google

seine Handlungen betreffen, genau zu erkundigen gehalten; und es kann sich niemand mit der Unwissenheit eines gehörig publizirten Gesetzes entschuldigen." Richtern und Behörden wurde die Auslegung der Gesetze verwehrt; etwaige Zweifel oder Lücken, die zum Vorschein kämen, sollten durch eine besondre Gesetzeskommission geprüft und alsbald durch allgemeine Gesetzgebung gehoben werden. Aber diese Vorschriften erwiesen sich sehr bald als undurchführbar. Das merkwürdige ist nun, daß sich gerade die landrechtliche Praxis am wenigsten von dem Vorwurf hat frei halten können, übermäßig an dem Buchstaben des Gesetzes zu kleben, also (im übeln Sinne des Wortes) „juristischer" zu sein als alle andern. Hier zwei bezeichnende Beispiele.

Wird bei der Ehescheidung ein Gatte für den allein schuldigen Teil erklärt, so gebührt die Erziehung der Kinder dem andern Teile. Das Landrecht bestimmt, daß in solchem Falle dem von der Erziehung ausgeschlossenen doch „der Zutritt zu den Kindern" nicht gänzlich versagt werden solle, und daß es richterlichem Ermessen vorbehalten bleibe, wie oft und unter welcher Aufsicht „dergleichen Besuche" zu gestatten seien. Es ist kaum glaublich, aber gleichwohl Thatsache, daß darüber in der preußischen Praxis die Streitfrage entstanden ist, in welcher Weise der schuldige Ehegatte sein Recht persönlichen Verkehrs ausüben dürfe, ob nur in der Art, daß er die Kinder in der Wohnung des andern Teils besuche, oder ob auch die Anordnung zulässig sei, daß die Kinder ihn besuchen. Daß im ersten Falle unter Umständen, zumal bei besonders gespanntem Verhältnisse der frühern Ehegatten, das Verkehrsrecht so gut wie hinfällig gemacht wird, liegt auf der Hand.

Das zweite Beispiel ist vielleicht noch bezeichnender. Das Landrecht unterscheidet, was der heutigen Irrenlehre nicht mehr entspricht, zwischen Wahnsinn und Blödsinn: wahnsinnig heißt, wer „des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich beraubt" ist; blödsinnig, wem „das Vermögen, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, ermangelt." Unter den Ehescheidungsgründen führt das Landrecht nur den Wahnsinn auf; den Blödsinn erwähnt es nicht. Hieraus hat das Obertribunal gefolgert, und es hat bis auf den heutigen Tag als unbezweifelter Satz des Landrechts gegolten, daß „Blödsinn" die Ehescheidung nicht begründe, obgleich der „Blödsinn" in seinen schlimmen Formen den Zweck der Ehe und die geistige Gemeinschaft der Gatten mindestens ebenso sehr vereitelt als der Wahnsinn, und eine Ergänzung dieses offenbaren Redaktionsversehens im Landrecht sehr wohl in dem Rahmen zulässiger Auslegung gelegen hätte.

Das bürgerliche Gesetzbuch schließt nicht nur in diesem, sondern auch in zahlreichen ähnlichen Fällen durch eine freiere und überlegtere Ausdrucksweise derartige Streitfragen und Entscheidungen aus und nötigt den Richter, selbständig gegenüber den Interessen und Strömungen des Wirtschaftslebens Stellung zu nehmen. Welches Rechtsgeschäft „gegen die guten Sitten" ver-

Digitized by Google

stößt, welche Vertragsstrafe „unverhältnismäßig hoch“ ist, welche Bereicherung des „rechtlichen Grundes“ entbehrt, das läßt sich schlechterdings nicht mit Quellenstudium und Textkritik, nach juristischen Kategorien oder aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes beantworten, auch schwerlich aus frühern Entscheidungen, wie E. Kempin in Nr. 28 meint, sondern ausschließlich aus dem Leben selbst. Bisher konnte nur zu oft auch der handgreiflichste, den zwingendsten Bedürfnissen des Wirtschaftslebens entnommne Grund damit abgethan werden, daß er nach der beliebten Ausdrucksweise de lege ferenda (d. h. als Material für eine künftige Gesetzgebung) „wichtig und beachtenswert“ sei, aber de lege lata (d. h. nach dem Buchstaben des bestehenden Rechts) nicht berücksichtigt werden könne.

Es würde zu weit führen, dieser geistigen Unfreiheit vieler Rechtssprüche gegenüber dem bestehenden Gesetzeswort und ihren Ursachen tiefer nachzuforschen; ein Zusammenhang zwischen ihr und der schon oben berührten Spaltung zwischen Rechtswissenschaft und Rechtsprechung wird kaum von der Hand zu weisen sein. Über diese Spaltung schrieb kürzlich einer der angesehensten deutschen Rechtslehrer, Professor Laband: „Auf keinem andern Gebiete geistiger Arbeit besteht eine solche Entfremdung zwischen den Vertretern der Theorie und den Praktikern, wie auf dem juristischen. Obgleich kein Einsichtiger verkennt, wie sehr Theorie und Praxis sich gegenseitig fördern und befruchten, wie sehr sie auf einander angewiesen sind, und wie vieles sie sich gegenseitig verdanken, so fehlt doch ihren Vertretern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft des Berufs in ungleich höherm Grade wie etwa den Theoretikern und Praktikern der Medizin, der Chemie und Physik, der technischen Fächer, des Lehrfachs. Gewöhnlich betrachtet der Rechtslehrer die Richter und Anwälte als Leute eines ihm fremden Berufsstandes, die ihn nicht näher angehen als die Angehörigen eines andern Standes, während ebenso die juristischen Praktiker die Rechtslehrer im allgemeinen als quantité negligeable ansehen.“ Alles das gilt nicht nur von der persönlichen, sondern noch mehr von der sachlichen Seite des Verhältnisses.

Für den einzelnen Juristen macht sich das am fühlbarsten in der Gestaltung des privatrechtlichen Studiums. Offenkundiger- und zugestandnerweise wird es als genügend angesehen, „wenn der Rechtskandidat nur am Schlusse seiner Studien sich noch eine besondre, nicht notwendigerweise tiefe Kenntnis des partikularen Rechts verschafft, dessen praktische Handhabung freilich seine weitere Lebenszeit ausfüllen“ wird. Mit andern Worten: eine eigentliche wissenschaftliche Ausbildung in dem geltenden Privatrecht findet überhaupt nicht statt — eine Thatsache, die jeder Rechtskandidat bestätigen wird. Im Mittelpunkte des Privatrechtsstudiums steht eben das Pandektenkolleg; in welcher Ausschließlichkeit, davon macht sich der Uneingeweihte kaum eine Vorstellung.

Digitized by Google

Damit wird es künftig anders werden. Im März 1896 ist in Eisenach*) eine Konferenz sämtlicher deutschen Rechtsfakultäten (mit Ausnahme von Straßburg) zusammengetreten, um über die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums zu beraten; fünfundsechzig ordentliche juristische Professoren waren erschienen, und es wird in dem angeführten Bericht ausdrücklich hervorgehoben, daß auch die Mitglieder des Kongresses, die sich als Gegner des Entwurfs bethätigt hatten, sich doch „voll und ganz“(!) auf den Boden des Gesetzbuches gestellt haben, sobald dieses vorliegen werde. Nach den Beschlüssen der Konferenz soll „das bürgerliche Gesetzbuch in Zukunft als das Zentrum der privatrechtlichen Studien angesehen werden,“ und das römische Recht wird in eine „propädeutische“ Vorlesung über die römisch-rechtlichen Grundlagen des geltenden Rechts verwiesen. Diese Rolle wird man dem römischen Recht auf der Universität umso unbedenklicher gönnen dürfen, als daneben eine gleiche Vorlesung über die deutsch-rechtlichen Grundlagen gestellt wird. Die Bedeutung dieser Beschlüsse liegt darin, daß sie einstimmig gefaßt worden sind; nach dem Schlußwort des Berichts ist „die Eisenacher Konferenz der deutschen Rechtslehrer von dem Gefühle durchdrungen gewesen, durch die von ihr mit einer in den Annalen der deutschen Universitäten noch nie dagewesenen Einmütigkeit gefaßten Beschlüsse eine wichtige und eine nationale That vollbracht zu haben.“ Abgesehen vom Satzbau, wird man das nur freudig unterschreiben können.

Seitdem hatte sich natürlich in der juristischen Welt ein heftiger Streit darüber erhoben, wie weit man das römische Recht für die Ausbildung des jungen Juristen entbehren könne. Aber auch dieser Streit gehört schon der Vergangenheit an; durch die allgemeine Verfügung vom 18. Januar 1897, betreffend die erste juristische Prüfung, hat der Justizminister die Beschlüsse der Eisenacher Konferenz als Erfordernisse eines „ordnungsmäßigen Rechtsstudiums“ anerkannt und sie damit praktisch zur maßgebenden Grundlage für die Gestaltung des künftigen Lehrplans der preußischen Universitäten gemacht.

7

Die wichtigste Seite der Frage ist und bleibt immer wieder das Verhältnis des bürgerlichen Gesetzbuchs zum deutschen Volkstum, die Frage, inwiefern die Rechtseinheit dazu beitragen wird, die Entfremdung zwischen der Jurisprudenz, hauptsächlich der privatrechtlichen, und der in ungelehrten Kreisen sich äußernden „Volksseele“ zu beseitigen. Die Thatsache dieser Entfremdung steht seit der Rezeption außer Zweifel: das Allgemeine Landrecht ist gewiß sowohl seiner Sprache als seinem Geiste nach volkstümlich im besten

*) Vgl. Friedberg, Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums nach den Beschlüssen der Eisenacher Konferenz. Leipzig, 1896.

Digitized by Google

Sinne des Wortes — wer von den geehrten Lesern dieser Blätter hat je in seinem Leben das Landrecht in der Hand gehabt? Auch der gebildetste Laie hält es heutzutage für sein Recht und seine Pflicht, über die einfachsten Fragen des geltenden Privatrechts die vollkommenste Unkenntnis zu bewahren, und was selbst unsre bestgeleiteten Zeitungen in den Spalten ihrer Tagesnachrichten über Fragen des Privatrechts zu bringen pflegen, spottet ja oft jeder Beschreibung. Diese Gleichgiltigkeit beschränkt sich keineswegs auf das Recht römischen Ursprungs; auch der größte Freund des „deutschen Privatrechts" kann sich nicht verhehlen, daß der bisherige Kampf der „Germanisten" eher von allem andern getragen war, als von dem Verständnis und der selbständig mitdenkenden Teilnahme breiterer Volksschichten; sonst gäbe es schon längst keinen „Romanisten" mehr. Auch die Verabschiedung des bürgerlichen Gesetzbuches selbst hat, von einigen wenigen Hauptfragen abgesehen, kaum die ersten Anfänge eines wirklichen Interesses der öffentlichen Meinung hervorgerufen, und auch das mehr durch den äußern Verlauf der Beratungen, als infolge eines tiefern Eindringens in ihren Inhalt.

Vom reinen Berufsinteresse aus hat dieser Zustand für den Juristen etwas sehr bestechendes: es giebt nichts bequemeres, als die Entwicklung des Privatrechts so gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit in der Hand zu halten; aber für die Ausbildung eines wahren deutschen Rechts ist ein verständnisvolles Zusammenwirken von Juristen und ungelehrtem deutschem Volkstum unentbehrlich.

Wer in dieser Hinsicht seine Hoffnungen auf das bürgerliche Gesetzbuch setzt, der muß allerdings zunächst gegen eine Reihe von Vorurteilen ankämpfen, mit denen man dem deutschen Volke „graueln" gemacht hat. Es ist leicht, über die Sprache des bürgerlichen Gesetzbuchs zu spotten. Es soll auch keinen Augenblick bestritten werden, daß sich ohne sonderliche Mühe ganze Spalten mit Paragraphen füllen ließen, die sich nur mit der Schiefertafel in der Hand verstehen lassen, d. h. unter zahlenmäßig genauer körperlicher Veranschaulichung des betreffenden Rechtsfalls. Die Frage ist nur, ob das, was gesagt werden sollte und gesagt ist, anders ausgedrückt werden konnte, und das hat noch niemand bewiesen. Die Schwierigkeit liegt eben in der Verwicklung des Verhältnisses; was seiner Natur nach durch das Zusammentreffen verschiedner Interessen und Rücksichten verwickelt ist, das kann man auch nicht mit einem einfachen Satze ausdrücken. Es wäre ja freilich „eleganter" gewesen, solche Bestimmungen (meist die Ergebnisse höchstrichterlicher Spruchpraxis) aus dem Gesetzbuche wegzulassen und ihre Entscheidung wie bisher der Praxis anzuvertrauen; ebenso ließe sich für viele allgemeine Vorschriften und Grundsätze eine „elegantere" Fassnng denken. Aber vom Standpunkte des rechtsuchenden Publikums bedeutet alle derartige „Eleganz" auf Kosten der Genauigkeit des Ausdrucks eine Unsumme von Prozessen und Kosten und selbst unabsehbaren

Digitized by Google

Rechts- und Vermögensverlust. Der volle Segen der scharfen, bis zur Schwerfälligkeit genauen Sprache des bürgerlichen Gesetzbuchs wird sich in der Praxis bald genug erweisen. Übrigens ist mit der Zeit die Wertschätzung der Sprache des bürgerlichen Gesetzbuchs stetig gewachsen, und mit Recht; denn wo es sich um eine einfache, klare Entscheidung handelt, ist sie auch mit einfachen, klaren Worten gegeben; wer das bürgerliche Gesetzbuch als ganzes unverständlich findet, der übertreibt, wie damals im Reichstage Herr Sigl mit seinem ungenannten Professor.

Ähnlich verhält es sich mit der Frage, ob das bürgerliche Gesetzbuch deutsch oder römisch sei. Von dem Zeitpunkt an, wo die ersten Angriffe der „Germanisten" gegen den Entwurf laut wurden, konnte man verfolgen, wie sich im Volke die Gewohnheit festsetzte, alles, was an dem geltenden Recht oder dem Entwurf fehlerhaft erschien, auf das Konto des römischen Rechts zu schreiben, und alles, was aus irgendwelchem Grunde an Verbesserungen gefordert wurde, als deutsches Recht zu bezeichnen. Herr von Plötz z. B., der von der Zulässigkeit der Grundschuld eine „Mobilisirung" des Grundbesitzes befürchtete, forderte ihre Abschaffung im Namen des deutschen Rechts — ein arger Mißgriff, denn die Grundschuld ist nicht nur dem Namen nach, sondern gerade nach ihrer rechtlichen Ausbildung im Gegensatze zur Hypothek die ursprüngliche deutsche Form der dinglichen Grundstücksbelastung.

Das bürgerliche Gesetzbuch in seiner jetzigen Gestalt hat sich — das kann man in jedem Abschnitt spüren — redlich bemüht, alles deutsch-rechtliche Material, das seine Lebensfähigkeit bewährt hat, zu erhalten; es hat auch manches, was schon erstorben schien, zu neuem Leben erweckt. Professor Sohm erbot sich in seiner Rede zur Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs am 5. Februar 1896 im Reichstage, nachzuweisen, daß von den 2385 Paragraphen höchstens 300 wirklich römisch sein: „Diese verschwinden in dem Meer von 2000 Paragraphen, in denen gar nichts römisch ist." Wer dem berühmten Rechtslehrer das nicht glauben will, mag sich die Mühe nehmen, nachzuzählen.

Die Meinung von dem Überwiegen des römischen Geistes im heutigen und künftigen Rechte konnte nur dadurch aufkommen, daß man wirtschaftliche Gesichtspunkte mit rechtlichen durcheinanderwarf. Man verglich den blühenden wirtschaftlichen Zustand des Mittelalters mit dem heutigen, seine rechtlichen Zustände mit den jetzigen und nahm die wirtschaftliche Änderung mit der rechtlichen für eins. Demgemäß erwartete man von einer Rückbildung des heutigen Rechts im Sinne des rein deutsch-rechtlichen Mittelalters eine Verbesserung unsrer wirtschaftlichen Lage. Damit thut man aber dem Rechte zuviel Ehre an. Gewiß kann eine kapitalistisch gerichtete Gesetzgebung sehr viel dazu beitragen, das Übergewicht des Kapitals über Person und Arbeit zu verstärken und zu befestigen oder durch unbillige Entscheidungen die wirtschaftlichen Gegensätze und Interessenkämpfe unnötig zu verbittern; aber die Hoffnung,

Digitized by Google

durch Reformen des Privatrechts allein wirtschaftliche Zustände gesund zu machen, ist mindestens eben so eitel wie etwa das Bestreben, einer absterbenden Volkskraft durch weise Gesetze wieder aufzuhelfen.

Nach allem erscheint das bürgerliche Gesetzbuch geeignet, die Grundlage nicht nur der äußern, sondern auch der innern Rechtseinheit zu werden, der Ausgangspunkt einer fortschreitenden Versöhnung zwischen „Volksrecht“ und „Juristenrecht.“ Ob es in dieser Hinsicht alle Hoffnungen erfüllen wird, die man ihm entgegenbringen darf, ist eine Frage der Zukunft. Auch hier ist schon die Rechtseinheit an sich wesentlich. Was nützte es dem Preußen, sich mit Grundsätzen des Landrechts bekannt zu machen, die etwa 57 Prozent seiner Reichsgenossen nichts angingen, ganz abgesehen von den lateinischen Sätzen des Corpus juris und den französischen des Code civil, die doch nimmermehr Stücke deutschen Volkstums heißen können! „Aus bunten Lappen setzt sich heute das Kleid des deutschen bürgerlichen Rechts zusammen — ein Narrenkleid, Harlekin! Und jetzt endlich soll durch dieses Gesetzbuch dem deutschen Recht das Königskleid angezogen werden“ (Professor Sohm in seiner Reichstagsrede). Es ist kein Zweifel, daß allein die Thatsache der unbedingten Herrschaft eines einigen Rechts im ganzen deutschen Reiche dazu beitragen wird, Lust und Interesse an der Beschäftigung mit Rechtsfragen in weitern Kreisen zu wecken. Damit wäre der erste Grund gelegt zur Überbrückung jener Kluft, die einst die Rezeption des römischen Rechts zwischen Volksempfindung und Jurisprudenz gerissen hat. Für den Juristen ist es eine ungemein reizvolle Arbeit, an dieser Brücke mitzubauen; er hat das Handwerkszeug zu liefern. Der Laie braucht zunächst nichts weiter mitzubringen, als das Bewußtsein, daß auch das Privatrecht einen wichtigen Bestandteil des Volkstums bildet, und daß seine Erkenntnis und Ausbildung nicht ein Monopol des Juristen, sondern gemeine Pflicht und Aufgabe ist.

Idealismus und Akademismus

Eine neue vermehrte Ausgabe der Gesammelten Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack,*) die soeben zu erscheinen beginnt, giebt den Beweis, daß die Dichtungen dieses vielbesprochnen nnd vielumstrittnen Poeten doch allmählich in größern Kreisen des Publikums Eingang und Teilnahme gefunden haben. Der vorliegende erste Band enthält die poetischen Erzählungen Schacks „Nächte

*) Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In zehn Bänden. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1897. Erster Band.

Digitized by Google

des Orients“ und „Episoden.“ Die Ankündigungen der neuen Ausgabe lassen es nicht an Hinweisen darauf fehlen, daß sich in der Verbreitung dieser mannichfaltigen und immer phantasievollen Schöpfungen ein Widerstand, ja ein Widerwille gegen die Herrschaft des Naturalismus kundgebe, und daß mit der wachsenden Anerkennung dieses idealistischen Dichters vielleicht eine neue Periode des Idealismus in der deutschen Litteratur eingeleitet werde. Jedenfalls darf man sich der Genugthuung freuen, die damit dem Andenken eines hochgebildeten und hochverdienten Mannes zu teil wird. Und da Graf Schack selbst des Glaubens gelebt hat und in dem Glauben geschieden ist, daß ihm die besondern Vorzüge und Verdienste seiner poetischen Werke früher oder später einen Platz unter den Klassikern der deutschen Litteratur sichern müßten, so legt es die neue Gesamtausgabe nahe, den Grund dieses Glaubens, den Anspruch, den der Dichter in sich trug, und den seine Bewundrer von Zeit zu Zeit ernstlich erheben, einmal eingehender zu prüfen.

Daß ein Dichter „seiner Zeit und Stätte leicht fehlt“ — wie es in einem Sonett Dingelstedts heißt —, ist unbestreitbar und in der deutschen Litteratur durch mehr als ein erlauchtes Beispiel bewiesen. Heinrich von Kleist, dessen große Eigenschaften und künstlerische Besonderheit in unmittelbarem Anschluß an den Sturm und Drang leicht verstanden worden wären, traf zu Anfang unsers Jahrhunderts auf ein Geschlecht, das sich eben von Schillers poetisch-philosophischem Idealismus hatte ergreifen und in die Welt des schönen Scheins emportragen lassen und für die herbe Wahrheit, die unmittelbare warme Lebensfülle in Kleists Dichtungen fast unempfänglich war. Warum sollte nicht umgekehrt ein idealistisch gestimmter Dichter von weltumspannender Phantasie, von außerordentlicher Gedankenfülle, von höchster und reifster Bildung in einer Litteraturperiode unterschätzt worden sein, die andre Vorzüge und andre Ideale von dem Dichter fordert? In dem ewigen Auf und Ab einseitiger ästhetischer Auffassungen und Ansprüche, in dem sich nur wenige den Blick für das Echte in jeder Gestalt und Färbung bewahren, geschieht dem Einzelnen leicht Unrecht; erst die Zeit, die geschichtliche Einsicht und die Kritik gleichen das aus. Mit der bestimmten Erkenntnis der Schranken einer poetischen Natur befestigt sich auch die sichere Schätzung ihrer positiven Eigenschaften und ihres bleibenden Wertes. Offenbar hat Graf Schack hierauf gezählt: in dem Nachwort zum ersten Bande bedauert er, daß so wenig Dichter die Gelegenheit von Gesamtausgaben dazu benutzt haben, ihre Absichten darzulegen. „Wäre dies Gebrauch, wie vielen falschen Auffassungen könnte dadurch vorgebeugt werden, wie manches, was der Kurzsichtigkeit als Fehler erscheint, würde dann in ein rechtes Licht treten! Kein Autor wird nun wohl behaupten, daß irgend eine seiner Produktionen fehlerlos sei, und ich behaupte es am wenigsten von den meinigen. Da selbst den größten Dichtern und zwar ausnahmslos und an jedem ihrer Werke Gebrechen

Digitized by Google

der ärgsten Art massenweise vorgerückt worden sind, könnte ich mich vielmehr glücklich schätzen, wenigstens dies mit ihnen gemein(sam) zu haben. Fehlerfreies soll überhaupt erst noch geschrieben werden, aber schon Schiller hat gesagt, nicht die Abwesenheit von Mängeln, sondern das Vorhandensein von Vorzügen entscheiden den Wert eines Werkes."

Diese Zuversicht hat den gräflichen Dichter durch eine lange und vielseitige litterarische Entwicklung begleitet und ihn gegen Angriffe und Verkennungen gefeit. Nie hat ihn ein ernstlicher Zweifel über das Vorhandensein von Vorzügen in seiner Poesie erfaßt, und in der That könnte auch die schärfste oder mißgünstigste Kritik, sofern sie überhaupt Kritik und nicht Schmähung wäre, gewisse Vorzüge der Schackschen Dichtung nicht leugnen. Der Reichtum an Welteindrücken wie an Wissen, den Graf Schack unterstützt von der Gunst äußerer Lebensverhältnisse erworben hatte, bleibt nicht ohne Widerschein in der Reihe seiner Werke, die leidenschaftliche Bewunderung, mit der er von früh auf den großen Dichtern der Weltlitteratur gehuldigt und die ihn zu einem Anempfinder im größten Stil gemacht hat, etwa in dem Sinne, wie Herder ein Anempfinder war, die ernste Hingebung, die er bei der Übersetzung englischer, spanischer, persischer und indischer Dichtungen an den Tag legte, giebt seinen eignen poetischen Versuchen Schwung, Größe der Gesinnung, geistige Vielseitigkeit. Die frühe Sprach- und Versbeherrschung steigert sich in seinen spätern Schöpfungen zu einer Sicherheit und Selbständigkeit des Ausdrucks, die für die vielen, denen die Form als etwas Äußerliches und zu Überlieferndes gilt, den Stempel der Vollendung trägt. Der durchgebildete, an den verschiedensten großen Mustern genährte Geschmack des Kunstkenners schützt ihn vor allem poetischen Schulmeistertum, und die sittliche Strenge seines Geistes wird nie zur moralisirenden Langenweile. Wahrhaftig Vorzüge genug, um zu begreifen, daß gewisse Kreise in Schack einen der Ararat-gipfel sehen, die stehen bleiben, wenn die Sintfluten des Naturalismus, der gedankenlosen Temperamentskunst und einer Welt- und Kunstanschauung, der Roheit und Wahrheit gleichbedeutend sind, glücklich abgelaufen sein werden. Trügen nicht gewisse Anzeichen, so hat ohnehin das letzte Stündlein all dieser Augenblicksgewalten geschlagen, und die neue Ausgabe von Schacks Werken streift, obwohl noch auf den wüsten Wassern dahintreibend, der Arche gleich schon wieder den festern Grund.

Es ist kein Spott, den uns diese Zuversicht der Idealisten einflößt, sondern wir halten es für sehr möglich, daß bald eine Zeit kommt, wo die angedeuteten Vorzüge der Schackschen Dichtungen in demselben Maße werden überschätzt werden, als sie gegenwärtig zu gering geschätzt sind. Leider sagt uns die Erfahrung, daß der Umschwung von dem einen zum andern Äußersten bei unserm stets von der Mode beherrschten und gewaltsam angezognen Publikum nur zu leicht und herkömmlich ist. Geschähe, was wir hier andeuten, so hätte freilich die ganze Gährung, die wir seit einem Jahrzehnt erleben, nicht einmal

Digitized by Google

das eine Ergebnis gehabt, den Blick für das Walten des Lebens, für die Ursprünglichkeit des Lebensgefühls in der poetischen Natur und Phantasie zu schärfen und bestimmtere Unterscheidungen zwischen idealer Kunst und akademischer Kunst zum Gemeingut der ästhetischen Bildung zu machen.

Denn wie fesselnd auch immer der Blick über die breite poetische Welt ist, die Schacks Werke vor uns aufthun, und so mannichfacher geistiger Gewinn sich aus der Erkenntnis und Ergründung der litterarischen Bande und Fäden ziehen läßt, die sich von urältesten, alten und neuen Dichtungen zu der Poesie dieses Neumünchner Klassikers herüberspinnen, darüber kann kein Zweifel sein, daß der gepriesene Vertreter des poetischen Idealismus dicht an der Grenze zu Hause war, wo die Gebiete dieses Idealismus und des künstlerischen Akademismus ineinander verlaufen. Wohl thut unsre zünftige Litteraturforschung alles mögliche, diese Grenze zu verwischen und vergessen zu machen. Indem sie die Augen vor allen unmittelbaren, noch so deutlichen, noch so eindringlichen Einwirkungen der Wirklichkeit auf den Dichter (es wäre denn, daß diese Einwirkungen sich zu Briefen oder andern greifbaren und litterarischen Zeugnissen verkörpert hätten) verschließt, sich selbst und andre gewöhnt, überall nur litterarische Nachahmung, Weiterbildung überlieferter Motive und Kunstmittel zu sehen, muß ihr der tiefe Unterschied zwischen der subjektiv-idealen Steigerung und Läuterung der Naturvorbilder, aus der ein eigner idealer Stil erwächst, und der einfachen Übernahme längst durchgebildeter Anschauungen und Formen, die eben akademisch ist, unwesentlich und gleichgiltig werden. Dennoch wird das ausgeprägte Gefühl für diesen tiefen Unterschied zuletzt immer wieder siegen. Und so ergreift uns bei der erneuten Lösung der langen Reihe poetischer Werke Schacks das schmerzlichste Bedauern, daß dieser ernste, reichgenährte und in einem gewissen Sinne auch wahrhaft poetische Geist nur vereinzelt zu eignem poetischem Erleben und zur Darstellung des eignen Erlebten gelangt ist. Ihm selbst hat sich die Thatsache, daß seine Poesie wesentlich Poesie der Überlieferung war, in einem durchaus verklärten Lichte gezeigt. Wenn es in den „Nächten des Orients“ heißt:

Der Kindertraum der ersten Mythen,
Der Dichtung wunderbare Blüten,
Der Weisheit Lehren und des Forschers Funde,
In frühster Vorzeit je gethan,
Die Seherblicke von Propheten
Geworfen in den Weltenplan,
All das bleibt ein Besitz den späten
Urenkeln noch, die es beim Sterben
Dem kommenden Geschlecht vererben.
Auch dir ging nichts davon verloren,
Und dem Geschicke mußt du dankbar sein,
Daß du in dieser Zeit geboren:
Denn jene Güter all sind dein,
Die die Jahrtausende gehäuft —

Digitized by Google

so müßte diese Apotheose des überlieferten Reichtums, um mehr zu sein als der alte und unzureichende Trost alles künstlerischen Eklektizismus, von der Faustischen Weisheit durchtränkt sein:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Es ist ein Gesetz, das mit einiger Einschränkung selbst für den Gelehrten, aber im strengsten, unbeschränktesten Sinne für den Dichter und Künstler gilt, daß er von den Schätzen der Überlieferung nichts eher sein eigen nennen darf, als bis es Bestandteil seines Selbst geworden und unlösbar mit seiner ursprünglichen Anlage und Entwicklung verbunden ist. Weg und Weise dieser Wandlung bleiben bis zu einem gewissen Grade ein Geheimnis, und alle Abhandlungen über das Verhältnis Shakespeares zu Montaigne und Giordano Bruno können nicht völlig deutlich machen, wo die angeeignete Philosophie mit Hamlets Gestalt, noch wo das Seelenleben der Gestalt mit des Dichters eigenstem Seelenleben verschmolzen ist. Aber daß sie verschmolzen sind, daß alles, was aus dem Munde des Dänenprinzen erklingt, Shakespeare gehört, können höchstens einzelne Banausen in Frage stellen.

Das Verhältnis des einzelnen Dichters, seiner innersten poetischen Wurzeln und Triebe zu den aufgepfropften Bildungsreisern kann schwer erkennbar sein; wie lange hat man gebraucht, ehe man z. B. bei Grillparzer die persönlichen Besonderheiten, die eigentümliche Weise entdeckte, durch die ihm geschichtliche Erkenntnisse und psychologische Erfahrungen in das eigne Fleisch und Blut übergingen. Aber bei dem besten Willen, solche verborgne Kanäle und Verbindungen zu entdecken, stehen wir den Dichtungen Schacks mit der Erkenntnis gegenüber, daß er in seinem Bildungsdrange und seiner leidenschaftlichen Lust an der poetischen Hervorbringung, diese wichtigste Seite der Entwicklung eines wahren Dichters immer gering geachtet hat. Freilich beschäftigt sich keiner sein ganzes Leben hindurch mit Poesie, ohne hie und da einen ganz individuellen Zug aufzuweisen und von dem glücklichen Augenblick einmal über sich selbst hinausgehoben zu werden. Aber im großen und ganzen hat Schack in den sieben Sammlungen seiner lyrischen Gedichte, den drei Sammlungen poetischer Erzählungen, in seinen vier epischen Gedichten („Die Plejaden," „Lothar," die Romane in Versen „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig"), den vier Mythen und Mysterien („Memnon," „Sirius," „Nächte des Orients," „Weltmorgen"), in acht Tragödien und dramatischen Gedichten, denen sich noch zwei Bände „Lustspiele" und „Politische Lustspiele" gesellen, viel zu sehr auf die Kraft der großen Anlage, auf die äußere Verwandtschaft seiner Kompositionen mit hervorragenden Werken der Weltlitteratur, auf das Gleichmaß des Vortrages vertraut und die Macht der Natur und des Einklangs mit ihren tausendfältigen Lebensäußerungen zu gering geschätzt. Seine Dichtungen er-

Digitized by Google

innern an die Bilder der spätern Rafaeliten des Cinquecento, und der Cornelianer von König Ludwigs I. Neumünchen. Niemand wird sagen, daß es diesen Künstlern an großer Auffassung ihrer Kunst, an weltgeschichtlichen Ausblicken und Hintergründen, an Gedankengehalt gefehlt habe. Aber ihre Bereitwilligkeit, die Natur selbst zu studiren, die höhere Bedeutung der einzelnen Erscheinung aus deren treuern Erfassung zu gewinnen, die Fülle der charakteristischen Einzelheiten zu beobachten und das einfache Lebensgesetz in all dieser verwirrenden Mannichfaltigkeit wiederzuerkennen, kam ihrer Lust an der großen Konzeption und der stilvollen Andeutung ihres Gedankenreichtums oder auch ihrer Bravour niemals gleich. Da schließlich alle Kunst nur Symbol bleibt, hielten sie den Punkt für unwesentlich, wo das Zeichen für die Sache gesetzt wird, und anstatt aus ihrer eignen Seele, ihrer eignen Nachempfindung der Natur ideale Formen zu entwickeln, bedienten sie sich der Formen, die große Vorfahren und Vorbilder für sich selbst erobert hatten. Wer sich in die epischen und dramatischen Dichtungen Schacks hineinliest, wird alle Züge dieses Übergangs des Idealismus zum Akademismus in ihnen wiedererkennen, und es wird höchstens nur noch darauf ankommen, wie stark sein eignes Bedürfnis nach Unmittelbarkeit der Natur und eignem Lebensgehalt in der Kunst ist, um den Dichter der „Nächte des Orients“ und der „Plejaden“ je nach Umständen als einen idealistischen oder einen akademischen Dichter zu bezeichnen. Wir selbst tragen Bedenken, ihm in allen Fällen und allen Einzelleistungen seiner reichen Produktion nur den zweiten Namen zuzusprechen. Soll er aber noch den idealistischen Dichtern zugezählt werden, so steht sein Idealismus nicht grün im sommerlichen Laube, sondern trägt schon alle herbstlichen Kennzeichen des Akademismus.

Eine gewisse Gruppe der Ästhetik und Kritik nimmt sich allerdings das Recht, einzelne poetische Talente von der Forderung eignen Lebens und innern Erlebens loszusprechen und den oben gezeichneten, nicht unwesentlichen Eigenschaften der Muse Schacks eine Bedeutung zu geben, die für den Grundmangel angeblich vollen Ersatz leisten soll. Das ist aber um so weniger gerechtfertigt, als der Dichter in einzelnen Episoden seiner Werke (namentlich in dem Roman in Versen „Durch alle Wetter“) in der That Keime zu selbständigem poetischem Leben, selbständiger künstlerischer Darstellung zeigt, sodaß man sagen kann: diese Keime sind infolge einer falschen Lebens- und Kunstanschauung unentwickelt geblieben. Die hauptsächliche Wirkung ist nicht in die Steigerung des eignen innern Lebens, in die Verschmelzung des subjektiven poetischen Dranges mit vertieften Welt- und Natureindrücken, sondern in schwungvolle Linienführung, in Äußerlichkeiten gesetzt. Natürlich sind bei so großer Kenntnis und bei so feinem Geschmack, wie sie Schack hatte, unter Äußerlichkeiten nicht grobe Effekte und verzerrte Bewegungen zu verstehen, in denen der rohe Naturalist sein Heil sucht. Aber das Streben des Dichters bleibt bei dem Schein des

Digitized by Google

Lebens, es wird nicht Leben. Was wir meinen, läßt sich am besten verdeutlichen an der alten Sage von Pygmalions Marmorbildwerk, das ein lebendiges Weib wurde. Da der Stein Fleisch und Blut ward, atmete und sich erhob, klopfenden Herzens in Glück und Glut des Bildners Kuß erwiderte, war die geheimnisvolle Wandlung vollendet, die dem echten Dichter vorschwebt, und nach der jeder mit jedem Gebilde trachten sollte. Nun denke man sich, es käme einer, der versicherte, das sei zu viel, ein rosiger Hauch, ein unmerklicher Pulsschlag, ein gelegentlicher Atemzug in langen Pausen genüge schon, die Hauptsache sei, daß das Gleichmaß der Gestalt und der Fluß der Linien ungestört bleibe. Genau so beruhigt sich der Akademismus und die von ihm ergriffne und durchdrungne künstlerische Bildung bei Dingen, die erst mitsprechen dürfen, wenn die erste und unerläßlichste Wirkung: der Herzschlag und die ausströmende Wärme des vollen poetischen Lebens erreicht sind.

Es war müssig und ein wunderlicher Irrtum zugleich, als Graf Schack gegen das Ende seines Lebens die Mängel klassischer und seit Jahrhunderten gepriesener Werke mit Eifer aufzuspüren begann, um an ihnen nachzuweisen, daß sich überall Einwände erheben lassen und überall Schranken aufthun. Die Hauptsache entging ihm: daß allen diesen Werken nicht bloß gewisse Einzelvorzüge innewohnten, sondern daß sie um des starken Atemzuges echter Wirklichkeit willen ihre Wirkung durch Jahrzehnte und Jahrhunderte bewahren. Die Täuschung aber, die hier unterlief, ist von allgemeiner Bedeutung, sie zeigt, daß nach all den heißen Kunstkämpfen der jüngsten Vergangenheit die Anschauung, die poetische Werke mehr nach ihrem äußern Bau als nach ihrem innersten Gehalt beurteilt, noch immer verbreitet ist. Die Wiederemporrichtung des poetischen Idealismus, als tiefes Bedürfnis gefühlt und von so vielen Seiten gefordert, darf keine Neubelebung des Akademismus in sich einschließen. Das würde sie aber, wenn Dichter wie Schack nicht nur mit Gerechtigkeit und Wohlwollen innerhalb ihrer Eigenart gewürdigt, sondern als vorbildlich betrachtet und lediglich deshalb, weil ihnen in den Tagen der schnoddrigen Oberflächlichkeit und der Überschätzung wüster Augenblicksphotographien auch die gebührende Teilnahme versagt worden ist, den maßgebenden und wegzeigenden Talenten angereiht würden. Die rechte Teilnahme und Würdigung, die der neuen Ausgabe seiner Werke zu teil werden soll, braucht sich dabei keineswegs auf die in der That klassische Übersetzung der Heldensagen des Firdusi, des „Spanischen Theaters“ und der „Stimmen vom Ganges“ einzuschränken. Sie kann, mit pietätvoller Würdigung des ungewöhnlichen Bildungsweges und des großen geistigen Gesichtskreises, durch die sich Graf Schack in seiner Zeit und seinen Umgebungen auszeichnete, auch jede glücklich erfundne und farbige poetische Erzählung, jede glückliche und mit unbewußtem subjektivem Leben getränkte Episode der größern erzählenden und dramatischen Werke, jeden ergreifenden Gedanken- und Gefühlsausdruck in der gesamten Poesie Schacks genießen und

Digitized by Google

hervorheben. Sie braucht den Anspruch Schacks, ein Idealist zu heißen, nicht in Abrede zu stellen, aber sie muß sich immer bewußt bleiben, daß der Ursprung wie die besondre Art seines Idealismus die Gefahr des Akademismus einschließt.

Zu dem Streit über die preußische Staatseisenbahnverwaltung

Die zahlreichen Eisenbahnunfälle, von denen der Betrieb der preußischen Staatseisenbahnverwaltung in jüngster Zeit betroffen worden ist, haben zu mancherlei Tadel Anlaß gegeben. Zum Teil ist dieser Tadel gewiß berechtigt, aber vielfach schießt er doch weit über das Ziel hinaus oder setzt an falscher Stelle ein. Man sollte zunächst immer bedenken, daß sich ein ursächlicher Zusammenhang der einzelnen Unfälle und vollends der ihrer besondern Häufigkeit in einem bestimmten kurzen Zeitraum mit Fehlern der Verwaltung und ihrer Organisation im allgemeinem sehr schwer nachweisen läßt. Man wird mit Vorwürfen sehr zurückhaltend sein müssen, um nicht ungerecht zu verurteilen, solange nicht nachgewiesen ist, daß die Zahl der Unfälle gegen früher und im Vergleich zu andern Verwaltungen auffallend und dauernd zunimmt, und das ist bisher nicht der Fall. Jedenfalls hat man kein Recht, gegen die jüngsten Unfälle, wie in der Presse geschehen ist, den sogenannten Assessorismus und das Unteroffiziertum bei den preußischen Staatsbahnen auszuspielen. Solch unberechtigter Tadel hemmt eher die nötigen Reformen, als daß er sie förderte. Die Übertreibungen und Einseitigkeiten der Angriffe gegen die bestehende Organisation haben leider schon seit Jahren viel dazu beigetragen, auch die berechtigte Kritik des wünschenswerten Erfolgs zu berauben.

Dem Assessorismus, d. h. der zur Zeit bestehenden großen Bevorzugung der juristisch vorgebildeten Beamten in der Eisenbahnverwaltung wollen wir gewiß nicht das Wort reden. Man könnte im allgemeinen auf diese Vorbildung als Erfordernis für den höhern Eisenbahnverwaltungsdienst verzichten mit alleiniger Ausnahme der wenigen obern Stellen, in denen, ähnlich wie es in der höhern politischen Verwaltung die Regel ist, die zu lösenden Verwaltungsaufgaben wesentlich mit Entscheidungen über entgegengesetzte außerhalb des Verwaltungsbetriebs hervortretende oder berührte Interessen verknüpft sind. Von der Ausübung von Disziplinarbefugnissen und von der Entscheidung über persönliche Interessengegensätze innerhalb des Betriebes

Digitized by Google

oder von der juristischen Vertretung des Eisenbahnfiskus und der Eisenbahnverwaltung, also von den Arbeiten sogenannter Syndici, ist hier überhaupt nicht zu reden.

Es ist uns niemals bekannt geworden, daß Juristen zur Eisenbahn übergetreten wären, weil sie dort für ihre juristischen Fähigkeiten und Kenntnisse ein geeignetes Feld erwartet hätten, und wenn erfreulicherweise recht viele frühere Juristen im Eisenbahndienst hervorragendes geleistet haben, so hatten sie das nach unsern Erfahrungen so gut wie niemals einer ausgezeichneten juristischen Befähigung zu verdanken, sondern sie waren eben für diese Art von Arbeiten von Haus aus besonders beanlagt, hatten meistens praktisches Organisationstalent und hätten als Juristen vielleicht recht mäßiges geleistet. Dabei bestreiten wir nicht, daß die Vorbildung bis zum Assessor den spätern jungen Eisenbahnverwaltungsbeamten eine in vielen Beziehungen treffliche Unterlage geben kann, auf der sie sich verhältnismäßig leicht in ihr neues Fach einarbeiten können; aber wir möchten diese juristische Unterlage doch im Hinblick auf die Aufgaben des Eisenbahndienstes nicht viel höher schätzen als die Kenntnisse, die sich ein Mensch mit guter Allgemeinbildung, zum Beispiel im Speditionsfach und andern kaufmännischen Fächern oder auch im Postdienst, als Offizier, als Architekt und als Ingenieur bis zu seinem fünfundzwanzigsten oder dreißigsten Jahre erwerben kann.

Mit der Gegenüberstellung der Juristen und der Techniker wird die brennendste Streit- und Zeitfrage auf unserm Gebiete berührt. Hie Assessor! hie Baumeister! lautet das Feldgeschrei in dem etwas einseitig geführten Angriffskriege gegen die bestehende Organisation. Von andern Vorbildungsarten sprechen die Angreifer nie, sie halten sie wohl überhaupt für ganz undenkbar. Will man in diesem unerquicklichen Streit ein einigermaßen unparteiisches Urteil gewinnen, so ist vor allem eins nicht aus den Augen zu verlieren. Der Baumeister, der eine große Spinnerei oder Weberei oder eine chemische Fabrik baut, und der Ingenieur, der die Maschinen dazu liefert, aufstellt und imstande hält, ist nicht ohne weiteres zur Verwaltung, der technischen wie der kaufmännischen, eines solchen Etablissements befähigt. Kaum anders steht es in der Eisenbahnverwaltung. Weder der Architekt noch der Maschineningenieur bringt als solcher mit der bestandnen Staatsprüfung eine besondre Schulung für den höhern Verwaltungsdienst mit in den Eisenbahndienst. Er ist der sachverständige Hersteller, Pfleger und Beurteiler der Betriebsanlagen und Betriebsmittel, aber die Kunst, den Betrieb selbst seinen Zwecken entsprechend zu leiten, also die eigentliche Verwaltung, hat er nicht gelernt. Sein Fach bleibt immer ein Hilfsfach, es setzt seinem Wesen nach eine über ihm stehende Betriebsleitung voraus. Nun ist freilich die Kenntnis der Herstellung und Erhaltung der Betriebsanlagen und Betriebsmittel und die fachmännische Beurteilung ihrer mechanischen Leistungsfähigkeit hier von so hohem Wert

Digitized by Google

auch für den eigentlichen Verwaltungsbeamten, daß bei einer Abwägung der Vorbildung des Baumeisters und des Assessors von einer bessern Befähigung des Juristen nicht die Rede sein kann, aber eine völlige Auslieferung der Betriebsleitung an die Techniker wird dadurch nicht gerechtfertigt; auch die Erfahrungen, die man bisher in Preußen mit den Eisenbahnjuristen gemacht hat, sprechen nicht dafür. Wohl aber ist eine Bevorzugung der Juristen in der Verwaltung ungerechtfertigt, unbillig und schon deshalb schädlich; wir können, ohne hier auf die einzelnen Beschwerden der Baumeister einzugehen, die völlige Gleichstellung beider Beamtenklassen nur als dringendes Bedürfnis bezeichnen. Ja wir gehen noch weiter, indem wir die Zulassung auch anderweitig vorgebildeter geeigneter Leute befürworten, wenn auch im Augenblick ein solcher Vorschlag wohl kaum ernstlich in Frage kommen, sondern nur als frommer Wunsch für die Zukunft geäußert werden kann.

Wenn man sich die Mühe nimmt, den Stand der Dinge ohne jede Voreingenommenheit zu untersuchen, so wird man sagen müssen, daß unsre Zeit im allgemeinen, von dem Staatsbeamtentum abgesehen, eher an einer Überschätzung der Ingenieurkunst als der Rechtswissenschaft leidet, und daß die sozialen Ansprüche der Ingenieure, wieder abgesehen von ihrer etwaigen Beamtenstellung, weit über die der Juristen hinausgehen. Der Ingenieur als Nichtbeamter hat sich gewöhnt, seine Leistungen auf Tausende zu schätzen, wo der juristische höhere Beamte kaum jemals nach Hunderten rechnen darf. Daher kommt es, daß sich der Ingenieur als Beamter leicht als verkanntes, unterdrücktes Genie fühlt und in dieser Unzufriedenheit seine vielleicht berechtigten Interessen in einer Weise vertritt, die dem Staat gegenüber nicht angebracht ist. Die preußische Staatsbahnverwaltung hat in kurzer Zeit ein ganzes Heer akademisch gebildeter Architekten und Ingenieure zu Beamten gestempelt, Herren, die vorher die Anwartschaft wenn nicht auf die Million, so doch auf die Hunderttausende in der Tasche zu haben glaubten. Nun sollen sie als Beamte nicht einmal den lumpigen Gehalt eines Unterstaatssekretärs im Eisenbahnministerium für ihre außerhalb der Beamtenwelt so glänzend geschätzten Arbeiten erwarten können! Der akademische Techniker als Beamter bei der Staatseisenbahn wie beim Patentamt usw. sollte in dem Kampf gegen die Stellung der Juristen solche Gefühle nicht die Oberhand gewinnen lassen. Sonst schießt er eben über das Ziel hinaus, wird ungerecht und zeigt leicht Seiten, die sich nicht als gute Beamteneigenschaften ausnehmen. Es ist in dieser Beziehung viel gesündigt worden, freilich auch von Staatsbehörden, die den Anschauungen dieser neuen Beamtenart nicht genug Rechnung trugen, sie oft verletzten und es ihnen dadurch unnötig erschwerten, sich in das Beamtentum einzuleben. Auch das fällt bei den Angriffen der Ingenieure gegen die Juristen auf, daß sie die eigne akademische Vorbildung sowohl anderweitig vorgebildeten Technikern wie namentlich Kaufleuten u. dergl. gegenüber ungeheuer

Digitized by Google

hoch anschlagen. „Nach unten“ sind sie gar zu gern ebenso ablehnend und voll Überhebung, wie sie das von den Juristen, zum Teil ja mit Recht, behaupten. Auch in großen Privatbetrieben ist die Stellung der angestellten Ingenieure den angestellten Kaufleuten gegenüber oft sehr anspruchsvoll. Ganz besonders ungerechtfertigt, wenn auch sehr beliebt, scheint uns die Behauptung zu sein, die juristische Vorbildung verleite den Eisenbahnbeamten zu unsachlicher, bureaukratischer Kleinlichkeit und zum Zopf, während der technisch vorgebildete den freien Blick mitbringe und bewahre. Ob er ihn mitbringt, wissen wir nicht, aber daß der Techniker als verantwortlicher Staatsbeamter recht oft zum Virtuosen in peinlicher Umständlichkeit und Formenreiterei wird, das wissen wir, und das werden alle, die z. B. oft mit Baukonzessionssachen zu thun gehabt haben, bezeugen. „Nach unten“ hin sind eben auch in diesem Sinne technisch vorgebildete höhere Beamte und Vorgesetzte um kein Haar besser als Juristen. Aber das sind eigentlich Bemerkungen, die sich uns nur so nebenher aufdrängen. Für die Frage, die uns hier beschäftigt, sind andre Dinge weit wichtiger. Die Notwendigkeit, die Assessoren und die Baumeister gleich zu stellen, steht ja auch für uns, wie gesagt, außer Frage.

Ganz verfehlt ist der Vorwurf des Unteroffiziertums, d. h. der Besetzung der untern Beamtenstellen mit zivilversorgungsberechtigten ehemaligen Unteroffizieren in der preußischen Staatsbahnverwaltung. Gewiß ist das Militäranwärterwesen in manchen Zivildienstzweigen eine recht unliebsame Folge unsers starken stehenden Heeres. Aber es ist so unvermeidlich wie das Heer selbst. Wir können die Unteroffiziere nicht auf Lebenszeit anstellen. Mit Anfang der dreißiger Jahre, wenn sie geheiratet haben oder heiraten wollen, ist es im allgemeinen Zeit, zu sagen: Fort mit ihnen! Ohne schwere Schädigung des Dienstes und der Tüchtigkeit der Armee ist das nicht zu ändern. Dann ist aber doch der Dienst der Eisenbahnunterbeamten besonders geeignet, diese Leute aufzunehmen und ihnen eine Lebensstellung zu geben. Mit der freisinnigen Vorstellung, als ob der preußische Unteroffizier in den Zivildienst nur schlechte Eigenschaften und Ungezogenheiten aus seiner Militärzeit mitbringe, haben wir hier wohl nicht zu rechnen. Wir sind gewiß nicht blind gegen manche Mängel, aber in vielen Beziehungen ist der Unteroffizierdienst eine ganz vorzügliche Schule. Pünktlichkeit, Genauigkeit im Dienst, im Beobachten und Melden, Gewöhnung an Wind und Wetter — wo lernen denn das Leute dieses Bildungsgrades und dieser Lebensansprüche besser als im Unteroffizierdienst? Nirgends aber ist eine Art von militärischer Zucht so angebracht als im Eisenbahndienst. Erfreulicherweise wird ja auch schon bei der Truppe seit Jahren beim Unterricht der Kapitulanten mehr und mehr auf die Bedürfnisse der spätern Zivilstellung Rücksicht genommen. Wir wissen also in der That nicht, wo man mit dem erwähnten Vorwurfe praktisch hinauswill.

Die Disziplin ist im Eisenbahndienst der Anfang und das Ende, und

Digitized by Google

so wenig nun bisher ein Beweis gebracht worden ist, scheint doch die Häufigkeit der Unfälle in der letzten Zeit auf eine Abnahme der Disziplin zu deuten. Tritt aber eine solche Abnahme dauernd ein, so ist der Schaden unabsehbar. Wir streifen damit das Gebiet der sozialen Frage. Die akademischen Techniker, die bis jetzt von sozialistischen Strömungen wenig berührt worden zu sein scheinen, und bei denen die soziale Urteilsfähigkeit manchmal eine ziemlich schwache Seite bildet (haben sie doch zu viel mit den mechanischen Kräften und Gesetzen zu thun, als daß sie sich viel um den Menschen kümmern könnten), werden gern zugeben, daß sozialistische Verhetzung durch Erschütterung der Disziplin die Betriebssicherheit schwer beeinträchtigen müßte, und sie werden es hoffentlich auch ferner vermeiden, durch allzu scharfe Agitation für vermeintliche oder berechtigte Standesinteressen wider Willen ungünstig nach unten zu wirken. Die von sozialdemokratischer wie von nationalsozialer Seite eifrig geförderte sogenannte Eisenbahnerbewegung würden sehr beklagenswerte Folgen haben, sobald sie die Beamtenkreise erfaßte. Zwischen dem Arbeiter und selbst dem untersten Beamten ist ein gewaltiger Unterschied. Dieser Unterschied muß in dem Bewußtsein des ganzen Beamtentums aufrecht erhalten werden. Was sollte werden, wenn unter den „Auspizien“ unsrer streikfreudigen Herren Katheder-sozialisten die Eisenbahnunterbeamten sich zu Arbeitseinstellungen gewerkschaftlich verbänden? Wo sollte eine auf die Beamten ausgedehnte Koalitions- und Streikfreiheit hinführen, als zum hellen Unsinn? Im sozialistischen Staat, wo nur Beamte vorhanden sein werden, mag man sich dieses experimentum ad absurdum erlauben, unsre heutigen Staatseisenbahnen aber wollen wir nicht zum Versuchsfelde dafür hergeben. Wir empfehlen der nächsten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik, die „Eisenbahnerfrage“ bei den Beratungen über das Koalitionsrecht besonders gründlich zu behandeln. Vorläufig sollte jeder einsichtsvolle, menschenfreundliche, patriotische Mann und vollends jeder verantwortliche Beamte alles dazu thun, die gewerkschaftliche Agitation von den Staatseisenbahnen fernzuhalten, weil sie thatsächlich untrennbar sein würde von sozialistischer Verhetzung. Eines schickt sich nicht für alle; was hier nützt, kann dort zu Grunde richten. Es giebt freilich auch Leute, die ehrlich daran glauben, daß die sozialistisch beseelte Organisation auch das Pflichtbewußtsein im Dienst, die Disziplin, fördern könne. Sie bilden sich ein, daß schon das Klasseninteresse, das die Gewerkschaft beherrscht, dafür sorgen werde, daß der einzelne Beamte seinen Dienst pflichtgetreu bis zur Selbstaufopferung versehen werde. Aber die Erfahrung beweist überall das Gegenteil, und wer das Menschenherz kennt, wird das auch begreifen. Wo die sozialistische Agitation den Menschen in Beschlag nimmt, ihn anfüllt mit Unzufriedenheit und Verbitterung, wie sie es muß, um ihn zu beherrschen, da ist es bei dem Einzelnen aus mit jener treuen Diensterfüllung, die im Eisenbahndienst unbedingt verlangt werden muß.

Digitized by Google

Und was hat man nun vom Staate zu verlangen in der ganzen Frage? Der Geiz ist die Wurzel alles Übels. Hat man in Preußen die Eisenbahnen deshalb verstaatlicht, um gleich rücksichtslosen Dividendenjägern dem Staatssäckel große und immer größere Überschüsse zuzuführen? Der Finanzminister, der das annähme, der Eisenbahnminister, der sich dagegen nicht auflehnte, das Staatsministerium, das das hingehen ließe, würde sich am Volke, am König und am gesunden Menschenverstande versündigen. Gerade bei der Frage nach der Erhaltung der Disziplin springt das in die Augen. Nichts ist vernichtender für die Disziplin auch des bestgeschulten Heeres als Überanstrengung und unzureichende Verpflegung durch Schuld der Leitung. Es wäre eine ungeheuerliche Dummheit, wenn das der Staat gerade in der Eisenbahnverwaltung nicht einsehen wollte. Knausereien können selbst in den höhern Beamtenkreisen die Disziplin gefährden; vor allem aber gilt das doch von dem Heere der untern Beamten. Die Überanstrengung durch Geizerei in der Zahl der Beamten muß sich im Eisenbahndienst besonders schwer rächen. Sie führt unmittelbar zur Vermehrung der Unfälle, aber sie raubt auch notwendig dem Personal dauernd die Pflichttreue, die aufopfernde Hingebung an den Dienst. Sie führt zur Gleichgiltigkeit, zum Schlendrian, zur Ordnung auf dem Papiere. Und dann die Gehalte, die Sicherung einer auskömmlichen Existenz für die Dauer. Wie könnte man von dem Beamten eine andre Auffassung seines Dienstverhältnisses erwarten als vom Arbeiter, wenn man die Tagelöhnerwirtschaft in einer Verwaltung einreißen ließe, die sogenannte diätarische Beschäftigung auf Jahre hinaus? Sie ist als notwendiges Übel zu betrachten im Interesse des Dienstes, als eine nicht zu umgehende Probezeit, aber wo sie im Eisenbahndienst auftreten sollte aus bloßem fiskalischen Geiz, da wäre sie eine Sünde und eine Dummheit. Auch die Höhe des Lohnes muß die Stellung des Unterbeamten der des Arbeiters gegenüber womöglich als besser erkennen lassen, wenn man auch dem Ingenieur und Architekten nicht die Gehalte bewilligen kann, die Krupp und Siemens zahlen. Das sind die Anforderungen, die unsre Zeit in Preußen an die Eisenbahnpolitik stellen muß. Die Überschüsse sind da, die sie zu erfüllen gestatten, wenn es die Profitsucht des Staatssäckels nicht verhindert.

Wie sich der Geiz des Staates an den Betriebsanlagen und den Betriebsmitteln versündigen kann, ist eine ausschließlich technische Frage. Wir wissen nicht, wie weit die in dieser Richtung erhobnen Vorwürfe berechtigt sind, und wie sie sich, wenn es der Fall sein sollte, auf Techniker und Juristen und auf Eisenbahnverwaltung und die Staatsfinanzverwaltung verteilen. Daß eine allgemeine Verstärkung des Oberbaus, durchgreifende Neuanlagen an Bahnhöfen und Brücken nicht von heute zu morgen durchgeführt werden können, ist selbstverständlich. Verschleudert darf auch bei großen Überschüssen nichts werden, aber die Interessen des allgemeinen Staatssäckels dürfen auch hier nicht aus-

Digitized by Google

schlaggebend mitreden. Das wäre ein falscher Grundsatz, mit dem, wenn er bestünde, gebrochen werden müßte. Es wäre wahrhaftig nicht schön, wenn sich der preußische Staat aus Geiz mit seiner Eisenbahnverstaatlichung doch noch blamirte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politische Partei und Berufsstand. Wir wissen recht gut, daß unser Ideal einer Vertretung der Berufsstände nicht einmal in der von Schäffle vorgeschlagnen Form möglich ist, aber wir können nicht umhin, diese Unmöglichkeit schon aus dem Grunde zu bedauern, weil dadurch der Zwang zur Unwahrhaftigkeit, den das politische Leben mit sich bringt, ganz bedeutend verstärkt wird. Die Berufsstände müssen, um ihre Interessen zu wahren, politische Parteien bilden, und da außer den beiden Ständen, denen die selbständige Parteibildung durch ihre Lebensverhältnisse erschwert wird, den Bauern und den Lohnarbeitern, kein Stand zahlreich genug ist, für sich allein eine ausschlaggebende Partei bilden zu können, so muß jeder von ihnen die Führung in einer großen Partei zu erlangen suchen, die auch Angehörige andrer Berufsstände umfaßt, und muß diesen vorlügen, daß er auch ihre Interessen vertrete. Gewöhnlich geschieht das in der Weise, daß die Parteiführer, wie jüngst wiederum Eugen Richter in Nürnberg, verkündigen, sie allein verträten die Interessen des ganzen Volkes, aller Berufsstände, während alle andern Parteien nur Sonderinteressen verträten. Natürlich ist das unmöglich, da ja eben die Interessen der verschiednen Berufsstände einander widerstreiten. Wenn jeder Berufsstand seine eignen Vertreter wählte, und keiner Gewalt gestattet wäre, sich in diese Wahlen einzumischen, so könnten die Wahlen in aller Ruhe und ohne Agitation verlaufen, und man brauchte dabei einander nichts vorzulügen. Sache der Regierung oder eines zur Vereinbarung von Kompromissen eingesetzten Parlamentsausschusses würde es dann sein, aus den einander widersprechenden Forderungen der Berufsstände nach dem Satz vom Parallelogramm der Kräfte die Diagonale herauszurechnen, in der das Staatsschiff zu steuern hätte. Von den Parteien selbst ist keine unbefangen und entsagend genug, diese Leistung zu vollbringen; wenn ein Berufsstand dem andern die Wahrung seiner Interessen anvertraut, so macht er allemal den Bock zum Gärtner. Es giebt bekanntlich nur eine Partei im Reiche, der es bisher gelungen ist, Wähler aus allen Berufsständen zu vereinigen und fünfundzwanzig Jahre lang festzuhalten, aber man weiß auch, daß sich die Umstände, die unsre Zentrumspartei geschaffen haben, kein zweitesmal zusammenfinden werden, man weiß außerdem, wie schwer es der Partei fällt, die auseinanderstrebenden Bestandteile zusammenzuhalten, und wie in Baiern die Bauernbündler, in Oberschlesien die Polen im offnen Aufruhr gegen die Parteileitung sind, und man nennt in allen andern Lagern die Partei eine naturwidrige Bildung und prophezeit, freilich wohl etwas voreilig, ihren baldigen Untergang.

Digitized by Google

Was uns veranlaßt, diese alten Gedanken aufzufrischen, das ist der Streit der Handwerker mit dem Bunde der Landwirte. Zuerst brachte das Fachorgan der Dachdecker einen gesalznen Artikel gegen die Agrarier. Die Zeitschrift Der Landwirt hatte die Landwirte in der Kunst des Dachdeckens unterwiesen und ihnen gezeigt, wie sie den Deckerlohn sparen könnten. Darauf antwortete das Dachdeckerblatt in einem Tone, den man aus folgenden Anfangsätzen ersehen mag: „Daß der Bund der Landwirte oder wie sie auch heißen: die Agrarier, den »Bruder Handwerker« vor Liebe fast umbringen, erscheint schon aus rein äußerlichen Gründen recht sonderbar. Da man aber weiß, daß es sich für Herrn von Ploetz und seine Kohlrabiritter lediglich um Stimmfang handelt, so lächelt man über ihr Liebeswerben. Zwar ist es gemein und widerlich, die gesetzliche Gewerbefreiheit in schnödester Weise gegen die Handwerker durch Einrichtung von Brotfabriken, Schlächtereien usw. in demselben Zeitabschnitt selbst zu mißbrauchen, wo man usw." Bald darauf, am 26. und 27. August, wurde in Dresden der dreizehnte allgemeine Vereinstag der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften abgehalten, der unter anderm beschloß, den Landwirten die Einrichtung von Müllerei- und Bäckereigenossenschaften zu empfehlen. Das hat die Handwerker in dem Grade erbittert, daß sie in der Deutschen Handwerkerzeitung im heftigsten und gröbsten Tone eine Absage an den Bund der Landwirte losgelassen haben, die ja wohl jedermann in seiner Zeitung gelesen hat. Die Deutsche Tageszeitung, die sonst auch einen kräftigen Ton liebt, hat in diesem Fall aus leicht begreiflichen Gründen mild und versöhnend geantwortet und hat erklärt, für das, was auf dem Genossenschaftstage vorgekommen sei, könne der Bund nicht verantwortlich gemacht werden; dieser pflege grundsätzlich das Genossenschaftswesen nur innerhalb der Schranken, die ihm die Rücksicht auf die Rechte und das Wohl der übrigen Berufsstände zögen. Jede der beiden Parteien hat in einem Stücke gegen die andre Recht. Für die Genossenschaftsbestrebungen und den Genossenschaftstag ist der Bund der Landwirte wirklich nicht verantwortlich zu machen, wenn auch viele Genossenschaftler zugleich Bündler sind, und umgekehrt. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hat geblüht, ehe der Bund gegründet wurde, und wir haben vom ersten Augenblick an den Bund unter anderm darum für schädlich erklärt, weil er die Landwirte von der nützlichen Thätigkeit, zu der wir die genossenschaftliche rechnen, nur abziehen werde. Wenn der Bund, nachdem die agitatorische Kraft seiner großen Mittel erschöpft war, aus der Not eine Tugend gemacht und, um doch etwas Positives zu leisten, für die Ausbreitung des Genossenschaftswesens gewirkt hat, so ist das ein Verdienst, das er anfänglich gar nicht die Absicht gehabt hat zu erwerben. Wir sind weit entfernt davon, die Genossenschaften für ein Universalheilmittel aller sozialen Übel zu halten und von ihnen die Lösung der Agrarfrage zu erwarten, und wir haben für die Übertreibungen und Phantastereien des Müllers Till aus Bruck, der durch die Bäckereigenossenschaften zum Brotmonopol strebt, nur ein Lächeln, aber wir halten die Genossenschaften für etwas sehr nützliches, wir freuen uns darüber, daß von den 15000 eingetragnen Genossenschaften im Reiche zweiundsiebzig Prozent aufs Land fallen, und wenn die kleinen Sudelbäckereien, deren Besitzer von Lehrlingsausbeutung leben, durch Genossenschaftsfabriken ersetzt werden, in denen es reinlich zugeht, und wo die Arbeiter ihre Ordnung haben, so werden wir gerade diesem Teile des untergehenden Handwerks keine Thräne nachweinen. Aber — darin haben die Handwerker recht — dem Bunde der Landwirte zuzutrauen, daß er aus purer Großmut und Gerechtigkeitsliebe in der Genossenschaftsgründung zum Wohl andrer sich Schranken ziehen werde, das wäre eine unverzeihliche

Digitized by Google

Dummheit. Die Landwirte, bündlerische und nichtbündlerische, werden verfahren, wie jeder Geschäftsmann in dieser sündhaften Welt verfährt, sie werden Genossenschaften gründen, soweit diese ihnen Vorteile bringen, und sie werden damit an dem Punkt aufhören, wo der Vorteil in Schaden umschlägt, an diesem und an keinem andern Punkte; um das Wohl oder Wehe andrer Berufsstände werden sie sich dabei nicht kümmern. Wo dieser Punkt liegt, das kann niemand im voraus wissen. Die Handwerke haben sich vor Jahunderten nach und nach von der Gutswirtschaft abgelöst, weil es die Gutsbesitzer nicht mehr vorteilhaft fanden, ihre Produkte selbst verarbeiten zu lassen, und von allen übrigen Gewerben hat sich der Handel abgelöst, weil es die Produzenten nicht mehr vorteilhaft fanden, ihre Erzeugnisse selbst auf den Markt zu bringen. Wenn sie es jetzt wieder vorteilhaft finden, diesen Vorgang teilweise rückgängig zu machen, so dürfen wir darauf nicht die Erwartung bauen, daß sich die Dinge bis zum Uranfang zurückentwickeln werden; höchstwahrscheinlich werden die Landwirte nach wenigen Jahrzehnten ganz froh sein, wenn sie ihre Mühlen und Brotfabriken ohne gar zu großen Verlust wieder loswerden können. Mit der Butter- und Käsebereitung, die immer eine landwirtschaftliche Verrichtung geblieben ist, verhält es sich natürlich anders. Die Handwerker beweisen ja in der Vertretung ihrer eignen Interessen nicht allzu viel Einsicht, aber darin haben sie unbedingt Recht, daß sie den Agrariern keine größere Einsicht und vor allem kein uneigennütziges Wohlwollen zutrauen; für das billige Wohlwollen, das diese dem Handwerk in der Bekämpfung der Bäckereiverordnung erwiesen haben, erhalten sie jetzt von den Bäckern den verdienten Lohn.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir uns ein paar Bemerkungen zu dem Artikel: Rente und Rohertrag in der vorigen Nummer erlauben. Daß die Landwirte eines Staates durch anhaltenden Preisdruck zu Grunde gerichtet werden können,*) geben wir nur für den Fall zu, daß sie sämtlich Großgrundbesitzer oder Großpächter sind, wie das in England der Fall war; Kleinbauern, die den größten Teil ihrer Erzeugnisse selbst verzehren, brauchen gar keine Rente und überstehen die Zeiten der niedrigen Kornpreise. Es giebt einen andern Umstand, der alle ländlichen Grundbesitzer eines Landes mit vollständig verteiltem Boden zu Grunde richten muß, wie wir durch Rechnung nachgewiesen haben, das ist die fortgesetzte Erbteilung. Aus diesem Grunde, haben wir ausgeführt, muß jeder Staat, der seinen Grundbesitzerstand aufrecht erhalten will, Boden für Ackerbaukolonien haben, auf dem die überzähligen Söhne ohne starke Belastung des väterlichen Gutes versorgt werden können. Und an solcher Belastung zumeist zeigt es sich, daß der Kapitalwert der Güter, wenigstens innerhalb unsrer geldwirtschaftlichen Ordnung, keineswegs bloß, wie der Verfasser S. 487 sagt, eine Einbildung, ein rechnerischer Ausdruck ist. Wenn ein Gut mehr Geld bringt, so ist es auch wirklich mehr Geld wert. Das Schicksal des Besitzers hängt nun meist davon ab, welche Geldansprüche an ihn erhoben werden. Kauft er bei steigender Konjunktur ein Gut mit 200000 Mark, das nach zwanzig Jahren wegen gesunkener Rente nur noch 100000 Mark gilt, hat er aber keine Schulden auf dem Gute, so hat er zwar eine schlechte Kapitalanlage gemacht, aber seinen standesgemäßen Lebensunterhalt schlägt er immer noch heraus, und niemand und nichts treibt ihn von der Scholle. Hat dagegen im Verlauf dieser zwanzig Jahre der Sohn das Gut übernommen, hat dieser, den Kaufpreis zu

*) Können, nicht müssen. Daß sie sogar auch in England noch nicht zu Grunde gerichtet sind, haben wir voriges Jahr gezeigt.

Digitized by Google

Grunde legend, für drei Geschwister 150000 Mark Hypotheken eintragen lassen, dann hat er nach dem Sinken des Gutswerts nicht mehr einen Pfennig Vermögen und würde, wenn er für Hypothekenschulden persönlich haftbar wäre, noch 50000 Mark Schulden haben. Er wird also wahrscheinlich von dem Gute herunter müssen, aber es ist ein Irrtum des Verfassers, wenn er glaubt, daß der neue Besitzer ebenfalls zu Grunde gehen müsse. Hat dieser nur das erforderliche Ankaufs- und Betriebskapital, so kommt er durch, wie die tägliche Erfahrung beweist. In der Praxis erleidet die theoretische Berechnung, nach der die Gutsbesitzer durch fortgesetzte Erbteilung zu Grunde gehen müssen, sehr viele Ausnahmen; der Prozeß wird durch mancherlei Umstände in dem Grade verlangsamt, daß wir in Deutschland noch ein paar hunderttausend wohlsituirte Bauern haben, und gegen die Wirkungen dieses Prozesses kommt die Wirkung von ein paar Jahren niedriger Kornpreise gar nicht in Betracht. Man muß nur die Schauergemälde nicht glauben, die das „Organ“ des Bundes der Landwirte entwirft. Eine ganz plumpe Lüge über das Dorf Langenhorn bei Hamburg ist dieser Tage von der Hildesheimer Zeitung aufgedeckt worden. Der Verfasser des erwähnten Artikels hat die Grundrente nur von einer Seite betrachtet; von einer andern Seite betrachtet ist sie, wie jede andre Rente, arbeitsloses Einkommen. Es giebt ein weit sichereres Mittel, zu erfahren, ob ein Landgut Rente abwirft oder nicht, als die Berechnungen von Ricardo und Rodbertus. Wenn es einen Pächter findet, der daraus seinen Unterhalt bestreitet und noch Pacht zahlen, also dem Eigentümer arbeitsloses Einkommen gewähren kann, so wirft es Rente ab. Es giebt aber in Deutschland noch Tausende von Gutspächtern, die beides können, und es giebt Hunderttausende von Kleinbauern, die Pacht für Parzellen zahlen. Also wirft der deutsche Acker noch Rente ab. Ob irgendwo im deutschen Vaterlande das Schwinden der Rente zu „extensiver“ oder „liederlicher“ Wirtschaft gezwungen hat, davon kann man sich auf sommerlichen Spaziergängen durch die Saaten und die wogenden Getreidefelder überzeugen.

Bevölkerungsvermehrung und Bevölkerungsverteilung in Deutschland. Die neuern Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amts über die Ergebnisse der Berufs- und der Volkszählung von 1895 gewinnen gegenüber dem vielfach geäußerten Wunsch nach einer bessern Verteilung der sich stark vermehrenden Bevölkerung ein besondres Interesse. Lassen schon die jetzt vorliegenden Veröffentlichungen über die Berufszählung von 1895 eine Zunahme der industriellen Erwerbsthätigkeit auch in vorwiegend landwirtschaftlichen Bezirken erkennen, so hat namentlich die Bearbeitung der Volkszählungsergebnisse die Erscheinung zu Tage gebracht, daß in der Volkszählungsperiode 1890/95 in hervorragend industriellen Gebieten ein Rückgang der Zuwanderungen und in hervorragend landwirtschaftlichen Gebieten ein Rückgang der Abwanderungen im Vergleich mit der Periode 1885/90 stattgefunden hat. Es wäre natürlich voreilig, aus diesen Thatsachen ohne weiteres darauf schließen zu wollen, daß die Dezentralisation der Industrie mit ihren ersehnten günstigen sozialen Folgen schon als eine dauernd fortschreitende Bewegung ihren Anfang genommen habe, denn um das festzustellen, wäre eine weit längere statistische Kontrolle und eine genaue Kenntnis der Gründe für die veränderten Ab- und Zuwanderungsverhältnisse im einzelnen nötig, für die es zur Zeit an sichern Unterlagen fehlt. Immerhin ist die Erscheinung an sich interessant genug. Jedenfalls mahnt sie zur Vorsicht bei entgegengesetzten Schlußfolgerungen und steht zum Beispiel im Gegensatz zu der Annahme, zu der man in der Schweiz auf Grund der Ergebnisse der letzten eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1888 gelangte, daß die gewerblichen

Digitized by Google

Gegenden noch gewerblicher, die landwirtschaftlichen noch ausschließlicher landwirtschaftlich wurden. Wir stützen uns im folgenden hauptsächlich auf die sehr dankenswerten Untersuchungen, die das Kaiserliche Statistische Amt kürzlich in der von ihm herausgegebnen Zeitschrift, den Vierteljahrsheften zur Statistik des deutschen Reichs (III 1897. Verlag von Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin), über die „Bevölkerungsvermehrung in den beiden letzten Volkszählungsperioden 1890/95 und 1885/90“ gebracht hat.

Die Statistik gewinnt die Zahlen der Zu- und Abwanderungen, um die es sich hier handelt, nicht durch Zählung, sondern durch Berechnung. Gezählt werden die Geburten und die Sterbefälle, woraus sich die sogenannte „natürliche Volksvermehrung,“ der „Geburtenüberschuß“ ergiebt. (Von einem Überschuß der Sterbefälle spricht man bei uns überhaupt nicht; er wird, wenn er ja vorkommt, als negativer Geburtenüberschuß ausgedrückt.) Ferner werden in Deutschland bekanntlich aller fünf Jahre Volkszählungen vorgenommen, aus denen sich die sogenannte „thatsächliche Volksvermehrung“ ergiebt. Aus dieser und dem Geburtenüberschuß lassen sich dann die Zahlen der Zu- oder Abwanderung für Reich, Staaten und kleinere Bezirke oder Ortschaften berechnen. Auch der Geburtenüberschuß, ebenso wie die Geburtshäufigkeit und die Sterblichkeit, zeigt in der Periode 1890/95 gegenüber 1885/90 ein etwas verändertes Bild. Er betrug durchschnittlich jährlich 12,98 gegen 12,06, also 0,92 mehr, auf das 1000 der mittlern Bevölkerung (d. h. der halben Summe der durch die beiden Volkszählungen am Anfang und Ende eines Jahrfünfts ermittelten Bevölkerungszahlen), wobei eine Abnahme überhaupt nur eingetreten ist in den Staaten Württemberg und Schaumburg-Lippe und in den Gebietsteilen: Berlin, Regierungsbezirk Marienwerder, Stettin, Stralsund, Magdeburg, Kreishauptmannschaft Zwickau, Neckarkreis, Jagstkreis, Donaukreis, Landeskommissariat Konstanz, Fürstentum Birkenfeld und Sigmaringen; in Schaumburg-Lippe war der Rückgang am größten, aber auch nur 1,69 auf das Tausend. Überall sonst ist der Geburtenüberschuß ein wenig gewachsen, am meisten, um 2,79 Prozent, im Regierungsbezirk Arnsberg. Dieses Wachstum entspringt aber weit überwiegend nicht aus einer Zunahme der Geburten, sondern daraus, daß neben den Geburten die Sterbefälle noch mehr abgenommen haben. Aber auch hier muß man sich hüten, ohne weiteres auf eine dauernde Erscheinung zu schließen. Durchweg hat sich der Geburtenüberschuß nur wenig und ziemlich gleichmäßig verändert; wo größere Veränderungen in der thatsächlichen Bevölkerungsvermehrung stattgefunden haben, sind sie daher auf Veränderungen in Verlust und Gewinn durch die Wanderungen zurückzuführen. Im Reiche hat die thatsächliche Bevölkerungsvermehrung in der Periode 1890/95 durchschnittlich jährlich auf das Tausend 11,21 betragen, in der Periode 1895/90 dagegen nur 10,68. Das ist eine Steigerung von 0,53. Der Geburtenüberschuß betrug, wie wir sahen, in den beiden Perioden je 12,98 und 12,06, seine Zunahme also 0,92. Mithin hat 1890/95 ein Wanderungsverlust von 1,77 und 1885/90 ein solcher von 1,38 stattgefunden, d. h. der Verlust hat sich um 0,39 gesteigert. Von den Staaten und den größern Verwaltungsbezirken (Provinzen und Regierungsbezirke in Preußen, Baiern und Hessen, Kreishauptmannschaften in Sachsen, Kreise in Württemberg, Landeskommissariate in Baden) haben 1890/95 im ganzen 23 einen Wanderungsgewinn und 89 einen Wanderungsverlust aufzuweisen.

In der Periode 1885/90 gewannen 29 Staaten und Bezirke, also 6 mehr als 1890/95, durch die Wanderungen. Diese müssen wir uns vor allem etwas genauer

Digitized by Google

ansehen, indem wir ihre Gewinn- und Verluſtraten mit einander vergleichen. Auf das Tauſend der mittlern Bevölkerung hatten durchſchnittlich jährlich Gewinn (mit + bezeichnet) oder Verluſt (mit — bezeichnet) durch Wanderungen

	1890/95	1885/90	Unterſchied		1890/95	1885/90	Unterſchied
Potsdam	+ 19,77	+ 15,86	+ 3,91	Arnsberg	+ 3,51	+ 5,60	— 2,09
Brandenburg	+ 8,65	+ 4,94	+ 3,41	Braunſchweig	+ 1,30	+ 4,26	— 2,96
Hannover (R.-B.)	+ 7,53	+ 4,54	+ 2,99	Anhalt	— 0,37	+ 3,01	— 3,38
Reuß j. L.	+ 4,49	+ 2,32	+ 2,17	Düſſeldorf	+ 3,53	+ 7,28	— 3,75
Münſter	+ 6,54	+ 4,55	+ 1,99	Sachſen (Kgrch.)	+ 0,90	+ 4,79	— 3,89
Dresden	+ 9,11	+ 7,59	+ 1,52	Lothringen	— 1,10	+ 2,80	— 3,90
Lüneburg	+ 1,25	+ 0,59	+ 0,66	Oberbayern	+ 5,68	+ 11,11	— 5,43
Karlsruhe	+ 1,13	+ 0,58	+ 0,55	Magdeburg	— 3,46	+ 2,54	— 6,00
Mittelfranken	+ 0,55	+ 0,79	— 0,24	Zwickau	— 4,39	+ 2,26	— 6,65
Wiesbaden	+ 3,17	+ 3,36	— 0,19	Leipzig	+ 1,13	— 8,45	— 7,32
Weſtfalen	+ 2,79	+ 3,32	— 0,53	Reuß ä. L.	— 3,08	+ 5,65	— 8,73
Rheinland	+ 0,73	+ 2,07	— 1,34	Lübeck	+ 3,87	+ 13,74	— 9,87
Rheinheſſen	— 0,68	+ 1,15	— 1,83	Hamburg	+ 6,54	+ 26,71	— 20,17
Köln	+ 4,18	+ 6,12	— 1,94	Berlin	+ 1,99	+ 25,69	— 23,70
Bremen	+ 5,01	+ 6,99	— 1,98				

Die Abnahme der jährlichen Gewinnrate in einer Anzahl induſtrieller oder großſtädtiſcher Bezirke tritt in den Zahlen, die den Unterſchied ausdrücken, hinreichend klar hervor.

Von den Staaten und Bezirken, die 1885/90 ſchon einen Verluſt durch die Wanderungen aufwieſen, ſeien nur die aufgeführt, bei denen dieſer Verluſt in der Periode 1890/95 um mehr als 4 Prozent kleiner geworden iſt. Die entſprechenden Zahlen für ſie ſind folgende:

	1890/95	1885/90	Unterſchied		1890/95	1885/90	Unterſchied
Stettin	— 3,80	— 7,62	+ 4,02	Königsberg	— 8,57	— 13,48	+ 4,91
Gumbinnen	— 9,23	— 13,40	+ 4,17	Köslin	— 12,41	— 17,40	+ 4,99
Marienwerder	— 11,28	— 15,56	+ 4,28	Pommern	— 7,04	— 12,07	+ 5,03
Mecklenburg-Schw.	— 3,98	— 8,55	+ 4,57	Danzig	— 6,32	— 11,41	+ 5,09
Oſtpreußen	— 8,94	— 13,45	+ 4,61	Mecklenburg-Str.	— 3,01	— 10,43	+ 7,42
Weſtpreußen	— 9,24	— 13,86	+ 4,62	Stralſund	— 4,39	— 12,63	+ 8,24

Das ſind die ausgeſprochen landwirtſchaftlichen Gebietsteile des nordöſtlichen Deutſchlands, die beſonders über den Wanderungsverluſt klagen, und der Unterſchied der Verluſtzahlen iſt hier doch in der That eine außerordentlich intereſſante Erſcheinung, die der genauern Erforſchung und Erklärung wert iſt. Faſt noch mehr ſpringt die auffallende Verminderung des Verluſts in die Augen, wenn man die abſoluten Zahlen des Geſamtverluſts in der Periode 1885/90 mit dem in der Periode 1890/95 vergleicht. Er ſank in Oſtpreußen von 131700 auf 87615, in Weſtpreußen von 98450 auf 67603, in Mecklenburg-Schwerin von 24651 auf 11702 und in Mecklenburg-Strelitz von 5118 auf 1501. Kommt auch hierbei die geringe Auswanderung der letzten Jahre über die Grenze des Reichs in Betracht, ſo deutet doch die Abnahme des Wanderungsgewinns in den bisherigen Hauptanziehungspunkten für die Binnenwanderungen auf einen Zuſammenhang beider Erſcheinungen hin. Hoffentlich wird uns die weitere Bearbeitung der Ergebniſſe der gewerblichen und landwirtſchaftlichen Betriebszählung von 1895 neue Aufſchlüſſe auf dem beſprochnen Gebiete bringen.

Digitized by Google

Die Eisenbahnunfälle. So oft man in den letzten Wochen Zeitungen las, so oft konnte man auch Berichte über Eisenbahnunfälle, Erörterungen über deren Ursachen, sowie Ratschläge oder Vorwürfe für die Eisenbahnverwaltung finden. Die Unfälle sind außerordentlich bedauerlich, und natürlich muß „alles gethan werden, was die Unfallgefahr auf den Eisenbahnen verhindern kann.“ Ihre Häufigkeit möchten wir uns zu einem großen Teil aus folgendem erklären. In den letzten Jahrzehnten sind, um den gewaltig entwickelten Eisenbahnbetrieb durchzuführen und um den fortwährend steigenden Forderungen größerer Schnelligkeit gerecht zu werden, zahlreiche mechanische Einrichtungen geschaffen worden. Es sei nur an die Blockstationen, Zentralen, gegenseitig von einander abhängigen Weichen- und Signalstellwerken mit meist sehr verwickeltem Mechanismus erinnert. Diesen Einrichtungen liegt vor allem die Absicht zu Grunde, den Eisenbahnbetrieb von den möglichen Schwächen der Arbeiter und Beamten soviel als nur irgend möglich unabhängig zu machen. Sie setzen aber auch voraus, daß sie den Vorschriften entsprechend rein mechanisch bedient werden. Das läßt sich in der Regel bald lernen. Solange nun die Beamten und Arbeiter ihren Dienst in Ruhe und nach ihrer Gewohnheit verrichten können, wird alles gut gehen. Da kommt plötzlich an irgend einer Stelle ein Unfall vor. Die Zeitungen bringen ergreifende Schilderungen. Bald trifft auch eine Verfügung oder Verordnung der vorgesetzten Stelle ein, die aus Anlaß dieses Falles wiederholt die größte Aufmerksamkeit und strenge Pflichterfüllung „einschärft.“ Die Leute werden unruhig oder gar ängstlich; wo sie jahrzehntelang einen Hebel des von ihnen zu bedienenden Mechanismus richtig gestellt haben, ohne nur daran zu denken, daß sie etwas anders machen könnten, befällt sie jetzt im kritischen Augenblicke der Zweifel: Hast du den Hebel auch richtig umgelegt? und die Angst hat zur Folge, daß sie den Hebel auf die verkehrte Seite werfen — das Unglück ist fertig, die Zeitungen und die offiziellen Mitteilungen berichten wieder von falscher Weichen- oder Signalstellung, von Pflichtvergessenheit usw.

Ob einzelne der beklagenswerten Unfälle der letzten Zeit auf die preußische Sparsamkeit zurückzuführen sind, wird sich kaum feststellen lassen. Die in den letzten Jahren, namentlich auch von den Zeitungen, die diese Gepflogenheit jetzt scharf verurteilen, oft gerühmte Sparsamkeit der preußischen Eisenbahnverwaltung wird meist mit der Neuorganisation im Jahre 1895 in Verbindung gebracht, bei der es sich aber hauptsächlich nur darum handelte, eine Menge alter Zöpfe und Formalitäten zu beschneiden und das Schreibwerk zu vermindern. Die Sparsamkeit in dieser Beziehung verdient wohl zweifellos nur Anerkennung; sie kann schwerlich mit den Betriebsunfällen im Zusammenhange stehen.

Nach einem offiziösen Bericht der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung werden die Unfälle zum Teil auf Bosheitshandluugen von Personen, die gar nicht am Eisenbahnbetriebe beteiligt sind, zum Teil aber auch auf pflichtwidrige Nachlässigkeiten solcher Angestellten zurückzuführen sein, die sich bisher in den ihnen übertragnen Leistungen durchaus bewährt hatten. Zu diesen pflichtwidrigen Nachlässigkeiten würden auch die erwähnten Angstprodukte gehören. Der preußische Eisenbahnminister hat nun der Verfügung, durch die eine Untersuchungskommission zur Feststellung der Unfallursachen usw. eingesetzt worden ist, eine weitere Verfügung folgen lassen, in der es heißt: „In neuester Zeit sind bedauerlicherweise auf den preußischen Staatsbahnen mehrfach zum Teil schwere Unfälle zu beklagen gewesen. Sie sind, soweit hat festgestellt werden können, meistenteils darauf zurückzuführen, daß die für die sichere Handhabung des Eisenbahnbetriebs bestehenden Vorschriften nicht

Digitized by Google

genügend beachtet worden sind. Ich nehme hieraus Anlaß, den Königlichen Eisenbahndirektionen aufzugeben, erneut den im äußern Betriebsdienste beschäftigten Beamten und Bediensteten die genaueste und peinlichste Beachtung aller ihnen für die Sicherheit des Eisenbahnbetriebs erteilten Anweisungen einzuschärfen und dafür Sorge zu tragen, daß nur solches Personal im äußern Betriebsdienste beschäftigt wird, das die ihm in der bezeichneten Richtung erteilten Vorschriften nicht nur kennt, sondern auch versteht und anzuwenden weiß." Wir würden folgenden Schlußsatz für besser gehalten haben: „Ich nehme hieraus Anlaß, den Königlichen Eisenbahndirektionen aufzugeben, die Bediensteten mündlich zu ermahnen, ihre Pflichten in gewohnter, ruhiger und besonnener Weise zu erfüllen. Wenn dabei Lücken in der richtigen Auffassung ihrer Obliegenheiten zu bemerken sind, so wollen die Königlichen Eisenbahndirektionen selbst für zweckentsprechende mündliche Aufklärnng sorgen, beileibe aber keine schriftlichen Verfügungen im Befehlstone geben." Daß eine Eisenbahnverwaltung, und besonders die preußische, über soviel Personal verfügt, daß sie, wenn der eine oder der andre im Eisenbahnbetrieb ergraute Mann irgend eine schwerfällige Vorschrift bei einer peinlichen Buchstabenprüfung nicht hersagen oder erklären kann, ohne weiteres Ersatzkräfte auf die verantwortungsvollen Posten stellen könnte, ist wohl kaum anzunehmen. Auf den mündlichen Verkehr zwischen oben und unten, bei dem der Arbeiter und der untere Beamte die Empfindung und Genugthuung hat, daß auch seiner Thätigkeit, die im Getriebe des Ganzen ebenso notwendig wie die Thätigkeit der Obern ist, die Achtung und Anerkennung gezollt wird, auf die jede treue Pflichterfüllung einen Anspruch giebt, auf solchen unmittelbaren Verkehr muß viel größeres Gewicht gelegt werden als bisher. Was die Grenzboten am 15. April 1897 vom Heere sagten: „Den wahren Wert erhält eine Armee erst durch den Geist, der sie beseelt, denn dieser allein ist imstande, der toten Masse Leben einzuhauchen und sie vor Erstarrung zu bewahren. . . . Soviel auch im militärischen Leben von Selbständigkeit die Rede ist, so wird der Soldat doch geradezu zur Unselbständigkeit erzogen, da ihm alles bis ins kleinste vorgeschrieben wird" — das gilt in gleicher Weise für das große Heer der Eisenbahnbeamten und Arbeiter. Dieser rechte Geist wird aber hauptsächlich durch einen liebevollen Verkehr, der auch mit strenger Gerechtigkeit und scharfer Disziplin vereinbar ist, zwischen den obern und den untern Angestellten erzogen. Daß aber unter der Eisenbahnerschaft trotz aller Wohlfahrtseinrichtungen der letzten zehn Jahre Unzufriedenheit herrscht, dürfte, wenn die Berichte des Hamburger „Weckrufs" nur einigermaßen zutreffen, auch dadurch bestätigt werden, daß aller Verbote ungeachtet die sozialdemokratische Agitation in den Reihen der Eisenbahnarbeiter mehr und mehr um sich greift.

Das Autorrecht an Briefen. In den Schriftstellerversammlungen, die jetzt schon einen festen Platz in dem Kongreßkalender behaupten, scheint bisher eine wichtige Frage noch nicht beachtet worden zu sein: Wer ist berechtigt, den litterarischen Nachlaß eines Verstorbnen zu veröffentlichen, wenn der Verstorbne nicht selbst darüber verfügt hat? Nach streng juristischen Grundsätzen die Frage zu lösen, dürfte ebenso wenig möglich sein, wie die verwandte des Eigentumsrechts an gedruckten Schriften. Aber wie bei diesen, kann eine Regelung vom Standpunkte der Billigkeit aus vereinbart werden, und daß sie zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist, lehrt uns fast jeder Tag. Von Gustav Freytag hieß es, er habe seine Manuskripte vor seinem Tode vernichtet; trotzdem soll nun ein Rechtsstreit wegen der Veröffentlichung seines Nachlasses zwischen seiner Witwe und seinen

Digitized by Google

andern Angehörigen zum Ausbruch gekommen sein. Wenn aber Freytag nicht einmal imstande gewesen zu sein scheint, den Druck von Schriften, die er nicht zum Druck bestimmt hatte, zu verhindern: wie kann es uns wundern, daß insbesondre Briefe, also Schriftstücke, die der Verfasser aus der Hand gegeben hat, als herrenloses Gut angesehen werden! Ein Beispiel, das „angenagelt“ zu werden verdient, hat der bekannte Musikschriftsteller Eduard Hanslick in Wien gegeben. Nachdem er ein an Indiskretionen reiches Buch über den Chirurgen Billroth, angeblich ohne Genehmigung der Familie, veröffentlicht hat, ist er von Freunden und Verehrern des Komponisten Johannes Brahms „gemahnt“ worden, sich in entsprechender Weise über diesen Meister herzumachen. Mit welcher Bereitwilligkeit er dieser Mahnung gefolgt und welche Auffassung von Pietät für einen verstorbnen Freund ihm dabei zu Hilfe gekommen ist, geht gleich aus dem ersten seiner „Johannes Brahms. Erinnerungen und Briefe“ überschriebnen Aufsätze (in der Neuen Freien Presse) hervor. Ganz unbefangen wird da berichtet, daß Brahms eine tief begründete Abneigung gehabt habe, vertrauliche Mitteilungen über seine persönlichen Angelegenheiten auch nur in mündlichem Verkehre zu machen,*) und welche Vorsicht er umso mehr bei schriftlichen Äußerungen beobachtet habe. Und als ob das noch nicht genügend wäre, wird aus einem Briefe des Musikers ausdrücklich die Stelle wiedergegeben: „daß mir niemand einen schlechtern Gefallen thun kann, als wenn er Briefe von mir drucken läßt.“ Aber Brahms ist tot, auf ihn braucht daher keine Rücksicht mehr genommen zu werden, desto mehr auf die Neugier des Lesepöbels, der hinter alle Vorhänge, durch alle Schlüssellöcher gucken, vor allem das erspähen möchte, was ihn nichts angeht! Die Verteidiger der Schnüffelei und Klatscherei pflegen zu sagen, das Publikum habe „ein Recht,“ jede Äußerung bedeutender Menschen zu kennen. Das ist nicht wahr. Jeder Mensch und erst recht jeder bedeutende Mensch darf sein Geheimbuch führen, das ebenso wie das Geheimbuch des Kaufmanns von andern zu respektiren ist. Und das gilt von Künstlern und Schriftstellern umso mehr, als in dem, was sie der Öffentlichkeit vorenthalten, wohl nicht leicht die Schlüssel zum Verständnisse großer Begebenheiten und Thaten zu finden wären, wie bei Staatsmännern. Uns kann und soll genügen, was Künstler und Schriftsteller geschaffen haben; erst in zweiter Linie stehen für uns als Publikum Beiträge zur Entstehungsgeschichte und zur Deutung. Solche pflegen auch nur von Gelehrten gesucht zu werden. Die große Menge aber verlangt „Enthüllungen“ über das Privatleben. Schwächen, Charakterfehler, Angewohnheiten des Menschen interessiren sie in viel höherm Grade als Schöpfungen des Künstlers. Wie war der Mann in seinem häuslichen Leben und im engern Verkehr, war er vielleicht ein Raucher, ein Trinker, ein Schuldenmacher, unterhielt er Liebschaften, wie urteilte er vertraulich über Seinesgleichen: das sind die „interessanten“ Dinge für Leute, die seine Bücher oder Bilder usw. gewöhnlich nur oberflächlich, oft nur dem Namen nach kennen, für sie soll jedes Geheimnis ans Tageslicht gezerrt werden. Es ließe sich da anwenden, was einmal irgend ein Dichter in eine Autographensammlung eingezeichnet hat:

Anstatt die Klau uns zu begucken,
Lest lieber, was wir ließen drucken.

*) Eine Musikschriftstellerin, die ihn um Nachrichten über sein Leben aushorchen wollte, hat er einmal köstlich ablaufen lassen: er schickte sie zu einer andern Dame, die angeblich genau über sein Leben Bescheid wüßte, die würde ihr alles, was sie wissen wolle, mitteilen. Als aber die Schriftstellerin zu der betreffenden Dame kam, hörte sie, daß diese nicht das Geringste über Brahms wußte. Er hatte sich nur einen Scherz gemacht, um die Fragerin loszuwerden.

Digitized by Google

Wann, unter welchen Umständen, in welcher Stimmung, wem gegenüber der Schreibende ein Wort zu Papier gebracht hat, darnach wird nicht gefragt: er hat es gesagt, es ist schwarz auf weiß vorhanden, also war er doch auch nur ein gewöhnlicher Mensch, wonicht ein bedenklicher Charakter, und verdient seinen Ruhm nicht! Möchten doch die gierigen Herausgeber beherzigen, was der Herausgeber der Gedichte von Johanna Ambrosius, Schrattenbach, in der Vorrede sagt: „Leider muß ich mich des schönsten Mittels, ein richtiges Bild von dem Wesen der Dichterin zu zeichnen, begeben, nämlich der Veröffentlichung ihrer an mich gerichteten Briefe. Mit schwerem Herzen thue ichs, weil diese Briefe fast noch unmittelbarer wirken als die Gedichte, und weil sie ein Schatzkästlein an reizenden Schilderungen und eigenartigen Gedanken sind. Aber ich will meiner neugewonnenen Freundin die Naivität des brieflichen Verkehrs nicht rauben, und das geschähe unzweifelhaft, wenn sie jeden Brief mit dem störenden Gedanken schriebe, er könnte veröffentlicht werden."

Wir trauen keineswegs jedem Biographen eines neuern Dichters oder Künstlers die Absicht zu, einem solchen Publikum Futter zu liefern. Das Lebensbild, das Emil Kuh von Friedrich Hebbel gegeben hat, ist ein Werk ernstester, gewissenhaftester Überzeugung, die Abfassung war ihm, wenn wir nicht irren, vom Dichter selbst testamentarisch übertragen worden, und er hielt unbedingte Aufrichtigkeit für seine Pflicht; und ähnlich mögen andre gedacht haben. Aber welchen Dienst die Anhänger Heines ihrem Helden damit geleistet haben, daß sie jeden Brief, jede Notiz drucken ließen, darüber werden sie sich schon klar geworden sein. Doch das Beispiel Gottfried Kellers liegt näher und ist wichtiger. Keller hatte vor länger als einem Jahrzehnt den Umgang mit Bächtold abgebrochen, weil er nicht wünschte, der Welt einmal mit eben solcher Rücksichtslosigkeit abgemalt zu werden wie der arme Heinrich Leuthold. Später muß eine Aussöhnung zustande gebracht worden sein, und nun ist Kellers Befürchtung insofern zur Wahrheit geworden, als sein Biograph aufgenommen hat, was er irgend auftreiben konnte, wertlose Briefe, Äußerungen voll schweizerischer Derbheit, wie sie nahen Freunden gegenüber und im Scherze zulässig waren, aber von Fernstehenden falsch gedeutet werden müssen, Aufrichtigkeiten aus Augenblicken übler Laune, und auf dergleichen fußen jetzt Urteile über den Dichter und Menschen, der doch in der That das, was die Welt wirklich interessiren kann, in seinen Büchern zur Genüge selbst hergegeben hatte. Ähnlich ist es Hehn ergangen. Daß sich jemand beim Briefschreiben schon das weite Lesepublikum vor Augen hält, gehört doch, wenn der Fall Auerbachs ausgenommen wird, gewiß zu den größten Seltenheiten, und was vertrauensvoll den Angehörigen überlassen wird, gehört deshalb noch nicht vor alle Welt. Darüber kann wohl eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen, daß der Empfang eines Briefes oder dessen Erwerbung von einem Autographenhändler keinem ein unbedingtes Verfügungsrecht zuerteilt; wobei die Frage der Honorirung für die Herausgabe nur flüchtig gestreift werden möge.

Wenn man die Ansicht aufstellt, daß der Schutz des litterarischen Eigentums, der den Rechtsnachfolgern eines Autors für eine dreißigjährige Frist nach dessen Tode gewährt wird, auf Ungedrucktes ausgedehnt werden sollte, so wird zuverlässig ein Jammergeschrei erhoben werden: Dreißig Jahre! Wer fragt dann noch nach dem Verfasser, seinen Tagebüchern und Briefen? Aber ist mit solchen Worten nicht schon diese ganze Art von Spekulation gerichtet? Einem Schriftsteller, dessen Werken man keine solche Lebensdauer zutraut, braucht kein Denkmal errichtet zu werden, und dessen persönliche Angelegenheiten dürfen nicht der Neugier und der Skandalsucht zuliebe öffentlich breit getreten werden, sobald er die Augen geschlossen hat.

Digitized by Google

Gegen die Belästigung durch Autographenjäger, über die auch Brahms geseufzt hat, gäbe es übriges ein gutes Mittel: man bediene sich ihnen gegenüber der Schreibmaschine.

Litteratur

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band. Der Bundesrat des Zollvereins 1868 bis 1870 und der Bundesrat des deutschen Reichs 1871 bis 1873. X und 428 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1897

Von diesem wichtigen Quellenwerk zur neuesten deutschen Geschichte ist der hier vorliegende zweite Band sehr rasch dem ersten gefolgt. Die Anordnung und Bearbeitung des Stoffes ist unverändert geblieben; nur die Quellen sind wenigstens für den Zollbundesrat reichlicher geflossen als für den ersten Band, weil für diesen sämtliche sonst nicht zugängliche amtliche Drucksachen und Protokolle zur Verfügung gestanden haben. Ein besondres Interesse beanspruchen auch diesmal die Angaben über die Persönlichkeiten der Bevollmächtigten. Zunächst hat Poschinger eine Anzahl von diesen, die er natürlich sämtlich mit den äußern Thatsachen ihres Lebens wieder anführt, ausführlicher behandelt, von den Preußen besonders Falk und Stosch, wobei er bei dem ersten sein Verhältnis zu Bismarck während des Kulturkampfes, beim zweiten seine ganze Verwaltung der Marine, die Bismarck nicht genügte, weil sie ihn oft daran hinderte, die überseeischen Interessen des Reichs kräftiger zur Geltung zu bringen und schon früher in die Kolonialpolitik einzutreten, und seine Stellung zu Bismarcks Gegnern als dessen etwaiger Nachfolger erörtert; von den außerpreußischen Bevollmächtigten treten besonders hervor der Senator von Lübeck, Dr. Theodor Curtius, der Bruder von Ernst Curtius, der 1866 den Anschluß Lübecks an Preußen, 1868 seinen Beitritt zum Zollverein herbeiführte, der sächsische Finanzrat Oswald von Nostiz-Wallwitz, eines der hervorragendsten Mitglieder des Bundesrats, Gegner einer „unitarischen“ Ausgestaltung der Reichsverfassung, die namentlich in den ersten Jahren bevorzustehen schien, aber auch ein Feind des „querköpfigen, kurzsichtigen Parlamentarismus,“ auch gegenüber Bismarck die Unabhängigkeit seines Urteils sich wahrend, aber ein lebhafter Bewundrer dieses „Riesen,“ dessen Widersacher nur „Pygmäen“ sind, dann von den Süddeutschen der Baier von Lutz, einer der einsichtigsten „Mitbegründer“ des Reichs, der Vertrauensmann König Ludwigs II. und die Seele der bairischen Kirchenpolitik, die er vorsichtiger leitete als Falk die preußische, der Württemberger von Mittnacht, der, wie Lutz, stets im besten Verhältnis zu Bismarck stand, die Badener von Türckheim und von Freydorf. Noch tiefer in die Zeiten führen Briefe und Aufzeichnungen einzelner Mitglieder ein. Solche geben bei Poschinger der württembergische Oberregierungsrat Riecke aus den Zeiten des Zollbundesrats mit sehr anschaulichen Schilderungen des Berliner Hofes, ebenso sein Kollege Freiherr von Spitzenberg, aus dem Bundesrate des Reiches der württembergische Major von Gleich (im Herbst und Winter 1870) und der badische Minister von Freydorf in lebendigen Briefen über seine Reise nach Versailles und seinen dortigen Aufenthalt 1870/71. Sehr bezeichnend ist darin die Äußerung, daß es am besten sei, Elsaß-Lothringen an Preußen zu geben. Diese Auswahl ist natürlich sehr ungleichmäßig und mehr oder weniger vom Zufall abhängig gewesen, aber sie erläutert in sehr bemerkenswerter Weise den bekannten Ausspruch des Fürsten Bismarck, daß der Bundesrat die beste Stütze der deutschen Einheit geworden sei, und läßt erkennen,

Digitized by Google

wieviel Sachkenntnis, Pflichtgefühl, Offenheit, gegenseitiges Vertrauen und Va
landsliebe hier an der Arbeit gewesen ist. Man hält es da kaum für möglich,
noch zehn Jahre früher die meisten dieser Staaten Preußen in bittrer Feindsc
gegenüberstanden. Neben diesen die Persönlichkeiten betreffenden Abschnitten ste
die eigentlich geschichtlichen, indem bei jeder Session des Bundesrats die in
und in der „Werkstatt" verhandelten Angelegenheiten nach festen Rubriken (Re
gesetzgebung, Reichstag, Zoll- und Handelswesen, Eisenbahnwesen, Marine u
Schiffahrt u. s. f.) zusammenhängend dargestellt werden.

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Bernhard Rogge. Erster Band: 1831—62. VIII und 308 S. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1897

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des innern deutschen Lebens, keine bloße Biographie, ein Buch, dessen Fortsetzung wir mit Spannung erwarten, schon deshalb, weil der Erzähler als Schwager des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon, langjähriger Divisionspfarrer und Hofprediger in Potsdam den entscheidenden Ereignissen und den maßgebenden Persönlichkeiten viel näher gestanden hat als die meisten seines Standes. In diesem ersten Bande beanspruchen die Jugendjahre ein ganz besondres Interesse. Mit vollster Deutlichkeit tritt uns das Leben in dem kinderreichen schlesischen Pfarrhause von Groß-Tinz bei Liegnitz entgegen, in seinem strengen Ernst wie in seinen heitern Zügen unter der Leitung des charaktervollen Vaters, der allmählich von dem Rationalismus seiner Universitätsjahre durch den Pietismus zum ausgeprägt konfessionellen Luthertum gelangt, sodann das Schülerdasein in Schulpforte in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit, seiner guten Laune und seiner fleißigen Arbeit unter hervorragenden Lehrern, endlich die Studienzeit in Halle und Bonn, die Rogge nach längerm Schwanken zum theologischen Lebensberufe hinüberführte, und eine Fülle von Charakterköpfen, namentlich von Theologen, ist dabei mit scharfen Strichen gezeichnet. Acht Jahre vergingen ihm dann seit 1854 in reicher, praktischer Thätigkeit im schönen Rheinlande, in Koblenz und Vallendar, Stolberg bei Aachen und wieder in Koblenz (als Garnisonprediger), mitten in einer überwiegend römisch-katholischen Bevölkerung, wo ihm das Wesen des Ultramontanismus erst klar wurde und ihn zu einer entschlossenen „Kampfstellung" brachte (worüber er sich gelegentlich S. 297 ff. sehr scharf ausläßt, mit ganz besondrer Beziehung auf die Haltung der damaligen Prinzessin von Preußen). Bei alledem ist er kein konfessioneller Fanatiker geworden; die unduldsame, lieblose lutherische Orthodoxie ist ihm ebenso „unevangelisch" wie die negative Richtung, die an den Grundthatsachen des Evangeliums und den Fundamenten der Kirche rüttelt. In dieser rheinischen Zeit gründete er sich 1857 auch den eignen Herd durch die Vermählung mit der Tochter des späteren Feldpropstes Thielen, der er diesen Band zugeeignet hat. Mit Wehmut schied er vom Rhein, als ihn König Wilhelm, der ihm persönlich seit Jahren sehr gewogen war, im August 1862 als Hof- und Divisionsprediger nach Potsdam berief.

Die Grundlage dieser „Erinnerungen" bildet neben dem zuverlässigen treuen Gedächtnis des Verfassers und seiner scharfen Beobachtung von Menschen und Dingen der regelmäßige und vollständige Briefwechsel, den er seit seinem Weggange aus dem Vaterhause mit seinen Eltern, daneben später mit Verwandten, Freunden und seiner Braut geführt hat. Nur so war vor allem die erfreuliche örtliche und zeitliche Bestimmtheit seiner Angaben möglich.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 39

Ausgegeben am 30. September 1897

Inhalt:

	Seite
Der Zusammenschluß der kontinentalen Mächte	577
Die Hochwassergefahr und ihre Bekämpfung. Von Ernst Kirchberg	594
Die älteste Besiedlung Deutschlands. Von Otto Kaemmel	605
Der dramatische Konflikt	613
Reserve- und Landwehroffiziere	619
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Politik der Sammlung in England — Einiges von den „Nichts-als-Konsumenten“ — Ein Ausgleichsvorschlag zur Militärstrafprozeßordnung — Jakob Burckhardts litterarischer Nachlaß	623

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder
aus dem Universitätsleben
von
einem Grenzboten
(Ernst Groth)

Broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Die Sammlung enthält: Der alte Korpsstudent, das Hohenzollernlied, die Studentin, Pedell Papendick, der Landpfarrer, der jüdische Student, die Wahlschlacht und eine Studentenaufführung, alles kleine, in sich abgeschlossene Skizzen, die den Ernst und den Humor des heutigen akademischen Lebens zumeist vortrefflich widerspiegeln und teilweise, so besonders in der „Studentenaufführung," die davon Kunde giebt, wie Ernst von Wildenbruch zum erstenmal als dramatischer Dichter an die Oeffentlichkeit trat, eine über das Interesse des Tages hinausreichende Bedeutung beanspruchen dürfen. Als Schauplatz der einzelnen Novelletten ist mehrfach Berlin und Leipzig ausdrücklich angegeben; die andern spielen in kleineren nord- und mitteldeutschen Universitäten. Wir können die Lektüre des ansprechenden Büchleins allen Freunden akademischen Lebens, den Jungen wie den Alten in gleicher Weise, angelegentlichst empfehlen.
(Neue Bonner Zeitung)

Bilder aus dem Westen
Von
E. Below

Broschirt 3 Mark

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher viele Jahre als Arzt in Amerika gelebt, entwirft eine Reihe anziehender Bilder von dem dortigen Treiben, wie es sich besonders an einem Centralpunkt amerikanischen Lebens, in Cansas City, abspielt. Straßenscenen, Handel und Wandel, die wahnsinnige Jagd nach dem Dollar, soziale Verhältnisse, Eindrücke aus der Häuslichkeit und aus der Schule, das Gesellschaftsleben, die Vergnügungen der Bevölkerung, Amerikas Frauen werden in fesselnder Weise vorgeführt. Scharf geht der Verfasser mit unsern dortigen deutschen Brüdern ins Gericht, die von dem rücksichtslosen Yankee sich schmählich betrügen und ausbeuten lassen. Seine Schilderungen gipfeln in dem Resultat: „In vielen Dingen hat Amerika die alte Welt überflügelt, in andern schmachtet es noch im Mittelalter des Aberglaubens. Die Deutschen allein haben die Aufgabe, die Kulturgedanken der alten Welt in der neuen zur Geltung zu bringen und mit ihrer Hilfe den Götzen des Mammons, der heute dort alles in seinen Banden hält, zu vernichten, um so ein neues Reich aufbauen zu helfen, das einst wirklich ein Weltreich sein wird — ein neues Rom."

Daß der Verfasser nach eigner Beobachtung schildert, daß er mit den unfertigen Verhältnissen Amerikas und seinen eigenartigen Bewohnern wohl vertraut ist, daß er über eine umfassende Bildung verfügt, um sich über alle Erscheinungen ein selbständiges, klares Urteil zu bilden, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Sein interessantes, fesselndes Buch verdient daher von allen gelesen zu werden, die sich über das amerikanische Leben orientiren wollen.
(Odd Fellow)

Italienische Eindrücke
von
Otto Kaemmel

Broschirt 2 Mark 40 Pfennige

Von andern Büchern über Italien unterscheidet sich Kaemmels 192 Seiten starke Schrift dadurch, daß uns der Verfasser nicht etwa eine Beschreibung seiner Reisen giebt, sondern in einer Reihe von Aufsätzen bestimmte, begrenzte Aufgaben behandelt, z. B. Volkscharakter und Volksleben, Italienische Landschaften, die Städte als historische Denkmäler, Volkswirtschaftliches und Soziales. In allen diesen einzelnen Studien spricht sich neben Sachkenntnis große Liebe zu Land und Volk aus. Daneben ist die Behandlung der Themata insofern eine virtuose, als der Verfasser gleichsam die ganze Klaviatur italienischen Lebens alter und neuer Zeit mit einer merkwürdigen Allgegenwart oder doch geläufigen Erinnerungsfertigkeit und Associationsfähigkeit für Gleichartiges und für Kontraste beherrscht und daher durchweg sehr polyphone Accorde greift. Kurz, Kaemmel schildert aus dem Vollen heraus. Das Buch wird namentlich denjenigen Lesern Vergnügen machen, die schon öfter in Italien waren, obwohl es solchen teilweise ihre eignen Erfahrungen und Gedanken wiederholt.
(Bund - Bern)

Skizzen
aus unserm heutigen Volksleben
gezeichnet von
Fritz Anders

In Leinwand gebunden 3 Mark 60 Pfennige

. . . Wir haben in Fritz Anders einen ganz meisterhaften Kenner und Maler des Volkslebens vor uns, der seine Beobachtungen und Schilderungen mit einem so köstlichen Humor und einer so erheiternden Satire darbietet, daß auch der grämlichste Rheumatiker bei der Lektüre ein fröhliches, urkräftiges Behagen spüren muß. Seine Gestalten, so wunderseltsam sie uns auch zuweilen anmuten, haben Fleisch und Blut! Wir beobachten nicht nur ihr Leben und Treiben, nein, wir sehen in ihr innerstes Wesen und Sinnen. Und mit den Personen werden einzelne Schattenseiten unsers öffentlichen, staatlichen, kommunalen, sozialen und kirchlichen Lebens so scharf, witzig und treffend skizzirt und gegeißelt, daß jeder Leser dem treuherzigen, schalkhaften und geistvollen Verfasser dankbar sein wird. Unternehmungslustige Vereinsmeier, steife Büreaukraten, umständliche Juristen, störrische Bauern, nörgelnde Stadtverordnete, pedantische Gelehrte, hartherzige Geldprotzen, moderne Wohlthätigkeitsdragoner, eitle Streber, selbstbewußte Musikfexe, dünkelhafte Standespersonen, nervöse Reisende, verbildete Musterkinder, armselige Stellenjäger, pathetische Schwätzer, bornirte Spekulanten ziehen in drolligem Zuge an unserm geistigen Auge vorüber. Anders versteht wie wenige die Kunst, im Lachen die Wahrheit zu sagen. Wer bei den Kapiteln „Der Herr Paragraphendirektor", „Die Historia von der ewigen Schulbank", „Wohlthätigkeitsindustrie", „Das Gaufest", „Eine musikalische Stadt" nicht guter Laune wird, dem ist nicht mehr zu helfen.
(Rhein. Westfäl. Zeitung, Essen)

Digitized by Google

Der Zusammenschluß der kontinentalen Mächte

Die Besprechungen der heimischen Presse über unsre Beziehungen zu Rußland haben in den elf Monaten, die zwischen dem Besuch des Kaisers Nikolaus in Breslau und dem Gegenbesuch unsers Kaiserspaares in Petersburg verflossen sind, eine wesentliche Wandlung zum Bessern gezeigt. Sie sind viel sachlicher geworden, betonen weniger den Klatsch und versuchen mehr, auf den politischen Kern einzugehen. Man fängt nachgerade an, einzusehen, daß sich die vorsichtig und bedachtsam geleitete auswärtige Politik des Reichs in guten Händen befindet. Selbst die am hartnäckigsten mit Kanzler- und Ministerstürzen beschäftigten Blätter müssen zugeben, daß sie für ihre Voraussetzungen „kritischer Tage“ vorläufig keine Flutfaktoren anzuführen vermögen, und gönnen kleinlaut dem Fürsten Hohenlohe die Sicherung seiner Stelle über den Herbst hinaus. Die Guten! Nun, wir können ihnen zum Trost verraten, daß der nun achtundsiebzig Jahre alte Reichskanzler nicht ewig bleiben wird; einmal werden sie Recht behalten, freilich nicht in diesem und wahrscheinlich auch nicht in einem der folgenden Herbste. Das wird lediglich von dem Befinden und der Arbeitskraft des gegenwärtigen Reichskanzlers abhängen und nicht etwa von hohen Launen und Wandlungen, wie dies nach der Weise der Leckert- und Lützowpresse noch vielfach angedeutet wird.

Die Stetigkeit, mit der die äußere Politik Deutschlands geleitet wird, beginnt auch denen erkennbar zu werden, die seither von dem Standpunkt ausgingen, daß, da Fürst Bismarck selbstverständlich ein größerer Staatsmann ist als Fürst Hohenlohe, sie auch klüger sein müßten als dieser. Neuerdings sind sie zu der Anerkennung genötigt worden, daß die Rolle, die unsre Diplomatie im Orient spielt, genau die Linie einhält, auf die auch der Altreichskanzler stets nachdrücklich hingewiesen hat. Das Ansehen des Reichs

Digitized by Google

ist in vollem Maße und in allen wichtigen Fragen ausschlaggebend in die Wagschale gefallen, ohne daß Deutschland mehr in den Vordergrund getreten wäre, als es sein unmittelbares Interesse im Orient erfordert. Diese Erkenntnis hat freilich vielfach große Überwindung gekostet; namentlich bei Beginn der griechischen Wirren waren die tadelnden und besserwissenden Stimmen ungemein zahlreich, und viele hatten dabei keine Ahnung, wie sehr sie eigentlich jenen Bürgern von Schilda glichen, die von der Enge und Tiefe ihres Straßenhorizonts aus den Türmer auf der Warte belehren wollten, wo es brenne.

Wie gesagt, es hat sich seit vorigem Jahre eine merkliche Wendung zum Bessern vollzogen. Dazwischen liegen allerdings zwei Sensationsprozesse, die aller Welt offenkundig gemacht haben, daß gewisse Neuigkeiten, auf die die Zeitungen damals vorwiegend Wert legen zu müssen glaubten, in der Hauptsache doch bloß auf dreisten Erfindungen einiger politischer Stegreifritter und Intriganten niedrigen Schlages beruhten, und daß, wenn es auch nicht eingestanden wird, schließlich fast alle Blätter davon genascht hatten. Wenn daraufhin das Bestreben wieder mehr hervortritt, weniger den Klatsch nach oben zu pflegen und sich lieber der ernsten politischen Erörterung zu widmen, so wird daraus nur Vorteil erwachsen. Der Schaden freilich, den das Vaterland und die nationalen Parteien durch jenen Fehler haben werden, wird erst bei den nächsten Reichstagswahlen in der Rechnung erscheinen. Die Wähler, die man in ihrer Anhänglichkeit nach oben erschüttert hat, werden die demokratischen Reihen verstärken, und es liegt bis jetzt keine Wahrscheinlichkeit vor, daß irgend ein glückliches Ungefähr den nationalen Geist bis dahin wieder kräftigen werde. Die Lässigkeit, mit der die brennende Flottenfrage angefaßt wird, läßt wenig für eine Neubelebung der sogenannten nationalen Parteien hoffen.

Doch auch das wenige Gute soll hier Anerkennung finden, und dieses besteht eben darin, daß unsre auswärtige Politik, namentlich in dem Verhältnis zu Rußland und in der Orientfrage, mehr und mehr Zustimmung findet. Freilich von der hergebrachten Schablone weiß man sich immer noch nicht ganz frei zu machen, von der bisher doch niemals dagewesenen Thatsache, daß alle sechs europäischen Großmächte in einer so brennenden Frage monatelang immer wieder zu gemeinsamem Vorgehen vereinigt worden sind, nimmt man kaum Notiz, geschweige denn daß man Überlegungen wegen der Ursache und über die sich mit Notwendigkeit daraus ergebenden Folgen angestellt hätte.

Vorwiegend wird der Anschauung Raum gegeben, als ob sich während der Kaiserbegegnung in Petersburg gewissermaßen etwas Neues ereignet, eine neue politische Zukunft aufgethan hätte. Ein solcher Irrtum kann aber doch bloß Leuten unterlaufen, die sich seit Jahren in die Verlästerung des „neuen Kurses“ hineingeredet hatten und darum nicht zu erkennen vermochten, was

Digitized by Google

sich vor aller Augen sichtbar vollzog. Die ausländische Presse hat sich hierin der unsern überlegen gezeigt. Es besteht wohl ein Unterschied zwischen dem Ton der Kaisertoaste vorm Jahre in Breslau und diesmal in Petersburg, aber so „außerordentlich groß" war er nicht, daß man erst jetzt daraus eine Bestätigung der neuen politischen Wendung, die vielleicht nicht einmal neu ist, herleiten und erkennen könnte. Schon das Auftreten der deutschen Diplomatie neben Rußland und Frankreich Japan gegenüber hatte einen deutlichen Fingerzeig gegeben, eine offizielle Bestätigung ergaben aber gerade die Breslauer Kaisertoaste, nur wurde sie hartnäckig übersehen. Kein einziges deutsches Blatt hat damals den Worten des Kaisers in Görlitz am 8. September die gebührende Beachtung geschenkt. In seiner Ansprache an das Offizierkorps des fünften Armeekorps sagte er aber ausdrücklich über die Begegnung mit dem Kaiser Nikolaus: „In völliger Übereinstimmung mit Mir geht sein Streben dahin, die gesamten Völker des europäischen Weltteils zusammenzuführen, um sie auf der Grundlage gemeinsamer Interessen zu sammeln zum Schutze unsrer heiligsten Güter." Die politische Wendung stand also schon fest.

Wie man solche, ein deutliches Programm aussprechenden Worte übersehen konnte, das läßt sich nur aus dem damaligen Zustand unsers Preßwesens erklären. Bei der ausschließlichen Beflissenheit, das Gras vor den Thüren der Minister wachsen zu hören, alles als wankend und schwankend hinzustellen, erschien ein Hörfehler des Berichterstatters des offiziösen Telegraphenbureaus viel interessanter als die kaiserliche Ansprache, und so entging der gesamten deutschen Presse der Augenblick der ersten authentischen Kundgebung über die neugeschaffne politische Lage. Eine Entschuldigung dafür giebt es nicht, denn in Breslau hatten die leitenden Minister Deutschlands und Rußlands ebenso mit einander persönlich Fühlung genommen wie diesmal in Petersburg, und wenn gegenwärtig Anlaß genommen worden ist, daraus bestimmte politische Schlüsse zu ziehen, so lagen die Bedingungen dafür damals doch ganz genau so. Aber man übersah die inhaltreichen Sätze der kaiserlichen Rede, obwohl sie „vor versammeltem Kriegsvolk" und unzweifelhaft nicht ohne Wissen und Zustimmung des Fürsten Hohenlohe gesprochen worden waren. Man hätte daraus einen sichern Rückhalt gegenüber dem erwartungsvollen Ereignis des russischen Kaiserbesuchs in Paris gewinnen können; so aber entwickelte sich das keineswegs erhebende Schauspiel, daß eigentlich die gesamte deutsche Presse nach einer gewissen gehobnen Stimmung zu Ende der Breslauer Kaisertage unter den Eindrücken des Freudentaumels in Paris immer kleinlauter wurde bis zu dem Abschiedskusse, den Kaiser Nikolaus dem Präsidenten Faure gab. In gewissen „nationalen" Kreisen, die bisher bemüht gewesen waren, den sogenannten „neuen Kurs" als gänzlich verfehlt hinzustellen, trat sogar eine unverkennbare Befriedigung über die anscheinend mißliche Wendung zu Tage.

Digitized by Google

Dahinein fiel dann noch die Indiskretion der Hamburger Nachrichten mit ihren Enthüllungen über den geheimen Neutralitätsvertrag zwischen Deutschland und Rußland bis 1890, die sofort wieder den erbittertsten Kampf der Parteien für oder wider Bismarck entfesselte. Man verbiß sich in die heftigsten Streitereien über eine politische Lage, die seit länger als sechs Jahren nicht mehr bestand, es wurde gänzlich unbeachtet gelassen, daß ein Zusammenschluß der „gesamten Völker des europäischen Weltteils" den besondern Neutralitätsvertrag mit Rußland gegenstandslos machte, und der Umstand, daß der Beginn der Wendung in die Zeit der Reichskanzlerschaft des Grafen Caprivi fiel, genügte auf Monate, um die Preßkämpfer der erhitzten Parteien vollauf zu beschäftigen. Man sah nicht oder wollte nicht sehen, daß die neue Gruppirung der Mächte schon so weit gediehen war, daß auch eine vorläufige offizielle Kundgebung darüber angängig erscheinen konnte. Befürchtungen wegen der Folgen des begeisterten Zarenempfangs in Frankreich waren unter diesen Umständen gar nicht nötig, und die Indiskretion des Hamburger Blattes erwies sich als doppelt überflüssig.

Hier nochmals auf die damaligen Erörterungen in den Zeitungen einzugehen, hieße leeres Stroh dreschen, es sollen darum nur zwei wesentliche Punkte besprochen werden, von denen namentlich der zweite nirgends Erwähnung gefunden hat. Es wurde mehrfach betont, daß der Altreichskanzler nicht beabsichtigt haben könne, der diplomatischen Stellung Deutschlands einen Nachteil zuzufügen. Davon konnte schon darum nicht die Rede sein, weil Fürst Bismarck mit jener Indiskretion unmittelbar nichts zu thun hatte und nichts zu thun haben konnte. Er hat niemals den Versuch gemacht, von Friedrichsruh aus gewissermaßen eine „Nebenregierung" zu führen. Dergleichen war durch seine Vergangenheit gänzlich ausgeschlossen, obgleich sich viele Leute jahrelang bemüht haben, verschiedne Vorgänge in diesem Sinne zurecht zu legen und einzelne Aussprüche von ihm, deren Wortlaut übrigens kaum genau verbürgt ist, in dieser Richtung zu deuten. Für Kundige hätten die Hamburger Nachrichten nicht erst in neuerer Zeit mehrfach zu versichern brauchen, daß Fürst Bismarck überhaupt niemals Artikel für sie verfaßt habe, das wußten unterrichtete Leute längst. Es gehörte aber zu dem Preßgetreibe der letzten Jahre, im deutschen Volke die Meinung zu erhalten, als befände sich der Altreichskanzler im offnen Gegensatz zur gegenwärtigen Reichspolitik und spräche in diesem Sinne durch den oder jenen Mund zur Öffentlichkeit. Das hat er thatsächlich niemals gethan, und alle dahin ausgelegten Aussprüche von ihm lassen entweder auch eine andre Auffassung zu oder sind erst in diesem Sinne verstanden und weiter gegeben worden, weil man sie so verstehen wollte.

Die maßgebenden Kreise in Berlin waren hierüber durchaus unterrichtet und kümmerten sich wenig um dieses Treiben der Blätter. Man würde sich aber einer Täuschung hingeben über den Ernst und die Macht dieser Kreise, wenn

Digitized by Google

man annehmen wollte, sie hätten sich etwa eine solche Art von Nebenregierung gefallen lassen, und eine Vermutung darüber, wie sich Fürst Bismarck selbst einer ähnlichen Haltung seines Vorgängers gegenüber benommen haben würde, braucht gar nicht angedeutet zu werden. Solche Zustände sind schlechthin undenkbar und wären auch unhaltbar gewesen, aber sie sind nicht vorgekommen, nur Leichtgläubige konnten so etwas für möglich halten. Nach den Lützow- und Leckertprozessen haben auch diese Dinge nachgerade ihr Ende erreicht, das Publikum ist gegen dergleichen zu mißtrauisch geworden. Allerdings hat bei dem Bekanntwerden des russischen Neutralitätsvertrags der Reichsanzeiger zweimal eingegriffen und die Thatsache selbst als „Bruch eines Staatsgeheimnisses“ erklärt, im übrigen aber sich jeder Beziehung auf die Person des Fürsten Bismarck enthalten. Das war auch vollkommen in der wirklichen Sachlage begründet.

Als auffälliger Umstand muß nun erscheinen, daß in den so erregten Auseinandersetzungen über die Hamburger Enthüllung niemals die Frage aufgeworfen worden ist, unter welchen Verhältnissen eigentlich der Neutralitätsvertrag zustande gekommen war, und welchen Zwecken er dienen sollte. Daß er zur Vermehrung der Sicherheit Deutschlands beitrug, ist wohl unverkennbar; doch unbedingt nötig war er nicht, wenn es mit dem Dreibund überall voller Ernst war. Und umgekehrt hing ihm als Geheimvertrag der Makel einer gewissen Rückhaltigkeit gegen Österreich und Italien an. Das ist auch nach dem Bekanntwerden durch das Hamburger Blatt von verschiednen Seiten, namentlich von Feinden Bismarcks und Gegnern Deutschlands, scharf betont worden. Auch nachdem bekannt geworden war, daß Österreich und Italien von dem geheimen Vertrage vertraulich in Kenntnis gesetzt worden waren, wurde sein Wesen nicht klarer. Alles lief schließlich auf Streitigkeiten um die Person des Altreichskanzlers hinaus, die ergebnislos bleiben mußten, weil seine staatsmännische Größe unangreifbar feststeht, die aber, als von Liebe oder Haß diktirt, der politischen Seite der Frage nicht gerecht wurden.

Der Neutralitätsvertrag zwischen Deutschland und Rußland hat offenbar gar nicht die Bedeutung gehabt, die ihm beigelegt worden ist. Er entsprach einfach der politischen Sachlage, wie sie durch die eigentümliche Persönlichkeit des Zaren Alexanders III. gegeben war. Das Verhältnis unsrer Nachbarn im Osten und Westen zu Deutschland wird meist nur einseitig betrachtet, und man vergißt, ein notwendiges völkerpsychologisches Glied mit in die Rechnung zu stellen, das nicht übersehen werden sollte, aber offiziell niemals betont werden kann. Die vorliegende Betrachtung braucht diese Rücksicht nicht zu nehmen und darf offen darüber sprechen. Die unerwarteten und selbst die Großthaten des Feldherrngenies Napoleon in den Schatten stellenden militärischen Erfolge der Feldzüge von 1866 und 1870/71, die nach vollständiger Besiegung des Gegners keine kriegerische Einmischung dritter zuließen, hatten

Digitized by Google

gewaltige Eindrücke hinterlassen, unter denen die Furcht nicht der kleinste war. Dabei ist aber Furcht nicht mit Feigheit zu verwechseln. Die Frage: Wer kommt nun oder wieder daran? hat jahrzehntelang den Feinden Deutschlands als Anlaß gedient, die äußere Politik Bismarcks zu verdächtigen, und es hat fünfundzwanzig Jahre der feierlichsten Versicherungen und einer in diesem Sinne geleiteten Staatskunst bedurft, um jenen Eindruck, der in dem friedlichen Deutschland meist nicht mit in die politische Erwägung gezogen wird, abzuschwächen und die Welt davon zu überzeugen, daß das neu erstandne Reich wirklich nur der Hort des Friedens zu sein, d. h. keine neuen Eroberungen zu machen beabsichtige. Die Berücksichtigung dieses Umstands läßt manche politische Erscheinung der letzten Jahrzehnte verständlicher erscheinen. Man beeilte sich ringsum, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, und romanische wie slawische Federn waren eifrig bemüht, ihre Volksgenossen zum Kampf gegen das mit so überwältigender kriegerischer Macht neu in die Weltgeschichte eingetretne deutsche Reich und das Deutschtum im allgemeinen aufzubieten. Ein großer Teil dieser Bestrebungen, wenn nicht ihre Gesamtheit, ist auf die Furcht zurückzuführen.

Am deutlichsten trat das in dem Verhalten der Franzosen hervor. Neben der notwendig gewordnen Neubildung der Armee auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht erfolgte die Verbauung der Ostgrenze durch eine dreifache Reihe von Befestigungen. Damit sollte ein erneuter „Einfall der Barbaren," wie der Krieg von 1870/71 unter beabsichtigter Entstellung der geschichtlichen Thatsachen nun einmal bezeichnet wurde, verhindert werden. Auf einen „frischen, fröhlichen Krieg" mit dem Gefühl des sichern Erfolgs im Herzen deutete das ebenso wenig wie das lärmende und aufreizende Geschrei der Revanchepolitiker in der Presse. Schon im bürgerlichen Leben sieht nur, wer sich seiner Sache sicher fühlt, einer persönlichen Gefahr ruhig und lautlos entgegen, wer sich dagegen der geringsten Furcht vor der Überlegenheit des Gegners bewußt ist, sucht sie hinter Pfeifen und Singen, selbst prahlerischen Herausforderungen zu verdecken. Kommen nicht einzelne Personen, sondern Volksmengen oder gar ganze Völker ins Spiel, so nehmen die Versuche, sich unter einander Mut zuzusprechen, oft die übertriebensten Formen an und rufen mitunter selbst dadurch die Feindseligkeiten hervor, die man eigentlich vermeiden wollte. Man wird gut thun, das ganze französische Revanchegeschrei mit diesem Maßstabe zu messen; dann leuchtet sofort ein, warum in den leitenden Kreisen Deutschlands nie besonders Gewicht darauf gelegt wurde, sondern man sich ab und zu auf einen der bekannten „kalten Wasserstrahlen" in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung beschränkte, worauf das bis zur Grenze des Unerträglichen gediehene Treiben stets auf eine noch zulässige Höhe zurückging. Nur einmal barg das Gebahren eine kriegerische Gefahr in sich, als nämlich im Jahre 1887 die französische Armee die deutsche an Zahl

Digitized by Google

überwog und in Boulanger ein Mann vorhanden war, der wenigstens zeitweilig entschlossen schien, diese Überlegenheit auszunützen, um an die Spitze Frankreichs zu gelangen. Daß diese Beurteilung des französischen Revanchekultus richtig ist, wird durch die Thatsache bewiesen, daß nach der Entstehung des sogenannten Zweibundes, des mehr oder weniger „geschriebnen" Bündnisses mit Rußland, das Revanchetreiben seine ehemalige Wirkung eingebüßt hat. Man hört zwar noch die frühern Redensarten, aber sie verhallen. Es kam den Franzosen offenbar mehr auf die Sicherung vor einem neuen „deutschen Überfall," als auf die Wiedererwerbung der Reichslande an. Jene hoffen sie durch das Bündnis mit Rußland erreicht zu haben, sie werden ruhig und glauben nun auch an Deutschlands ernste Friedenspolitik. Erst in zweiter Linie steht die durch die Niederlage von 1870/71 schwer gekränkte nationale Eitelkeit.

Der Eindruck der deutschen Siege rief in Rußland ähnliche, wenn auch selbstverständlich nicht dieselben Wirkungen wie in Frankreich hervor: man empfänd den deutschen Machtaufschwung mit Unbehagen. Bei der engen Freundschaft der beiden Kaiser erschien zwar jede kriegerische Gefahr zunächst ausgeschlossen, aber die panslawistische Bewegung zog aus der neuen Stimmung Nahrung und äußerte sich namentlich in der Schürung des Deutschenhasses, vielfach auch in militärischen Kreisen. Das offizielle Rußland beteiligte sich nicht dabei, nur die Eitelkeit des alternden Fürsten Gortschakoff vermochte nicht zu ertragen, daß Bismarck in die Stelle des ersten europäischen Staatsmannes vorgerückt war. Das führte zu der bekannten Friedenskomödie des Jahres 1875, in der sich Rußland zum erstenmale als Beschützer Frankreichs einführte, und zu dem Feldzuge gegen die Türkei im Jahre 1877, der durch Befriedigung alter russischer Traditionen und einen großen militärischen Erfolg das Zarenreich wieder zur ersten europäischen Macht erheben sollte. Aber der militärische und damit auch der diplomatische große Erfolg blieb aus, die deutsche Macht blieb in ihrem Ansehen unerschüttert als erste bestehen. Von diesem Zeitpunkt an schlug die russische Politik gegenüber Deutschland um und nahm ganz den Charakter der französischen an. Das Dreikaiserbündnis zerfiel, auch Alexander II. ließ sich in das Mißtrauen gegen Deutschland hineinziehen und rief dadurch 1879 den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses hervor. Die neuorganisirte russische Armee erhielt die Mehrzahl ihrer Garnisonen an der westlichen Grenze. Die öffentliche Meinung in Deutschland faßte das als eine Bedrohung auf, und die Stimmen blieben vereinzelt, die darin nur ein Seitenstück zu den Grenzbefestigungen Frankreichs erkannten.

Mit dem Regierungsantritt Alexanders III. erhielt dieser politische Zustand noch eine Verschärfung, namentlich durch die mißtrauische, manchen Einflüsterungen zugängliche und wenig zu großen Entschlüssen neigende Charakter-

Digitized by Google

anlage des neuen Zaren. Die Vermehrung der Garnisonen an der westlichen Grenze wurde fortgesetzt, deutschfeindliche und franzosenfreundliche Strömungen traten offner ans Licht. Die psychologische Verwandtschaft dieser Regungen mit dem oben geschilderten eigentlichen Wesen des französischen Chauvinismus ist heute leichter zu erkennen als damals, und die unerschütterliche Ruhe und Objektivität der deutschen Politik, die die anscheinend bedrohlichen Anzeichen nicht höher anschlug, als sie verdienten, bildet eine der verehrungswürdigsten Perioden der weit und scharf blickenden Bismarckischen Staatskunst. Der Zar hatte bei aller wirklich vorhandnen oder auch ihm bloß angedichteten Abneigung gegen Deutschland zu Bismarck großes Vertrauen, wie er überhaupt für Geradheit und Offenheit sehr empfänglich war. In dem schwer auf ihm lastenden Gefühl, für die Sicherheit seines Reichs verantwortlich zu sein, nach den Erfahrungen des Winterfeldzuges von 1877/78 vollkommen von der Überlegenheit der deutschen Heeresorganisation über die russische überzeugt, ebenso wie von dem Unvermögen, durch eigne schöpferische Kraft diesen Nachteil zu beseitigen, dazu fortwährend bestürmt von Einflüssen — auch aus der eignen Familie —, die seine Deutschland abgeneigte Stimmung zu kriegerischer Feindschaft anzustacheln suchten, war ihm die Versicherung Bismarcks, daß Deutschland nichts gegen Rußland im Schilde führe, eine Beruhigung. Aber er wollte es schriftlich haben, eine vertragsmäßige Sicherstellung gegenüber dem Vertrage zwischen Deutschland und Österreich, an den sich schon Italien angeschlossen hatte, während Frankreich, das aus einem Ministersturz in den andern taumelte, nur zweifelhafte Gewähr für ein Bündnis bot. Unter diesen Verhältnissen entstand der deutsch-russische Neutralitätsvertrag.

Wenn man ihn unter Berücksichtigung dieses rein persönlichen Verhältnisses beurteilt, wird vieles erklärlich, was mitunter dunkel erschien. Man erkennt sofort, daß der Vertrag gegenüber Österreich und Italien nicht hinterhältig war, und daß die vertrauliche Mitteilung in Wien und Rom nicht die geringsten Bedenken hervorrufen konnte; auf der andern Seite liegt aber auf der Hand, daß mit Rücksicht auf die Person des Zaren die peinlichste Verschwiegenheit geboten war. Es ist ja zur Genüge bekannt, daß auch nach Abschluß dieses Neutralitätsvertrags viele Leute thätig waren, um den Kaiser Alexander III. trotzdem mit Mißtrauen gegen Deutschland zu erfüllen, und daß das im Herbst 1887, gerade zur Blütezeit des Boulangismus, durch Anwendung gefälschter Dokumente so weit gelungen war, daß der Zar nur mit Widerwillen zur Heimkehr von Kopenhagen über Berlin bewogen werden konnte, wo ihn Fürst Bismarck persönlich über den Betrug aufklärte. Der Altreichskanzler hat in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 über das damalige Verhältnis zu Rußland Aufschlüsse gegeben, die heute vollkommen verständlich sind. Er unterschied darin ganz genau zwischen dem Zaren und den deutschfeindlichen russischen Kreisen, denen er derbe Wahrheiten sagte, und

Digitized by Google

auf die auch das bekannte Wort gemünzt war: „Wir laufen niemand nach.“ Gegner Bismarcks haben neuerdings diese Wendung dahin auszulegen gesucht, als wäre sie gegen das offizielle Rußland gerichtet gewesen, und wollen daraus beweisen, daß schon zu seinen Zeiten ein höchst gespanntes Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland bestanden habe. Das ist aber ein Irrtum. Bismarck deutete auch damals auf den Geheimvertrag hin, indem er nach den vorhin erwähnten Worten fortfuhr: „Das hält uns aber nicht ab — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.“ Dieser Satz war offenbar an den Zaren und das offizielle Rußland gerichtet, um aber die Aufmerksamkeit von einer so auffälligen Stelle abzulenken, knüpfte der Altreichskanzler sofort eine Erörterung über die vertragsmäßigen Rechte Rußlands in Bulgarien an, die aus den Beschlüssen der Berliner Konferenz abzuleiten sind. Es ist heute sehr interessant, die Stelle der Bismarckischen Rede wieder nachzulesen; sie ist damals in Deutschland und in Rußland, wie überall, wo man von dem Geheimvertrag nichts wußte, schief aufgefaßt worden. Der Neutralitätsvertrag, der dem Zaren Beruhigung gewährte, war allerdings ein fester Draht, der uns mit Rußland verband.

Daß er zerschnitten wurde, darüber haben die am lautesten gezetert, die sich nie über die eigentümliche Natur dieses Neutralitätsvertrags einen Gedanken gemacht haben. Warum er zerschnitten worden ist, darüber ist nichts Zuverlässiges bekannt, es sind bloß Vermutungen möglich. Thatsache ist, daß trotz des Neutralitätsvertrags immer engere Beziehungen zwischen russischen und französischen Kreisen angeknüpft wurden, und daß z. B. niemals mehr russische Großfürsten und Würdenträger in Paris verkehrten, als in den letzten Regierungsjahren Alexanders III. Ob der Neutralitätsvertrag nicht verlängert worden ist, weil er nur einem das französische Bündnis suchenden Rußland Vorteil gewährte und Deutschland gewissermaßen die Hände band, oder weil die auf den Zusammenschluß der europäischen Mächte gerichtete Politik des Dreibunds unter Deutschlands Führung einen solchen Vertrag überflüssig machte, bedarf hier, bei dem Mangel aller Grundlagen, keiner Erörterung. Die Thatsache liegt unzweifelhaft vor, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland gegenwärtig besser ist als in den sechs Jahren, wo der Vertrag bestand. Die Klagen über eine schlecht geleitete äußere Politik des „neuen Kurses“ gegenüber Rußland sind daher auch neuerdings im Sande verlaufen.

Ein viel geteilter Irrtum verdient noch kurz Erwähnung. Es ist oft behauptet worden, und zwar stets mit deutlicher Anspielung auf den Grafen Caprivi und den „jugendlichen“ Kaiser, daß die Versuche, England an den Dreibund heranzuziehen, Rußland erst in die Arme Frankreichs getrieben hätten. Diese Anschauung konnte wohl bloß auf dem Boden der veralteten,

Digitized by Google

aus der vormärzlichen Zeit stammenden liberalen und konservativen Parteiansichten über England und Rußland gedeihen. Die Liberalen waren von jeher immer englisch, die Konservativen russisch gesinnt, und selbst Bismarck hat erfahren müssen, wie sehr darunter das deutsche Interesse litt. So sind auch die Reisen des Kaisers nach England unter falscher Voraussetzung betrachtet worden. Man hat ganz vergessen, daß die Königin Viktoria, so oft sie auch durch Deutschland fuhr, während der ganzen Regierungszeit des Kaisers Wilhelm I. niemals in Berlin gewesen ist und erst am Totenbett ihres kaiserlichen Schwiegersohnes dort erschien. Ein intimer Verkehr zwischen den Höfen von Berlin und London war unter diesen Umständen nicht möglich, und auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte nur bei besonders feierlichen Anlässen in der englischen Hauptstadt geweilt. Nachdem durch den Besuch der Königin von England in Berlin die trennende Schranke gefallen war, nahm Kaiser Wilhelm II., als Erbe der Friedensmission seines Großvaters, die Gelegenheit wahr, durch persönliche Besuche, auch in England, die auf ihn gekommne Aufgabe zu erfüllen. Es ist möglich, daß sein Bestreben, die in Deutschland stark in Verfall geratene Flottenidee etwas zu beleben, zu einer besondern Betonung der englischen Reisen Anlaß gegeben haben mag, aber von einem Anschluß Englands an den Dreibund ist nie die Rede gewesen außer in der liberalen Presse, namentlich in Deutschland, die dieses politische Ereignis mit lauter Stimme verkündigte. Der tiefe Haß, mit dem die englische Presse unsern Kaiser persönlich angreift, beweist seit mehreren Jahren, wie sehr man sich jenseits der Nordsee in den auch dort angefachten Hoffnungen getäuscht sieht. Wenn sich aber das in Rußland damals ewig rege Mißtrauen gegen Deutschland durch die Besuche unsers Kaisers in England wirklich zum mittelbaren Anschluß an Frankreich getrieben gefühlt hat, so sind weniger die Besuche an sich, als der Lärm der liberalen Presse daran schuld.

Doch das sind jetzt überwundne Zustände, die kaum noch ernster politischer Erwähnung wert sind; nur kleine Parteigeister, denen die großen Dinge entgehen, beschäftigen sich noch mit diesen abgethanen Geschichten. Die zahlreichen Besuche des Kaisers an allen europäischen Höfen sind überhaupt nur von dem schon angeführten Gesichtspunkte aus aufzufassen. Er will als deutscher Kaiser der Führer einer Friedenspolitik sein, und er fühlte sich zur persönlichen Anknüpfung friedlicher Beziehungen umso mehr veranlaßt, als ihm die Feinde Deutschlands kriegerische Absichten unterschoben. Auch die zahlreichen Beweise ritterlicher Artigkeit gegenüber Frankreich gingen aus dem gleichen Bestreben hervor, und sie sind, obgleich anfangs in Deutschland vielfach mit überweisem Kopfschütteln aufgenommen, nicht ohne Wirkung geblieben. Guillaume, wie ihn die Franzosen nennen, ist jenseits der Vogesen keineswegs verhaßt, denn in Frankreich ist die Empfindung für internationale Höflichkeit feiner und entwickelter als bei uns. Auf dem Gebiete der Politik

Digitized by Google

fällt der Baum freilich nicht auf den ersten Hieb, wie anderswo auch, aber wenn wir die Gegenwart mit der Zeit vor zehn Jahren vergleichen, so muß doch jeder Unbefangne zugestehen, daß schon vieles erreicht worden ist, hauptsächlich in dem Verhältnis zu Rußland und schon durch Rußland.

Es soll dabei nicht vergessen werden, daß manche Ereignisse dabei unterstützend mitgewirkt haben. Dazu gehört in erster Linie die Vermehrung der deutschen Armee bis zu einer durch die politische Notwendigkeit gebotenen Höhe, „auf die wir im Jahre 1867 bis 1882 allmählich verzichtet haben," wie Fürst Bismarck am 6. Februar 1888 sehr treffend bemerkte. Damit wurde die Bahn frei gemacht für ein kräftigeres Auftreten der deutschen Diplomatie auch zum Friedenszweck; denn diese kann nur „mit vollem Gewicht" eingreifen, wenn hinter ihr „ein schlagfertiges und nahe bereites Heer steht," wie der Altreichskanzler an demselben Tage sagte. Dazu gehört ferner der unerwartet eingetretene Thronwechsel in Rußland. Als am 16. März 1888 die sterblichen Überreste Kaiser Wilhelms I. zum Mausoleum in Charlottenburg geleitet wurden, ging zunächst hinter dem Sarge Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser, ihm folgten neben einander die Könige von Sachsen, Belgien und Rumänien, der nächste in der Reihe war der russische Kronprinz, jetzt Kaiser Nikolaus II. Alle maßgebenden Personen in dem Trauerzuge waren darüber unterrichtet, daß die Tage des hohen Dulders, des Kaisers Friedrich III., gezählt waren. und die Augen wandten sich oft nach dem ernst blickenden Prinzen an der Spitze des Trauergefolges, dem binnen kurzem beschieden sein würde, die Regierung des deutschen Reichs zu leiten. Es liegt die Annahme nahe, daß dem jungen Zaren jener denkwürdige Tag wiederholt in die Erinnerung zurückgerufen worden ist, nachdem ihm ebenfalls höchst unerwartet und frühzeitig die Pflicht der Beherrschung seines ausgedehnten Reiches auferlegt worden war. Gleiche Schicksale bringen die Menschen einander näher, die engen verwandtschaftlichen Beziehungen, sowie das hohe Ansehen, das unser Kaiser — im Auslande, wo man nicht durch unsre Parteibrillen sieht — als Regent überall genießt, mögen noch dazu beigetragen haben, die Annäherung der beiden Monarchen zu befördern. Das dritte, und zwar entscheidend beeinflussende Ereignis war der chinesisch-japanesische Krieg, der Rußland mit überzeugender Deutlichkeit darüber belehrte, wieviel es durch sein Hinstarren nach dem Westen in Ostasien versäumt hatte.

Unter diesen Umständen war für Rußland der durch den Dreibund angestrebte Zusammenschluß der europäischen Mächte die günstigste politische Lage, die es geben konnte, neben der die Reize des Zweibundes gar nicht in Betracht kamen. Das russische Reich bedarf für seine Kulturaufgabe in Mittel- und Ostasien ebenso des europäischen Friedens wie der Dreibund, die Frage der Dardanallen ist in ihr vollständiges Gegenteil verkehrt, denn heutzutage ist die morsche Türkei als Wächter dieses Eingangs in das Schwarze Meer

Digitized by Google

gegen die englische Flotte der russischen Politik gerade recht. Rußland gehört schon zum europäischen Friedensbündnis, und es handelt sich gegenwärtig nur noch darum, zunächst Frankreich durch den Zweibund fest dafür zu gewinnen und dabei zu erhalten. Der Weg zum Zusammenschluß der „gesamten Völker des europäischen Weltteils“ führt über den Zweibund, der schwierigste Teil scheint schon zurückgelegt zu sein, und aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet die in Petersburg ausgesprochne, wenn auch mit dem tiefsten Geheimnis behandelte „Allianz“ zwischen Rußland und Frankreich schon das erreichte Ziel.

Eine kurzer Überblick über die Ereignisse von diesem Gesichtspunkt aus erscheint zunächst geboten. Auf die unbeachtet gebliebne Kundgebung unsers Kaisers in Görlitz über die neugeschaffne politische Gruppirung folgte der begeisterte Empfang des Kaisers Nikolaus in Frankreich. Die dadurch hervorgerufne kleinlaute Stimmung in den deutschen Blättern ist schon erwähnt worden. Da kam die Indiskretion der Hamburger Nachrichten, die eine ungeheure Verwirrung anstiftete, aber jedenfalls den einen Zweck, den man auch vermutet hat, die öffentliche Meinung in Deutschland zu beruhigen, nicht erfüllte. Im Gegenteil, die politische Zerknirschung nahm überhand, man braucht nur die letzten Neujahrsbetrachtungen der deutschen Zeitungen durchzusehen, um sich zu vergewissern, wie tief damals unsre Tagespolitiker von der höchst mangelhaften Leitung unsrer auswärtigen Politik, von dem Überwiegen des Zweibunds über den Dreibund und von der voraussichtlichen Auflösung des Dreibundes überzeugt waren.

Eine höchst unerwünschte Wirkung hatte aber die Hamburger Enthüllung: sie machte die Franzosen kopfscheu. Sie hatten sich wohl schon längst, und in der Mehrzahl auch gern, darüber getröstet, daß ihnen Rußland nicht seine Bataillone leihen würde, um Elsaß-Lothringen zurückzuerobern. Ihr eigentlicher Wunsch war das auch nicht, trotz der großen Worte und leeren Demonstrationen einzelner Schreier, sie wollten Sicherheit haben vor einem neuen „Einfall der preußischen Barbaren“ in ihr schönes Frankreich, und diese Sicherheit sollte ihnen das Bündnis mit Rußland bringen. Darum begeisterte sich die französische Republik für Rußland und den Zaren. Wer gab ihnen nun die Sicherheit, daß nicht, obgleich Kaiser Nikolaus den Präsidenten Faure geküßt hatte, doch wieder ein geheimer Vertrag bestand wie damals, als die russischen Großfürsten als gefeierte Gäste in der französischen Hauptstadt weilten? Bei den intimen Beziehungen zwischen Petersburg und Berlin, die in Frankreich klarer erkannt wurden als in Deutschland, war das nicht einmal verwunderlich. Die Folge davon war, daß sich Frankreich merklich England näherte und das europäische Konzert der Auflösung nahe schien. In den ersten Monaten des neuen Jahres kam in der Presse selbst eine unverhohlne Mißstimmung zwischen den russischen und den französischen amtlichen Kreisen zum Ausdruck.

Digitized by Google

Man hat unter diesen Umständen kein Recht, darüber erstaunt zu thun, daß in dieser Zeit gewisse Glückwünsche aus Berlin in Friedrichsruh ausblieben, denn wenn man auch überzeugt und unterrichtet war, daß von Absichtlichkeit keine Rede sein konnte, so ist doch das Verlangen nicht unberechtigt, daß Vorsorge getroffen werde, daß nicht politische Brosamen, die gelegentlich vom Tische des Weisen im Sachsenwalde fallen, durch Unberufne und Untergeordnete in die Presse gelangen, wo sie, wenn auch zu nicht gewollter Störung weit angelegter politischer Pläne verwendet werden. Die Brosamen sind seit jener Zeit ausgeblieben, und das Hamburger Blatt hat sich darauf ebenso gescheit erwiesen wie die übrige deutsche Presse. Aber inzwischen haben wieder Besuche in Friedrichsruh stattgefunden, unter denen die des Reichskanzlers und des geschäftsleitenden Staatssekretärs von Bülow besonders bemerkt und mit Freude begrüßt worden sind. Gewisse Blätter haben diese Besuche dahin ausgelegt, als hätten sich die genannten Herren dort Rats erholt. Es sei dazu nur bemerkt, daß der Altreichskanzler vielfach erklärt hat, er sei nicht in der Lage, Rat zu erteilen, da man hierzu die diplomatischen Fäden sämtlich in der Hand haben müsse. Jeder Geschäftsmann wird diesen Standpunkt als richtig ansehen und würde niemals von einem Manne, der über sechs Jahre vom Geschäft zurückgetreten ist, einen Rat verlangen. Dafür reicht die eminenteste Begabung nicht aus, sondern es gehört auch die genaueste Kenntnis der gesamten Sachlage dazu. Wenn ein Teil der deutschen Presse diese unfreiwillige Täuschung als Brücke benutzt hat, um den richtigen Weg für die Beurteilung unsrer auswärtigen Politik wiederzufinden, so ist das immerhin nützlich und erfreulich. Aber dieser Weg hätte auch bei richtiger Beobachtung der bekannt gewordnen Thatsachen eingehalten werden können. Es wurde nur erschwert dadurch, daß man den Görlitzer Wegweiser übersehen hatte.

Noch in den Lärm über die Hamburger Enthüllung hinein fielen der Besuch unsers Kaisers bei dem Zaren in Darmstadt und der Gegenbesuch des Zaren in Wiesbaden, die in Deutschland allgemein nur als Familienbesuche aufgefaßt wurden. Das waren sie wohl auch in der Hauptsache, doch bedeuteten sie nach der Äußerung von Görlitz gewiß noch etwas mehr. In politisch bewegten Zeiten sind Monarchenbegegnungen von besonderm Wert, weil dabei Dinge und Fragen berührt werden können, die im gewöhnlichen diplomatischen Verkehr nicht zu erörtern sind. Nach den verblüffend wirkenden Enthüllungen über den Neutralitätsvertrag hatte in Frankreich die namentlich aus deutschen Blättern gesogne Freude über das „offenkundige Geheimnis," daß auf den „cynisch doppelzüngigen" Bismarck eine minder geschickte deutsche Politik gefolgt sei, nicht lange gedauert; die Erkenntnis über den Ernst der politischen Lage nahm zu, und man sah sich vor die Wahl gestellt zwischen dem Anschluß an England und dem Bündnis mit Rußland, was unter den obwaltenden Umständen einen stillschweigenden Verzicht auf die

Digitized by Google

Wiedererwerbung der Reichslande voraussetzte. Die Entscheidung in der öffentlichen Meinung zog sich lange hinaus und wurde erst Anfang Februar durch die nahezu verletzende Weise angebahnt, in der der englische Schatzkanzler Hicks Beach im Parlament die von Frankreich vielfach begehrte Räumung Ägyptens ablehnte. Nun schloß sich auch die französische Republik fester an die übrigen europäischen Landmächte an, wodurch England genötigt wurde, seine Versuche aufzugeben, in dem einheitlichen Eingreifen der europäischen Diplomatie in die griechisch-orientalischen Wirren Zwietracht zu stiften.

In ihrem Auftreten in Konstantinopel und Athen zeigte sich die neue politische Gruppirung zum erstenmale vor der Öffentlichkeit. Ohne daß eine Zurücksetzung der drei andern Mächte vorkam, bot sich doch vielfach das äußere Bild des frühern Dreikaiserbündnisses. Namentlich die abwechselnden, durch ihren mittelbaren Einfluß kräftiger als diplomatische Noten wirkenden Telegramme der drei Kaiser nach Stambul und Athen erweckten diesen Eindruck. Besonders wurde das energische Eingreifen der deutschen Diplomatie und unsers Kaisers bemerkt, und es begegnete daheim anfangs dem sattsam bekannten überweisen Kopfschütteln. Man vergaß gänzlich, daß einem Kulturstaate, der fünfundzwanzig Jahre lang erklärt hatte, nur der Hort des Friedens sein zu wollen, gar keine andre Sprache einem kleinen, durch nichts berufnen Friedensstörer gegenüber anstand; ebenso übersah man, wie ernst es die beiden Kaiser von Deutschland und Rußland mit dem Frieden meinten, als sie mit Hintansetzung der engsten Familienbeziehungen so entschieden auftraten. Um nur eins der „Mißverständnisse" deutscher Blätter aus jenen Tagen zu erwähnen, sei hier des nahezu allgemeinen Tadels gedacht, womit die Thatsache besprochen wurde, daß der deutsche Kriegspanzer zuerst das Feuer auf die aufständischen Kreter begonnen hatte. Man vermutete auch da wieder „jugendlichen" Übereifer. Nun gingen diese absprechenden Urteile zwar aus Unkenntnis diplomatischer Gebräuche hervor, die in der Presse andrer Länder wohl auch vorkommt: bei internationalen Vorgängen, wo nicht eine besondre Reihenfolge durch die Umstände vorgezeichnet ist, geht es nach dem Alphabet, und im diplomatischen Kodex steht Allemagne vor Angleterre, Autriche usw., darum schoß das deutsche Schiff zuerst. Wir bezweifeln aber, daß die Presse irgend eines andern Landes das Vorangehen seines Dampfers, auch bei gleicher Unkenntnis des wahren Sachverhalts, besprochen haben würde, ohne eine kleine patriotische Eitelkeit anzubringen, vielleicht anzudeuten, daß er zuerst fertig geworden sei oder etwas ähnliches. Nur in Deutschland ist es Sitte, auch bei solchen Gelegenheiten zu nörgeln und besonders gern „nach oben" hin, das sieht so selbständig aus. Doch lassen wir diese Kleinlichkeiten und begnügen wir uns mit den schon eingangs erwähnten Thatsachen, daß es gelungen ist, das europäische Konzert, trotz mancher versuchter Seitensprünge Englands, bis auf den heutigen Tag zusammenzuhalten, und daß sich auch die deutsche Presse

Digitized by Google

genötigt gesehen hat, die Thätigkeit unsrer Diplomatie anzuerkennen. Daß die Diplomatie von sechs Großstaaten etwas langsamer arbeitet, als einem Leitartikelschreiber nötig erscheint, weil sie die oft sehr weittragenden Folgen eines Schrittes sorgfältig erwägen muß, und daß ihr das viel überlegnen Spott eingetragen hat, ist eine Thatsache, an die man sich für die Zukunft wohl wird gewöhnen müssen.

Während sich diese Ereignisse abwickelten, fanden wieder verschiedne Besuche von Landesregenten statt. Im April machte Kaiser Franz Joseph seinen Gegenbesuch in Petersburg, nachdem kurz vorher unser Kaiser in Wien geweilt hatte. Die dabei gehaltnen Toaste und die Auslassungen der offiziellen Blätter begnügten sich, die aufrichtige Freundschaft, die Gemeinsamkeit der Ansichten und Grundsätze für die Sicherung der Wohlthaten des Friedens für beide Reiche auszusprechen, eine besondre Erwähnung des weiter ausgreifenden Friedensbündnisses fand nicht statt. Wohl aber war die Neue Freie Presse drei Wochen nachher in der Lage, durch einen „außergewöhnlichen“ Korrespondenten eine Mitteilung zu veröffentlichen, deren offiziöser Ursprung unverkennbar war, und die allen, denen der Görlitzer Ausspruch unsers Kaisers nicht entgangen war, wertvolle neue Bestätigungen und Aufschlüsse brachte. Diese Mitteilung enthielt unter anderm die inhaltreiche Stelle: „Österreich und Rußland vereinigten sich, ohne das Mißtrauen Deutschlands zu wecken. Im Gegenteil, der Erfolg war teilweise durch die Initiative und die nachdrückliche Förderung des deutschen Kaisers herbeigeführt, er wurde — und auch das ist sehr bedeutsam — erreicht, ohne daß hierdurch das Verhältnis erschüttert wurde, in dem Rußland und Frankreich seit Jahren zu ihrem Vorteil zu einander stehen.“ Man kann in der diplomatischen Sprache nicht gut deutlicher sein. Aber obwohl die deutsche Presse die offiziöse Natur dieser Mitteilung durchaus erkannte, beachtete sie gerade diese Stelle wenig und beschäftigte sich mehr mit den Teilen, die Andeutungen über unmittelbare Verständigungen zwischen Rußland und Österreich in Balkanangelegenheiten betrafen. Die Stelle, die unsern Kaiser erwähnte, blieb gänzlich unberücksichtigt. Freilich würde eine gerechte Würdigung fast sämtliche deutsche Zeitungen genötigt haben, alles zurückzunehmen, was sie seit Jahren über die auswärtige deutsche Politik gesagt hatten. Zu bemerken ist noch, daß fast gleichzeitig mit dem Kaiser Franz Joseph in Petersburg der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, in Paris war. Es hieß zwar, um einen Zahnarzt zu Rate zu ziehen, doch besuchte er bei dieser Gelegenheit auch den Minister des Auswärtigen Hanotaux, und es läßt sich annehmen, daß beide Staatsmänner sich nicht nur über Zahnweh unterhalten haben.

Im August folgte darauf der Gegenbesuch des Kaisers Wilhelm in Petersburg, über den nur kurz berichtet zu werden braucht, da das Ereignis noch in guter Erinnerung ist. Der wärmere Ton der offiziellen Trinksprüche wurde

Digitized by Google

allgemein empfunden und in der Presse, auch der französischen, hervorgehoben. Wie schon oben ausgesprochen ist, bedeutete oder enthüllte er nichts neues, war aber wohl begreiflich aus dem Munde zweier Monarchen nach einem Jahr gedeihlichen Zusammenwirkens zu großen Zwecken, die sie schon der Öffentlichkeit kundgegeben hatten. Der noch in demselben Monate stattfindende Besuch des französischen Präsidenten an der Newa vollzog sich unter Umständen, die die deutliche Absicht erkennen ließen, ihn möglichst genau in gleichem Verhältnis mit dem deutschen Kaiserbesuch zu halten. Die Welt, und namentlich Frankreich, sollten daraus entnehmen, daß dem russischen Reich Deutschland und Frankreich gleich werte Verbündete sind, und daß von einer Auslegung des Zweibundes nach der chauvinistischen Richtung hin keine Rede sein kann. Die Trinksprüche betonten ausdrücklich und nichts als den Frieden, nur beim Abschiedstoast fiel das Wort alliées, also Rußland und Frankreich sind verbündet zum Friedenszweck. Das ist die gegenwärtige politische Lage, und Frankreich ist damit zufrieden.

Das Ergebnis der gesamten, kurz geschilderten politischen Entwicklung liegt klar vor Augen. Von einem feindseligen Gegenüberstehen des Drei- und des Zweibundes ist keine Rede mehr, Rußland hält sein Verhältnis zu Frankreich fest, und der Dreibund hat im Interesse des europäischen Friedensbedürfnisses nur den Wunsch, daß es Rußland gelinge, durch sein Bündnis mit Frankreich einen fünften mächtigen Bürgen für die Ruhe in Europa zu sichern. Viel wird dabei von der innern politischen Entwicklung Frankreichs abhängen. Gelegentlich bricht dort noch immer das „moralische Unbehagen" durch, unter dem die Franzosen infolge der politischen Sachlage leiden, und man empört sich gegen die Vernunft, die ihnen empfiehlt, sich zu mäßigen und damit zufrieden zu sein, daß sie in gleichem Rang mit den andern Mächten stehen. Die Erinnerung daran, daß ihr Land jahrhundertelang zeitweilig dem gesamten Weltteil seinen Willen als Gesetz auferlegt hat, läßt sich so leicht nicht verwischen, und eine von der schwankenden Volksmeinung abhängige Regierung ist nicht immer in der Lage, eine weitsichtige Politik einzuhalten. Wie die Dinge aber gegenwärtig liegen, läßt sich nur Günstiges hoffen.

Die Franzosen begreifen die Überlegenheit der deutschen Heereseinrichtungen über die ihrige jetzt mehr als je, und ist ihnen auch die Möglichkeit genommen, sich russischer Bajonette zur Wiedergewinnung ihrer einstigen Weltstellung zu bedienen, so fällt doch jede Gefahr für sie weg, daß der militärmächtige Dreibund einmal auf den Gedanken kommen könnte, seine Kräfte gegen sie zu versuchen. Diese Sicherheit gewährt ihnen, außer dem festen Willen, sich im Notfalle aufs erbittertste zu verteidigen, nur das Bündnis mit Rußland. Die Mehrzahl der Franzosen ist unzweifelhaft friedlich gesinnt, und nehmen wir hinzu, was oben über die eine Seite des französischen Chauvinismus bemerkt wurde, so wird das Drängen nach einer offnen „Allianz" mit Rußland,

Digitized by Google

wie es seit einem Jahr immer lauter hervorgetreten ist, verständlich. Den Friedensversicherungen Deutschlands werden sie nie trauen, weil sie sich selbst hinterhältiger Gedanken bewußt sind, aber die Bürgschaft Rußlands dafür nehmen sie gern an. Die Ähnlichkeit mit dem Neutralitätsvertrag Alexanders III. springt in die Augen, und in diesem Sinne ist die „Allianz" mit Rußland aufzufassen. Es hat allerdings geraumer Zeit bedurft, bevor sich Frankreich in diesem Gedankenkreis zurecht gefunden hat, und es bedurfte ebenfalls einiger Zeit, die Formel für die Allianz zu finden, die dem Bedürfnis der Franzosen nach Sicherheit entspricht, ohne Rußland die Hände zu binden. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die mehrfach vorgekommne Verschiebung der Reise des Präsidenten Faure nach Petersburg mit den Schwierigkeiten zusammengehangen habe, die befriedigende Lösung der Allianzklausel zu finden. Nachdem dieses Ziel erreicht ist, kann die Mitteilung des Wortlautes oder des Inhalts des Vertrags an die Franzosen nur erwünscht sein, je eher je besser. Daß die Dreibundmächte über seine Tragweite unterrichtet sind, ist schon mehrfach offiziös mitgeteilt worden.

Wie sich die Franzosen endgiltig dazu stellen, davon wird viel abhängen, doch muß man im allgemeinen anerkennen, mit welcher Ruhe sie sich in die Unvermeidlichkeit der Lage schicken, obgleich verschiedne Blätter, anscheinend für englisches Geld, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten suchen. Die geschickte Hand, mit der der Minister des Auswärtigen Hanotaux die Sache führt, macht sich vorteilhaft bemerklich; er weiß, daß er seinem Vaterlande und damit auch Europa einen großen Dienst erweist, wenn er es unter Benutzung der günstigen Sachlage aus den Bahnen einer gänzlich unfruchtbaren Politik herausführt. Für Frankreich besteht eben bloß die Möglichkeit, entweder das Bündnis mit Rußland festzuhalten und sich damit dem Zusammenschluß der vier andern Festlandstaaten einzugliedern, oder sich an das stets unzuverlässige England anzuschließen, wovor man schon einmal zurückgewichen ist. Bisher hat sogar die in französischen und russischen Blättern ausgesprochne Ansicht, daß sich das enge Verhältnis Rußlands zu Deutschland und den übrigen Dreibundmächten in der Hauptsache gegen England richte, beruhigend und aufmunternd gewirkt. Auch die Hinweise auf die Frankreich beleidigende Stellung Englands in Ägypten haben sich als nützlich erwiesen. Die Hauptwirkung ist aber wohl immer von der eigentümlichen Art des Chauvinismus zu hoffen, der seine Sicherheit vor Deutschland in einer Art russischer Bürgschaft sieht. Sollten selbst noch weitere Besuche des Kaisers Nikolaus in Paris nötig werden, um dieses Gefühl zu stärken, so braucht sich Deutschland deshalb keinen Befürchtungen hinzugeben. Rußland muß jetzt Deutschland und Österreich als treue Freunde in seinem Rücken haben, und ein gänzlich friedliches Europa ist ihm noch lieber; an eine Gestaltung des Zweibundes im Sinne Deroulèdes ist darum in keinem Falle zu denken. Allerdings ist es trotz

Digitized by Google

allem noch möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß eine Explosion in Paris alles wieder in Frage stellt, denn die Franzosen sind ein ehrgeiziges und leicht erregbares Volk, dessen Politik zu seinem eignen Schaden oft nicht von klugen Staatsmännern, sondern von unverantwortlichen, durch die augenblickliche Volksgunst emporgehobnen Führern gemacht worden ist.

Vorläufig stehen die Aussichten für den Zusammenschluß der europäischen Festlandmächte sehr günstig, und wenn man bei uns die Parteibrillen ablegen und klar in die Verhältnisse sehen wollte, könnte man stolz darauf sein, daß unserm Kaiser und seinem Reichskanzler ein wesentliches Verdienst, wenn nicht das größte dabei zufällt. Wie sich England dazu stellen wird, kann vor der Hand gleichgiltig sein, bisher hat es nicht versucht, sich dem europäischen Konzert in den griechisch-türkischen Wirren zu entziehen, und es wird auch später nicht gut anders handeln können, solange die europäischen Mächte einig bleiben. Auch Frankreich würde in einem einigen Europa seine Befriedigung haben und sein gebeugtes Selbstvertrauen wiederfinden. Es könnte für seine Weltausstellung von 1900 keinen größern clou ersinnen, als wenn es die europäischen Friedensmächte als ihr Teilhaber zu sich zu Gaste lüde. Wir wollen das hoffen.

Die Hochwassergefahr und ihre Bekämpfung

Von Ernst Kirchberg

Unser Vaterland hat im verflossenen Sommer schwere Heimsuchungen erlitten. Wolkenbrüche von einer Ausdehnung und einer Wasserfülle, wie sie seit Jahrzehnten nicht dagewesen waren, sind über unsre Mittelgebirge von der Grafschaft Glatz bis weit nach Baiern hinein niedergegangen. Die ungezügelten Wassermassen stürzten, Bäume entwurzelnd und Steinblöcke mit sich fortführend, von den Bergen in unsre Gebirgsthäler hinab, sie überfluteten in wildem Strudel Felder und Wiesen, Dorfschaften und Städte und rissen alles mit sich fort, was ihnen im Wege stand. Es war schwarze Nacht, als sich die Schleusen des Himmels öffneten, als der Sturm heulte, die Wasser gurgelten, die Mauern unsrer Wohnstätten in ihren Grundfesten erzitterten, die Luft widerhallte von dem Getöse zusammenbrechender und einstürzender Mauern, berstender, splitternder Balken, und als nach dieser bang durchwachten Schreckensnacht die

Digitized by Google

Sonne strahlend am Himmel emporstieg, sah sie auf ein Bild der Verwüstung herab. Häuser waren in sich zusammengestürzt oder ganz weggerissen, festgemauerte Chausseen und Eisenbahndämme auf große Strecken vom Erdboden verschwunden, Flüsse und Bäche hatten sich ein neues Bett gesucht. Wiesen und Äcker waren versandet und mit Steinen übersät, vereinzelt waren Dörfer und Städte zur Hälfte zu Ruinen geworden, und unterhalb der verwüsteten Ortschaften sah man vollständige Trümmerfelder; da lagen, wirr durcheinander geworfen, Balken, Schindeln, Thürpfosten, ganze Mauerstücke. In dem Städtchen Schmiedeberg sind über vierzig Gebäude eingestürzt, die Hinterseite des Marktes ist ein Trümmerhaufe, kein Haus ist verschont geblieben. In Petersdorf bei Schreiberhau haben die Wasser kaum minder gewütet, und in Marschendorf zeigen überall auf dem drei bis vier Kilometer langen Wege vom Bahnhof Freiheit-Johannesbad bis zum Eingang ins Dunkelthal Tafeln die Stelle an, wo früher Wohnhäuser und Wirtschaften gestanden haben; in dem stadtähnlich gebauten Teil des Oberdorfes, am sogenannten „Platz“ kurz vor dem Eintritt ins Dunkelthal, sind Sparkasse, Amtsgebäude und Sägemühle vom Erdboden verschwunden, vom Bezirksgericht nichts als die nackten Mauern stehen geblieben, und im Riesengrunde dicht neben der den Touristen wohlbekannten Bergschmiede sind einzelne Häuser unter den von der Schneekoppe herabkommenden Stein- und Geröllmassen buchstäblich begraben worden. Viele Menschen haben in jener Schreckensnacht vom 29. zum 30. Juli ihren Tod gefunden. Hunderte haben Hab und Gut verloren; für sie bildete das Häuschen, das in den Fluten verschwunden ist, den einzigen Besitz. Nun stehen sie obdachlos da und wissen nicht, wo sie im Winter ihr Haupt hinlegen, womit sie ihre Familie ernähren und kleiden sollen. Tausende sind um den Ertrag der Ernte, um die Einnahmen eines ganzen Jahres gekommen, viele andre stehen ohne Mittel da, ihre baufällig gewordnen, durchnäßten Wohnstätten wieder in Stand setzen zu lassen.

Aber nicht nur die Gebirgslande haben gelitten. Die Flutwelle ergoß sich aus den Gebirgen in die Ebnen und bedeckte da die Flußniederungen auf Meilen hin, sie setzte einzelne Gehöfte und ganze Städte unter Wasser, sie brachte Häuser zum Einsturz, zwang Fabriken zum Stillstand, führte das Getreide weg, das schon in Garben auf dem Felde stand, und verdarb die Feldfrüchte, die noch in der Erde steckten. Der Notschrei der heimgesuchten Bevölkerung pflanzte sich fort von den Sudeten und dem Erzgebirge über die schlesischen Vorlande und das Königreich Sachsen bis in die tiefern Niederungen, bis in die Fabrikgegenden der Niederlausitz, in den Spreewald und das mittlere Elbgebiet.

Er ist ja nicht vergeblich verhallt, dieser Notschrei. In allen Gegenden Deutschlands, in Nord und Süd, Ost und West regte sich das Mitgefühl für die so unschuldig Betroffnen. Millionen und wieder Millionen wurden ge-

Digitized by Google

sammelt zur Linderung der Not, und wenn nicht allen geholfen, wenn nicht für allen Schaden, den das Wasser angerichtet hat, Ersatz geleistet werden kann, so werden doch die Hungernden genährt, die Dürftigen gekleidet werden, es wird der Bauer, der die Ernte verloren hat, in den Stand gesetzt werden, im nächsten Frühjahr sein Feld wieder zu bestellen, und der, der obdachlos geworden ist, wird mit einiger Unterstützung wieder an die Errichtung eines eignen Hauses gehen können.

Aber mit der Hilfe nach dem Unglück allein ist es nicht gethan. Wie sich die Menschheit heutzutage nicht mehr damit begnügt, Krankheiten, von denen sie befallen wird, zu heilen, wie sie den Körper durch Gesundheitsmaßregeln so widerstandsfähig zu machen bestrebt ist, daß es gar nicht erst zum Ausbruch der Krankheit kommt, so ist es auch Aufgabe des Staates und unser aller, Unglücksfälle, die sich nach unsern Erfahrungen in gewissen Zeiträumen wiederholen, zu verhüten oder doch in ihren verderbenden Wirkungen nach Möglichkeit abzuschwächen. Und die schadenbringenden Überschwemmungen, namentlich in den Gebirgen, kehren immer wieder. Es vergehen kaum einige Jahre, ohne daß wir von neuem von einer Überschwemmung hören. Sie sind nicht immer in der gleichen Weise verheerend und furchtbar, aber Wohnhäuser sind ihnen immer zum Opfer gefallen, immer haben so und so viel Wirtschaften, in den Städten ganze Straßen unter Wasser gestanden, immer ist Vieh ertrunken, sind Äcker versandet, Feldfrüchte verdorben. Und wenn auch die Schäden dieser kleinern Überschwemmungen überstanden werden und seit Menschengedenken an das diesjährige Hochwasser keines der frühern heranreicht, so haben wir doch allein in Schlesien seit Beginn unsers Jahrhunderts vier größere Überschwemmungen gehabt, die mit der in diesem Sommer zu vergleichen sind, in den Jahren 1804, 1858, 1880 und 1888. Wir müssen also selbst mit den großen Überschwemmungen als mit regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen rechnen, und es kommt hinzu, daß sie in der letzten Zeit immer häufiger wiedergekehrt und auch, wie man beobachtet hat, immer verheerender aufgetreten sind.

Die Ursache liegt vor allem in der immer weiter um sich greifenden Abholzung unser Wälder, der immer weiter fortschreitenden Urbarmachung früher brach liegender Ländereien, dann aber auch in der zunehmenden Verflachung unsrer Flußbetten. Sehen wir zu, wie das zu erklären ist.

Die Wälder, besonders die im Gebirge, entziehen der Luft einen Teil der in ihr enthaltnen Feuchtigkeit, und diese wird als Wassertropfen an den Blättern und Nadeln der Bäume abgesetzt. Sodann aber ist es, weil die Sonnenstrahlen von den Baumkronen aufgefangen werden, im Walde auch in der Regel kühler als im Freien, und infolge dessen geht wieder die Verdampfung des Wassers im Walde langsamer vor sich. Beides wirkt zusammen, um allzu große Verdichtungen der Wolkenmassen und allzu plötzliche und gewaltige Ent-

Digitized by Google

ladungen in Form von Niederschlägen zu verhindern. Ist ein großer Teil des Landes mit Wald bedeckt, so wird die Sonne auch bei völlig unbedecktem Himmel nicht so viel Wasser verdampfen können als in waldarmen Gegenden, und ein Teil des Feuchtigkeitsgehalts der Luft wird sofort von den Wäldern aufgesogen. Sehen wir aber später wieder diese Feuchtigkeit als Nebel aus den Wäldern emporsteigen, so ist die Luft in der Höhe nicht mehr so wasserreich, da die Wolkenbildungen inzwischen von den Winden fortgeführt oder als Regen niedergefallen sind. Das Waldklima, wie es z. B. in Ecuador im Gegensatz zu Peru besteht, hat Ähnlichkeit mit dem Seeklima. Der Himmel ist häufiger bedeckt, und es regnet auch öfter, aber meist in kleinern Mengen. Die Wolkenbrüche zeigen eine Vermehrung mit der zunehmenden Abholzung der Wälder.

Ist aber einmal eine größere Regenmenge gefallen, so hält der Wald die empfangne Wassermasse auch länger zurück. Der Waldboden stellt sich in der Regel als eine mehr oder minder unebne Fläche dar. Die Wurzeln der Bäume heben sich, wenn sie größer werden, zu einem Teil aus dem umliegenden Erdreich heraus und bilden so Umfassungswälle für größere und kleinere Vertiefungen, in denen nach anhaltendem Regenwetter das Wasser tagelang und wochenlang stehen bleibt, bis es zuletzt verdunstet, in das Erdreich einsickert und von den Wurzelfasern des Baumes aufgesogen wird. Der Boden wird dadurch, daß sich das Wasser durch ihn hindurch einen Weg in die Tiefe bahnt, aufgelockert, seine Durchlässigkeit nimmt ständig zu, und er und die aus ihm emporwachsenden und ein sehr loses Gewebe zeigenden Moose und Flechten wirken zusammen wie Schwämme, die eine große Wassermenge in sich aufzunehmen und festzuhalten imstande sind. Ähnlich steht es in dieser Beziehung mit unbebauten Landstrecken. Auch auf ihnen finden sich zahlreiche Unebenheiten, Vertiefungen, die niemand ein Interesse hat zu beseitigen, und die ebenfalls das Wasser zurückhalten und so zur Aufnahmefähigkeit des Bodens beitragen. Denken wir daran, daß es im Walde oder auf einer Ödländerei zumal im Gebirge selten eine größere ebne Fläche giebt, daß dort größere und kleinere Vertiefungen mit einander abwechseln, so werden wir es verstehen können, daß sehr viel Wasser in diesen Vertiefungen zurückbleibt, ganz abgesehen davon, daß der Boden infolge seiner größern Durchlässigkeit immer schon eine größere Wassermenge in sich aufsaugen wird.

Aber diese Fähigkeit, das Wasser zurückzuhalten und in sich aufzunehmen, haben Ödländereien schon in geringerm Grade als Waldboden. Die Wassermenge, die durch die Baumwurzeln dem Boden entzogen wird, ist nicht unbeträchtlich, auf der Ödländerei bestehen die Erhöhungen zwischen den einzelnen Vertiefungen nicht aus festen Wurzeln, sondern aus mehr oder weniger losem Erdreich, das dem Wasser einen viel geringern Widerstand entgegensetzt, also auch leichter die Bildung von Rinnsalen zuläßt, in denen das Wasser aus den

Digitized by Google

höher gelegnen Vertiefungen in die tiefern einen Abzug findet. Noch weniger ist aber der Boden, der der Kultur unterworfen wird, imstande, das Wasser bei sich zurückzuhalten. Einen Boden, der bisher brach gelegen hat, kultiviren, heißt in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, wenigstens im Gebirge, ihn entwässern. Der Boden ist zu naß, es wird also für künstlichen Abfluß des Wassers, für Entwässerung gesorgt. Durch die Bestellung des Landes werden auch die frühern Unebenheiten, die Erhöhungen und Vertiefungen beseitigt, größere Vertiefungen schüttet der Landmann wohl selbst zu, für Ausgleichung der kleinern Unebenheiten sorgt der Pflug. So haben wir es bei dem bebauten Lande mit einer gleichmäßigen Fläche zu thun, die zum Teil von geraden Furchen, immer aber von Abzugskanälen durchzogen ist. Es ist klar, daß über solche Ackerflächen und Wiesen, also über Kulturland, das Wasser einen viel schnellern Abfluß findet, umso mehr als auch die Flußläufe selbst, um den Abfluß noch zu beschleunigen, gerade gelegt und gesäubert werden. Sind nun einmal an einem Tage die Niederschläge weit über das gewohnte Maß hinausgegangen, betrugen sie z. B., wie an dem Unglückstage im Juli dieses Jahres auf der Schneekoppe 239 Millimeter, in Schmiedeberg 187 Millimeter, in Schreiberhau 126 Millimeter, in Warmbrunn 118 Millimeter, d. h. waren die Wasserschichten, die an den betreffenden Orten als Regen gefallen waren, 239, 187, 126 und 118 Millimeter hoch, so wäre die Gefahr, die sie für die Nachbarschaft boten, viel geringer gewesen, wenn ein Teil von ihnen dort, wo sie zur Erde niedergegangen waren, zurückgehalten worden wäre, wie es der Fall gewesen sein würde, wenn unsre Gebirgsgegenden noch aus Urwald und Ödländereien bestünden. Heute, wo fast alles Land angebaut ist, wo auf den Kämmen des Riesengebirgs große Strecken, die ehedem mit Knieholzgestrüpp bedeckt waren, in Weideplätze umgewandelt sind und auch die Waldungen an den Abhängen der Gebirge forstmännisch bewirtschaftet werden, stürzen die Wasser mit riesiger Gewalt von den Berghängen herunter in die Thäler und aus diesen weiter in die Ebnen und reißen alles mit sich fort, was ihnen entgegensteht.

Der angerichtete Schaden muß aber um so größer werden, als sich das Bett unsrer Ströme und Bäche mit den Jahren immer mehr gehoben hat, also nur eine geringere Wassermenge zu fassen vermag als früher. Die Ursache ist die, daß alle Flüsse eine Menge Sand, im Gebirge bei Hochwasser auch Steine und Geröll mit sich führen. Der Sand sinkt dann an den Mündungen und auch schon früher zwischen den Niederungen, wo die Strömung nachgelassen hat, zu Boden. Der dadurch entstehenden Verflachung des Fahrwassers sucht man entgegenzuarbeiten durch Baggerungen, auch durch Dämme, die in den Fluß hineingebaut werden und ihn durch Vergrößerung der Strömung zwingen sollen, den Sand wieder selbstthätig weiterzuführen und sein Bett zu vertiefen. Und im Gebirge räumt man wohl zeitweise auch die

Digitized by Google

Bäche aus, man liest auch die Steine aus dem Wasser heraus, um sie zu Bauzwecken zu verwenden. Aber vollständig hält die Arbeit des Menschen mit der der Natur nicht gleichen Schritt, hier so wenig wie dort. In der Nähe der Mündungen ist im Laufe der Jahrhunderte eine ständige Hebung des Wasserspiegels wahrzunehmen, der oft, wie bei der Weichsel, auch bei niedrigem Wasserstande schon höher steht, als die nur durch gewaltige Dämme vor der Überflutung geschützten Niederungen. Und auch im Gebirge wird das Bett der Flußläufe immer flacher, jedes Hochwasser setzt neues Geröll ab, und bei den gelegentlichen Räumungsarbeiten geht man keineswegs mit der nötigen Gründlichkeit vor. Bietet doch das Flußbett für das kleine Rinnsal, als das der Gebirgsbach in gewöhnlichen Zeiten erscheint, immer noch genügend Platz!

Wenn wir uns also nach Mitteln und Wegen umsehen, den häufigen Überschwemmungen Einhalt zu thun, so wäre natürlich das Sicherste die Aufforstung des Gebirges und die Vertiefung der Flußbetten. Aber keine von beiden läßt sich bei unserm heutigen Kulturzustande so ausführen, daß damit die Hochwassergefahr vollständig zu beseitigen wäre. Die Aufforstung würde nur dann ausreichen, wenn wir ganze Provinzen mit Wald bepflanzten und die Bevölkerung, die bisher dort ihren Unterhalt gefunden hat, hinausdrängten, was natürlich ein Unding ist. Aber wenn wir nicht das Übel mit der Wurzel beseitigen können, so wäre schon eine Aufforstung in mäßigen Grenzen immerhin geeignet, den Überschwemmungen etwas zu steuern, und eine mäßige Aufforstung ließe sich auch unter den heutigen Verhältnissen recht wohl durchführen. Wir haben in den Gebirgen viel Abhänge, die den Besitzern durch die Wegschwemmung des fruchtbaren Mutterbodens von Geschlecht zu Geschlecht immer geringere Erträge bringen, und an denen man nach anhaltenden Regengüssen wirkliche Erdrutsche beobachten kann, sodaß an manchen Stellen thatsächlich das nackte Gestein zu Tage tritt. Wir haben aber auch heute, wo infolge der Getreidezufuhr aus dem Auslande die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse gedrückt sind, zahlreiche Kulturflächen, die wegen des rauhen Klimas den Anbau nicht mehr lohnen und kaum die Arbeit bezahlt machen, die man auf ihre Bewirtschaftung verwendet. Solche Ländereien sind in den höhern Strichen des Gebirges schon für achtzig bis hundert Mark der Morgen zu haben, das Anpflanzen der jungen Bäumchen stellt sich einschließlich der Kosten für die Nachbesserung in den ersten vier Jahren auf etwa vierzig Mark, und nehmen wir auch an, daß der Morgen mit Anpflanzung im Durchschnitt auf zweihundertfünfzig Mark zu stehen käme, so ließen sich für eine Million schon viertausend schlesische Morgen aufforsten. Der Staat könnte, wenn zwei oder drei Millionen jährlich für diesen Zweck ausgesetzt würden, dort, wo es sich um zusammenhängende Ländereien handelt, und wo er selbst schon Forsten und Forstbeamte in der Nähe hat, Land aufkaufen und für eigne Rechnung bepflanzen, er könnte im übrigen für Aufforstung wenig Ertrag

Digitized by Google

bringender Ländereien noch in höherm Maße als heute Prämien aussetzen oder selbst aufgekaufte und angepflanzte Strecken gegen mäßige Entschädigung den Gemeinden überlassen. Haben wir in solchen Teilaufforstungen auch keine Radikalmittel gegen die Überschwemmungen, etwas Nutzen werden sie immer schaffen. Jeder Waldboden, und wenn auch schon die Schlagwirtschaft eingeführt ist, bei der der Boden schon mehr geebnet und entwässert ist, hält das Wasser mehr zurück als Ackerland, und wenn die Waldparzellen noch so klein sind, es ist immer besser, das Wasser wird nach anhaltenden und heftigen Regengüssen wenigstens stellenweise zurückgehalten, als daß es gar nicht zurückgehalten wird.

Daneben aber können wir vor allem im Gebirge die Flußbetten breiter und tiefer, also zur Aufnahme größerer Wassermassen geeigneter machen, wir können, wo die örtlichen Verhältnisse, wie allzu große Nachgiebigkeit des Bodens oder am Ufer stehende Baulichkeiten eine solche Vertiefung und Verbreitung nicht zulassen, Kanäle ziehen, die bei Hochwasser die Hauptarme zu leeren hätten. Solche Flußkorrekturen würden in hohem Maße nützen. Je größer die Wassermenge ist, die die Bäche und Kanäle aufzunehmen und abzuführen imstande sind, desto geringer wird die Überschwemmungsgefahr. Ausreichend sind natürlich für sich allein solche Anlagen auch nicht, sie würden die gefährdeten tiefer gelegnen Landstrecken in der Nähe der Flüsse keineswegs vor der Überflutung bewahren können.

Eine völlige Verhütung der Überschwemmungen läßt sich eben bei der heutigen Entwicklung unsers Wirtschaftslebens weder durch Aufforstung noch durch Vertiefung unsrer Flußläufe erzielen. Wir werden mit der Thatsache, daß das Wasser in gewissen Fällen schneller von den höher gelegnen Landstrichen abfließt und die tiefern überflutet, auch für die Zukunft zu rechnen haben und können nur auf Mittel sinnen, die Schäden, die durch Überschwemmungen verursacht werden, so viel als möglich abzuschwächen.

Als ein Mittel dieser Art werden nun in erster Linie die Thalsperren empfohlen, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie, wo ihre Anbringung überhaupt möglich ist, durchaus dazu geeignet sind. Unter einer Thalsperre versteht man die Abschließung eines mehr oder minder engen Thales durch einen Damm oder besser eine Mauer, durch die man die abwärts fließenden Gewässer in ihrem Laufe aufhält und ihre Wassermassen ansammelt, um sie später nach Bedürfnis allmählich durch eine Schleuse wieder abzulassen. Sind in dem obern Flußthal Wolkenbrüche oder doch größere Regenmengen niedergegangen, so schließt man die Thalsperre; dann wird eine große Wassermasse, je nach der Höhe der Abschließungsmauer und der Breite und Tiefe des Thales einstweilen am Abfluß verhindert. Haben sich die Fluten verlaufen, so öffnet man die Schleusen des Sammelbeckens und kann auch noch die durch den Wasserdruck erzeugte mechanische Kraft für Fabrikzwecke oder elektrische Beleuchtung

Digitized by Google

ausnutzen. Allerdings ist bei Anlage und Unterhaltung einer Thalsperre die größte Vorsicht erforderlich. Geben die Mauern dem ständigen Druck der auf ihnen lastenden Wassermassen nach, so kann durch die plötzliche Überflutung der unterhalb gelegnen Ortschaften, wie es vor mehreren Jahren in Nordfrankreich geschah, unermeßliches Unglück angerichtet werden. Bei der nötigen Vorsicht aber sind Thalsperren vorzüglich geeignet, einen Landstrich von mäßiger Ausdehnung vor Überschwemmungen zu sichern. Nur muß die Örtlichkeit für die Anlegung der Thalsperre günstig sein: der zu schützende Landstrich muß unterhalb eines engen Flußthales liegen. Eine solche Lage ist aber nicht gerade häufig. In der Regel ist sie anzutreffen, wo ein Gebirgsbach aus einem höhern Gelände in ein tieferes, aus dem Gebirge in die Ebne tritt, am häufigsten, wo er zuvor einen ihm entgegenstehenden Bergzug durchbrochen hat. Seine Wassermenge muß schon vorher so groß gewesen sein, daß er sich tief in das Gebirge eingebettet hat. Weiter ist nötig, daß der Oberlauf des Baches oder Flusses, da wo man die Sperre anzulegen beabsichtigt, auf eine große Strecke nicht stark besiedelt ist. Diese Bedingung wird nur dann erfüllt sein, wenn die Thalsohle genügend schmal ist und die Thalwände genügend steil sind; in solchen steilen Engthälern hat man es in der Regel nur mit einzelnen Gehöften, nicht mit ganzen Ortschaften zu thun, und einzelne Besitzer kann man schon entschädigen, ohne daß die Kosten der Anlage unverhältnismäßig hoch würden. Wenn wir uns auf das Riesengebirge beschränken, so sind z. B. geeignete Örtlichkeiten vorhanden am Zacken oberhalb Petersdorf vor seinem Eintritt ins Hirschberger Thal, am Bober in der Gegend von Jannowitz und dann wieder unterhalb Hirschberg, an der Katzbach zwischen Neukirch und Goldberg, am Oberlaufe der Elbe zwischen Spindelmühle und Hohenelbe. Nicht möglich sind Thalsperren, wo das Wasser in breiten Rinnen von verschiednen Seiten ins Thal herunterkommt, und namentlich da, wo sich an diesen Rinnen Ortschaften auf die Berge hinaufziehen; doch würden hier Teiche teilweise als Ersatz dienen können. Im allgemeinen sind Thalsperren weniger zweckmäßig anzubringen an den höhern Teilen des Gebirges, wo sich die Wassermassen erst sammeln, als beim Übergange aus dem Gebirgsland ins Flachland, wo die Thäler in der Regel enger und tiefer werden. Bei dem letzten Hochwasser wären durch Thalsperren zu schützen gewesen Petersdorf und zum Teil auch Hirschberg, dagegen nicht Schmiedeberg und Landeshut.

Wo sich die Anlage von Thalsperren ermöglichen läßt, sollte man sie ohne Säumen in Angriff nehmen. Durch sie allein könnten bei einer Hochwassergefahr Millionen erhalten bleiben, und für das Anlagekapital würde durch die Verpachtung der Wasserkraft, durch Abgabe des Wassers für Berieselungszwecke wenigstens eine kleine Verzinsung zu erreichen sein; auch könnten durch die Sperren und ihre überschüssige mechanische Kraft neue industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen werden.

Digitized by Google

Aber wir können den Schaden, den die Hochwasser verursachen, auch noch auf andre Weise abzuschwächen suchen: wir können ihnen soviel als möglich aus dem Wege gehen. Wir müssen uns die Bewohner der tiefen Niederungen an den Mündungsarmen unsrer großen Ströme zum Vorbilde nehmen. Dort in den Niederungen giebt es in jedem Frühjahr Hochwasser, aber von einzelnen Ausnahmen abgesehen, fürchtet man sich nicht vor ihm, weil man sich darauf eingerichtet hat. Man hat die Ströme eingedämmt, und wo die Eindämmung noch nicht durchgeführt ist, wo die Ströme noch jedes Jahr über ihre Ufer treten und meilenweit alles unter Wasser setzen, da hat man in dem Überschwemmungsgebiet Wohnhäuser, Ställe und Scheunen auf Erdhügeln errichtet. Ganze Ortschaften und einzelne Gehöfte ragen dann bei der Überschwemmung wie Inseln aus dem Wasser empor, und der Verkehr zwischen ihnen wird durch Kähne unterhalten. Was für die Gegenden am Unterlauf des Stromes genügenden Schutz gewährt, würde auch für seinen Mittellauf geeignet sein, wo seine Wasser noch nicht so reißend sind. Ländereien, die am Ufer gelegen und regelmäßig aller paar Jahre der Überschwemmung ausgesetzt sind, sollten eingedämmt werden; die Eindämmung ist hier in vieler Beziehung notwendiger als am Unterlaufe. In der Nähe der Küsten erfolgt die Überschwemmung im Frühjahr, wenn die Felder noch kahl sind; da helfen die Wasserfluten sogar das Land düngen, statt Schaden anzurichten. In den Vorlanden der Gebirge aber kommt das Hochwasser plötzlich und unvermutet, im Hochsommer, im Herbst, wenn die Ernte noch nicht eingebracht ist, wenn ein Teil davon der Wegschwemmung, ein andrer dem Verderben ausgesetzt ist.

Weiter oben im Gebirge nützt allerdings das Eindämmen nichts mehr. Dem Andrängen der Fluten können kaum unsre aus Stein gebauten Chausseen und die Mauern unsrer Häuser Stand halten, geschweige denn Dämme, die aus Geröll, im günstigsten Falle mit Hilfe von Faschinen hergestellt sind. Hier bleibt nichts weiter übrig, als dem Wasser aus dem Wege zu gehen. Unsre Dörfer im Gebirge ziehen sich aber meist dicht am Bache hin, und auch unsre Landstraßen, die früher mit Vorliebe über die Berge gelegt wurden, folgen heute den Flußläufen. So bequem das für die Bewirtschaftung und für den Verkehr ist, es birgt doch eine große Gefahr in sich. Im Gebirge hat man die Auswahl zwischen höher und niedriger gelegnen Geländen: errichte man doch seine Wohn- und Wirtschaftsgebäude an den Stellen, die erfahrungsgemäß oberhalb der höchsten Wasserstandsgrenze liegen! Man muß freilich dann das Heu aus den Wiesen bergan fahren, und auch von der Dorfstraße aus geht es noch ein Stück in die Höhe, bis man auf seinem Hofe angelangt ist. Aber man erträgt doch lieber diese kleine Unbequemlichkeit, als daß man sich der Gefahr aussetzt, mit einem Schlage Hab und Gut zu verlieren, vom wohlhabenden Manne zum Bettler zu werden. Man kann ja nicht auf einmal ein ganzes Dorf vom Flußufer auf die zehn Meter höher gelegne

Digitized by Google

Anhöhe hinaufzaubern; was einmal steht, mag auch ferner benutzt werden. Aber Neubauten sollten nur da errichtet werden dürfen, wo sie zugleich ungefährdet sind. Hier müßte der Staat eingreifen, er müßte für das Gebirge eine besondre Bauordnung vorschreiben und neue, höher gelegnere Landstraßen bauen. Unsre Landstraßen und vor allem unsre Chausseen im Gebirge liegen zu tief. Ist nicht die Chaussee von Liebau nach Schmiedeberg an den Stellen, wo sie nach dem ersten Hochwasser in diesem Sommer mit vielen Mühen und Kosten durch dreißig Pioniere ausgebessert oder neu gebaut worden war, bald darnach bei einem zweiten Gewitterregen wieder weggerissen worden? Legen wir die Chausseen höher, so erwecken wir damit auch im Landmann den Wunsch wieder, wenn sein altes Haus baufällig geworden ist, sich an der neuen Straße anzubauen, und dem Verbote, Neubauten an tief gelegnen Stellen zu errichten, würde dann schon von selbst Folge gegeben werden, ohne daß es eines Zwanges bedürfte. In manchen Fällen würden sich vielleicht Härten nicht vermeiden lassen, z. B. wenn das Wirtschaftsgebäude noch gut erhalten ist, während das Wohnhaus neu gebaut werden muß. Aber in solchen Fällen könnten ja die Landleute bei den Umbauten von der Regierung durch Geldmittel unterstützt werden.

Nun, es wird noch viel Wasser vom Berge fließen, und es werden noch manche Geschlechter kommen und gehen, ehe die Ortschaften im Gebirge etwas hinaufgerückt und vor Wassersnot geschützt sein werden. Aber auch für die Zwischenzeit kann und muß gesorgt werden, etwas mehr als bisher können wir uns auch mit unsern gewöhnlichen Mitteln wappnen. Wer ein Haus an gefährdeter Stelle stehen hat, der sorge dafür, daß es fest gebaut sei und rechtzeitig ausgebessert werde, und daß Ausbesserungen gut und dauerhaft ausgeführt werden. Im schlesischen Gebirge wird aber im allgemeinen schlecht gebaut. In dem kleinen Städtchen, wo der Verfasser dieses Aufsatzes wohnt, ist es gar nichts so seltenes, daß sich in den Wohnstuben plötzlich die Decken zu senken beginnen, weil die Balken an beiden Enden durchgefault sind, der Dachstuhl ist bei den meisten Häusern aus ganz schwachen Balken zusammengefügt, und überall regnet es herein. Ja ein Schlossermeister mußte schon nach drei Jahren das Dach seiner neu gebauten Werkstätte wegen ungenügender Ventilation vollständig erneuern lassen. Es handelt sich ja hier nur um ein von armen Handwebern bewohntes Landstädtchen, wo die Erwerbsverhältnisse seit Jahrzehnten nicht besonders günstig sind, wo infolge dessen sehr geringe Mieten gezahlt werden, und die Hauswirte an allen Ecken und Enden zu sparen genötigt sind. Aber viel besser liegen die Erwerbsverhältnisse im ganzen Gebirge nicht, viel besser als hier wird auch anderwärts nicht gebaut, überall bleiben die Häuser ohne Ausbesserung, so lange es nur irgend geht. Die Mauern sind oft von Feuchtigkeit durchzogen, der schlechte Putz ist in großen Flächen von den Außenwänden abgefallen, überall sieht man windschiefe und

Digitized by Google

in sich zusammengesunkne Holzhäuschen, bei denen es ein wahres Wunder ist, daß sie nicht von selber einstürzen. So viel steht fest: hätten wir in Schlesien bessere Baulichkeiten, das Hochwasser hätte diesen Sommer nicht so großen Schaden anrichten können.

Suchen wir auf den angegebnen Wegen die Schäden der Hochwasser abzuschwächen, so werden wir allmählich des Übels Herr werden. Ohne Hilfe des Staates geht es natürlich nicht. Die Mittel, die dazu erforderlich sind, übersteigen die Kräfte der Unterverbände, der Provinzen, der Kreise und vollends der einzelnen Gemeinden. Aber eine Aufforstung kommt ja dem ganzen Lande zu gute, dem Bewohner der Ebne ebenso wie dem des Gebirges. Die Thalsperren gewähren zwar den größten Nutzen den dicht unter ihnen gelegnen Bezirken, aber ihre wohlthätige Wirkung ist weit bis ins Land hinein zu spüren, wenn sich auch der Vorteil für die einzelnen näher und ferner gelegnen Ortschaften nicht genau abmessen läßt. Wenn durch Höherlegung der Landstraßen eine Unterbrechung des Verkehrs in den Überschwemmungsgebieten vermieden wird, so ist das für den Kaufmann in der größern Stadt ebenso viel wert wie für die Betroffnen, und wenn der Staat Prämien oder Beihilfen für Neubauten zahlt, so haben davon auch die wieder Nutzen, die mit dem Gebirge in geschäftlichen Beziehungen stehen. Denn mit der Sicherheit gegen die Wassersgefahr ist auch größere Sicherheit gegen Geschäftsstockung gegeben. Der Staat hat ein Interesse daran, daß die Leistungsfähigkeit, der Wohlstand seiner Unterthanen erhalten bleibe, darum hat er bei außergewöhnlichen Naturereignissen, bei Gefährdung ganzer Landstriche einzutreten, und er wird sich dieser Aufgabe, wie in andern Fällen, so auch hier nicht entziehen.

Aber auch den Gemeinden bleibt noch etwas zu thun übrig. In der Schreckensnacht dieses Sommers haben wir einsehen lernen, daß der Einzelne den entfesselten Naturgewalten gegenüber machtlos ist, daß hier nur eine wohlorganisirte Rettungsmannschaft helfen kann, die unter einheitlicher Leitung mit Umsicht an das Rettungswerk geht, eine Rettungsmannschaft, wie wir sie in unsrer Feuerwehr haben. Die großen Städte haben ja durchweg ihre wohlgeschulte Berufsfeuerwehr, aber in den kleinen Städten ist es oft recht übel damit bestellt. Die Bürger müssen zwar „Jüngstendienste“ leisten, d. h. sich eine Reihe von Jahren der Stadt zur Verfügung stellen und bei Feuers- und Wassergefahr mit Hand anlegen; aber es ist niemand im Magistrat, der sich der Sache annähme, regelmäßige Übungen werden nicht abgehalten. Vielleicht besteht in der Stadt ein freiwilliger Feuerwehrverein. Er ist vor Jahr und Tag gegründet worden mit Unterstützung angesehner Bürger, die auch reichliche Geldmittel für die erste Einrichtung zusammengebracht hatten. Aber die Personen haben gewechselt, die Stadt ist von größern Bränden verschont geblieben, und so hat man angefangen, sich in Sicherheit zu wiegen. Niemand kümmert sich um den Verein, es fehlt ihm an Geld, seine Mitgliederzahl ist zurück-

Digitized by Google

gegangen, er geht der Auflösung entgegen. Dem müßte vorgebeugt, der Verein müßte vom Magistrat mit Geldmitteln unterstützt und auf jede Weise gefördert werden. Falsch angebrachte Sparsamkeit solchen Vereinen gegenüber kann sich einmal schwer rächen.

Die älteste Besiedlung Deutschlands

Von Otto Kaemmel

Immer wieder zieht es den Geschichtschreiber zu den Anfängen der Volksgeschichte zurück, denn in ihnen liegen die verborgnen Wurzeln, aus denen allmählich das ganze Kulturleben entsprossen ist. Während uns nun die Mittelmeervölker gleich in den ersten Nachrichten auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe entgegentreten, die auf der Arbeit zahlloser verschollener Geschlechter beruht, und nur selten aus sagenhaften Überlieferungen ein schwacher Lichtstrahl in diese Vorzeit fällt, sind wir Deutschen in der günstigen Lage, daß unsre Vorfahren in einer Zeit, in die hinein nicht einmal ihre eignen sagenhaften Erinnerungen reichen, von hervorragenden Angehörigen eines großen fremden Kulturvolks beobachtet und geschildert worden sind, und zwar in zwei durch anderthalb Jahrhunderte getrennten Zeiträumen und Entwicklungsstufen, im ersten von dem größten Feldherrn und Staatsmann der Römer, C. Julius Cäsar, im zweiten von ihrem größten Historiker, Cornelius Tacitus, von dem einen sicher, von dem andern doch wahrscheinlich nach eigner Anschauung. Aber so viele Nachrichten uns beide erhalten haben, soviel Rätsel geben sie uns auch wieder auf, und besonders hängt fast an jedem Satze der „Germania“ eine wissenschaftliche Streitfrage. Seit Jahrzehnten ist unsre Germanistik und Rechtsgeschichte an der Arbeit, durch Rückschlüsse aus spätern Urkunden und Nachrichten diese Fragen zu lösen und zu einer klaren Anschauung der Grundlagen unsers nationalen Daseins zu gelangen, ohne daß dies doch bis jetzt vollkommen gelungen wäre.

Da hat nun August Meitzen, der bedeutendste lebende Kenner der gesamten europäischen Agrargeschichte, für das Verständnis der Grundlagen aller Kultur, der Besiedlung und des Anbaus, einen neuen Weg eingeschlagen. In einem großartig angelegten Werke, von dem zunächst die erste Abteilung: Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen,

Digitized by Google

der Kelten, Römer, Finnen und Slawen in drei stattlichen Bänden und einem umfänglichen Atlas vorliegt,*) will er die „Besiedlung auf dem gesamten Gebiete unsrer modernen Kulturstaaten“ räumlich und zeitlich gesichtet auf Grund einer möglichst lückenlosen, fast statistischen Beobachtung darstellen. Er ist auf diese Aufgabe von einer ganz praktischen Arbeit her gekommen, nämlich von der Untersuchung des Bodens und der landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats, die er auf Grund alles erreichbaren Materials schon in einem umfassenden statistisch-beschreibenden Werke dargestellt hat; daran haben sich zunächst grundlegende Studien über die Aussetzung der deutschen Dörfer in Schlesien und andres derart geschlossen, die Meitzen weit über die Grenzen des deutschen Agrarwesens hinausführen mußten. So ist er zu einer ganz neuen, man möchte sagen genialen Methode gekommen, die Grundlagen der nordeuropäischen Besiedlung aufzuhellen. Er geht nicht von den mehr oder weniger lückenhaften und vieldeutigen geschichtlichen oder urkundlichen Nachrichten aus, sondern von dem frühesten erreichbaren Kartenbilde charakteristischer Dorffluren, da die Verteilung des Grund und Bodens von der ersten Anlage an bis auf die jüngsten Grundstückzusammenlegungen und Gemeinheitsteilungen im wesentlichen unverändert geblieben ist, oder wenigstens den Rückschluß auf die älteste Anlage gestattet, auch wo diese nicht mehr ganz erhalten ist. Um die reingermanische Anlage festzustellen, untersucht er zunächst die Zustände solcher Landschaften, die nachweislich niemals von einer andern als germanischen Bevölkerung fest besiedelt gewesen sind (eine bloß nomadische Urbevölkerung kommt nicht in Betracht); ebenso verfährt er, um die echte keltische, römische, slawische und finnische Besiedlungsweise festzustellen. Denn über die Gebiete aller dieser Stämme haben sich die Deutschen ausgebreitet und auf den von ihnen geschaffnen Grundlagen sich festgesetzt. Damit bringt nun Meitzen stets die geschichtlichen Nachrichten in Verbindung und zieht zugleich für die Erläuterung der ältesten nomadischen oder halbnomadischen Kulturstufe die erst jetzt recht bekannt gewordnen Verhältnisse der mittelasiatischen Nomadenvölker heran, wie er andrerseits stets die wirtschaftlichen Möglichkeiten vom Standpunkte des Praktikers aus erörtert. So entsteht ein merkwürdig lebensvolles, fest umrißnes Bild eines der bedeutendsten Vorgänge der gesamten europäischen Geschichte.

Das altgermanische Volksland, d. h. das Gebiet, auf dem von Anfang an nur Germanen fest angesiedelt gewesen sind, umfaßt nur einen kleinen Teil des heutigen deutschen Bodens. Diesen Strich begrenzt im Osten eine Linie, die von der Kieler Föhrde südlich bis zur Elbe geht, diese oberhalb Hamburgs überschreitet, dann mit einer westlichen Ausbiegung kurz unterhalb der Havel-

*) Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen. Erste Abteilung. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1895.

Digitized by Google

mündung wieder erreicht und endlich die Elbe und Saale entlang bis zu deren Quelle läuft, im Süden und Südwesten der Mainlauf und der römische Limes, im Westen eine Grenze, die etwa von der Moselmündung aus zunächst nordöstlich, dann nordwärts zur Weser etwa bei Bremen geht und dieser bis zur Nordsee (nämlich zu ihrer alten Mündung im Jadebusen) folgt. Alles, was westlich und südlich von diesen Grenzen liegt, war ursprünglich keltisch. Nach Osten dehnten sich die Germanen bis zu einer Linie aus, die an den Karpaten begann, da, wo Ungarn und Schlesien zusammenstoßen, und die Weichsel in der Gegend von Warschau, die Ostsee an der Mündung des Pregel erreichte. Im Süden wohnten sie bis an die Nordabhänge des Erzgebirges und der Sudeten, im Norden bis an die Ostsee, hier besetzten sie, wie die jütische Halbinsel und die dänischen Inseln, so das gesamte südliche Skandinavien, das ebenfalls rein germanisches Volksland ist. Eine scharfe Grenze, die mitten durch dieses Gebiet, die Görlitzer Neiße und die Oder abwärts, dann nordwestlich längs der heutigen Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg nach der Ostsee ging, also ansehnlichen Flüssen und ihren damals völlig versumpften, unzugänglichen Niederungen folgte, schied die Westgermanen von den Ostgermanen (Goten, Burgunder, Vandalen). Erst während der Völkerwanderung ging der ganze Osten, bei weitem der größte Teil des germanischen Gebiets, an die Slawen verloren, sodaß das Deutschtum hinter jene Linie von der Kieler Föhrde bis ans Fichtelgebirge zurückwich. Dagegen breiteten sich die Deutschen unwiderstehlich nach dem Westen und Süden über keltisch-römische Länder aus.

In jenem altgermanischen „Volkslande“ innerhalb der eben angegebnen Grenzen waren alle ältern Ansiedlungen zufolge der Flurkarten nicht Einzelhöfe, sondern Dörfer, und zwar in der ganz unregelmäßigen Anordnung der Gehöfte, die der Name „Dorf“ (gleich dem lateinischen turba, Haufen) ursprünglich bezeichnet. Diese „Haufendörfer,“ von den spätern Marschendörfern an der Nordseeküste ebenso völlig verschieden wie von den langgestreckten „Reihendörfern“ der ostdeutschen Koloniallande, waren oder sind vielmehr von mäßiger Größe, die Flur lag durchweg in Gewannen (ahd. wanc, agf. vong, altnord. vange, d. i. Feld, daher z. B. Ellwangen), d. h. in einer Anzahl von unregelmäßig viereckigen, nach der Güte des Bodens verschieden großen Stücken, von denen jedes wieder in soviel kleine Längsstreifen, gewöhnlich von der Größe eines Morgens (= ¼ Hektar) zerfiel, als ursprünglich Höfe im Dorfe vorhanden waren. Die Gesamtfläche dieser Anteile in allen Gewannen mit den Nutzungsrechten an Weide, Wald und Wasser bildete die Hufe, die schon Justus Möser treffend als eine Aktie am Gemeinwesen bezeichnet hat, und die soviel Boden umfaßte, als ein Bauer mit einem oder zwei Knechten bewirtschaften konnte. Die Größe der Hufe richtet sich natürlich ganz nach der Güte des Bodens, ist also kein mathematisch ganz bestimmtes Landmaß, nur in derselben Dorfflur von der gleichen Größe. Die Gemenglage der Hufenanteile in den

Digitized by Google

einzelnen Gewannen machte natürlich den Flurzwang in der Bewirtschaftung unvermeidlich, also die Gleichmäßigkeit der jährlich wechselnden Bewirtschaftung (Sommersaat, Wintersaat, Brache in der Dreifelderwirtschaft), da besondre Wege zu den einzelnen Hufenanteilen gar nicht vorhanden sein konnten, der Bauer also zur Bestellung und Ernte über die Grundstücke seiner Nachbarn hinwegfahren mußte. Als Musterbeispiel für eine uralte Anlage dieser Art führt Meitzen das heutige Maden bei Fritzlar in Hessen vor, die Gerichtsstätte des Hessengaues, das bereits im Jahre 15 n. Chr. von Tacitus (Ann. I, 56) unter dem Namen Mattium als Hauptort der Chatten erwähnt wird. Dessen Flur zeigt um ein echtes „Haufendorf" 40 ziemlich unregelmäßige Gewanne in je 16 gleich großen Hufenanteilen zu durchschnittlich 31 Ar, also etwas über einen Morgen. Ähnlich ist die Flur von Geismar gestaltet, eines beinahe ebenso alten Ortes. Diese feste Besiedlung des altgermanischen „Volkslandes" bestand sicher schon am Anfange unsrer Zeitrechnung und erscheint zur Zeit des Tacitus, also gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, in ganz bestimmten, klaren Zügen. Dagegen waren zu Cäsars Zeit (58 v. Chr.) selbst die Westgermanen, mit denen Cäsar zusammenstieß, noch halb nomadisch, und die Ostgermanen hielten in ihren weiten Weideebnen noch viel länger an diesen Zuständen fest.

Es entstehen nun zwei wichtige Fragen. Erstens: wie haben die Germanen in dieser halbnomadischen Zeit gewirtschaftet? Zweitens: wann und wie hat sich der Übergang zur festen Besiedlung, also von der überwiegenden Viehzucht zum regelmäßigen Ackerbau vollzogen? Um die erste Frage zu lösen, zieht Meitzen die mittelasiatischen Nomadenstämme heran. Indem er die Vorstellung abweist, als ob es in deren Steppen und Wüsten irgendwie herrenloses Land gäbe, und betont, daß im Gegenteil die Weidereviere der einzelnen Stämme und Horden nach natürlichen, leicht festzuhaltenden Merkmalen fest abgegrenzt seien, weist er nach, daß in jenen zum Teil sehr dürren Steppen auf einer Geviertmeile (etwa fünfzig Quadratkilometer) nur 1800 Stück Vieh ernährt werden können. Da der Mensch von Fleisch allein nicht leben kann (außer von den sehr fetthaltigen Tieren der Polarzone), sondern der Pflanzenkost bedarf, so müssen sich die Nomaden das unentbehrliche Getreide entweder durch Raubzüge in die ackerbauenden Nachbarländer oder durch eignen Ackerbau auf zeitweise abgegrenzten Stücken verschaffen, den ihre Knechte, Leute aus unterworfnen Stämmen oder Gefangne von den benachbarten Kulturvölkern, für ihre nomadisirenden Herren besorgen. Denn dem Nomaden gilt allein das freie Leben auf dem Rücken seines Rosses inmitten seiner Viehherden für würdig des freien Mannes. Wendet man nun das auf die urgermanischen Verhältnisse an, so ergiebt sich zunächst, daß die Ertragsfähigkeit der nordeuropäischen Weideländer, wo nach der Eiszeit zunächst ein reichlicher Graswuchs neben dem Waldwachs aufgekommen war (ungefähr wie heute in Island), weit günstiger war als heute in Zentralasien, wenn auch natürlich nicht entfernt

Digitized by Google

überall so günstig wie in den Fettweiden der Marschen, wo eine Kuh nur einen Hektar Landes zu ihrer Ernährung braucht. Da nun eine altgermanische Hirtenfamilie von acht Köpfen (die Knechte mitgerechnet) jährlich zu ihrer Ernährung den Ertrag von dreißig gutgenährten Kühen (oder der entsprechenden Zahl von Kleinvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen) an Milch (2400 Liter) und Fleisch (200 Kilogramm) neben etwa 50 Kilogramm Getreide brauchte, so bedurften 120 solche Familien, also eine Hundertschaft im Sinne des germanischen Großhundert, einen Viehstand von 3600 Kühen, diese aber im Jahre 16 Millionen Kilogramm Heu, was, je nach der Bodenbeschaffenheit, ein Weiderevier von 3 bis 5 Quadratmeilen voraussetzt, wenn 1 Hektar damals im Durchschnitt 1000 Kilogramm Heu hervorbrachte. Diese 120 Familien genügten auch zur Bewachung einer solchen Herde; sie wechselten ihre Lagerplätze je nach dem Futter und bestimmten ihre Weidereviere, ließen auch etwas Getreide bauen. Daher wanderten auch die Cimbern und Teutonen in Jahresrasten, was auf vorübergehenden Getreidebau deutet, und so sind, beiläufig bemerkt, noch in unserm Jahrhundert die Boeren aus dem Kaplande nach dem Norden gewandert. Wuchs die Bevölkerung über die Ertragsfähigkeit des Weidereviers, so blieb für den Überschuß nur die Auswanderung übrig. Die vielumstrittne „Hundertschaft“ (in Dänemark Harde) faßt also Meitzen nicht als eine militärische Gliederung, sondern als eine Weidegenossenschaft auf. Er findet eine Bestätigung dafür in dem Umstande, daß die Harde in Dänemark, wo sie noch in der ursprünglichen Größe erhalten ist, durchschnittlich etwa fünf Geviertmeilen umfaßt, also dem vorausgesetzten Umfange eines solchen urgermanischen Weidereviers auf nicht besonders ertragreichem Boden entspricht, und in den viel erörterten, gewöhnlich stark angezweifelten Angaben Cäsars über das Suebenland zwischen Rhein und Oder (Bell. gall. IV, 1 fg.). Auf diesem Gebiet von etwa 2400 Geviertmeilen lebten die Sueben, in 1000 pagi geteilt, die, wenn man wie bei Tacitus den pagus der Hundertschaft gleichsetzt, 120000 Familien, also etwa eine Million Menschen enthielten und, da selbstverständlich jeder waffenfähige Freie auch waffenpflichtig war, recht wohl, wie Cäsar angiebt, 200000 Krieger ins Feld stellen konnten. Auf den pagus, die Hundertschaft, fiel dann also durchschnittlich eine Fläche von 2,4 Geviertmeilen, d. h. so viel, daß es für das reine Hirtenleben nur noch knapp reichte. Die Sueben standen also zu Cäsars Zeit dicht vor dem Übergange zur Seßhaftigkeit.

Damit stehen wir vor der zweiten Frage. Zur festen Ansiedlung, also zu umfänglicherem Ackerbau ist ein Volk immer nur unter dem Zwange der härtesten Not übergegangen, da das, was uns als ein ungeheurer Fortschritt erscheint, für die Begriffe eines Nomadenvolks eine Verminderung der Freiheit, ein Übergang zu knechtischer Arbeit ist. So lange also der Boden noch halbwegs für die reine Viehwirtschaft ausreichte, oder das Fehlende durch Beute-

Digitized by Google

züge beschafft werden konnte, oder der Überschuß der Bevölkerung, die sich unter gesunden Verhältnissen in vierzig Friedensjahren zu verdoppeln pflegt, durch Auswanderung in erobertes Land abfloß, so lange sind die Germanen auch bei ihrer nomadischen Weidewirtschaft verblieben. Als Cäsar mit ihnen zusammenstieß, waren sie auf der ganzen Linie in erobernder Ausbreitung begriffen, sie überfluteten damals das ganze Keltenland rechts vom Niederrhein und begannen selbst in Gallien einzudringen. Da wurde es für sie entscheidend, daß sie Cäsar nicht nur zurückdrängte, sondern ihnen auch den Rhein als unüberschreitbare Grenze zog. Eine Zeit lang mag nun im Osten des Stromes die alte Nomadenwirtschaft noch fortgedauert haben, aber schon bei den Sueben zu Cäsars Zeit hielten die principes, die Häuptlinge, d. h. die großen Herdenbesitzer, das Volk nur noch halb gewaltsam bei der alten Art fest, um ihre großen Weide- und Jagdgründe nicht zu verlieren; Ackerbau trieben offenbar nur ärmere Freie und Knechte. Endlich erzwang, vermutlich noch vor dem Schlusse des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, im westlichen Deutschland die Masse der Freien die feste Ansiedlung. Dabei wurde offenbar ein geschickter Ausgleich getroffen. Die Ansiedlung erfolgte an den schon bisher zu vereinzeltem Ackerbau benutzten Stellen in kleinen Gewanndörfern; das übrige Land blieb den sich noch nicht fest ansiedelnden Volksgenossen unter Ausschluß der Ansiedler überlassen; es bestanden also neben den Ackerbaubezirken und ihren Dörfern zunächst noch ausgedehnte Weide- und Jagdgründe fort, deren Reste Meitzen in den bis zu den modernen Gemeinheitsteilungen erhaltnen und genossenschaftlich bewirtschafteten Marken (z. B. im alten Bardengau um Lüneburg) erkennen will. Nimmt man an, daß die Hundertschaft im Augenblick der Teilung und Ansiedlung auf 360 Familienhäupter angewachsen war, und jede Familie 30 Hektaren erhielt, so ergab das an Anbauland und Almende (d. h. an Wald- und Weideland für jedes Dorf) 10800 Hektaren; es blieben also, die Hundertschaft auf fünf Geviertmeilen (zu 5423 Hektaren) angenommen, für die alte Wirtschaft noch mehr als 16000 Hektaren übrig, bis mit dem Wachstum der Bevölkerung allmählich auch in diesen Strichen der feste Anbau größtenteils durchdrang. Im ganzen aber kann es nach Meitzen nicht zweifelhaft sein, daß der Übergang zur Begründung fester Dörfer und zu regelmäßigem Ackerbau nicht etwa von einzelnen ausgehen und nicht allmählich erfolgen konnte, sondern nur durch Volksbeschluß und mit einemmale. Denn er setzte, wenn nicht die ärgsten Übelstände und Streit aller Art eintreten sollten, die feste Abgrenzung der Dorffluren und der Weidegründe voraus, und diese war nicht anders zu erreichen als durch Volksbeschluß. Binnen hundert Jahren etwa wird sich dieser Übergang zur Seßhaftigkeit bei allen deutschen Stämmen (mit Ausnahme der östlichsten) vollzogen haben.

Dabei hatten nun die Germanen schon keltisches, in festem Anbau bewirtschaftetes Land zwischen der untern Weser und dem untern Rhein besetzt. Auch

Digitized by Google

als sie im dritten Jahrhundert den römischen Limes durchbrachen und in die Zehntlande (Rheinhessen, Württemberg und Baden) eindrangen, endlich seit der Wende des vierten und fünften Jahrhunderts sich über die Donau und den Rhein ausbreiteten und nach Britannien hinübergingen, trafen sie überall keltische oder römische Ansiedlungen. Da diese somit die Grundlagen deutschen Volkstums und deutscher Kultur wurden, so sucht Meitzen ein klares Bild sowohl von der echten keltischen als von der römischen Besiedlungsweise zu gewinnen. Zu diesem Zweck untersucht er zunächst die Verhältnisse eines von jeher rein keltischen Landes, nämlich Irlands. Hier in diesem weiten, sehr gleichmäßigen Flachlande, das durch seinen üppigen Graswuchs zur Viehwirtschaft wie geschaffen ist, erscheint als die herrschende Form des Anbaues nicht das Dorf, wie im altgermanischen Volkslande, sondern der Einzelhof (tate) zu 16 bis 32 Hektaren, der mitten in seiner Flur steht. Von diesen Einzelhöfen, deren Ursprung bis in die Zeit der Weidewirtschaft zurückreicht, bildeten je vier ein quarter, vier quarters ein bail, dreißig bails (englisch townlands, d. h. Zaunland, wegen der für den Ackerbau eingezäunten Schläge) einen clan unter einem Häuptling, deren es in den vier irischen Königreichen im ganzen 184 gab. Den Übergang von der Weidewirtschaft zur festen Ansiedlung setzt Meitzen um 600 n. Chr., nachdem zunächst große Auswandrungen (der Skoten um 250, der Pikten um 500) den Überschuß der Bevölkerung nach Schottland abgeleitet hatten. Der Grund und Boden blieb dabei im Gesamteigentum des Clans, die tate wurde nur auf Lebenszeit zur Nutzung verliehen; nur die Häuptlinge und Edeln, deren Gewalt rasch ausschlaggebend wurde, machten ihren Besitz bald erblich. In Britannien haben sich die Zustände vor der römischen Eroberung diesen spätern irischen genähert, in Gallien waren sie schon zu Cäsars Zeit wesentlich über diese Stufe hinausgeschritten, denn neben den Einzelhöfen (aedificia) gab es Dörfer (vici) und ansehnliche ummauerte Städte, die Erzeugnisse eines regen Verkehrs, und der zahlreiche Adel hatte die Masse des Volks in die Hörigkeit herabgedrückt. Sehr ausführlich schildert dann Meitzen die italienische Besiedlungs- und Wirtschaftsweise, denn sie ergriff ja auch das alte Keltenland, brachte dort die kapitalistische Großwirtschaft mit Pachtsystem und Sklavenbetrieb zur vollen Entfaltung und begründete ganz römisch angelegte Gutshöfe (villae) auch rechts vom Rhein im Zehntlande. Dort lassen sich zahlreiche Reste solcher noch heute mit hinreichender Deutlichkeit nachweisen, wovon Meitzen ein verhältnismäßig wohl erhaltenes Beispiel aus der Gegend von Pforzheim vorführt. Diese römischen villae waren Einzelhöfe inmitten ihrer Feldflur von 100 bis 200 jugera (Morgen), die in regelmäßige Quadrate geteilt war.

In drei großen Strömen ergossen sich die germanischen Völkerschaften über dieses keltisch-römische Kulturland. Die fränkisch-vandilische (d. h. ostdeutsche, westgotische, burgundische, vandalische) Wanderung nahm das nördliche Rheinland und Gallien in Besitz, die suebisch-oberdeutschen Stämme (Alemannen,

Digitized by Google

Hermunduren, Bajuvaren) die Zehntlande, die Gebiete an der obern Donau und in den Mittelalpen, die Friesen und Sachsen besetzten zunächst das Tiefland zwischen der untern Weser und dem Niederrhein und gingen dann im fünften Jahrhundert nach Britannien hinüber. Sie nahmen dabei teils die ältern keltischen und römischen Siedlungen einfach für sich in Besitz (die westfälischen Einzelhöfe, die man so lange für die urgermanische Siedlungsart gehalten hat, sind also keltischen, nicht germanischen Ursprungs), teils schoben sie ihre bald volksmäßigen (d. h. von freien Bauern bewohnten), bald gutsherrlichen Gewanndörfer zwischen diese ältern Anlagen ein oder wandelten solche in ihrer Art um. So beherrschte der altkeltische, nunmehr germanisirte Einzelhof das ganze Flachland von der untern Weser bis zur Schelde und einen guten Teil Nordfrankreichs, wo nur längs der Nordseeküste die geschlossenen friesischen Marschendörfer auftraten, sowie fast ganz Westfrankreich (das alte Hauptland der Westgoten), außerdem im Süden die Alpenländer. Die neugegründeten Gewanndörfer wiegen vor im ganzen suebisch-oberdeutschen „Eroberungslande" vom Main bis ins Alpenvorland und im nordöstlichen Gallien.

Auf die große germanische Rückwanderung, die, schon mit Karl dem Großen beginnend, binnen wenigen Jahrhunderten das während der Völkerwanderung den Slawen zugefallne Land im Osten der Elbe, Saale und Enns (die europäische Urheimat der Germanen und vor der Wanderung der Sitz ihrer edelsten Stämme), dem Deutschtum wieder zurückgewann, gehen wir hier nicht ein; hier betritt Meitzen einen ihm besonders vertrauten und für die Forschung schon geebneten Boden. Nur auf einen Punkt sei zuletzt noch hingewiesen, der sich aus seinen Darlegungen wieder mit besondrer Klarheit ergiebt, auf den Mangel an Stetigkeit in den Wohnsitzen der festländischen Germanen, der Deutschen im spätern Sinne, der im auffallendsten Gegensatze zu der Entwicklung aller andern europäischen Völker steht. Von dem ganzen weiten Gebiete, das sie bei ihrem ersten Auftreten inne hatten, ist ihnen beständig nur der verhältnismäßig schmale Streifen vom Main bis zur Eider und zur Nordsee, von der Saale und Elbe bis zur untern Weser, dem Quellengebiet der Lippe und Ruhr und dem rheinischen Schiefergebirge geblieben; alles, was im Westen und Süden dieser Grenzen liegt, ist erst später hinzuerobert worden, alles, was im Osten liegt, für viele Jahrhunderte verloren gegangen und erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters wiedergewonnen worden. Es ist klar, wie dieser fortwährende Wechsel dazu beitragen mußte, die Entstehung eines festen Kernes der Staatenbildung, wie ihn Frankreich in der Gegend um Paris, England in dem Lande an der untern Themse um London, Italien in Rom, Rußland wenigstens seit dem dreizehnten Jahrhundert in Moskau gehabt hat, zu erschweren und damit die Begründung der politischen Nationaleinheit zu verzögern. Erst seit kaum zweiundeinhalb Jahrhunderten ist, nachdem alle frühern Ansätze nicht zum Ziele geführt hatten, in der Mark Brandenburg,

Digitized by Google

also auf altslawischem und doch urgermanischem Boden, der feste politische Kern für Deutschland entstanden.

Meitzen hat in seinem monumentalen Werke den festen Boden für die Kulturgeschichte ganz Nordeuropas geschaffen, mit der jede weitere Forschung sich auseinanderzusetzen haben wird. Denn die Landwirtschaft ist und bleibt die Grundlage für alle Kulturentwicklung, also auch für den Staat. Eine Fülle von Karten und Plänen, von Abbildungen der verschiednen Häusertypen und Ackergerätschaften ist den beiden darstellenden Bänden in dem dritten Bande und im Atlas beigegeben.

Der dramatische Konflikt

Die Zeiten sind vorüber, wo die Poetik des Aristoteles in der Theorie des Dramas als unerschütterlicher Glaubenssatz galt. Lessing hatte ihr in Deutschland zur unumschränkten Herrschaft verholfen. Mit dem scharfen Schwerte der philologischen Kritik fegte er all das Gestrüpp von Unsinn und absichtlicher Entstellung hinweg, das scholastische Spitzfindigkeit und platter Unverstand im Laufe der Zeiten ringsherum hatten wuchern lassen, und wies auf die unheilvollen Wirkungen hin, die eine mißverständliche Auslegung in der Litteratur der Franzosen und der nachahmenden Deutschen angerichtet hatte. Und für den sonst so wenig autoritätsgläubigen Mann wurde das Buch des Griechen ein ästhetisches Evangelium, unfehlbar „wie die Elemente des Euklides," von dem sich die Tragödie nicht einen Schritt breit entfernen dürfe, wenn sie sich nicht gleichzeitig von ihrer Vollkommenheit entfernen wolle. Ihm ist also mit Aristoteles die Tragödie „die Nachahmung einer Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt."

Aber schon frühzeitig erhob sich eine Sekte von litterarischen Ketzern, die von diesem Unfehlbarkeitsdogma nichts wissen wollten. Und wie jede neue Richtung, die aus der Reaktion gegen eine frühere hervorgegangen ist, in ihren Anfängen über das Ziel hinausschießt, so glaubten auch die Stürmer und Dränger alles Althergebrachte, und mit ihm auch die Theorie des Aristoteles, über den Haufen werfen müssen. Lenz, der in seinen „Anmerkungen übers Theater" (1774) die Anschauungen des Sturmes und Dranges theoretisch dargestellt hat, erkannte mit schärferm historischem Blick als Lessing, daß das Drama der Griechen und das Shakespeares unmöglich unter einem Gesichtspunkte zu vereinigen seien. Zudem konnte ja auch eine Richtung, der die Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen oberstes Gesetz war, nicht einer Theorie zustimmen, die die Handlung als das Wesentliche des Dramas hinstellte, den

Digitized by Google

Personen aber nur als Trägern der Handlung Berechtigung einräumte. Sie mußte mit Notwendigkeit eine Umkehrung der Werte vornehmen, und so weist Lenz darauf hin, daß in der Tragödie — die Komödie wird davon ausgeschlossen — nicht die Handlung, sondern die Person als die Schöpferin der Handlung das wichtigste sei, und daß die Aufgabe des dramatischen Dichters darin bestehe, Charaktere zu bilden, „die sich ihre Begebenheiten erschaffen, die selbständig und unveränderlich die ganze große Maschine selbst drehen."

Aber der Sturm ging bald vorüber. Die haltlosen Geister gingen unter, und was einen guten Kern in sich hatte, schwenkte ab. Es wurde wieder der Antike Thür und Thor geöffnet. Der Verfasser des „Götz" dichtete die „Iphigenie," und Schiller, der doch mit seinen Jugendschöpfungen mitten in der revolutionären Strömung gestanden hatte, zollte nun, nach andrer Richtung gehend, dem Stagiriten seinen Tribut. Erklärte er doch ganz unumwunden, Aristoteles habe den Nagel auf den Kopf getroffen, weil er bei der Tragödie das Hauptgewicht „in die Verknüpfung der Begebenheiten" lege. (An Goethe, 5. Mai 1797.)

Niemand hat dies schärfer erkannt und bitterer empfunden, als jener Einsame, der, wie die Stürmer und Dränger, Shakespeare sein Glaubensbekenntnis abgerungen hatte: Otto Ludwig. Seine Abneigung gegen Schiller scheint vor allem ihren Grund in der entgegengesetzten Auffassung beider von dem Wesen des Dramas zu haben. Überall, wo sich Ludwig über Schiller ausspricht, tritt dieser grundsätzliche Gegensatz hervor. War es ihm am „Julius Cäsar" aufgefallen, daß es Shakespeare mehr um die Personen zu thun sei als um die Situation, so kann er sichs nicht versagen, zu bemerken, daß uns Schiller ein einförmiges Ideal von Brutus gegeben, dessen Stellung zu Cäsar dagegen aufs genaueste in schimmernden Tiraden entwickelt haben würde. Wieder handelt es sich also um das Verhältnis zwischen Charakter und Situation, wie bei Lenz. Noch deutlicher als dieser spricht es Otto Ludwig aus: „Wenn anders Aristoteles Erklärung des Zweckes der Tragödie, durch Mitleid und Furcht diese und dergleichen Leidenschaften zu reinigen, die richtige ist, so sind auch die Charaktere, das heißt die Menschen, die Hauptsache darin, nicht die Handlung; denn Mitleid und Furcht knüpfen sich an die Menschen, nicht an die Handlung. Die Handlung an sich kann nur Spannung der Neugierde oder Philanthropie erregen. Die Handlung ist nur Mittel mit, den Menschen interessant zu machen." Also nicht die Zusammensetzung der Begebenheiten, wie bei Schiller, sondern die Charaktere sind das Wesen des Dramas, die Handlung bloß Mittel zum Zweck. Das bekommt Schiller immer und immer wieder zu hören. „Bei Shakespeare liegt die Dialektik in dem Helden, bei Schiller in der Situation. Bei ihm kollidiren die Gesichtspunkte, nicht die Charaktere; jene sind die eigentlichen Helden, die Personen nur die Träger derselben." „Shakespeare stellt das Für und Wider in das Innere eines und desselben Helden; Schiller legt es in das Äußere." „Die Charaktere müssen sich [bei Schiller] den Situationen bequemen." Es ist überflüssig, noch weitere derartige Äußerungen anzuführen; ein aufmerksamer Leser der „Shakespearestudien" findet sie offen und versteckt fast auf jeder Seite.

Unsre „Modernen" berühren sich nun gerade in diesem wichtigen Punkte auffallend mit Otto Ludwig. So kommt z. B. Gartelmann, der seiner „Dramatik" (Berlin, 1892) den etwas anspruchsvollen Untertitel „Kritik des

Digitized by Google

aristotelischen Systems und Begründung eines neuen" gegeben hat, gleichfalls zu dem Schlusse, daß im Drama die Charaktere das Wesentliche seien, die Handlung nur Mittel zum Zweck. Er beruft sich auf keinen seiner Vorgänger, und wir können ihm daraus keinen Vorwurf machen. Er hätte, auch wenn er sie nicht gekannt hat, notwendig zu demselben Endergebnis kommen müssen. Unsre heutige Litteratur steht, vielleicht noch entschiedner als die des vorigen Jahrhunderts, in dem Zeichen des Individualismus. Von Rousseau und Hamann ziehen sich geheime Fäden bis zu Nietzsche. Wir sehen heute dasselbe Kraftbewußtsein, dasselbe Streben nach Herausarbeitung des Individuellen, dasselbe Suchen und Sehnen nach einzig beanlagten Menschen, die sich ihre moralischen und ästhetischen Gesetze selbst schaffen, mag man sie nun „Genies" oder „Übermenschen" nennen. Wie damals Friedrich der Große durch seine eigenartige Persönlichkeit nicht geringe Anregung zur Ausbildung der Individualitätslehre gegeben hatte, so können wir heute auf Bismarck hinweisen und haben in Wilhelm II. den ausgesprochnen Individualisten auf dem Throne. Diese Erwägungen werfen sofort das richtige Licht auf die Stellung der sogenannten „Moderne" zu den Theorien der Vergangenheit. Nicht auf Otto Ludwig, sondern auf die Stürmer und Dränger werden wir zurückgreifen müssen, um die Darlegungen Gartelmanns — und Gartelmann spricht hier für viele — litterargeschichtlich zu würdigen. Während Otto Ludwig durch Shakespeare zu demselben von Aristoteles abweichenden Sandpunkt gelangte wie Lenz und sein Anhang, haben die „Modernen" dieses Ziel durch die individualistische Philosophie erreicht.

So sehen wir denn heute die Theoretiker des Dramas in zwei feindliche Lager geteilt, denn die „Handlung" findet auch heute noch, besonders bei den Franzosen, ihre Verteidiger. Handlung oder Charakter! heißt die Losung. Dem unparteiischen Schiedsrichter wird es schwer fallen, sich für einen der beiden Teile zu entscheiden, denn wir stehen hier vor einem der vielen Fälle, wo beide Parteien zugleich Recht und Unrecht haben. Während man dort das Hauptgewicht zu einseitig auf die Handlung legt, wird hier zu einseitig der Charakter betont. Den besten Beweis dafür liefert Gartelmann selbst, der in seiner Abstraktion des Charakters von dem Begriffe der Handlung so weit geht, das Gesetz von der Einheit der Handlung rundweg zu leugnen. Nun ist aber doch der Begriff des Charakters mit dem der Handlung aufs engste verknüpft und von ihm gar nicht zu trennen. Woraus sollte man sonst den „Charakter" eines Menschen erkennen, als aus seinem Handeln, oder doch aus seinen Entschlüssen zum Handeln? Das Hereinziehen des Charakterbegriffes führt aber, folgerichtig durchgeführt, zu einer festern Bestimmung dessen, was man „dramatische" Handlung nennt. Nicht jede Handlung schlechthin braucht schon eine dramatische Handlung zu sein. Wenn die Charaktere thatsächlich das Wesentliche des Dramas bilden, dann wird für dieses auch nur eine Handlung zulässig sein, in der der Charakter zur Geltung kommen kann. Wir können den Charakter eines Menschen nicht aus Situationen beurteilen, in denen er nur in einem Sinne und nicht anders handeln kann. Erst dann wird die Eigenart eines Menschen hervortreten, wenn er vor zwei oder mehr Möglichkeiten gestellt ist und sich dann für eine von diesen entscheidet, gleichviel ob er sein Ziel erreicht oder nicht, oder wenn sich ihm bei irgend einer Bestrebung ein Hindernis entgegenstellt, das ihn zwingt, seine besondern Eigenschaften in außergewöhnlichem Maße zu entfalten. Wir pflegen dann zu sagen, die betreffende Person

Digitized by Google

sei — vor einen Konflikt gestellt. Also nicht der Charakter als solcher, sondern der Charakter im Konflikt ist es, der unser Interesse im Drama in Anspruch nimmt, und nur die Handlung ist dramatisch, die sich um einen Konflikt dreht.

Es wäre natürlich sehr unvorsichtig, den Konflikt nun gleich für das Wesentliche des Dramas auszugeben, d. h. für das, wodurch sich das Drama von allen übrigen Dichtungsgattungen unterscheidet. Die Lyrik wird ihn verwenden können, wird aber sehr oft, z. B. bei einfachen Stimmungsgedichten, ganz gut ohne ihn auskommen. Wie steht es aber mit der epischen Dichtung? Können wir uns ein Epos, einen Roman ohne Konflikt denken?

Ein Epos ohne Konflikt ist Klopstocks „Messias." Was da geschieht, ist ja von Ewigkeit vorherbeschlossen. Der Held ist nur das Objekt, um das sich der Kampf der guten und der bösen Geister dreht. Aber während in Klopstocks Vorbild, in Miltons „Verlornem Paradies," Gott und Satan thatsächlich um die Vorherrschaft der Welt ringen, ist dieser Kampf im „Messias" nur ein scheinbarer, denn Gott hat das, was die Mächte der Hölle erstreben, selbst beschlossen. Schon der junge Lessing hatte diesen Mangel eines Konflikts richtig erkannt. Er zeigt, daß die Verfolgungen Satans und der Juden der Absicht Christi eher behilflich als entgegen gewesen seien, und daß von einer Überwindung des Feindes nur dann die Rede sein könnte, „wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte." Aber der „Messias" steht unter den großen Epen in dieser Hinsicht vereinzelt und ist überdies nie für ein mustergiltiges Epos gehalten worden. Den Epen Homers und Virgils liegt in der That ein Konflikt zu Grunde. So der Ilias der Streit zwischen Agamemnon und Achill, der schon im Proömium angedeutet wird. Aber die Darstellung dieses Konflikts ist nicht in erster Linie die Aufgabe Homers. Ebenfalls schon im Proömium wird auch auf die Folgen dieses Streites hingewiesen, und thatsächlich bildet das, was aus diesem Streite hervorgegangen ist, den eigentlichen Kern des Gedichts. Hier ist es also der Konflikt, der — um mich eines gangbaren bildlichen Ausdruckes zu bedienen — die Handlung ins Rollen bringt. Ein Dramatiker, der sich diesen Konflikt zum Gegenstande seiner Darstellung erwählen wollte, müßte ganz anders vorgehen. Ihm müßte es in erster Linie um die Lösung des Konflikts als solchen zu thun sein, er müßte ihn zum Mittelpunkte seines Stückes machen. Auch dürfte er sich mit einer so äußerlichen Lösung, wie sie in der Ilias durch den Tod des Patroklos und die Gesandtschaft Agamemnons herbeigeführt wird, kaum zufrieden geben. Noch klarer sind die Verhältnisse in der Odyssee und in der Äneis. Beide Gedichte stellen die Folgen eines Zwiespalts mit einer Gottheit dar, in den der Held geraten ist. Aber dieser Zwiespalt selbst liegt beidemal außerhalb der Dichtung. Neben diesem Konflikt, der gleichsam den Hintergrund bildet, findet sich dann aber in allen drei Gedichten eine Reihe von Konflikten, die gleichwertig nebeneinander stehen und mit dem Hauptkonflikt durch eine gemeinsame Idee zusammenhängen. Ähnlich steht es mit dem Roman. Dem „Wilhelm Meister" z. B. liegt der allgemeine Konflikt zwischen künstlerischem Wollen und künstlerischem Können zu Grunde. Die Nebenkonflikte, wie der zwischen Wilhelm und seinem Vater, zwischen Wilhelm und Werner, Wilhelms Verhältnis zu den Schauspielern und Aristokraten usw. gehen daraus hervor. Nur sein Verhältnis zu Mignon wird nicht oder nur wenig dadurch berührt. Aber schon in diesem Roman sehen wir, was in andern Romanen (und Epen) noch viel deutlicher hervortritt: daß nämlich die Nebenkonflikte infolge ihres engern Zusammen-

Digitized by Google

hangs mit der Handlung oft wichtiger werden als der Hauptkonflikt, und daß dieser dann bisweilen zu dem abgeschwächt werden kann, was wir die „Grundidee" der betreffenden Dichtung nennen.

Durch diese Betrachtungen beantwortet sich eine zweite wichtige Frage von selbst: ob nämlich jeder Konflikt an sich auch dramatisch sei. Ihrem Wesen nach sind gewiß alle Konflikte unter einander gleich, nur ihre Behandlung und ihre Stellung zur Handlung ist es, die uns veranlaßt, epische und dramatische Konflikte zu unterscheiden. Im Drama steht der Konflikt im Mittelpunkte, im Epos am Eingange, oder besser gesagt, im Hintergrunde der Handlung. Im Drama legt sich die Handlung um den Konflikt herum, im Epos nimmt sie von ihm ihren Ausgang. Hier wird sie von einer Reihe gleichwertiger Konflikte durchzogen, die lediglich den Zweck haben, die Spannung der Handlung zu erhalten, im Drama sind Nebenkonflikte zwar gestattet, dürfen aber an Wichtigkeit den Hauptkonflikt auch nicht entfernt erreichen, wenn nicht das eigentlich Dramatische verloren gehen soll. Vielleicht könnte man das, was man gewöhnlich Einheit der Handlung nennt, treffender mit „Einheit des Konflikts" bezeichnen, wobei man sich natürlich vor einer mißverständlichen Auslegung des Wortes „Einheit" hüten muß. Man wird dem Wesensunterschiede zwischen Drama und Epos ziemlich nahe kommen, wenn man in der Definition Gartelmanns dessen „Charakter" mit „Konflikt" vertauscht und sie dann folgendermaßen formulirt: „Der Konflikt ist im Drama der Zweck, die Handlung aber nur ein Mittel zum Zweck; im Epos ist es umgekehrt."

Die Handlung im Drama dient dazu, den Konflikt sinnenfällig zu machen, die Konflikte im Epos, die Handlung in Spannung zu erhalten. Die Handlung ist also im Drama allerdings etwas sekundäres, aber man darf in der Theorie nicht einseitig über sie hinweggehen, denn nur von ihr ist die formale Seite des Dramas abzuleiten. Die Mittel der Darstellung, durch die der epischen Dichtung ein viel weiterer Spielraum geboten wird als dem Drama, werden auch auf die Ausbildung des Konflikts nicht ohne Einfluß bleiben. Wenn auch im Grunde jeder Konflikt — ganz abstrakt genommen — im Drama zulässig ist, so wird er doch oft in einer bestimmten Form im Drama nicht verwendet werden können, weil sich diese bestimmte reale Ausgestaltung mit den formalen Anforderungen an das Drama nicht in Einklang bringen läßt. Die von dem Begriffe der Handlung abzuleitenden formalen Gesetze werden also dem Dramatiker in Bezug auf die Wahl und die Behandlung des Konflikts oft eine Einschränkung auferlegen.

Man wird vielleicht einwenden, daß diese Unterscheidung der epischen und der dramatischen Konflikte nicht immer stichhaltig sei, daß es ja auch Dramen gebe, die in Bezug auf das Vorhandensein von Konflikten alle hier dem Epos (Roman) zugeschriebnen Merkmale an sich tragen, während es andrerseits genug Epen und Romane gebe, bei denen ein großer Konflikt den Mittelpunkt bilde. Man braucht nur an Goethes „Götz" zu denken, in dem der Konflikt zwischen dem Ausgang des Mittelalters (verkörpert in Götz) und dem Anbruch der neuen Zeit den großen Hintergrund bildet, während die eigentliche Handlung des Stückes von einer Reihe von Konflikten durchzogen wird, die nicht einmal alle an die Person des Helden gebunden sind. Für den gegenteiligen Fall kann auf Goethes „Hermann und Dorothea" oder auf die „Wahlverwandtschaften" verwiesen werden, denen ein großer Konflikt zu Grunde liegt, oder auf die „Novelle," die infolge der Gedrängtheit ihres Baues oft nur einen einzigen Konflikt zum

Digitized by Google

Mittelpunkte hat. Aber solche Ausnahmen bestätigen doch nur die Regel. Gerade am „Götz“ hat man oft den Mangel an dramatischer Führung hervorgehoben, ja geradezu den epischen Charakter betont. Daran ist nicht die szenische Zersplitterung schuld. Shakespeares „König Lear“ ist gewiß auch szenisch zersplittert, aber das wird niemanden abhalten, ihn in hohem Grade dramatisch zu nennen. Umgekehrt pflegt man die Handlung der „Wahlverwandtschaften“ als „dramatisch“ zu bezeichnen. Daß das Dramatische in „Hermann und Dorothea“ nicht so deutlich zum Ausdruck kommt, liegt an der epischen Breite der Darstellung, also an etwas formalem. Bezeichnend ist aber, daß „Hermann und Dorothea“ dramatisch bearbeitet worden ist, während man vom „Wilhelm Meister“ nur die Mignonepisode, also nur einen Teil der Romanhandlung, der sich nur um einen Konflikt dreht, für die Bühne verwertet hat. Was die „Novelle“ betrifft, so ist ja bekannt, daß viele unsrer besten Dramen aus Novellen hervorgegangen sind. Man erinnere sich nur Shakespeares und der bekannten Äußerung Schillers, daß er für seine Dramen die historische Novelle der geschichtlichen Darstellung vorziehe. Immerhin sind aber solche Einwürfe lehrreich. Sie zeigen, daß der Konflikt der früher geschilderten Art durchaus nicht das Wesen des Dramas ausmacht. Man wird doch nicht dem „Götz“ deshalb, weil er nicht den Anforderungen entspricht, die wir an den „dramatischen“ Konflikt stellen, gleich den Titel eines Dramas absprechen wollen. Ebenso gut bleiben die „Wahlverwandtschaften“ immer noch ein Roman, wenn ihnen auch ein „dramatischer“ Konflikt zu Grunde liegt. Aber die „Wahlverwandtschaften“ sind dramatisch, der „Götz“ nicht. Und so kommen wir zu der endgiltigen Feststellung: Das Wesen des Dramatischen (nicht des Dramas!) besteht in dem Vorhandensein eines überwiegenden Konflikts, der den Mittelpunkt der Dichtung bildet, und in dessen (tragischer oder nichttragischer) Lösung die Hauptaufgabe des Dichters liegt.“ Nur ein Drama, das dieser Forderung gerecht wird, wird das Attribut „dramatisch“ verdienen.

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß die eben dargelegten Erwägungen weder den Anspruch auf Vollständigkeit*) noch auf unbedingte Neuheit erheben. Gustav Freytag, der in seiner „Technik des Dramas“ ein Kompromiß zwischen den beiden eingangs geschilderten Anschauungen zu finden sucht, kommt einigemal ganz nahe an das hier berührte Gebiet heran, bleibt aber unmittelbar davor stehen. Otto Ludwig spricht über den Unterschied der epischen und der dramatischen Konflikte, aber ohne den dramatischen die ihnen gebührende Stellung auch nur mit einem Worte anzuweisen. Scherer wieder nennt einmal in seiner Litteraturgeschichte den Konflikt „die Seele der dramatischen Handlung,“ aber nur in einer flüchtig hingeworfnen Bemerkung. Am schärfsten hat wohl Rudolf Lothar in seinen „Kritischen Studien zur Psychologie der Litteratur“ (Breslau, 1895) den Gedanken ausgesprochen, daß sich der Charakter im Konflikt offenbare; aber auch er unterläßt es, die weitern Folgerungen daraus zu ziehen. Deshalb erschien es mir nicht überflüssig, auf die Wichtigkeit des Konfliktsbegriffs für das Drama hinzuweisen, aber wie gesagt: nur anregend.

*) Besonders für die epischen Konflikte ließe sich bei eingehenderer Untersuchung gewiß noch manches beibringen. So scheint es bei Betrachtung des modernen Romans fast, als ob der „Konflikt im Hintergrunde“ nicht gerade unbedingt nötig wäre. Der Hauptunterschied zwischen Drama und Epos wäre dann darin zu suchen, daß im Drama ein großer Konflikt überwiegt, während sich im Epos mehrere Konflikte das Gleichgewicht halten. Für das Wesen des Dramatischen, auf dessen Feststellung es hier hauptsächlich ankam, ist das jedoch ohne Belang.

Digitized by Google

nicht erschöpfend. Bisher ist es nicht gelungen, eine Theorie des Dramas von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus darzustellen. Vom Konfliktsbegriff aus ließe sich das vielleicht erreichen. Ist doch von ihm alles abzuleiten, was sich unter dem gemeinsamen Begriff der „innern Form“ zusammenfassen läßt: der Begriff der dramatischen Handlung, das Gesetz von der Einheit der Handlung, die Entwicklung der Handlung, der Begriff des Tragischen und des Komischen und vieles andre. Dazu käme dann als zweiter Teil die Behandlung der „äußern Form,“ die vom Handlungsbegriff, also mittelbar auch vom Konfliktsbegriff auszugehen hätte. Für einen künftigen Theoretiker des Dramas wäre das gewiß eine lohnende Aufgabe und — wenn sie gelänge — auch der beste Prüfstein für die Richtigkeit dieser Ausführungen.

Reserve- und Landwehroffiziere

Der Aufsatz unter dieser Aufschrift in Nr. 34 der Grenzboten veranlaßt mich zu einer Erwiderung, damit nicht ferner stehende Kreise von der Armee und ihrer Erziehung durch die Berufsoffiziere falsche Ansichten erhalten. Ich habe eine Frontdienstzeit von mehr als dreißig Jahren hinter mir, sodaß ich mir wohl ein Urteil erlauben darf. Ich beschränke mich darauf, die den aktiven Offizieren gemachten Vorwürfe zurückzuweisen.

Der heutige Dienstbetrieb bei der Truppe ist so eingehend, wechselreich und anregend, daß trotz der langen Friedenszeit keine Zeit zum Einschlafen bleibt. Der Verfasser des angeführten Aufsatzes hat wohl noch die Jahre nach den Befreiungskriegen im Auge. Außerdem bringt eine militärische Übung in die lange Vorbereitungszeit zum Zivilberuf nur eine anregende Abwechslung. Das ist mir wenigstens von vielen bestätigt worden.

Der aktive Offizier darf, wie jeder andre Stand und Beruf, das Recht für sich in Anspruch nehmen, die ihm zusagende Gesellschaft zu wählen. Diese findet er zunächst in dem Offizierkorps des Truppenteils, zu dem er gehört. An öffentlichen Orten muß er sehr vorsichtig und zurückhaltend in seinem Benehmen und in seinen Äußerungen sein, da die Uniform überall und namentlich von ihren Feinden beobachtet wird. Als Beweis hierfür können die in dem angeführten Aufsatz verwerteten, angeblich von aktiven Offizieren gethanen Äußerungen gelten, die offenbar aus dem Zusammenhange gerissen sind. Zurückhaltung braucht nicht notwendigerweise Gleichgiltigkeit allen nicht militärischen Gegenständen gegenüber zu sein.

In den Offizierspeiseanstalten sind die Offiziere des Beurlaubtenstandes stets gern gesehene Gäste, wenn sie es verstehen, sich beliebt zu machen, d. h. wenn sie gute Formen und Sinn für Kameradschaft mitbringen. Die Herren müssen eben ihren Zivilberuf mit den damit verbundnen Ansichten und

Digitized by Google

Urteilen zu Hause lassen und mit der Uniform wieder den Soldaten anziehen. Sie dürfen nicht mit einer gewissen gelehrten Überhebung den der Kameradschaft und dem vornehmen Ton gewidmeten Raum betreten, sondern ganz Soldat sein und nicht bloß scheinen. Dann werden sich die Herren niemals unsicher fühlen. Ich habe auf solchem Boden schon Freundschaften fürs Leben entstehen sehen. Auch kehren solche Offiziere, selbst wenn sie nicht zur Übung eingezogen sind, stets gern wieder. Man muß eben nicht bloß empfangen wollen, sondern auch geben. Das von dem Zahlmeister angeführte Beispiel ist wohl kaum ernst zu nehmen, es kennzeichnet sich lediglich als eine Ungeschicklichkeit des betreffenden Militärbeamten.

Hinsichtlich der Wahl des Offizieraspiranten zum Reserveoffizier schreibt die Heerordnung in § 47, 3 vor, daß er 1. nach dem Urteil des Bezirkskommandeurs mit Rücksicht auf seine Lebensstellung und sein außerdienstliches Verhalten zum Offizier geeignet sei, 2. die Charge eines Vizefeldwebels oder Vizewachtmeisters bekleide, 3. am Schlusse der Übung B von dem Regiments- oder selbständigen Bataillonskommandeur das Einverständnis zum Vorschlag zum Reserveoffizier beim Truppenteil erhalten habe. Dieses Einverständnis ist neben der Beurteilung der außerdienstlichen Haltung des Offizieraspiranten von dem Ausfall einer besondern praktischen Prüfung abhängig. Der Aspirant muß 4. eine gesicherte bürgerliche Existenz haben und 5. sich mit seiner Beförderung einverstanden erklären. Man sieht hieraus, daß außer dem Einverständnis des Truppenkommandeurs noch andre Dinge mitsprechen. Die Notwendigkeit einer Reform liegt hier nicht vor. Erfüllt der Aspirant die genannten Bedingungen, so steht seiner Beförderung nichts im Wege, und wäre er auch der Sohn eines ehrsamen Bürgers.

Was für den Fall einer Mobilmachung mit den sehr zahlreichen und vielbegehrten Kommandos gemeint ist, ist mir nicht recht verständlich geworden. Mit dem Befehl der Mobilmachung tritt die Kriegsrangliste in Kraft. Diese wird jedoch geheim bearbeitet und hat dem Verfasser wohl kaum zur Einsicht vorgelegen, keinesfalls kommt sie bei einer sogenannten Probemobilmachung zum Vorschein.

Die Heranbildung tüchtiger Offiziere des Beurlaubtenstandes ist die stete Sorge aller Dienststellen in der Armee und wird vonseiten der höhern Behörden durch Verordnungen unausgesetzt gefördert. § 12 des Gesetzes vom 9. November 1867, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, bestimmt, daß die Reserveoffiziere während der Dauer ihres Verhältnisses dreimal zu vier- bis achtwöchigen Übungen herangezogen werden können, die Offiziere der Landwehr aber nur zur Darlegung ihrer Befähigung zur Weiterbeförderung. Hierzu bemerkt die Heerordnung (§ 51, 13) ergänzend, daß in der Regel bei Bemessung der Dauer an dem zulässigen höchsten Maß festzuhalten sein werde, und daß der Vorzug, Offizier zu sein, dem Betreffenden auch die Pflicht auferlege, sich für diesen Beruf in der ausgiebigsten Weise vorzubereiten und sich darin zu üben. Diese Verordnungen und Gesetze verlangen mithin auch von dem Reserveoffizier, daß er sich selbst unterrichte und weiterbilde. Nach dem von dem Aufsatz in Nr. 34 ausgeführten hat es den Anschein, als ob der Offizier des Beurlaubtenstandes bloß der Empfangende und es ausschließlich Pflicht der aktiven Offiziere sei, ihm auf alle Weise militärisches Wissen und Können beizubringen. Dies geschieht ja auch, aber doch nur dann mit Erfolg, wenn die Herren durch eignes Studium entgegenkommen.

Digitized by Google

In der Anlage 7 der Heerordnung ist alles enthalten, was bei der Prüfung der Einjährig-Freiwilligen, die zu Offizieraspiranten ernannt werden sollen, verlangt wird. Dieses Pensum bildet mithin die Grundlage für den Offizier, der sie während ihres Dienstjahres ausbildet. Die Anlage 10 der Heerordnung zu § 46, 7 regelt die theoretische Ausbildung der Offizieraspiranten während ihrer ersten achtwöchigen Übung (Übung A). § 46, 8 endlich behandelt die zur Übung B eingezognen Vizefeldwebel usw. und deren Weiterbildung, die besonders hierzu geeigneten Offizieren übertragen werden soll. Hierauf scheint es der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 34 abgesehen zu haben.

Aus Vorstehendem kann ersehen werden, daß allerdings eine Grundlage gegeben ist, auf der der Reserveoffizier später weiterbauen kann, wenn er das Erlernte festhält, namentlich im Exerzierreglement, in der Felddienstordnung und in der Schießvorschrift. Aber wie sieht es oft damit aus, wenn die erste Offizierübung abgeleistet wird! Mehr oder weniger ist alles vergessen, es muß also wieder von vorn angefangen werden. Woher kommt das? Einfach daher, daß nach beendeter Übung die Reglements beiseite gelegt und erst dann wieder hervorgeholt werden, wenn eine Übung in Sicht ist. Es wäre doch sehr einfach und wenig zeitraubend, wenn sich der in seinen Zivilberuf wieder zurückgekehrte Offizier ab und zu einmal in die Vorschriften vertiefte und versuchte, in ihren Sinn und Geist einzudringen und so vorbereitet in die neue Übung einzutreten. Dann würde er sicherlich nicht eine Last, sondern eine Stütze sein.

Was die Übungszeiten betrifft, so werden die Reserveoffiziere zu zwei Frühjahrs- und einer Herbstübung eingezogen. Ich kann nun nicht einsehen, warum die Zeit des Kompagnie- und Bataillonsexerzierens für die Herren weniger lehrreich sein soll? Gerade hier lernen sie, was die Truppenführung im Gefecht betrifft, das meiste. Ich verweise auf den ersten Teil des Exerzierreglements für die Infanterie, sowie auf die im zweiten Teil enthaltnen Grundsätze für das Gefecht, insbesondre das Gefecht des Bataillons (Nr. 96 u. fg.). Der Beweis also für die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Änderung erscheint mir hier nicht gebracht. Auch kann der sogenannte Paradedrill — wie sich der Verfasser ausdrückt — nicht schaden, gerade dieser befestigt den Reserveoffizier in seiner persönlichen Haltung und giebt ihm Sicherheit des Auftretens vor der Front. Ferner habe ich mich als Kompagniechef und später als Bataillonskommandeur niemals darüber aufgeregt, wenn unter Umständen wenige Tage vor der Besichtigung Reserveoffiziere in die Front eintraten. Die Herren müssen sich eben, wenn sie auch weniger Übung haben, in diesem Falle selbst helfen, und es ist noch immer gut gegangen. Im übrigen darf man bei den Vorgesetzten soviel Einsicht voraussetzen, daß sie in solcher Lage von dem betreffenden Untergebnen nichts Vollkommnes verlangen. In dieser Zeit wird dem Frontoffiziere überhaupt sehr viel Gelegenheit zum selbstthätigen und selbständigen Handeln geboten. Die Feiertage: Ostern, Pfingsten und Himmelfahrt sind in dieser anstrengenden Zeit auch für den Reserveoffizier willkommne Unterbrechungen.

Warum sollen ferner die Offiziere des Beurlaubtenstandes nicht zum Wacht- und Gerichtsdienst und zu Kammerrevisionen herangezogen werden? Warum sollen sie nicht das Essen der Mannschaften überwachen, auch nicht einmal Unterricht mit den Mannschaften abhalten? Das alles sind Dinge,

Digitized by Google

die im Ernstfalle sehr ins Gewicht fallen. Ein nächtlicher Rondengang, zu dem Zweck, die Wachsamkeit der Posten zu prüfen, ein Stand- oder Kriegsgericht kommt im Kriege sehr häufig vor, ein Einblick in die Bekleidungswirtschaft giebt dem Offizier einen Anhalt, wenn er sich im Falle einer Mobilmachung, namentlich als Kompagnieführer, darum zu kümmern hat, und auch die Verpflegung der Mannschaften spielt eine wichtige Rolle. Kurz, der Offizier des Beurlaubtenstandes wird, wenn er bei seinen Übungen Interesse und Blick auch für das anscheinend unbedeutende hat, vieles lernen, was ihm später sehr dienlich sein kann. Der gefechtsmäßigen Ausbildung ist natürlich unbedingt die erste Stelle einzuräumen, aber der Kompagniechef kann doch nicht Tag für Tag mit seinen Leuten auf der Landstraße liegen, bloß um einem einzelnen Offizier die Grundsätze für das Gefecht beizubringen; die Armee hat noch andre Aufgaben, vor allem die Ausbildung von Unteroffizieren und Mannschaften.

Einer Aufsicht und Kontrolle beim Dienst sind nicht bloß die Offiziere des Beurlaubtenstandes, sondern auch die aktiven Offiziere unterworfen. Wenn sie bei den erstern besonders fühlbar wird, so liegt das eben daran, daß die Herren weniger Diensterfahrung haben und angeleitet werden müssen. Mir waren sie immer dankbar dafür. Der Einwand, daß der Kompagniechef grundsätzlich seinem Reserveoffizier kein Zutrauen in der Beaufsichtigung bei irgend einem Dienst, z. B. beim Schießen schenke, erscheint nicht stichhaltig. Der Vorgesetzte überläßt jedem seiner Untergebnen gern die ihm zukommende Selbständigkeit, sobald er die Gewißheit hat, daß dieser den Dienst in seinem Sinne leiten kann. Damit übernimmt der Untergebne dann die volle Verantwortung.

Dem Oberstleutnant, oder besser dem etatmäßigen Stabsoffizier, sowie dem sogenannten überzähligen Stabsoffizier scheint der Verfasser nicht viel gutes zuzutrauen, weil er den theoretischen Unterricht in die Hand des Bataillonskommandeurs gelegt wissen will. Nun denke man sich beim Regiment drei oder fünf Reserveoffiziere eingezogen, auf die drei Bataillone verteilt. Da sollen drei Stabsoffiziere in Thätigkeit gesetzt werden, um diesen Unterricht zu erteilen! Ist es denn da nicht einfacher, ihn in eine, nicht minder erfahrne Hand zu legen? Sollte einer der beiden Herren dazu Mannschaften brauchen, so schickt er zur Zeit der Befehlausgabe einen Zettel — er braucht sich nicht einmal persönlich zu bemühen — auf das Regimentsgeschäftszimmer. Die Leute werden dann im Einverständnis mit dem Regimentskommandeur kommandirt, und damit ist die Sache erledigt. Der Stabsoffizier besteigt am andern Tage sein Roß und findet alles in dem von ihm gewünschten Sinne an Ort und Stelle bereit. Ich glaube kaum, daß es einen Truppenteil in der ganzen preußischen Armee giebt, wo einem Regimentsbefehl die von dem Verfasser geschilderten Schwierigkeiten gemacht werden, die den jüngsten Stabsoffizier zu dem Schmerzensruf veranlassen könnten: „Ich bin überzählig!“ Heutzutage ist niemand mehr überzählig in der Armee, jeder tüchtige Mensch ist zu gebrauchen.

Endlich darf ich wohl noch erwähnen, daß in der Militärhierarchie die Begriffe „Vorgesetzter“ und „Untergebner“ streng geschieden sind. Außerdem weiß jeder, der gedient hat, daß auch heute noch das Kriegshandwerk ein rauhes Handwerk ist, und man nicht immer mit Glaceehandschuhen zufassen kann. Ein scharfes Wort darf man also nicht immer auf die Goldwage legen. Trifft einen Untergebnen ein ungerechtfertigter Vorwurf oder ein in der Über-

Digitized by Google

eilung gesprochnes Wort, so ist ein einsichtiger Vorgesetzter ganz gewiß nachher zur mündlichen Aussprache und zu Erklärungen bereit, die den Betroffnen vollauf befriedigen dürften. Man darf nur den Groll nicht in seinem Herzen verschließen. Im andern Falle tritt die Beschwerde ein, doch die bildet ja immer die Ausnahme.

Von einer Unsicherheit im Offizierkorps kann keine Rede sein. Die „Fundamentalsätze" der Taktik sind in den Reglements festgelegt. Alle Nachprüfungen sind abgeschlossen, und jede weitere Schematisirung ist untersagt. Es sind endgiltig zu Kraft bestehende Verordnungen. In dieser Richtung sind also die ganzen Schlußbetrachtungen des Verfassers unzutreffend.

Anders liegt die Sache, wenn es sich darum handelt, zu erörtern, ob wir am Ende einer größern taktischen Entwicklungsperiode angelangt sind. Der Streit um die Gefechtsführung wird noch lange nicht verstummen. Aber überlassen wir das den hierzu berufnen militärischen Federn, und begnügen wir uns für jetzt mit dem, was wir haben. Ich glaube, es wird ausreichen, um auch die Offiziere des Beurlaubtenstandes zu tüchtigen Unterführern heranzubilden. S. M.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Politik der Sammlung in England. Wenn man in einem Lande, wo die öffentliche Meinung nicht durch Bestechung oder Knebelung der Presse gefälscht wird, ein einflußreiches Blatt längere Zeit liest, so kann man daraus mit ziemlicher Sicherheit die seinen Leserkreis beherrschenden geistigen Strömungen erkennen. Die Saturday Review ist ein aristokratisches Blatt. Wir brauchen den Lesern nicht zu sagen, daß die englische Aristokratie keine Junkerschaft ist, daß sie die Großindustrie, die Vertreter von Kunst und Litteratur, die Universitäten, die Staatskirche einschließt, und daß die Geschlechter von altem Adel in einem ganz andern Verhältnis einerseits zum Bildungsadel und andrerseits zum Volke stehen als der Geburtsadel andrer Länder. Diesen Kreisen gehören Leser, Mitarbeiter und Korrespondenten der genannten Wochenschrift an. In einem nun ist sie sich die zwanzig Jahre über, die wir sie — mit Unterbrechungen — lesen, stets gleich geblieben, in der echt aristokratischen Vorurteilslosigkeit und Weitherzigkeit in Beziehung auf das religiöse und sittliche Gebiet; dieselbe Eigenschaft zeichnet bekanntlich die ganz aristokratische Staatskirche aus. Adam Smith untersucht einmal, woher es wohl komme — die Thatsache selbst ist in England niemals bestritten oder angezweifelt worden —, daß die verschiednen Arten von Liederlichkeit in kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen*) sehr streng, in der vornehmen Welt sehr nachsichtig beurteilt werden. Und er findet, das sei sehr natürlich, denn ein armer Mann könne schon durch eine einzige Woche Müßiggang und Ausschweifungen seine Stellung

*) Mit diesen ist selbstverständlich nicht das Lumpenproletariat gemeint.

Digitized by Google

in der Gesellschaft einbüßen und ein Strolch werden, während ein Reicher jahrelang müßig gehen und ausschweifend leben könne, ohne seine gesellschaftliche Stellung zu gefährden. Aus diesem Grunde sei der gemeine Mann auch schwärmerischen Aposteln zugänglich, die eine rigorose Moral predigten, und da der religiöse Sektenfanatismus leicht staatsgefährlich werde, so rät er den Behörden, das Volk durch Feste und durch Veranstaltung harmloser Vergnügungen aufzuheitern. Dieser Auffassung widerspricht keineswegs der englische Cant; denn dieser entspringt dem Puritanismus, der kleinbürgerlichen Ursprungs ist und stets im Gegensatz zu den Kavalieren gestanden hat. Die vornehme Welt heuchelt nur insofern, als sie die Regel befolgt, über anstößige Dinge dort nicht zu sprechen, wo es nicht zweckmäßig oder nicht schicklich erscheint, und als sie eine Zeit lang (jetzt zieht das nicht mehr) die Vorwände von Christentum, Tugend und Menschenliebe zur Verdeckung ihrer Pläne in der auswärtigen Politik gebraucht hat. Die Saturday Review nun steht auf freundschaftlichem Fuße mit der vornehmen und weitherzigen Staatskirche, behandelt die Sekten mit Verachtung, findet nichts alberner, als wenn sich ein paar hundert Leutchen zusammenfinden, die sich einbilden, die wahre Kirche zu sein, und rechnet die Temperenzler und die Heilsarmee unter die Landplagen. Sie weist jeden Versuch, Kunstwerke mit dem Maßstabe einer kleinbürgerlichen Moral zu messen, scharf zurück und entrüstet sich darüber, wenn fromme Leute im Leben der großen Heiden nach „Sünden“ schnüffeln. In einem Artikel über Richard Wagner wurde jüngst ausgeführt: der wahre Sünder unter Wagners Gestalten sei Parsifal, der entsagende, Tristan und Siegfried, die freudig genießenden, seien die gesunden Menschen; als eine besondre Verirrung wird die in einigen Opern Wagners spukende Seelenretterei verurteilt; dank allen guten Göttern werde Tannhäuser wenigstens durch Elisabeth, „diese uninteressante junge Person,“ nicht gerettet. Grausamkeiten, z. B. die Prügelstrafe in der Flotte und in Schulen und die Verurteilung von jugendlichen Angeklagten aus dem Volke zu überharten Strafen, werden aufs entschiedenste gemißbilligt; jeder einzelne Fall — die Fälle scheinen nicht häufig zu sein — wird mit einer Schärfe gerügt, und die betreffenden Richter und Vorgesetzten werden in einem Tone angegriffen, den sich bei uns ein Oppositionsorgan — andre als Oppositionsorgane mißbilligen dergleichen bei uns überhaupt nicht — kaum erlauben dürfte.

Selbstverständlich tritt das Blatt für die Größe Britanniens ein und fertigt die engherzigen Radikalen und Sektirer, die Eroberungen sündhaft finden und das Reich auf die britischen Inseln beschränken möchten, als Narren ab. Aber es ist keineswegs für eine ungestüme und unvorsichtige Ausdehnungspolitik. Vor allem empfiehlt es, die guten Beziehungen zu Rußland nach Möglichkeit zu pflegen. Dann hat es zwar die Anklage gegen Cecil Rhodes gemißbilligt und diesen als einen Patrioten gefeiert, auch den ganzen Jamesonprozeß schon darum verurteilt, weil er nur eine Komödie war, aber gleichzeitig auch den Einfall Jamesons getadelt und darauf gedrungen, daß man den Onkel Paul nicht reizen und den Beschwerden der Utlanders abhelfen solle, ohne sich mit den Boeren zu verfeinden; allen über das historisch und vertragsmäßig Berechtigte hinausgehenden Ansprüchen der Engländer und der aufreizenden Weise, wie der Kolonialminister Chamberlain die Angelegenheit zu behandeln pflegte, wurde immer scharf entgegen getreten. Sehr entschieden und klar ist die Stellung der Saturday Review in den indischen Verwicklungen: strenge Beschränkung auf die alten Grenzen! Darin allein liegt ihrer Meinung nach das Heil und die Rettung. Alles Unheil rühre von den Militärs her, die nach „wissenschaftlichen Grenzen“ strebten. Lord Roberts, der ein Buch: Einund-

Digitized by Google

vierzig Jahre in Indien, herausgegeben hat, wird ganz besonders für die an der Nordwestgrenze auftauchenden Gefahren verantwortlich gemacht. Das von wilden unabhängigen Stämmen bewohnte unwegsame Gebirgsland sei eine hinlänglich starke natürliche Schutzwehr zwischen Englisch-Indien und dem russischen Zentralasien. Früher nun habe die angloindische Regierung die weise Politik befolgt, vor diesem natürlichen Wall Halt zu machen, den Gebirgsstämmen ihre Unabhängigkeit zu lassen und durch deren Freundschaft die Schutzwehr gegen Rußland zu verstärken; nur wenn sie räuberische Einfälle wagten, habe man sie durch scharfe Bestrafung die Kraft der englischen Waffen fühlen lassen. Lord Lytton, der 1876 die Regierung Indiens antrat, habe diese weise Politik verlassen, die in Beludschistan mit Erfolg geübte Einmischungspolitik auch auf die ganz anders gearteten Gebiete des nördlichen Pendschab angewendet und eine neue Provinz geschaffen, zu deren Verwalter er den Lord Roberts ernannte. Dieser Verwalter wurde unabhängig gemacht von der Verwaltung des Pendschab und unmittelbar der Zentralregierung unterstellt, und in dieser gewann nun Lord Roberts die Militärpartei für seine Pläne. Dieser mußten sich die nachfolgenden Vizekönige fügen, und die Zivilverwaltung des Pendschab protestirte vergebens gegen die von ihr als unheilvoll erkannte Politik. Der größere Teil der englischen Presse mag das freilich sich und dem Publikum nicht eingestehen, und die Saturday Review hat diese freiwillige Blindheit in der Nummer vom 4. September sehr hübsch verspottet. „Was für eindrucksfähige und wohl unterrichtete Barbaren sind doch diese unruhigen Stämme an unsrer indischen Nordwestgrenze! Man denke nur an alle die Einflüsse, unter deren Einwirkung sie sich empört haben! Da ist erstens der Sultan, wie uns Herr Bambéry — oder warens die Times? — versichert. Dann ihre Freude am Waffenspiel, wie Lord George Hamilton erklärt. Dann der Emir von Kabul; dafür haben wir das Wort des Lord Roberts, und Lord Roberts ist ein ehrenwerter Mann. Dann ist da Ripon mit seiner Fürsorge für den höhern Unterricht in Indien. Dann haben wir den Lord Salisbury; warum hat er nicht, fragt die leidenschaftliche Pythia des Spectator, diesen beschnittenen Hund von Türken an der Gurgel gefaßt und zerschmettert? Hätte er das in Konstantinopel gethan, so hätten sich die Beschnittenen am Chaiberpaß nicht zu rühren gewagt. Da ist endlich Gladstone, der den Sultan einen großen Meuchelmörder genannt hat, was die Pilgerkarawanen, die allwöchentlich vom Chaiberpaß kommen, daselbst gemeldet haben, wie die Times berichten. Wir wundern uns sehr, daß man nicht auch noch viele andre wichtige Einflüsse der Beachtung wert hält. So z. B. den Punch und seine Karrikaturen des Sultans. Dann die Besetzung Ägyptens, die von den freien und unabhängigen Afridiwählern als ein Attentat auf die Unabhängigkeit des Islams empfunden werden muß. Dann den Krieg gegen den Mahdi. Dann den Austausch von Geschenken zwischen dem deutschen Kaiser und dem Sultan, dann unser Common Prayerbook mit seiner unhöflichen Anspielung auf die Türken. Dann die franko-russische Allianz, die natürlich sofort ins Swatland telegraphirt worden ist. Nur eines giebt es, was, wenn man diesen weisen Leuten glauben wollte, auf die Gebirgsstämme keinen Eindruck gemacht hätte, das ist die Besetzung von Orten ihres Gebietes durch englische Truppen. Schrecklicher Gedanke, daß Tausende von ehrwürdigen alten Damen mit dem Glauben an all den Unsinn ins Grab steigen sollen!“ *)

*) Wer die Art und Weise betrachtet, wie viele Fragen unsrer eignen innern Politik behandelt werden, der wird verstehen, warum wir diese Stelle wörtlich mitteilen.

Digitized by Google

In der innern Politik ist zunächst unverändert geblieben der Haß gegen Gladstone, der als ein staatsgefährlicher Schwätzer behandelt wird. Homerule hat die Wochenschrift stets mit Abscheu bekämpft, und jetzt lobt sie das in Irland aufblühende ländliche Genossenschaftswesen, das den Leuten mehr nütze als alle politische Wühlerei. Gegen unberechtigte Ansprüche fanatischer Katholiken wird zuweilen polemisirt, aber stets höflich und anständig und ohne jede Spur von konfessioneller Leidenschaft. Das Manchestertum wird mit Verachtung behandelt,*) die von Deutschland drohende Konkurrenzgefahr vollständig gewürdigt (wobei sich der Haß gegen die Deutschen hinter dem Spott über den Kaiser verbirgt). Aber in einem Punkte hat sich die Haltung der Saturday Review gründlich geändert, in der Behandlung der Arbeiterfrage. Bis vor sechs Jahren wurden die Gewerkvereine mit ausgesprochnem Haß behandelt. Jetzt sieht man in ihnen eine selbstverständliche natürliche Erscheinung und eine daseinsberechtigte Macht, mit der gerechnet werden müsse. Arbeiterausstände werden ganz objektiv besprochen und das Recht und Unrecht beider Teile unparteiisch abgewogen. Als Probe für die jetzige Behandlungsweise teilen wir eine Stelle aus einem Artikel über den Maschinenbauerausstand vom 18. September mit, deren Schluß noch in einer andern Beziehung charakteristisch ist. „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Unternehmer in erster Linie für die Ausdehnung des Streiks verantwortlich sind. Die Londoner Maschinenbauer forderten den Achtstundentag. Die Mehrzahl der Unternehmer bewilligte ihn. Den wenigen, die ihn verweigerten, kam der Unternehmerverband zu Hilfe und sperrte 25 Prozent der in den Provinzen beschäftigten Mitglieder der vereinigten Maschinenbauer aus. Auf diese allgemeine Kriegserklärung konnte der Gewerkverein nicht anders antworten, als mit der Erklärung des Ausstands der übrigen 75 Prozent. So feiern denn jetzt 22000 Vereinsmitglieder und 24500 andre Arbeiter, deren Beschäftigung von der der Maschinenbauer abhängt. Was will nun eigentlich der Unternehmerverband? Will er die Maschinenbauer zwingen, auf den Achtstundentag zu verzichten? Das wäre Unsinn, denn der ist so gut wie thatsächlich durchgeführt. Oder will er den Gewerkverein vernichten? Das kann er möglicherweise durchsetzen, aber um einen furchtbaren Preis, den die ganze Nation zu bezahlen hätte, den Verlust des Maschinenbaues an andre Nationen. Es ist merkwürdig, daß die mächtige Firma, die die Politik des Unternehmerverbandes leitet, einen deutschen Namen trägt.“ (Gemeint ist Herr Siemens der seinen Kollegen durch Heranziehung deutscher Arbeiter zu helfen versprochen hat. Der Vorwärts warnt vor ihm.) Daß es unter den Mitarbeitern der Review keine alten Weiber giebt, die sich vor der Revolution und dem Sozialismus fürchten, versteht sich von selbst; von Umsturzgefahr weiß man in diesen Kreisen nichts und spricht also auch nicht davon.

Wir wissen nicht, wie groß die Zahl der einflußreichen Leute sein mag, deren Politik die Londoner Wochenschrift vertritt, aber diese Politik ist klar und leicht zu verstehen: festhalten und konsolidiren, was man hat, sich zu weitern Erwerbungen nur entschließen, wenn eine unabwendbare Notwendigkeit dazu zwingt, alle Verwicklungen mit auswärtigen Mächten möglichst vermeiden, und im Innern, im Verhältnis und Verkehr der verschiednen Volksschichten mit einander, alles meiden und entfernen, was trennen und gegenseitige Verbitterung erzeugen könnte.

*) Unsre Schutzzöllner sind doktrinär genug, sich darüber zu freuen, daß sogar England Lust bekommt, unserm Export Schwierigkeiten zu bereiten, daß also ihre Doktrin überall in der Welt Recht behält, aber sie sind nicht scharfsichtig genug, zu erkennen, daß diese Doktrin nur so lange gilt, als neben den schutzzöllnerischen Staaten auch freihändlerische vorhanden sind.

Digitized by Google

Einiges von den „Nichts-als-Konsumenten.“ Niemals haben wir den preußischen Verwaltungsapparat schlechter arbeiten sehen als bei den Notständen in den Überschwemmungsgebieten. Es liegt uns ganz gewiß fern, in das öde Raisonnement über Bureaukratismus und Assessorismus in der preußischen Verwaltung an Stelle gesunder, praktischer Selbstverwaltung einzustimmen. Daran, was man damit meint, liegt es gar nicht, wenn sich in Preußen jetzt die Verwaltung angesichts des handgreiflichen Elends in den überschwemmten Orten und angesichts der Summen, die für eine Linderung bereit liegen, ohne verwendet zu werden, so leistungsunfähig gezeigt hat. Wir haben Selbstverwaltung genug in Preußen, so viel, daß es manche Staatsverwaltungsbeamten, wie es scheint, ganz verlernt haben, überhaupt noch zu verwalten, da wo der Staat schnell, ohne Abschätzungen und Abstimmungen, unter allerhöchsteigner Verantwortung seiner dazu berufnen, vereideten und geschulten Diener zugreifen und helfen müßte. Man erzählte freilich schon vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren, daß der Unterschied zwischen dem Arbeiten in Kriegsministerien und dem in den andern preußischen Ministerien hauptsächlich darin bestehe, daß im Kriegsministerium die unter „Cito“ eingehenden Sachen binnen vierundzwanzig Stunden erledigt, in den übrigen Ministerien nach vierzehn Tagen erst angesehen würden. Wir haben das damals im Hohenzollernstaate für unmöglich, für arg übertrieben gehalten, aber in der Militärverwaltung 1870 haben wir freilich gesehen, was schnell arbeiten, schnell verwalten heißt, auch in Geld- und Verpflegungssachen, und wie allein dadurch im Notfall Erfolg erzielt wurde. Der Himmel gebe, daß es hier beim alten bleibt, trotz alles Bureaukratismus und Assessorismus auch in der Militärintendantur von Anno 70. Sollte im Kriegsfall einmal so verwaltet werden, wie man jetzt in der Überschwemmungsfrage verwaltet, so hilft uns das ganze viel gepriesene herrliche Heer nichts, denn nichts verträgt der Deutsche weniger als den leeren Magen. Die berühmten Selbstverwaltungsgesetze haben unsre Zivilverwaltung der Militärverwaltung nicht ähnlicher gemacht. Der leitende Staatsbeamte ist entlastet in der Verantwortung und beschränkt in der Machtvollkommenheit, die zu schnellem Entschluß und energischem Handeln befähigt. Das hochschätzbare Laienelement, das in eigner Sache, niemandem als sich selbst Rechenschaft schuldig, im Entschließen und Handeln keinen Augenblick versäumt, wird leider, wie die Erfahrung reichlich lehrt, wenn es „im Amte“ ist, nur zu leicht doppelt pedantisch, vorsichtig, ängstlich. Wir möchten empfehlen, für die Prüfungsarbeiten der Regierungsassessoren und die staatswissenschaftlichen Seminararbeiten der nächsten Zeit das Thema zu wählen: „Was haben die Kreisausschüsse zur Bewältigung des Notstands in den Überschwemmungsgebieten genützt?“ und: „Haben sie im besondern die Landräte zu schnellen Maßnahmen gegen die dringende Not befähigt und veranlaßt?“ Aber die Sache ist uns viel zu ernst, als daß wir solchen Betrachtungen länger Raum geben dürften, die Thatsache ist zu traurig, als daß man jetzt Lust haben könnte, über die Einzelheiten in unsrer Verwaltungsorganisation zu streiten. Die Hauptschuld liegt auch nicht in diesen Einzelheiten, auch nicht in der Organisation selbst, sondern in dem Geiste, der eingerissen ist in ihrer Leitung und Führung. Man soll sich hüten, diese oder jene Person dafür verantwortlich zu machen. Fürsten und Staatsmänner, die Gewaltiges leisten zum Besten des Ganzen, können, gedrängt durch Widerstände, die sie dabei finden, schädigende Nebenwirkungen ihrer Leistungen vielfach gar nicht vermeiden. Aber wenn diese Schädlichkeiten später das Gute zu überwuchern drohen, dann ist ihre Beseitigung unnachsichtlich zu fordern, der Kampf gegen sie aufzunehmen. Und dazu mahnt nichts so sehr, als das Versagen des preußischen Ver-

Digitized by Google

waltungsapparats gegenüber der Überschwemmungsnot. Hier rächt sich die verhängnisvolle Gewöhnung unsrer Verwaltungsbeamten, nur nach oben zu sehen, alles Thun und Lassen nur nach dem Wink von oben, nur nach der Wirkung, die es oben haben könnte, einzurichten, jeder persönlichen Entscheidung, jedem Handeln nach eignem Erkennen und Ermessen, das man vielleicht scharf nach oben vertreten müßte, weil es dort zunächst nicht der Erwartung entspricht, ängstlich aus dem Wege zu gehen. Wir haben auf diese traurige Gewöhnung oft genug hingewiesen, sie sitzt schon furchtbar fest vom Minister bis zum Landrat, aber sie muß heraus aus der Verwaltung, sonst nimmt es kein gutes Ende. Aber wie ist zu helfen, wer soll helfen? Auf den eisernen Kanzler, der den preußischen Verwaltungsbeamten das Rückgrat unnachsichtlich brach, wo immer sich die bösen Geheimratsüberzeugungen bemerkbar machten, folgte der Kaiser, der sein eigner Kanzler sein will und ist. Es wird viel darüber geschrieben, ob das gut sei und auf die Dauer gehe, und in der Regel erklärt sich das, was man öffentliche Meinung zu nennen pflegt, dagegen. Aber man mag über das persönliche Regieren, oder besser gesagt: Verwalten des Kaisers urteilen, wie man will, den Mangel an eigner Überzeugung und eignem Handeln im höhern Beamtentum, den der eiserne Kanzler, wenn nicht erzeugt, so doch hinterlassen hat, muß und kann der Kaiser nur persönlich wieder herausbringen. Das ist unendlich schwer für ihn als Kaiser, aber es hilft alles nichts, der König von Preußen, der Hohenzoller, muß es fertig bringen, und er kann es fertig bringen, ganz ebenso gut, wie die unter seinen großen Vorfahren, die das preußische Beamtentum zum ersten der Welt erhoben haben, indem sie ihrer eignen Kanzler waren. Wie heute die Dinge liegen, ist nicht daran zu zweifeln, daß das Hilfswerk in den Überschwemmungsgebieten mustergiltig und namentlich mit gleichsam militärischer Schnelligkeit von statten gegangen wäre, wenn der Kaiser persönlich dazwischen gefahren wäre. Es ist schlimm, daß das nötig ist, aber daß es hilft, wenn es geschieht, das beweisen doch wohl hundert Vorgänge alle Jahre. Da gerät alles in schnellstes Tempo, vom Minister bis zum Landrat, da bleiben die „schleunigen“ Sachen ganz gewiß keine vierzehn Tage liegen, auch keine vierundzwanzig Stunden, da wird telegraphirt und telephonirt, auch wenn die Sache weder eilig noch wichtig ist. Aus Bismarckschen Kreisen ist über das Eingreifen der Staatsbeamten neulich geschrieben worden, die Hauptsache wäre versäumt worden, das heißt, daß man mit einem großen Geldsack hingekommen wäre und auf der Stelle bar geholfen hätte, wo das Wasser die Wohnung, den Hausrat, den unentbehrlichen Viehstand, das Getreide und die Kartoffeln zur Nahrung, das unentbehrliche Futter usw. vernichtet, unbrauchbar gemacht oder fortgeschwemmt hätte, und den Leuten das Geld fehlte, sofort selbst Ersatz zu schaffen. Das gerade ist der Notstand, von dem auch wir reden, der sich augenblicklich dringend geltend machende Mangel an dem Notwendigsten bei denen, die kein bares Geld liegen, auch nicht sofort Kredit haben oder ihn nicht zu finden verstehen, ihn vielleicht auch gar nicht brauchen können, weil ihnen die sogenannte Kreditfähigkeit fehlt. Um den in die Millionen gehenden Schaden, den das Wasser außerdem angerichtet hat, und zu dessen Beseitigung eine wohlüberlegte großartige „Aktion“ von Staats wegen nötig ist, handelt es sich zunächst gar nicht. Dort wird auch scharfes Augenmerk nötig sein, daß nicht Dummheiten gemacht werden, aber das hat doch immer wochen- und monatelang Zeit. Bis jetzt hat man sich um die vielen kleinen, dringenden Schäden zu kümmern, die für die armen Leute riesengroß sind und mit dem Herannahen des Winters immer größer werden. Wir haben uns aufrichtig gefreut, daß die Kaiserin selbst in das Überschwemmungs-

Digitized by Google

gebiet gefahren ist und selbst Geldspenden verteilt hat. Das wird ihr nie vergessen werden, ebensowenig, wie der Kaiserin Friedrich ihre erste und einzige Reise in der kurzen Regierungszeit ihres hohen Gemahls, die Reise in das Überschwemmungsgebiet im Posenschen. Aber das kann an den Unterlassungssünden des preußischen Verwaltungsapparats doch nur wenig ändern; sie sind begangen worden und werden weiter begangen werden, bis der Kaiser sich der Sache annimmt. Vielleicht hat der Besuch der Kaiserin diese Wirkung, vielleicht auch nicht. Unmöglich ist es nicht, daß die hohe Frau beruhigt im Sinne der Instanzen dem Kaiser hat berichten können, weil das, was ihr gezeigt worden ist, sie in der That beruhigt hat. Wir wünschten, daß es anders wäre, im Interesse der Notstandsbezirke, aber nicht minder im Interesse der preußischen Verwaltung.

Ist unser Urteil zu scharf? Wir würden uns mit Freuden überzeugen lassen, daß das der Fall sei; aber Schärfe ist am Platze, wo es sich um das Wichtigste und Notwendigste für den Staat und die Nation handelt in dieser Zeit erbitterter Kämpfe der Klassen und der Interessen. Das Beamtentum und sein Geist müssen in solchen Zeiten der Anker sein, der Halt und Gleichgewicht giebt, vor allem in der Monarchie. Das hat mit Recht wiederholt und auch in allerjüngster Zeit wieder Schmoller hervorgehoben, und alle im guten Sinne konservativen und monarchistisch gesinnten Männer sollten der verhängnisvollen Unterschätzung des Beamtentums im Volke entgegenzuarbeiten suchen, zuerst freilich die Beamten selbst durch strenge Selbstzucht, wo immer sich Mängel zeigen.

In hohem Grade zu bedauern ist es deshalb, daß neuerdings von den Hamburger Nachrichten geradezu aufgefordert wird zur Untergrabung des Ansehens des höhern Beamtentums, ja der außerhalb der geschäftlichen Interessengegensätze stehenden gebildeten Teile der Bevölkerung überhaupt. Eines Kleon würdig ist es, wie dieses Blatt, indem es für die kommenden Reichstagswahlen die Parole: Hier Bienen, hier Drohnen! empfiehlt, Mißachtung gegen die Aristokratie der geistigen Bildung zu säen sucht. Die Drohnen, denen der Kampf gilt, sind nach dem genannten Blatte „die Klassen der Bevölkerung, die an dem Gedeihen einer gewinnbringenden nationalen Arbeit nicht interessirt sind," sie bestehen „lediglich in den unproduktiven Elementen, in den »Nichts-als-Konsumenten,« unter denen die Gehaltsbezieher im Staats- und Kommunalamt, die Professoren, Pastoren und viele andre Leute, die gleichwohl auf unser politisches Leben großen Einfluß haben und immer mehr zu nehmen bemüht sind, in erster Reihe stehen." Diesen Drohnen gegenüber wird für die nächsten Wahlen der Zusammenschluß „aller produzirenden Stände, vor allem der Landwirtschaft und der Industrie" verlangt, um die Männer „des praktischen Lebens, die an ihrem Leibe die Früchte der Gesetzgebung, die sie machen, zu spüren bekommen," in die gesetzgebenden Körperschaften zu wählen, namentlich auch zur bessern Erfüllung „der Hauptaufgabe, die dem heutigen Staate gestellt ist, der Bekämpfung und Unschädlichmachung der Sozialdemokratie." Was soll man hier annehmen: fixe Idee oder Versteckenspielen? Durch diese Parole soll die Hauptaufgabe des Staats, die wir anerkennen, die Bekämpfung der Sozialdemokratie, gefördert werden? Wir wollen ganz absehen davon, daß die Parole von der Sozialdemokratie entlehnt ist, wo in wohlverstandnem demagogischem Interesse das Schlagwort „Bienen und Drohnen" seit langer Zeit eine Rolle spielt und noch dazu mit viel mehr Sinn und deshalb auch mit viel packenderer Wirkung. Aber wie kann man sich heute noch, heute, wo der Kampf gegen die Sozialdemokratie eine Hauptaufgabe des Staats geworden ist, so stellen, als ob in der Politik noch immer nur von Unternehmerinteressen die Rede sein könnte, von agrarischen und

Digitized by Google

industriellen Unternehmerinteressen? Ist es nicht der helle Unverstand, heute dem Volke vorzupredigen, daß die Klinke der Gesetzgebung nur diesen Interessen zu dienen habe, wo doch alles darauf ankommt, die Massen von dem sozialdemokratischen Wahne loszumachen, daß der gegenwärtige Staat nur für die Besitzenden vorhanden sei, und daß deshalb mit ihm aufgeräumt werden müsse? Denken mögen das ja noch viele unter den Agrariern und Industriellen, und viele werden deshalb auch der neuen Parole Beifall zollen, aber das auszusprechen ist doch ganz unsinnig, wenn man weiß, wie es heute in der Welt zugeht. Dann weiter: wer sind denn die Professoren, Pastoren und andre Gehaltsbezieher? Sind es nicht durchweg die Jünger der modernen Schule der deutschen Volkswirtschaft, die in Fürst Bismarck selbst den verehrt, der ihr zu ihrer Allgewalt, namentlich in Preußen, verholfen hat? Kein Professor der ganzen Welt hat diese Schule so gefördert, wie Bismarck durch seinen schroffen Übergang von der liberalen Nationalökonomie zur sozialistischen, vom Freihandel zum Schutzzöllnertum, womit er ja teilweise ganz im Rechte war. Das sollten doch auch die Hamburger Nachrichten nicht vergessen. Sie drängen ja den Feinden des Fürsten durch solche plumpe Angriffe geradezu die Waffen in die Hand. Die Geister, die er gerufen hat, lassen sich jetzt nicht mit einem Fußtritt verscheuchen. Sie sind noch Schutzzöllner, aber sie wollen auch Sozialisten bleiben, und mit Richter und Lieber, die der Hamburger Artikel als besonders gefährliche Beispiele nennt, haben die heutigen Professoren, Pastoren und sonstige Gehaltsbezieher gar nichts gemein, nur diese plumpen Angriffe können sie zu deren Bundesgenossen machen. Der Zweck heiligt die Mittel, sollen gewisse Leute gesagt haben, freilich nicht dumme, untaugliche Mittel. Aber bei der Hamburger Paroleausgabe scheint der Zweck die Leute so blind gemacht zu haben, daß sie gegen die allerwichtigsten Grundlagen konservativer Politik Sturm laufen.

Und was ist denn der Zweck, auf den man hinaus will? Wie man hört, finden jetzt Vorberatungen statt zwischen der Regierung und Vertretern des deutschen Landwirtschaftsrats, des Zentralverbands deutscher Industriellen und des deutschen Handelstages, um die „Mittellinie“ zu bestimmen zwischen den Interessengegensätzen in der Wirtschaftspolitik in Rücksicht auf die kommenden Handelsverträge. Da kommt nun alles darauf an, daß die agrarischen Interessenten die Linie möglichst ganz auf ihre Seite hinüberziehen, soweit es sich um die staatliche Sicherstellung der Gutserträge und der Güterpreise auf Kosten der andern Interessentengruppen handelt. Dafür gilt es so viel Industrielle breit zu schlagen, als irgend möglich ist, und der Köder ist der Kampf gegen die Sozialdemokratie und zugleich gegen die Nichts-als-Konsumenten und Gehaltsbezieher. Das Schlagwort zieht ja in gewissen Kreisen unsrer Großindustrie und ihrer Herren Ingenieure immer, und mit Speck fängt man Mäuse, das wissen die Agrarier. Es sollen ja auch schon einige Größen der Großindustrie als Treiber für die agrarischen Fallensteller gewonnen sein. Wahrscheinlich werden sie gute Beute machen, die Herren vom Absperrungssystem zum Nutzen des ostdeutschen Grundbesitzes, und die Treiber werden auch wohl entsprechend abgefunden werden. Auf den deutschen Handelsstand, die Geheimen Kommerzienräte ist, wenigstens nach dem, was der Handelstag zu leisten scheint, offenbar nicht groß zu rechnen, wenn es gilt, sich gegen agrarische Fußtritte aufzulehnen, wie sie ihm seit Jahren reichlich zu teil werden. Ob wohl das deutsche Beamtentum, die Geheimen Regierungsräte ohne Ar und Halm, nicht die im Nebenberuf, noch das Rückgrat dazu haben? Sie werden es zu beweisen haben bei dem Kampf um die „Mittellinie,“ ihr Amt ist es, dem Ganzen zu

Digitized by Google

dienen, unbeirrt durch den Ansturm und die Anmaßung aller „Produzenten“ vom Niederrhein bis zum Pregel.

Ein Ausgleichsvorschlag zur Militärstrafprozeßordnung. Es ist anzunehmen, daß sich der Reichstag gleich zu Anfang seiner nächsten Tagung wieder mit der Frage einer einheitlichen Militärgerichtsordnung beschäftigen wird; da bis dahin eine Bundesratsvorlage kaum festgestellt sein wird, so werden die Parteien Anträge bringen. Diese werden auch parteimäßig lauten, sodaß wieder viel hin und her geredet werden wird, ohne daß die Sache gefördert würde. Die Gegensätze werden sich noch verschärfen, und die Behauptungen von reaktionären Neigungen Preußens werden neue Nahrung erhalten.

Von den drei Gerichtsordnungen, die jetzt im deutschen Heere gelten, ist die bairische die jüngste. Sie beruht auf einem Gesetz vom 29. April 1869 und ist am 6. November 1872 neu veröffentlicht worden. Die älteste ist die württembergische, denn sie stammt schon aus dem Jahre 1818; sie hat auch den kleinsten Geltungsbereich. Den größten hat die zeitlich in der Mitte stehende preußische, aus dem Jahre 1845. Die bairische beruht auf den Grundsätzen der Öffentlichkeit und der Mündlichkeit, während die preußische diese wirklich wertvollen „Errungenschaften der Jetztzeit“ nicht kennt. Nach ihr wird nämlich das ganze zur Entscheidung dienende Material, namentlich auch das Verhör des Angeklagten und der Zeugen, niedergeschrieben und dem Spruchgericht durch Verlesen bekannt gemacht. Die Zeugen bekommt dieses gar nicht zu sehen, sodaß von einem unmittelbaren Eindruck keine Rede sein kann, und selbst der günstige Eindruck, den etwa die Persönlichkeit des Angeklagten macht, ist gegen das Gewicht der schriftlichen Belastung ohnmächtig. Daß zur Schlußverhandlung keine Zuhörer zugelassen werden, ist mehr die natürliche Folge dieses schriftlich vermittelten Verfahrens, als daß heimliches Wesen beabsichtigt wäre. Noch schlimmere Folgen jedoch ergeben sich aus der Schriftlichkeit: große Schwerfälligkeit des ganzen Verlaufs und lange Dauer der Untersuchungshaft. Darunter hat auch der zu leiden, der schließlich freigesprochen wird.

Theoretische Verfechter des preußischen Verfahrens giebt es kaum noch, es schleppt sich in der That nur noch als „Krankheit“ fort. Selbst ein so besonnener und von Oppositionslust freier Mann wie der bekannte Staatsrechtslehrer Laband urteilt von der preußischen Militärgerichtsordnung, sie beruhe „auf gänzlich veralteten, mit den Anforderungen einer unparteiischen, gerechten und sachverständigen Rechtsprechung durchaus unvereinbaren Prinzipien,“ von ihrer Einführung sei Württemberg „verschont geblieben.“ Dieses Urteil mag zu hart sein, aber bei keinem Vergleich ist das preußische Verfahren im Vorteil. Das württembergische kann außer Betracht bleiben, schon wegen der ganz andern Verhältnisse seiner Entstehungszeit. Wohl aber drängt sich zum Vergleich das bairische auf. Dieses wird im Lande sehr hoch gehalten, und nicht bloß von denen, die sich an jedes Reservatrecht klammern. Daß auch die bairische Militärgerichtsordnung mit militärischem Geist und militärischer Zucht vereinbar ist, zeigt der allseitige und allgemein anerkannte Aufschwung der beiden bairischen Armeekorps. In der Sache führt sie schneller zum Spruch, den Angeklagten mit den Zeugen unmittelbar vor das Spruchgericht. Leichtere Fälle werden nicht in die Schablone der schweren gezwängt, Fälle offenbarer Unschuld scheiden sich im Vorverfahren aus. Die Verteidigung ist wirksam gesichert, und für ernste Kontrolle ist die Thür des Gerichtssaales geöffnet, während sie leichtfertiger und skandalsüchtiger Neugierde verschlossen werden kann.

Digitized by Google

Diesen Vorzügen werden sich wohl auch Mängel entgegenstellen lassen, aber wo sind sie jemals ganz zu vermeiden, und ist denn zu hoffen, daß eine noch so sorgfältig und entgegenkommend ausgearbeitete neue Vorlage im jetzigen Reichstage von Flickwerk verschont bleiben wird? Was sich in Baiern mehr als fünfundzwanzig Jahre bewährt hat, eignet sich dazu, auf das ganze Reich ausgedehnt zu werden, da die in Betracht kommenden Verhältnisse überall dieselben sind; es sollte zur En bloc-Annahme vorgeschlagen werden. Man muß sich wundern, daß diese einfache Lösung noch nicht in den maßgebenden Kreisen laut geworden ist. Ein dahin gefaßter Gesetzentwurf hätte auch zahlreiche Präzedenzfälle für sich, bei Gründung des Norddeutschen Bundes und des Reichs wie bei Regelung der reichsländischen Verhältnisse. Im Reichstag würde er schnell durchgehen; selbst die, die gern im Trüben fischen, würden ihm zustimmen müssen, oder sie würden sich augenscheinlich ins Unrecht setzen. Aus preußischer Initiative hervorgegangen, würde diese Lösung die Regierung im eignen Lande stärken, in allen nichtpreußischen Bundesstaaten mit Dank begrüßt und mit Vertrauen vergolten werden. Freilich, diese Früchte würde der Entschluß nur dann tragen, wenn er als freie That erschiene. Noch ist es Zeit dazu. E. K.

Jakob Burckhardts litterarischer Nachlaß. Es wird unsre Leser interessiren, daß, wie ein zuständiger Gewährsmann in der Basler Allgemeinen Schweizer Zeitung mitteilt, von Jakob Burckhardt (dessen Nekrolog wir in Heft 35 gebracht haben) folgende Bücher zu erwarten sind. Erinnerungen an Rubens und Drei Abhandlungen zur italienischen Renaissance (das Porträt, das Altarbild und die Sammler) werden bei Lendorff in Basel erscheinen. Von einer griechischen Kulturgeschichte ist ein Teil annähernd vollendet, der Rest soll nach Burckhardts ausführlichen Notizen von einer andern Hand bearbeitet und hinzugefügt werden.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 56. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im September 1897

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

Fein gebunden 5 Mark 50 Pfge.

Ein bezwingender Humor umspielt alle diese Gestalten, denen man lebhaft jede kleine Herzensregung nachempfinden kann, weil sie alle so wahr geschildert sind. . . . Wo, wie in diesen Erzählungen, die Sprache gleich einem frischen Waldbach über alle Unebenheiten und Steinchen rauher Charaktere mit leichtem heitern Wellengekräusel des Humors dahinfließt, wo sie den einfachsten Lebensverhältnissen ein wahres, klares Antlitz verleiht, da ist dem Leser die Entscheidung in dem heutigen Streit wohl nicht schwer, in dem Streit über die Daseinsberechtigung farbenfroher Malweise des echten Künstlers — und schwarz entwickelter photographischer Blitzlichtaufnahmen des marktschreierischen Dilettanten. (Itzehoer Nachrichten)

. . . Ihr betreffendes Kolorit der altväterischen Zeit in ihrer glücklichen Beschränktheit, in ihrer Schlichtheit und Naivität, ohne das unruhige Hasten unsrer Tage, die Fülle von scharf, zum Teil meisterhaft gezeichneten Charakterfiguren giebt dem Ganzen einen überaus fesselnden Reiz. Es ist ein Buch, das man nicht nur einmal liest, sondern das man von Zeit zu Zeit gern wieder zur Hand nimmt, und dessen Lektüre stets erneuten Genuß bereitet. (Flensburger Norddeutsche Zeitung)

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

von

G. Wustmann

3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

Das prächtige, „altmodische" Liederbuch, das der bekannte Verfasser der „Sprachdummheiten," der Leipziger Ratsarchivar G. Wustmann, mit emsigem Fleiß und feinem Verständnisse aus Almanachen, Taschen- und Deklamationsbüchern, sowie Sammlungen von poetischen Musterstücken aus der Zeit von 1740 bis 1840 zusammengetragen hat, wird uns schon in der dritten Auflage dargeboten, und wir zweifeln nicht, daß es auch diesmal wieder eine große Schar von Freunden finden wird, und zwar nicht nur unter den Alten, sondern auch bei dem jetzt glücklicherweise immer größer werdenden Teile der jüngern Generation, der nicht unbedingt ins Lager der „Modernen" übergegangen ist. Der aus echt deutschem Gemüt entspringende Hauch, durchaus nicht krankhafter oder schwächlicher Empfindsamkeit und Behaglichkeit, der aus diesen Blättern uns entgegenweht, berührt eigentümlich wohlthuend und erweckt eine harmlos-heitere Stimmung, die uns auf Augenblicke dem nervenaufreibenden, auch der heutigen Dichtung ihr Gepräge verleihenden Leben der Gegenwart völlig zu entrücken vermag. (Schlesische Zeitung. Breslau)

Geschichten aus Holstein

Erzählungen

von

Charlotte Niese

Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige

Auch diese neue Sammlung der schnell beliebt gewordenen Erzählerin wird viele Herzen erfreuen. Charlotte Nieses liebenswürdig-behagliches Fabulirtalent, ihr gemütvoller Humor, ihre Gabe, originelle Charaktere, für die sie neben einer besondern Vorliebe auch besondern Spürsinn hat, uns anschaulich zu schildern, ihre lustige Art, das Kleinstadtleben mit seiner beschränkten Enge darzustellen, das alles bewährt sich wieder in diesen sechs hübschen Studien, die sich übrigens auch zum Vorlesen in der Familie trefflich eignen. Alle tragen echt holsteinisches Lokalkolorit. In den ersten beiden und in der vierten Geschichte wendet die Erzählerin mit Geschick die Form der Rahmenerzählung an. Am besten scheinen uns die vierte und fünfte Skizze gelungen, namentlich jene mit ihrem feinen und diskreten Humor, die uns die Geschichte von Einem erzählt, „der nichts durfte." ist ein wahres kleines Kabinettstückchen. . . . Die Ausstattung ist ganz allerliebst. (Nordd. Allg. Ztg.)

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzensammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Aussprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können . . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Grunowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so führt hier das Einzelne zu immer weiterm Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Digitized by Google

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Daraus einzeln:

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Volksausgabe der Hauptwerke

in sechs Bändchen

Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen

Jeder Band broschirt 1 Mark

Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Makkabäer

Jeder Band broschirt 50 Pfge.

Die Bände sind auch in schönem und dauerhaftem dunkelrotem Damasteinband zu haben. Der Einband kostet 60 Pfennige für den Band.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur

wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung für Ärzte und Studirende

von

F. Ahlfeld

Preis broschirt 12 Mk., in Leinwand geb. 13.25 Mk. in Halbfranz geb. 14.50 Mk.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln: 1 Mark
Expedition: Leipzig, Königsstraße 20

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

JUL 12 1927

Digitized by Google